image not available

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT
900000089714

Digitized by Google

Digitized by Google

Göttingische

gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band

auf das Jahr 1856.

Göttingen,
gedruckt in der Dieterichschen Univ.=Buchdruckerei.
(W. Fr. Kästner.)

Digitized by Google

BIBLIOTHEQUE
DE L'[illegible]
DE [illegible]

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. 2. Stück.

Den 3. Januar 1856.

Harlem

Bij A. C. Kruseman. De Geologie van Nederland. Handleiding voor de Besigtigers der Verzameling, welke op het Paviljoen te Haarlem bijeengebragt is, door de Commissie belast met het Vervaardigen eener geologische kaart en Beschrijving van Nederland. Uitgaaf van 1853. VIII und 142 S. in Quart.

Schon bei einer früheren Gelegenheit ist in diesen Blättern (Gött. gel. Anz. 1854. S. 1990) von der Errichtung einer Commission für die geologische Aufnahme von Holland die Rede gewesen. Der rühmlichen Thätigkeit derselben, von welcher bereits zwei Bände von Abhandlungen zeugen, hat man auch die Gründung einer geologischen Sammlung in dem sog. Pavillon zu Harlem zu verdanken, welche nicht allein zur Aufbewahrung der Belegstücke der geologischen Landes-Untersuchung dient, und eine Uebersicht der Massen darbietet, welche den Boden von Holland bilden; sondern auch dadurch, daß sie zweimal in der Woche

Digitized by Google

dem Publicum geöffnet ist, dazu beitragen wird, das Interesse für die geologische Erforschung des Landes zu wecken, und geologische Kenntnisse allgemeiner zu verbreiten. Um nun die Besichtigung jener Sammlung nützlicher zu machen, ist von Seiten der Commission die obige Schrift herausgegeben, die nicht bloß ihrer nächsten Bestimmung vollkommen entspricht, indem sie eine kurze Uebersicht der geognostischen Constitution Holland's und ein Verzeichniß der Sammlung liefert, sondern auch manche Notizen enthält, welche von allgemeinerem wissenschaftlichen Interesse sind. Zu solchen gehört u. a. ein Verzeichniß aller bis jetzt bekannt gewordenen Ueberreste von urweltlichen Vierfüßern — namentlich vom Mammuth, Rhinoceros und Hippopotamus — die sich in Holland gefunden haben, nebst Angabe der Fundorte und der Sammlungen, in denen sie aufbewahrt werden. Es ist dabei bemerkt, daß solche Reste nicht in dem Geschiebe führenden Diluvium vorkommen, sondern hauptsächlich bei Deichbrüchen, durch Herauswaschung aus einer tieferen Lage zu Tage gefördert werden. Eine andere Bemerkung verdient hervorgehoben zu werden, welche die Gleichzeitigkeit der Bildung des aus Skandinavien und des aus den Rheingegenden stammenden Diluviums betrifft. Die Strömungen, welche den nördlichen Theilen von Holland Massen aus Skandinavien zuförderten, stießen mit denen zusammen, welche aus den rheinischen Gegenden Schuttmassen fortführten, womit die südlicheren Theile von Holland zum Theil bedeckt wurden. In den Gegenden des Zusammentreffens der entgegengesetzten Strömungen erfolgte eine Vermengung der Massen. Gerade so zeigt es sich im nördlichen Deutschland, wo im Diluvium vieler Gegenden eine Ver=

Digitized by Google

mengung von aus dem Norden und aus südlichen Gebirgen stammenden Geschieben sich findet. Die Region, in welcher die Vermengung wahrgenommen wird, hat eine verschiedene Breite. Jenseit ihrer nördlichen Grenze finden sich im Diluvium nur nordische Abkömmlinge; so wie über ihre südliche Grenze hinaus, nur aus südlichen Gegenden fortgeführte Geschiebe angetroffen werden.

Die Erweiterung der Harlemer geologischen Sammlung wird ohne Zweifel von Zeit zu Zeit neue Auflagen der obigen nützlichen Schrift veranlassen. H.

Gotha

Fr. A. Perthes 1855. Grammatica Aegyptiaca. Erste Anleitung zum Uebersetzen altägyptischer Literaturwerke nebst der Geschichte des Hieroglyphenschlüssels von Dr. G. Seyffarth, o. Prof. d. Archäol. z. Leipzig. XLVI u. 120 S. in Octav. Mit 92 Seiten Lithographien.

Eine Grammatica Aegyptiaca nach Seyffarthschen Grundsätzen bearbeitet, wird gewiß von allen verschiedenen Parteien mit besonderer Freude begrüßt werden, da dieselbe nun endlich Jeden in den Stand setzen wird, einen sicheren Blick in dieses so vielfach besprochene und von dem Unterz. in verschiedenen Schriften empfohlene System der Hieroglyphenentzifferung zu thun, und sich für oder gegen dieselbe zu entscheiden. Zwar spricht der Verf. in der Vorrede S. VII sich selbst dahin aus, daß seine Grammatik keine Ansprüche auf Vollständigkeit und Fehlerlosigkeit mache und machen könne, aber man möge bedenken, daß sie seit Untergang der ägyptischen Litteratur die erste ist, welche ganze Texte zu erklären lehrt, während

Digitized by Google

Champollion's fleißiges und gelehrtes Werk sich nur an kurzen, aus dem Zusammenhange gerissenen Textstücken versuchte und nie beansprucht hat, einen vollständigen Hieroglyphenschlüssel zu bieten. Der Verf. beruft sich darauf, daß alle jetzt lebenden Aegyptologen Champollions System der Hauptsache nach aufgegeben und das Syllabarprincip angenommen hätten, und daß es erst seit dieser Zeit gelungen sei, die zweisprachigen Inschriften, die Rosettana, Hermapions Obelisken, die Inschrift von Philä, die Tafeln von Abydos und Karnak, sowie eine Menge anderer ganzer Textstücke zusammenhängend zu übersetzen, was ohne den richtigen Schlüssel unmöglich gewesen sein würde. Der eigentlichen Grammatik geht eine kurze Geschichte des Hieroglyphenschlüssels voraus, in welcher einige Arbeiten auf diesem Gebiete nach Gebühr, andere über Gebühr gegeißelt werden; doch wollen wir gern gestehen, daß Alles hier über die Schriften von Young, Champollion, Rosellini, Salvolini, Lepsius, de Rougé, Brugsch, Uhlemann, Boller u. A. Gesagte wahr ist, und im Einzelnen selbst dem Unparteiischsten gerecht erscheinen wird. Der Schlüssel zur Litteratur der alten Aegypter „Jedes Hieroglyphenbild drückt grundsätzlich die Consonanten aus, welche sein Name enthält“ ist von dem Verf. zum Theil seit 1826, vollständig seit 1845 bekannt gemacht und von verschiedenen Seiten anerkannt worden; auf diesem Grundsatze beruht denn auch die vorliegende Grammatik, und das schon vor zehn Jahren lithographirte Hieroglyphenalphabet ist beigegeben und der Grammatik zu Grunde gelegt worden; freilich hat der Vf. seit jener Zeit, wie er selbst offen bekennt, Manches gelernt, und die Fehler und Mängel des Al-

Digitized by Google

phabetes haben in einem besonderen Commentare berichtigt und ergänzt werden müssen. Die Behandlung der Grammatik selbst bietet manches Neue, bisher Unbekannte, namentlich ist die Sprache der alten Aegypter, die *ἱερὰ διάλεκτος*, genau charakterisirt und von ihr gesagt worden (S. 2—4), sie sei eine altkoptische, der chaldäisch-hebräischen Ursprache näher verwandte Sprache gewesen, während Champollion bis zu seinem Tode geglaubt und gelehrt hatte, die Sprache der alten Aegypter sei wenig oder gar nicht vom Neukoptischen verschieden gewesen. Wichtig ist ferner der S. 7 ausgesprochene Grundsatz: „Keine Hieroglyphe, von den astronomisch-mythologischen Anaglyphen abgesehen, kein hieratisches und demotisches Zeichen hat eine symbolische Bedeutung", und somit wird vollständig bestätigt, was der Unterz. schon 1853 in seiner Erklärung der Inschrift von Rosette der Champollionschen Schule gegenüber deutlich ausgesprochen hatte mit den Worten: **Iterum atque iterum repeto lecturis, mea sententia nullam imaginem hieroglyphicam esse symbolicam, omnes exceptis determinativis phonetico uti valere etc.** Als besonders neu erwähnen wir ferner das Bild eines Berges als Unterscheidungszeichen der akrophonischen und syllabarischen Hieroglyphen, ein dem ebräischen Dagesch forte ähnliches Diakriticum S. 11; den Grundsatz, daß viele der Champollionschen sogenannten Determinativa als Substantiva, Adjectiva oder Participia Passivi zu betrachten seien S. 13; daß die Zahlzeichen nicht symbolisch, sondern syllabarisch geschriebene Zahlwörter seien S. 15 ꝛc. Gehen wir nun zu denjenigen Abschnitten über, welche die Nomina, die Pronomina, die Verba, die Ad-

verbia, Präpositionen und Partikeln behandeln, so finden wir auch hier Alles mit einer Sorgfalt und Ausführlichkeit bearbeitet, wie wir dieselbe an keinem der früheren, ähnlichen Hülfsbücher rühmen können; und derjenige, welcher sich alle diese grammatischen Regeln und Formen genau eingeprägt hat, wird mit Hülfe des schon oben erwähnten Alphabetes (Beilage S. 1—92) und bei genügender Bekanntschaft mit der orientalischen, namentlich der koptischen Sprache sich bald in den Stand gesetzt sehen, sich selbst in Hieroglyphenentzifferungen zu versuchen. Dieses Alphabet erklärt 674 Hieroglyphenbilder und die denselben entsprechenden hieratischen und demotischen Zeichen, namentlich in besonderen Unterklassen: Gegenstände des Himmels, geographische Gegenstände; menschliche Figuren; menschliche Figuren mit anderen Hieroglyphen verbunden; menschliche Glieder; Hausthiere und deren Theile; wilde vierfüßige Thiere; Vögel; Insecten mit Zubehör; Schlangen und Fische; Bäume, Sträucher und Pflanzen; Früchte und Sämereien; Bauwerke und deren Theile; Tempel- und Hausgeräthe; Gefäße, Behälter, Körbe, Maaße; Kleider, Gewebe, Geflechte, Schmuck; Gegenstände, die sich auf Spinnen, Weben, Flechten, Sticken beziehen; Ackerbau und Viehzucht; endlich Waffen und Handwerkszeug. Der hierzu gehörende Commentar S. 32—119 behandelt und erklärt die einzelnen Zeichen noch genauer und ausführlicher mit Beifügung von Beispielen, Varianten und Parallelstellen. Der Verf. macht keine Ansprüche auf Vollständigkeit und Fehlerlosigkeit, und so dürfen und wollen wir gestehen, bei Erklärung einzelner Zeichen nicht vollständig mit ihm einverstanden zu sein, wodurch die hohen Verdienste des Verfs jedoch

nicht im Geringsten werden geschmälert werden können. Um nur ein Beispiel anzuführen, so soll No 125 Auge mit Wange צור Aegyptus bedeuten, weil die Wange koptisch KOYP hieß; aber der Nachweis, daß in der altägyptischen Sprache צור Aegyptus bedeutet habe, hätte geführt werden sollen; besser scheint dem Unterzeichneten die schon früher gegebene Erklärung durch Kah-Ptah (Auge und Berg), d. i. Land des Gottes Phtha d. i. Aegypten, welchem Namen das griechische Ἡφαιστία entspricht, da Phtha und Ἥφαιστος eine Person waren (Φθᾶ, οἱ δὲ Ἕλληνες Ἥφαιστον, Euseb. praep. ev. III, 11, pag. 115 ed. Col.). — Besonderes Lob verdient es aber, daß überall in der ganzen Grammatik auf die abweichenden Lehren, Regeln, Erklärungen und Uebersetzungen Champollions Rücksicht genommen ist, und daß dieselben mit der größten Sorgfalt und aufs Scharfsinnigste berichtigt und theilweise widerlegt sind.

Wollte man schließlich die Frage aufwerfen, ob es denn nun möglich sei, nach der vorliegenden Grammatik ganze Textstücke zu übersetzen, und ob diese Uebersetzungen einen logischen Sinn darbieten, so beantwortet der Verf. diese Frage durch ein zweites gleichzeitig erschienenes Buch:

Theologische Schriften der alten Aegypter nach dem Turiner Papyrus zum ersten Male übersetzt von Dr. G. Seyffarth. Gotha (Fr. A. Perthes) 1855. VIII u. 120 S. in Oct.

in welchem nach dem in der Grammatik aufgestellten Systeme ganze Stücke, namentlich der erste Abschnitt des Todtenbuches, ferner einige kürzere Abschnitte, welche das Todtengericht, Orion, die Fürsten im Lande der Gerechtigkeit, den Schöpfer des Getreides und das himmlische Hauswesen be-

handeln; dann ein Hymnus an die Sonne auf einer Stele zu Berlin, die Inschrift der Katakombe des Amos bei Elithyia, das Idol von Thorda in Ungarn, der Sarkophag aus Memphis im k. k. Museum zu Wien, der Reliefsarkophag im akademischen Museum zu Leipzig, die zweisprachige Inschrift von Philä, die Inschrift von Rosette, der Obelisk in Rom, die Tafeln von Abydos und Karnak und einige bisher unedirte koptische Urkunden und Handschriften übersetzt worden sind. Zum Beweise, daß der Unterzeichnete nach demselben Systeme schon früher übersetzt hat, und daß seine Uebersetzungen jetzt durch die Seyffarths bestätigt worden, sei es erlaubt, die Uebertragung derselben dem Osiris geweihten Inschrift nebeneinanderzustellen.

Der Unterz. „Todtengericht bei den alten Aegyptern." Berlin 1854, S. 15: „Osiris, der allgütige Gott (Agathodämon), der Herr des Lebens, der große, mächtige Gott, König in Ewigkeit, Schöpfer der Gesammtheit der Länder und Himmel, Weber des reichen Gürtels der Länder, der große Gott, Herr der lieblichen Stadt Abydos, Beherrscher seiner Sclaven zu allen Zeiten."

Seyffarth a. a. O. S. 26: „Dieß ist der Hochheilige (Osiris), das heilige Wesen, der Herr des Lebens, der Gott der Götter, der Fürst in Ewigkeit; der Schöpfer des Weltalls und des Jenseits, der Weber Alles, was wandelt auf Erden; der Gott der Götter, der Herr von Abydos, der lieblichen Stadt, der Führer seiner Knechte in allen Zeiten."

Uhlemann.

W i e n

bei Carl Gerold u. Sohn. 1855. Grundzüge der österreichischen Finanz-Gesetzkunde von Alois Dessáry. VIII u. 400 S. in Octav.

Der Verf. sagt mit Recht in der Vorrede: „Es gibt nicht leicht einen zweiten Gegenstand der im In= und Auslande in weiten Kreisen seit einer Reihe von Jahren die Gemüther so sehr erregte und die Tagesschriftsteller so lebhaft beschäftigte, als das österr. Finanzwesen, — ein Zeichen seiner weit reichenden Bedeutung. Es ist eben eine jener Krisen hereingebrochen, vor denen sich nach gewaltsamen Erschütterungen die gesündesten Staaten zuweilen nicht erwehren können; und vollends die Neugestaltung Oesterreichs hat die herkömmlichen Grundlagen jeder Combination verrückt. Die Urtheile über diesen hochwichtigen Gegenstand sind sehr verschieden, je nach dem Standpunkte und der Sachkenntniß des Beurtheilers und Rathschläge und Wünsche für eine Besserung der dermaligen Zustände lösen jene Besorgnisse ab, welche theils aus ernstlich gehegten, theils aus vorgespiegelten Befürchtungen abgeleitet werden. Wäre das frühere Regierungssystem der Oeffentlichkeit der Finanzverwaltung nicht zu sehr entgegen gewesen, es wäre kaum möglich, daß sich bis heute nicht geläutertere Ansichten über das österr. Finanzwesen geltend gemacht hätten; und es scheint daß hierin die Gegenwart nur die Schuld der Vergangenheit büßt."

Um nun die über diesen Gegenstand verbreiteten Ansichten zu läutern und namentlich den Studirenden ein Werk an die Hand zu geben, aus welchem sie sich darüber Raths erholen könnten, schrieb der Verf. das vorliegende, nett ausgestattete und auch sehr inhaltsreiche Buch. Als Finanzrath in kais. österr. Diensten war er hiezu auch völlig befähiget und berufen, und es wäre nur zu wünschen: daß der Titel des Buchs mehr seinem wahren Inhalte entspräche, der nichts

weniger als ein bloßer Auszug aus positiven Gesetzen ist, wie dieß doch aus dem Titel fast nothwendig gefolgert werden muß.

Ja wir glauben selbst, daß der Verf., obschon er in der Vorrede eine eigentliche Kritik des österr. Finanzwesens als außer seinem Berufe liegend bezeichnet, hin und wieder über dem Raisonniren das Referiren fast vergessen hat und daß er besser gethan hätte, die österreichischen Zustände dem Leser vorzuführen, statt Parallelen zwischem dem, was dieser oder jener Professor lehrt, und dem, was das österr. Finanz-Ministerium entweder vorlängst schon gethan oder noch jetzt thut, zu ziehen.

Uebrigens kann nicht geläugnet werden, daß der Verf. durch Klarstellung finanzwissenschaftlicher Begriffe sich auch in theoretischer Hinsicht ein Verdienst erworben hat.

Nachdem er die Quellen der österr. Finanz-Gesetzkunde angedeutet und eine statistische Uebersicht der Produktionsquellen der österr. Monarchie (auf Grund des statistischen Bureau's aus den Jahren 1846—1850) gegeben hat, bespricht er (§. 4.) die Bedeutung des Finanzwesens, (§. 5.) das Verhältniß des Finanzwesens zur Wissenschaft und (§. 6.) den Einfluß desselben auf anderweitige Staatseinrichtungen, namentlich auf das Justizwesen.

Sonderbar klingt die im §. 5. gemachte Bemerkung: „der Grund, warum das Finanzwesen der meisten, wo nicht aller gegenwärtigen Staaten mit den umlaufenden Theorien der Finanzwissenschaft collidirt (?), liege zunächst darin, daß die Staaten sich nicht nach den Wissenschaften gebildet, sondern aus sich selbst thatsächlich entwickelt haben, während die Staatswissenschaften erst auf die schon gegebenen Verhältnisse der vorhandenen

Staaten gebaut wurden." Man sollte im Gegentheile meinen, die Staatswissenschaften müßten eben weil sie erst auf die schon gegebenen Verhältnisse der vorhandenen Staaten gebaut wurden, mit der Regierungspraxis vollkommen übereinstimmen. Dieß würde auch ohne Zweifel der Fall sein, wenn obige Prämisse richtig und nicht vielmehr die Abstraktion von dem Thatsächlichen der Ausgangspunkt so vieler wissenschaftlicher Deduktionen wäre.

Der erste Abschnitt, der auf diese einleitenden Erörterungen folgt, handelt von dem Staats-Erfordernisse (§. 7—14), der zweite von den Mitteln zur Bestreitung des Staats-Aufwandes (§. 15—57.), der dritte von den Maßregeln zum Schutze und zur Sicherung des Staats-Vermögens und Einkommens (§. 58—62.), der vierte von dem Staats-Kreditwesen (§. 63—90), der fünfte von dem Staats-Rechnungs- und Kassenwesen (§. 91—108), der sechste von der Verwaltung des Finanzwesens (§. 109—126). Den Anhang bildet eine Uebersicht der österr. Staats-Einnahmen und Ausgaben in den Verwaltungsjahren 1845—1853, woraus wir in Kürze bloß folgende Zahlen hervorheben. Im J. 1845 ertrug die Grundsteuer 36,922,528 fl. C. M.; im J. 1853 dagegen 60,000,224 fl.; die Häusersteuer 1845: 4,356,842 fl., 1853 9,593,253 fl.; die Erwerbsteuer (von der Ausübung gewisser Gewerbe erhoben) 1845: 2,840,491 fl., 1853: 8,448,334 fl. — Die Gesammtsumme aller direkten Steuerbezüge war im J. 1845: 46,751,127 fl., im J. 1853: 84,722,657 fl.; sie hatte sich also während der dazwischen liegenden 8 Jahre nahezu verdoppelt. Die indirekten Abgaben (Verzehrungssteuer, Zollgefäll, Salzgefäll, Tabakgefäll, Stempeltaxe und

Eigenthums-Uebertragungs-Gebühren, Lottogefäll, Postgefäll, Mauthgefäll u. a. m.) trugen im J. 1845 insgesammt 94,347,667 fl., im J. 1853 dagegen 130,288,412 fl. ein. Die Einnahmen aus dem Staatsgüter-Verkaufe, aus der Staatsgüter-Bewirthschaftung, aus der Vakanz geistlicher Pfründen, aus dem Betriebe der Staats-Eisenbahnen und Staats-Telegraphen, endlich aus dem Münz- und Bergwesen und aus den Staatsfabriken fiel von 4,720,728 fl. im J. 1845 auf 2,709,732 fl., was vorzugsweise aus der Zubuße sich erklärt, womit der Staat seine Bergwerke theils in Betrieb erhält, theils vermehrt und die im J. 1853 sich auf 2,577,446 fl. belief, während der Ertrag des Bergwesens (wozu auch die Staats-Forsten gehören), noch im J. 1849 mit 1,103,270 fl. ausgewiesen erscheint. Unter den außerordentlichen Einnahmen erscheint im J. 1849 der Erlös von 511,300 fl. für das den ungarischen Insurgenten abgenommene Bergsilber, ferner der 1,894,169 fl. im Werthe betragende Metallfond der zur Deckung der ungarischen Ein- und Zwei-Gulden-Noten vorhanden gewesen, endlich eine von Sardinien geleistete Kriegsentschädigung im Betrage von 1,976,102 fl. und der bei der Umwechslung dieses in Silber bezahlten Betrages in österr. Papiergeld so wie bei der Umprägung der bezüglichen Münzen erzielte Gewinn von 46,027 fl. Im J. 1850 und 1851 erscheinen gleichfalls sardinische Kriegsentschädigungen sammt Nebengewinn im Gesammtbetrage von 14,007,991 fl. (1850) und 16,582,951 fl. (1851); in den Jahren 1852 und 1853 kommen Kriegsentschädigungen, welche Toskana und der neapolitanische Hof bezahlen mußten (im Gesammtbetrage von 1,373,142 fl. C. M.) und in den Jahren 1851 und 1852 Geschenke im Betrage von 2,301,192 fl.

vor, welche die österr. National-Bank dem Staate in der Gestalt einer Verzichtleistung auf die 3 p. Ct. Zinsen der in ihre Kassen eingegangenen Staatskassen-Anweisungen und Reichsschatzscheine machte. Die Gesammtsumme aller Staatseinnahmen im J. 1853 übersteigt jene vom J. 1845 um 76,570,671 fl. C. M. Dagegen übersteigt aber auch die Gesammtsumme aller Staats-Ausgaben im J. 1853 jene vom J. 1845 um 141,027,961 fl. C. M., weßhalb auch im ersteren Jahre ein Deficit von 56,823,635 fl. sich ergab, während am Ende des J. 1845 ein Ueberschuß im Betrage von 7,611,456 fl. in den Staatskassen verblieben war. — Was nun den eigentlichen Inhalt des Buches betrifft, so ist derselbe überaus lehrreich, da der Verf. das Chaos der einschlägigen Gesetze und Verordnungen einigermaßen zu sichten und zu ordnen mit Erfolg bestrebt war und namentlich Fachgelehrte werden demselben für die Mühe Dank wissen, womit er ihnen die eigene Sammlung und Sortirung der erwähnten Publikationen entbehrlich gemacht hat. Wo aber der Verf. das Gebiet der positiven Thatsachen, auf dem er sich allerdings trefflich zurecht gefunden hat, verläßt, um sich in theoretischen Bemerkungen zu ergehen, da merkt man sogleich, daß er sich auf einem ihm minder bekannten Terrain bewegt.

So heißt es S. 16: „Staatszweck ist Alles, was durch die Vereinigung zum Staatsleben angestrebt wird und außer dem Staatsverbande gar nicht oder nicht mit gleichem Vortheile erreicht werden kann.“ Und weiter unten heißt es: „Nichts zwingt zur Annahme, daß der Staatszweck nicht weiter reichen könne, als bei der ursprünglichen Staatenbildung durch Vereinigung vieler Menschen zunächst erzielt werden wollte.“ — Man sieht, der

Verf. ist ein Anhänger der Rousseau'schen Vertrags-Theorie; doch nimmt er Anstand, die Consequenzen dieser Theorie darzulegen. Er spielt vielmehr die ganze Frage vom Staatszwecke auf eine andere Basis hinüber, auf die des objektiven Utilitäts-Prinzips nämlich, und meint, der Staat habe stets jene Zwecke zu verfolgen, die er der jeweiligen Kulturstufe des Volkes eben angemessen erachtet. Völlig klar scheint er sich übrigens selbst hierüber nicht geworden zu sein. Denn S. 19 heißt es wieder: „Dasjenige, wozu die Kräfte der Privaten (Individuen und Gesellschaften) genügen, kann nicht zu den Bedürfnissen der Gesammtheit des Staates gezählt werden, weil zur Befriedigung solcher Bedürfnisse die Staatsverbindung nicht besteht und nicht nöthig ist.“ — Sehr beachtenswerth ist die vom Verf. S. 178 gemachte und im §. 90 des Weiteren erörterte Mittheilung, daß die separaten Grundentlastungs-Fonds, deren Bildung in jedem einzelnen Kronlande durch kais. Befehl verfügt ward, in der That gar nicht existiren, sondern daß die dafür bei den einzelnen Landeskassen eingehenden Gelder sogleich als Staatseinkünfte in Rechnung gebracht und zur Bestreitung der laufenden Staatsauslagen verwendet werden, wogegen der Staat die Verpflichtung übernimmt, die fällig werdenden Grundentlastungs-Obligationen von Jahr zu Jahr einzulösen und bis zu ihrer Amortisation mit nur 5 Procent zu verzinsen. Das heißt mit anderen Worten: die österr. Finanzverwaltung contrahirt alljährlich bei den Direktionen der verschiedenen Grundentlastungsfonds Darlehen im Betrage von mehreren Millionen gegen den mäßigen Zins von 5 p. Ct., wogegen sie freilich das Ausgaben-Budget der nächstkommenden Jahre, abgesehen von

den ebenerwähnten Interessen, auch mit sehr beträchtlichen Amortisations-Auslagen belastet.

Wir erwähnen dieser Mittheilung des Verfs darum ausdrücklich, weil das darin bezeichnete Verfahren wohl nur den wenigsten Inländern, geschweige denn Ausländern bekannt sein dürfte und doch ohne Zweifel auch für die Wissenschaft der Statistik sowohl als der Finanzpolitik von Belang ist. Ihrer Naivität willen merkwürdig ist die S. 178 gemachte Bemerkung: „daß wenn gleich bei den sogenannten Perpetuitäten die Rückzahlung des Kapitals von Seiten des Staates ad calendas graecas verschoben ist, doch dem Gläubiger der augenblickliche Rückempfang des dem Staate dargeliehenen Kapitals dadurch ermöglicht bleibt, daß jeder Private anstatt des Staates solche Papiere nach dem Börsenwerthe einzulösen bereit ist.“ Fast scheint es, als wüßte der Verf. gar nicht, daß in Oesterreich der Börsenwerth der meisten Perpetuitäts-Papiere hinter ihrem Nominalwerthe, zu dem sie eben vom Staate emittirt worden, weit zurücksteht und daß tagtäglich Fälle vorkommen, wo Private sich weigern, solche Papiere auch nur zum Börsenwerthe einzulösen. Derlei Blößen gibt sich der Verf. überhaupt an manchen Stellen seines Buches, was übrigens dem Werthe desselben keinen wesentlichen Eintrag thut. Namentlich ist das Kapitel, welches von den Staatsschulden handelt, sehr übersichtlich gearbeitet, und der Verf. war auch bemüht, die in Bezug hierauf cursirenden Irrthümer möglichst zu berichtigen.

Lückenhaft ist leider dasjenige, was der Verf. in Bezug auf die Zeit und Art der Entstehung der verschiedenen Staatsauflagen mittheilt. So hat er z. B. die direkten Steuern dabei gar nicht berücksichtiget, obschon es ohne sonderliche

Mühe hätte geschehn können und sicher manchen Nutzen gestiftet hätte. Denn in mehreren Kronländern hat die ältere Steuerverfassung noch dermalen eine hohe praktische Bedeutung, sobald es sich um Erhebungen über den früheren Werth der dort gelegenen Güter und über die Natur vorkommender Steuerexemtionen handelt. Ein Irrthum, welchen wir schließlich aufzudecken nicht umhin können, ist die vom Verf. S. 184 ausgesprochene Meinung: als könnten in Folge des gesunkenen Papierwerthes und der sonach erfolgten Steigerung des Preises der Bodenprodukte die Grundbesitzer auch eine nominelle Erhöhung ihrer Steuerleistung um soviele Procente, als um welche die Preise jener Produkte aufgeschlagen haben, ohne Gefahr ertragen. Denn die Preise vieler Artikel, deren Anschaffungskosten von dem Ertrage des Grundbesitzes abzuziehen sind, damit das wahre, reine Einkommen sich herausstellt, sind noch mehr im Preise gestiegen, als die bezüglichen Bodenprodukte, und es kann daher aus dem Umstande, daß der Reinertrag der Grundstücke nunmehr ein höherer ist, als früher, keineswegs mit Bestimmtheit gefolgert werden, daß der Bauer, der z. B. im Jahr 1847 hundert Gulden aus dem Verkaufe seiner Bodenprodukte gelös't hat, jetzt aber 130 fl. daraus lös't, deßhalb auch eine Steuererhöhung von 6 bis 7 Gulden vom Hundert des reinen Bodenertrags ohne alle Gefährdung seines Haushalts vertrüge.

Dr. H. Ign. Bidermann.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

3. Stück.

Den 5. Januar 1856.

Die phönikische Inschrift von Sidon.

Phoenician Inscription of Sidon (Extract from the Journal of the American Oriental Society, Vol. V, p. 227—259). Mit einem Steindrucke.

Marburg

N. G. Elwert's akademische Buchhandlung 1855. Zwei Sidonische Inschriften, eine griechische aus christlicher Zeit und eine altphönicische Königsinschrift zuerst herausgegeben und erklärt von Franz E. C. Dietrich, Dr. der Phil. u. Theol., ord. Prof. in Marburg. VIII u. 127 S. in Octav. Mit vier Abbildern.

Bemerkungen über eine phönikische Inschrift eines am 19. Januar 1855 nahe bei Sidon gefundenen Königs-Sarkophag's. Von E. Rödiger (in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 1855, S. 647—659. Mit einem Steindrucke).

Leipzig

Verlag von S. Hirzel 1855. Die Grabschrift

des Eschmunazar. Untersucht von Dr. Ferd. Hitzig. VI u. 56 S. in Octav.

Die Zeitungen in unserer Nähe brachten zuerst um letzte Ostern die Kunde, eine große und wohlerhaltene phönikische Inschrift sei in der Nähe des heutigen Ssaidâ oder des alten Sidon gefunden, und bald waren alle irgend etwas bedeutenderen Zeitungsblätter mit einigen vorläufigen Nachrichten über die Art und Weise dieses Fundes angefüllt. Wir sind jetzt auch im wissenschaftlichen Gebiete an so viele unrichtige Zeitungsnachrichten gewöhnt, daß man ohne eigene nähere Gewißheit zu empfangen, auf sie wenig zu hören hat. Allein diesmal ist wirklich ein Grabdenkmal wieder aufgefunden, welches zu den wichtigsten Zeugnissen alter Geschichte gehört und, sobald es wohl entziffert vorliegt, für unsre wissenschaftliche Erkenntniß des phönikischen Alterthumes und anderer mit diesem verwandten von vielfachem Nutzen werden kann. Phönikische und punische Inschriften kommen zwar in den neuesten Zeiten in immer größerer Anzahl wieder ans Tageslicht; eine große Menge neupunischer, welche aus besonderen Ursachen schwerer zu entziffern sind, hat der Unterz. in dem auch in besonderm Abdrucke erschienenen Aufsatze dieser G. Anz. 1852, St. 172—175 erklärt: aber an größeren Inschriften, welche zugleich sicher untersucht und von allen Forschern selbst an Ort und Stelle oder doch nach zuverlässigeren Abbildern eingesehen werden konnten, war bis jetzt ein desto empfindlicherer Mangel. Die Inschrift von Marseille, welche der Unterz. ebenfalls in einer besondern Abhandlung 1848 erklärte, war bisher die einzige der Art: jetzt tritt ihr mit der zu Sidon selbst wieder aufgegrabenen eine andre zur Seite, welche sie noch in mancher Hinsicht

übertrifft. Während der Stein von Marseille oben und unten viel beschädigt und verstümmelt ist, sehen wir hier eine auf dem Deckel eines alten Königssarges wohl erhaltene Inschrift von 22 langen Zeilen und gegen 1000 Buchstaben, welche nur beim Nachgraben einige allerdings sehr zu bedauernde Beschädigung erlitten hat; und während die massilische Inschrift mehr nur aus einigen wenig veränderten großen Sätzen oder Vorschriften besteht, gibt die sidonische eine zusammenhangende längere Rede mannichfaltigeren Inhaltes. Dazu ist sie die erste dieser Art, welche auf dem eigentlichsten Boden auch des höchsten phönikischen Alterthumes wiedergefunden ist: und wir können nun desto mehr hoffen, daß dort noch manche ähnliche und vielleicht sogar solche, die aus den ältesten Zeiten abstammen, aus dem alten Dunkel wieder emportauchen werden. Warum verwendet man in den neuesten Zeiten nur auf assyrische, babylonische, persische Aufgrabungen ungeheure Geldausgaben? liegen phönikische, kyprische, palästinische nicht noch viel näher und sind für uns nach mancher Seite hin noch wichtiger?

Ein Gefühl der Wichtigkeit dieses Fundes verbreitete sich denn auch alsbald vom ersten Tage der Entdeckung an: weil aber die auch wissenschaftlich sehr gebildeten amerikanischen Glaubensboten de Forest, van Dyck, Thomson, die nächsten etwas sachkundigeren Männer an Ort und Stelle waren, so gelangten durch sie zwei Abschriften zuerst nach Nordamerika an dortige gelehrte Gesellschaften: und schon im April veröffentlichte man dort diese Abschriften durch Steindruck. Eine dritte Abschrift ward an den bisherigen preußischen Gesandten in London, Geh. Rath Bunsen gesandt, welcher sie zunächst an Hn Prof.

Dietrich in Marburg überließ; eine vierte kam nach Paris in die Hände des sowohl um den sichern Erwerb als um die Herausgabe und Erklärung solcher Denkmäler hochverdienten Duc de Luynes. Während nun über den Besitz des sidonischen Königssarges selbst alsbald ein kleiner diplomatischer Streit zwischen Constantinopel, London und Paris entstand und die Inschrift mit dem Sarge einige Zeit fast wieder in ein Dunkel zurücksank, beeilte man sich in Amerika und in Deutschland so schnell als möglich Abdrücke der bloßen Abschriften zu verbreiten. Bei der Verfertigung dieser Abschriften mögen jene Glaubensboten mit der ihnen leicht möglichen größten Genauigkeit verfahren sein: allein schon daß sie unter einander an vielen Stellen nicht genug übereinstimmen, zeigt wie wenig sie die Urschrift selbst ersetzen können; und wiewohl die eine dieser näher folgt als die andre, hat doch auch die beste unter ihnen ihre Fehler und Unzulänglichkeiten. Man kann daher der Wissenschaft Glück wünschen, daß der Königssarg noch bald genug von dem edelmüthigen Duc de Luynes in Paris erworben, von ihm auch der Inschrift nach sorgfältig untersucht und beschrieben, und noch dazu von ihm zum öffentlichen Gebrauche im Louvre bestimmt ist; wie derselbe auch die besondre Güte hatte, einige zuverlässige Lichtbilder der Inschrift verfertigen und unter die nächsten Fachkenner vertheilen zu lassen.

Wir können es nun recht wohl billigen, daß man sich von so vielen Seiten her beeifert hat, die, wenn auch unvollkommneren Abschriften der Inschrift so schnell als möglich durch den Druck Allen zugänglich zu machen: die, welche einen näheren Antheil an solchen Entdeckungen nehmen,

können dadurch wenigstens vorläufig sich eine allgemeine Vorstellung über den Inhalt der Schriftstücke bilden. Allein daß man zugleich so ungemein sich beeilt hat, die neue große Inschrift auch übersetzt und erklärt den Lesern vorzulegen, können wir weniger billigen. Zwar sind es nicht sowohl die zerstreuten Unvollkommenheiten der Abschriften, welche das Ungenügende der meisten dieser Erklärungsversuche verursacht haben: das Wenige was man aus der Urschrift zuverlässiger erkennen kann, würde diese Versuche nicht eben viel anders gemacht haben. Allein die Aufgabe phönikische Inschriften sicherer zu verstehen oder gar vollständig übersetzt den vertrauensvollen Lesern vorzulegen ist noch immer eine so schwierige, daß jede Uebereilung und jeder nicht ganz reine Wetteifer dabei sehr viel schaden kann. Nun ist es zwar richtig, daß die vorliegende Inschrift diese Aufgabe nach manchen Richtungen hin unerwartet zu erleichtern fähig ist: sie ist im Ganzen so wohl erhalten; sie beginnt gerade vorne mit leichter zu verstehenden Worten, Namen und Sätzen, die sich dann weiterhin noch einmal fast unverändert wiederholen; und man glaubt leicht Alles verstehen zu können, wenn man nur die ersten Zeilen etwas sicherer versteht. Allein die Schwierigkeiten häufen sich hier dennoch bald genug außerordentlich, auch wenn es sehr leicht zu sehen ist, daß der in diesem Sarge zur Ruhe gelegte sidonische König Eschmûn'azár hieß. Was nützt es nun vollständige Uebersetzungen und Deutungen in die Welt zu entlassen, welchen der Leser, er mag noch so viel Vertrauen haben, doch nicht sicher vertrauen kann? was sich damit so sehr zu beeilen, als ob eine seit zwei bis drei Jahrtausenden verdunkelte Inschrift nicht noch ein paar

Wochen oder Monate länger warten könne bis sie dem Leser nach zuverlässigerem Verständnisse vorgelegt werde? Besser in solchen Fällen etwas warten, als die Welt mit Versuchen überschütten, die doch, wie ein wenigstens dunkleres Gefühl jedem leicht sagen könnte, nicht recht haltbar, ja zum größern Theile noch ohne allen rechten Grund sind. In den oben verzeichneten Schriften liegen fünf Uebersetzungen und Erklärungen vor, von denen nur éine so bescheiden ist, nicht vollständig sein zu wollen. Eine sechste befindet sich im Octoberhefte der Revue archéologique von der Hand des Duc de Luynes, welcher als Besitzer des Denkmales das nächste Recht hat, eine solche zu geben: die dazu gehörige gelehrte Erläuterung ist aber dort nicht erschienen, und wohl überhaupt noch nicht gedruckt. Von andern Versuchen sogar in gewöhnlichen Zeitungsblättern solche Uebersetzungen nach den ersten besten Selbsteinfällen unter großer Täuschung der Leser zu geben, schweigen wir hier lieber völlig.

Es ist jedoch hier nicht der Ort, das Verständniß der ganzen Inschrift zu geben, welches ich für das richtige halte: ohne vieles Einzelne sehr bestimmt weiter auszuführen, läßt es sich nicht wohl geben; und ich gedenke es bald an einem viel passenderen Orte und im Zusammenhange mit noch einigen andern Inschriften zu veröffentlichen. Hieher gehört es nur, unsern Lesern eine kurze Uebersicht des wissenschaftlichen Inhaltes und Werthes der oben genannten Schriften mitzutheilen; und ich thue dieses gerade hier um so lieber, da ich in der eben verheißenen ausführlichen Abhandlung rein die schwierigen Sachen selbst zu erörtern habe ohne von den bisherigen Versuchen sie zu verstehen noch besonders reden zu müssen.

Die erste Schrift enthält trotz ihres kleinen Umfanges nicht weniger als zwei vollständige Uebersetzungen und Erklärungen der Inschrift, von den Herren E. E. Salisbury und William W. Turner in Amerika. Sie erschienen, wenn auch in Europa etwas später bekannt werdend, doch gewiß als die frühesten Versuche: was den deutschen Lesern nach den zuvor mitgetheilten Umständen nicht auffallen kann. Auch enthalten sie erfreuliche Beweise von dem Eifer, womit man neuestens auch in Amerika alle solche wissenschaftliche Bestrebungen verfolgt. Aber freilich ist hier der gute Wille mehr zu loben als das Ergebniß: nicht nur weichen beide Versuche unter einander sehr ab, sie gehen auch von manchen sehr unsichern oder ganz unrichtigen Annahmen hinsichtlich des Lesens der phönikischen Schriftzüge und der Sprache selbst aus; und man sieht zuletzt nur wie äußerst schwierig diese Dinge doch noch sein müssen und daß aller Anfang sehr schwer ist. Wir wollen daher hier nicht von der Entzifferung der Buchstaben und Worte weiter reden, wie sie hier doppelt vorliegt: nur eine geschichtliche Vermuthung, auf welche man in der That leicht kommen kann und die hier zuerst ausgesprochen ist, wollen wir etwas näher berücksichtigen. In einer dieser zwei Abhandlungen wird nämlich als wahrscheinlich angenommen, daß die Inschrift um die Mitte des vierten Jahrh. vor Chr. verfaßt sei, weil der sidonische König Tennes von dessen seltsamen Unternehmungen und Geschicken Diodor von Sicilien Gesch. 16, 41—45 hinlänglich klar redet, der Vater unsres Eschmûn'azâr sei. Dieser Vater heißt nach der Inschrift תבנת: man kann dieses Tabnit oder Tabûnat oder auch Tibnat aussprechen: nach der ersten dieser Aus-

sprachen scheint der Name mit Tennes ziemlich übereinstimmen zu können. Allein schon diese Annahme ist gänzlich unsicher: der Name Tennes könnte viel eher auf einen andern in spätern Zeiten häufig vorkommenden Namen חנה zurückgehen, wenn er nicht noch sicherer auf den Mannesnamen טנא zurückwiese (s. die Entzifferung der neupunischen Inschriften, gel. Anz. 1852, S. 1740). Dazu kommt, daß jener sidonische König Tennes unter dessen Herrschaft ja durch dessen Schuld fast allein Sidon von dem persischen Oberkönige Artaxerxes III. in Sturm genommen und völlig zerstört wurde, auch an sich geschichtlich gar nicht in den Sinn der Inschrift passen würde. Nach dieser war Sidon unter Tabûnat und seinem Sohne Eschmûn'azár so ruhig und glücklich blühend, daß jene trüben persischen Zeiten, in welchen auf Tennes noch dazu gewiß gar kein sidonischer König folgte, unmöglich gemeint sein können. Wir müssen gestehen, daß die drei hier nach zwei bis dreitausendjährigem Schlafe wieder zum Vorscheine kommenden sidonischen Könige, Eschmûn'azár, sein Vater, und sein Großvater mütterlicherseits, der ebenfalls Eschmûn'azár heißt, nach allen bis jetzt sonst bekannten Nachrichten für uns wohl ewig todt geblieben wären, wenn unsre Inschrift sie nicht wieder ins Leben riefe.

Weit umständlicher und genauer ist die Inschrift in der zweiten der obigen Schriften behandelt, mit einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit und Belesenheit, welche ihr an sich schon einen gewissen Werth sichert. Namentlich sammelt der Verf. vieles was sich auf die Begräbnisse der Alten und auf ihre Vorstellungen über den Tod und die Ruhe im Grabe bezieht. Außerdem enthält sie die Erklärung einer ebenfalls neu gefundenen griechischen Inschrift vom

Grabe eines Sidonischen Christen etwa aus den Zeiten vor Muhammed, welche in den Hauptsachen das Richtige trifft. Von der Phönikischen Inschrift selbst ist hier manches schon weit besser verstanden als in den beiden vorigen, dem Verf. auch noch ganz unbekannten Versuchen: wie es denn kaum anders sein konnte als daß ein mit diesen Sprachen näher bekannter deutscher Gelehrter wie der Verf. hier vieles leichter und besser verstand als jene Gelehrten in einem Lande, welches kaum erst allen diesen wissenschaftlichen Bestrebungen eine sorgfältigere Mühe zu widmen beginnt. Allein nur wo die Inschrift leichter zu verstehen ist, scheint sie uns richtiger, in den vielen dunkleren Stellen wenig zuverlässig oder auch nur wahrscheinlich verstanden zu sein; welches denn wieder auf das Ganze so stark zurückgewirkt hat, daß auch dieses nicht treffend und klar genug hervorgetreten ist. Eine Hauptursache daß die Erklärung hier so unvollkommen geblieben ist, liegt gewiß darin, daß der Verf. das Phönikische zu einseitig bloß Hebräisch betrachtete und für sich auslegte: auf einem solchen Standorte der Erkenntniß und Betrachtung blieb allerdings Gesenius in seinem großen Werke 1837 stehen, aber seitdem ist unsre Wissenschaft doch bereits viel weiter fortgeschritten, was der Verf. nicht genug beachtet hat. Eine richtigere Ansicht von der wahren Sprache und dem ächten Inhalte der Inschrift wird auch wohl leicht lehren, wie völlig unsicher die Meinung des Verfs ist, daß sie in einer fast oder gar ganz rein dichterischen Sprachart verfaßt sei und aus zwei Wendungen (oder Strophen) bestehe, von denen jede 12 Verse habe: ich finde aber nichts Dichterisches in ihr, weder an Inhalt noch nach Kunst und Versbau, obgleich auch der Verf. der vierten

Schrift viel Blumiges in ihr finden will. Auch den Fluß Bostrenus bei Sidon und dessen Ableitung, welche der Verf. ebenfalls unter Beistimmung des Verfs der vierten Schrift in Z. 16 der Inschrift gefunden zu haben meint, kann man schwerlich mit einigem Rechte hier entdecken. Wir wollen damit, wie schon gesagt, die übrigen Verdienste dieser größten unter den oben zusammengestellten Schriften nicht verkennen: allein es ist gut, bei so schwierigen Gegenständen sich über die wahre Aufgabe, welche uns noch zu lösen ist, keine irrthümliche Vorstellung zu bilden.

Die dritte Schrift hat den guten Vorzug die kürzeste zu sein, während sie doch manches richtiger erfaßt; auch ist sie, wie schon oben angedeutet, zu ihrem Vortheile so bescheiden, lieber nicht gleich alles übersetzen und deuten zu wollen. Doch erfaßt auch sie das eigenthümlich Phönikische weniger richtig, und bezweifelt es ohne Grund. Auch nimmt sie wohl ohne wahre Ursache zuviele Verwechselungen von Lauten an: so ist das oft wiederholte צלת sicher nicht einerlei mit dem freilich ebenso oft wiederholten חלת, da der Sinn beider Wörter, wenn man nur erst die Inschrift im Ganzen sicherer zu verstehen anfängt, sich als ein sehr verschiedener ergibt. Auch geht es nicht wohl an, sich zu Gunsten solcher Verwechselungen auf die neupunischen Inschriften zu berufen: die Grabinschrift eines Königs wird wohl schon an sich etwas sorgfältiger ausgeführt sein; und dazu fallen diese punischen Inschriften in die späten Zeiten des völligen Verfalles phönikischer Sitte und Kunst, unsre Inschrift aber geht jedenfalls noch in ein weit früheres Zeitalter hinauf, wie auch ihr Inhalt im Allgemeinen ganz zuverlässig zeigt. Uebrigens be-

nutzte der Verf. dieser Schrift eine ihm aus Amerika zugekommene Abschrift.

Der Verf. der letzten Schrift benutzte nun schon zwar nicht die erste der vier hier zusammengefaßten, aber doch die zweite und die dritte: und er stimmt in Vielem besonders mit dem Verf. der dritten überein. Allein zugleich versucht er in den meisten nur etwas weniger klar scheinenden Worten oder vielmehr (da die Worte in der Inschrift noch durchaus nicht getrennt sind) Buchstabengruppen eine neue Erklärung, die ihm nun auch meistens sehr eigenthümlich ist. Und bedenkt man wie vieldeutig eine ungeheure Menge nicht etwa von Wörtern (denn diese erscheinen hier, wie gesagt, als solche gar nicht), sondern von bloßen Buchstaben leicht ist so lange man noch keinen etwas sicherern Grund und Anhalt für das Verständniß des Ganzen gefunden hat, so kann man sich ferner leicht vorstellen, welchen sehr freien Spielraum hier alsdann noch der bloß erst unstät suchende und unstät herumirrende Scharfsinn habe. Einen etwas sicherern Grund aber, worauf das Verständniß des Ganzen wenigstens im Allgemeinen fußen könnte, hat der Verf. sichtbar nicht zuvor gefunden, ehe er zur Feststellung der einzelnen Erklärung schritt: so ist es nicht zu verwundern, daß seine Worttrennungen und Erklärungen gerade wo sie am eigenthümlichsten sind, meist am wenigsten das Richtige treffen und mehr einem selbstwilligen Spiele des Verstandes als einer Lösung des vorgelegten und sehr bestimmt lautenden Räthsels gleichen. Der Verf. scheint uns auf die treffendere Uebersicht und Zusammenfassung des Ganzen nicht die wünschenswerthe Aufmerksamkeit gerichtet, und dazu im Einzelnen Vieles ohne einen gut denkbaren Grund angenommen, dagegen die

Sprache im Allgemeinen zusehr bloß einseitig hebräisch gemacht zu haben. Wir wollen hier nur Eins hervorheben, welches eine weiter reichende Bedeutung auch für sich hat. Der Verf. nimmt an, auch der Selbstlaut, womit ein Wort schließe, könne im Phönikischen nicht durch einen Buchstaben angedeutet werden: er nimmt dieses zuerst irgendwo an, wo es ihm nach seinen übrigen Voraussetzungen am leichtesten einen Sinn geben zu können scheint, beruft sich dann in andern Fällen darauf wo irgend ein Sinn sich ebenfalls so am leichtesten bilden zu können scheint, und möchte so zuletzt ein Gesetz daraus machen. Allein ein solches Gesetz, zumal so ganz allgemein gehalten, wäre bekanntlich gegen eines der Grundgesetze aller Semitischen Buchstabenschrift: und es müßte zuvor durch die stärksten Gründe bewiesen werden, daß das Phönikische davon eine so allgemeine Ausnahme mache. Denn sollte einmal zerstreut in irgend einer Inschrift sich wirklich eine Ausnahme von dem großen Gesetze dieser Schriftart zeigen, so müßte sie selbst erst wieder näher untersucht werden. Da solche Inschriften von Tausenden von Menschen angewandt und von tausend der allerverschiedensten Künstler ausgeführt wurden, so wäre eine flüchtigere Schreibart, wenn sie sich einmal wirklich fände, nicht sofort fähig, als ein Gesetz betrachtet zu werden; und wir wären dadurch nicht befugt, die Ausnahme auf jeden andern Fall und jede andre Inschrift, z. B. auf eine offenbar so sorgfältig ausgeführte große Königsinschrift überzutragen. Oder wenn sich wirklich ergäbe, daß z. B. שן בן für שְׁנֵי בְנֵי *die zwei Söhne von* ... nach einer gewissen Beständigkeit geschrieben wäre, so würde selbst diese weitergehende Ausnahme doch immer noch insofern als wirkliche Aus-

nahme gelten können, als ein Wort, welches, wie diese zwei, durch die Wort- und Satzbildung aufs unzertrennlichste an das folgende gekettet wird, zumal ein kleineres, wie zum folgenden Worte selbst gehörend betrachtet werden konnte. Also auch daraus ließe sich nicht beweisen, daß man im Phönikischen wirklich z. B. תאר für תֹּאֲרוֹ schreiben und sogar das wichtige, ja für die Erkenntniß des Sinnes fast unentbehrliche Suffixum am Ende des Wortes auslassen konnte. Der Verf. nimmt aber ganz allgemein an, daß schließendes *-ó* oder *-e* im Phönikischen beständig nicht bezeichnet wurde: eine Annahme, die freilich unser Nachsinnen und Errathen sehr erleichtern könnte, aber mir völlig grundlos scheint, sowohl der vorliegenden großen Inschrift als den übrigen bis jetzt bekannten Denkmälern nach. — Uebrigens folgt auch dieser Erklärer, obgleich wenigstens jetzt keine so große Eile mehr nöthig war, nur den durch die beiden vorigen Schriften bekannt gewordenen Abschriften, die er sogar bei Zeile 16 und 17 wesentlich für sicher hält. Was das Zeitalter der Inschrift betrifft, so möchte er sie etwa in das siebente Jahrh. vor Chr. setzen, eine Ansicht, welche allerdings schon etwas besser ist als die in der ersten Schrift ausgesprochene, die aber dennoch bis jetzt nur als eine Vermuthung gelten kann.

Wir bemerken noch, daß der Verf. der letzten Schrift auch in ihr sich nicht ganz frei hält von der Art des Ausdruckes, welche sich wohl für Romane und andre solche Bücher schickt, nicht aber für wissenschaftlich gehaltene. Es ist unter den deutschen Schriftstellern wohl zuerst der unklare Mystiker Hamann gewesen, welcher solche am Wege abgepflückte Blümchen und allerlei zu häuslich vertrauliche Redensarten und Gedanken in die ern-

stere Rede einmischte und dadurch manche Leser gewann: ein Schriftsteller wie Hamann sollte heute, da wir genug sehen können, wie sehr er in Deutschland die Unklarheit der Gedanken und Trägheit der Entschlüsse befördert habe, nicht mehr Nachfolge verdienen. Für eine rein wissenschaftliche Schrift ziemt sich die kürzeste, reinste und schmuckloseste Sprache: um so mehr, je schwieriger der Gegenstand ist welchen sie behandelt, und je gewisser ein solcher Aufsatz nicht für die große Menge, sondern zunächst nur für die paar Sachkenner bestimmt sein muß. Und wer von diesem verführerischen Wortesuchen sich befreiet, pflegt dann desto ungemischter und inniger seinen Sinn rein auf die schwierigen Sachen selbst und deren entsprechende Erkenntniß hinzuwenden. Dieses beiläufig.

Wir erlauben uns aber hier zum Schlusse noch kurz auf unsre Beurtheilung einer ähnlichen Entzifferungsschrift in diesen G. Anz. vom 5. Nov. 1855 hinzuweisen. Jener Fall, die völlig mißlungene Erklärung der kyprischen Inschrift von Röth, war freilich ein ganz anderer als der hier vorliegende; und die heute vorliegenden Schriften hatte ich damals, mit Ausnahme der zweiten, noch gar nicht gelesen. Allein wie gut gegründet und wie nothwendig jene allgemeinere Warnung war, welche ich damals zugleich mit der Beurtheilung des Röth'schen Werkes aussprach, hat sich auch seitdem bewährt. Es ist ein seltsames, aber ein sehr lehrreiches Zusammentreffen, daß an demselben 5ten Nov., wo hier in Göttingen jene erste wissenschaftliche Beurtheilung der Röth'schen Entzifferung gedruckt erschien, ein in Süddeutschland am meisten gelesenes, ja dort beinahe auch schon jede Litteraturzeitung vertretendes und ersetzendes Blatt, aufs neue eine ungeheuer lobende Anzeige desselben Bu-

ches kyprischer Bemühung aus Dresden brachte! Und die Deutschen gewöhnen sich, wie es nach so manchen Anzeichen nicht umsonst zu befürchten steht, immer mehr auch in wissenschaftlichen Dingen auf die Reden solcher Zeitungen etwas zu geben! Nun ist seit jenem 5. Nov. unsre wahrlich weder unbillige noch übelwollende Beurtheilung des Röthischen Werkes zwar in jener selben Zeitung zum Gegenstande eines langen „Artikels" gemacht, vermittelst der Hand eines ungenannten, aber leicht zu errathenden Schriftstellers: allein sogar diese so weitschweifige, gewundene Rede hat nichts gegen die einfache Richtigkeit unsres Urtheiles zu leisten vermocht: was aber jene Rede außerdem von völlig grundlosen Verdächtigungen und nicht zur Sache gehörigen Vermuthungen bringt, das fällt alles von selbst auf das Haupt ihres Urhebers zurück. Wir wollen also schließlich bei dieser ähnlichen Veranlassung alles dort von uns Gesagte hiemit als wohlbegründet wiederholen. Die Wissenschaft hat weder mit einer heute in Deutschland so leicht bildbaren blumigen aber unwahren Rede, noch mit gelehrten oder ungelehrten Verdächtigungen etwas zu thun, muß vielmehr diese Dinge, wo sie ihr zu nahe kommen, streng von sich weisen, und hat genug mit ihren eignen Aufgaben zu schaffen. H. E.

Leipzig

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung 1854. **Neuestes Städte-Lexicon enthaltend sämmtliche Städte, Flecken und Verkehrsorte von Europa, sowie die aussereuropäischen Handelsplätze. — Ein Handbuch für Beamte und Geschäftsleute von Herrmann Mertens, Königl. Sächs. Oberpostamtssecretär. 2te um-**

geänderte und vermehrte Auflage. 269 Seiten in 8.

Durch ein sehr zweckmäßig gewähltes System von Abkürzungen und Zeichen ist es dem Verf. möglich geworden, auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume 25,000 Orte mit Angabe ihrer Einwohnerzahl, Bezeichnung ihrer Lage nach Land, Provinz u.s.w. und Andeutung bemerkenswerther Einzelheiten aufzuführen, ohne dadurch der Bequemlichkeit für den Gebrauch Eintracht zu thun, indem die Anwendung verschiedener, sich sehr von einander unterscheidender Schrift, die für ein Buch, welches im Zusammenhange gelesen werden soll, nicht allen unschön, sondern auch viel mehr störend als erleichternd ist und mit der in deutschen Büchern jetzt viel Mißbrauch getrieben wird, für ein Handbuch dieser Art, in der damit eine gewisse Symmetrie verbunden werden kann, ganz an ihrem Platze ist. Außer dieser praktischen Einrichtung ist an dem Buche aber auch der Fleiß zu loben, den der Verf. auf die Sammlung seines Materials gewendet hat, und da bei der außerordentlichen Ausdehnung, welche neuerdings der Verkehr in Deutschland gewonnen hat, jetzt auch für denjenigen Geschäftsmann und Beamten, der früher selten über den engen Kreis seiner nächsten Umgebungen hinaus zu blicken Veranlassung hatte, und insbesondere für die Postbeamten, deren geographischer Gesichtskreis sich bis jetzt keineswegs in entsprechendem Maße mit der Ausdehnung der deutschen Correspondenz erweitert hat, derartige statistische Hülfsmittel, wie das vorliegende Buch sie bezweckt, ein wahres Bedürfniß geworden sind, so kann es nur erfreulich sein, wenn auf so geschickte Weise, wie unser Verf. es gethan hat, solchen Zeitbedürfnissen entgegen gekommen wird.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 7. Januar 1856.

Stuttgart und Tübingen

bei J. G. Cotta 1854. Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Socialpolitik, von W. H. Riehl. Erster Band: Land und Leute. Zweiter Band: Die bürgerliche Gesellschaft. Dritter Band: Die Familie. In Octav.

Büffon hat ohne Zweifel ganz Recht, wenn er sagt: »le style c'est l'homme«, wahrscheinlich aber hat er nur vergessen hinzuzufügen: »le titre c'est le livre.« Das Eine ist wenigstens ebenso wahr als das Andre, oder sollte es doch sein. Jedenfalls kündigt ein wirklich guter Titel in der Regel ziemlich sicher ein wirklich gutes Buch — man könnte kurzweg sagen, ein wirkliches Buch — an, wie dort ohne Zweifel nur von wirklichen ganzen Menschen die Rede ist. Denn nur solche haben einen Stil, nicht die Dutzendmenschen, von denen es wenigstens in der litterarischen Welt, wie in Dante's Hölle, immer nur heißen sollte: non parliam di loro! — Gute Bücher sind aber nur solche, wodurch die Sache,

die sie behandeln, in ihrer gesunden und fruchtbaren Entwicklung wirklich gefördert wird. Diese Bücher sind gut — d. h. gesund in dem Sinn, wie wir von einer guten gesunden im Gegensatz zu einer tauben Nuß sprechen. Sie tragen in sich den Keim eines selbständigen Individuum, auch wenn sie ihn vielleicht nicht vollständig entwickeln. Sie bereichern die allgemeine Entwicklung wirklich mit einem neuen organischen Lebenselement und vermehren nicht bloß den Plunder todter, künstlicher, nachgeahmter Machwerke und Präparate. Ein solches organisches Leben wird seine Eigenthümlichkeit aber immer schon in der Signatur ankündigen, die es in seinem Titel an der Stirn trägt.

Daß nun das vorliegende Werk ganz vorzugsweise zu den sehr wenigen guten Büchern in diesem Sinne gehört, welche die litterarischen Jahresernten durchschnittlich zu bringen pflegen, würde der geneigte Leser, sofern ihm Einsicht oder Instinct dafür nicht ganz abgeht, ohne Zweifel schon eben aus dem Titel entnehmen, wenn er nicht ohnehin davon überzeugt wäre durch den allgemeinen Beifall, den das Buch gefunden und wodurch der Verf. ganz ungewöhnlich schnell eine selbständig bedeutende Stellung auf diesem wichtigen Gebiet der Litteratur erworben hat. Bei etwas mehr Anlage zur Satyre könnte ein Recensent vielleicht versucht sein zu bemerken, daß dies Buch wirklich zu den guten Büchern gehört, obgleich es so allgemeinen Beifall bei allen Richtungen gefunden hat, welche in dem sog. gebildeten Publicum und in der Tagespresse wirksam vertreten sind! Mit Recht aber hat ohne Zweifel der glücklich gewählte Titel nicht wenig zu diesem Erfolg beigetragen. Er charakterisirt

sogleich in pikanter, schlagender und anziehender Weise die Auffassung, den Geist und die Methode in der Behandlung seines Gegenstandes, welche den Verf. auszeichnen. Schon der Ausdruck Naturgeschichte zeigt an, daß wir hier aus den dürren Steppen der bloß formalen und arithmetischen Statistik herausgeführt werden, in denen man sich bisher vergeblich abmühte, genügende Grundlagen zur Lösung der immer heißer brennenden Aufgaben der Zeit zu finden, die man mit dem Ausdruck der socialen Fragen zu begreifen pflegt. Wenn man aber den Ausdruck „Naturgeschichte" auf menschliche Culturzustände angewendet, welche einen Gegensatz zur Natur zu bilden scheinen, nicht ganz angemessen finden sollte, so vergißt man, daß die Cultur eben die Natur des Menschen ist. Der große John Hunter, wenn wir nicht irren, definirt den Menschen soweit glücklich genug, als a tool making animal. Denn in der weitern Auffassung des Begriffs des Werkzeugs liegt das ganze Wesen der Cultur. Dies gilt aber auch von dem hauptsächlichen und ursprünglichen Object und Schauplatz aller Cultur, von der Erde. Sie wird in dem Maße, wie eben die Cultur sich entwickelt und festsetzt, dem bloßen Naturzustand jedenfalls soweit entrückt, daß der Culturmensch unmittelbar fast nur noch mit einer Culturerde zu schaffen hat. Nicht nur die Oberfläche und äußerste Rinde der Erde selbst ist in Culturländern ein Product der Cultur, sondern auch die Atmosphäre selbst, soweit sie mit dieser Oberfläche in unmittelbare Berührung tritt, entgeht der Rückwirkung der Cultur nicht ganz; obgleich allerdings ungebundene Naturkräfte und unwandelbare Naturgesetze hier die Herrschaft behaupten, deren entscheidenden Einfluß auch der

Mensch, die Erde und ihre Cultur sich nicht entziehen können. Eben weil nun überall im Menschenleben auf Erden Cultur und Natur Hand in Hand gehen, die Natur aber doch jedenfalls die Grundlage und Vorbedingung, der Inhalt, Stoff und Factor der Cultur ist, erscheint der Titel des vorliegenden Buchs nicht bloß neu und pikant, sondern auch wohl begründet, wahr und fruchtbar, wenn man so sagen darf.

Ehe wir aber weiter gehn, müssen wir es bei dem Verf. noch ganz besonders anerkennen, daß er die in der Natur seines Gegenstandes unabweislich liegenden Veranlassungen zum Uebergang auf das politische Gebiet durchaus nicht vermeidet, sondern im Gegentheil überall, wo es ohne Zwang geschehen kann, die Beziehungen, die Nutzanwendungen zwischen den socialen und politischen Fragen und Aufgaben andeutet. Auch bei einem strengwissenschaftlichen Werke kann es heut zu Tage wahrlich kein Verdienst sein, wenn es sich aller Beziehungen auf die politischen Gegensätze und Kämpfe des Tages enthält, sofern sein Gegenstand mit denselben verstrickt ist und sein muß. Bei einem im besten und höchsten Sinne populären und eine praktische Einwirkung auf die öffentliche Meinung beabsichtigenden Werk über einen solchen Gegenstand wär es nicht nur ein Fehler, eine Schwäche, sondern gradezu eine Unsittlichkeit, wenn es in schweigsamer Neutralität die mehr oder weniger heißen Tagesfragen ignoriren wollte. In demselben Maße aber, wie der Verf. auch in dieser Beziehung sich seiner Aufgabe würdig erweist, nöthigt und berechtigt er auch die ebenbürtig wissenschaftliche Kritik den Leser über die politischen Voraussetzungen zu orientiren, unter deren Einfluß das vorliegende Werk

steht. Es ist dies unentbehrlich nicht nur zum richtigen Verständniß der Naturgeschichte des Volks, sondern auch der Naturgeschichte des Buchs — d. h. der Geschichte des naturgemäßen Einflusses, den es schon jetzt auf die öffentliche Meinung übt und ohne Zweifel noch ferner üben wird.

Wollten wir uns nun an die hergebrachten Kategorien der Tagespolemik halten, so könnten wir den Standpunkt des Buchs oder des Verfs kurzweg als den eines conservativen Liberalismus oder liberalen Conservatismus bezeichnen; und wenn man uns bemerken sollte, daß damit eigentlich gar nichts gesagt ist, so haben wir doch wahrlich die allgemeine Confusion und Zerflossenheit der Dinge, Begriffe und Ausdrücke nicht zu vertreten! Indessen, es liegt uns zu viel an der Sache und wir haben zu viel Achtung vor dem Verf. als daß wir uns auf diese wohlfeilste Weise mit Beiden und mit dem geneigten Leser abfinden möchten. Der Standpunkt des Verfs aber hat — obgleich nach keiner Seite schroff und abgeschlossen, doch so viel selbständig Eigenthümliches, was ihn von der sogenannten Rechten wie von der Linken und noch mehr vom Centrum des hergebrachten parliamentarischen Bühnenterrains unterscheidet, daß wir ihm mit einer solchen allgemeinen stereotypen Signatur wirklich nicht gerecht werden können, sondern einige Hauptzüge der concreten Physiognomie hervorheben müssen. Der Verf. acceptirt den modernen Staat in seinen wesentlichen Momenten mit ehrlichem Aufgeben aller der confusen und schon deshalb nicht immer ganz aufrichtigen mittelalterlichen Vorbehalte und arrière-pensées, welche die äußerste Rechte noch aus der Hallerschen Erbschaft mit sich herumschleppt, ohne eigentlich praktisch einen

andern Gebrauch davon zu machen, als daß sie sich dadurch in dem Maße theoretisch und scheinbar von dem doctrinairen Constitutionalismus zu unterscheiden sucht, wie die gemeinsame constitutionelle Praxis die wirklichen Unterschiede verwischt. Mit allen activen und evidenten Parteien des Tages diesseits der ehrlichen Republik setzt der Verf. ferner eine Theilung der höchsten Staatsgewalt eine Beschränkung des monarchischen Regiments durch parliamentarische Controlle gleichsam als ein nicht weiter in Frage zu stellendes Naturgesetz des gesunden politischen Lebens wenigstens in Staaten mitteleuropäischer Cultur voraus, ohne übrigens, wie es scheint, so großen Werth darauf zu legen, wie man dies von der Rechten und Linken zu thun pflegt. Ihm liegt, scheint's, dabei hauptsächlich daran, daß der Bureaukratismus gebrochen und beschränkt werde. Diesen gegen ihn oder irgend Jemanden, wär es auch gegen sehr allgemeine Uebertreibungen und Einseitigkeiten, zu vertreten haben wir nicht den mindesten Beruf. Wir müssen im Gegentheil grade das gegen den Verf. wie gegen alle Parliamentaristen gleichviel ob Rechts oder Links, englischer, oder (angeblich) germanischer, oder französischer Schule geltend machen, daß in mitteleuropäischen Staaten der Parliamentarismus keiner Macht zu Gute kommt, als eben der Büreaukratie. — Diesem Bedenken wird der Verf. ohne Zweifel die Punkte seines Programms entgegenhalten, die ihn hauptsächlich der Rechten näheren. Er wird behaupten, daß er als den Träger der parliamentarischen Gewalt nicht mit dem constitutionellen Liberalismus die Vertreter der zufälligen Majoritäten der steuerbaren Köpfe, sondern organische, d. h. namentlich sociale Stände fordert. Was ihn wieder

von der aristokratisirenden Rechten sehr wesentlich unterscheidet und zwar allerdings sehr zu seinem Vortheil, das ist das entscheidende Gewicht, welches er darauf legt, daß diese Stände wirklich natürliche, sociale, echte aus der Naturgeschichte des Volks erwachsene und ihrer gegenwärtigen Entwicklungsstufe entsprechende Stände seien und nicht bloß nach doctrinären Recepten neuconstruirte, oder pseudohistorisch repristinirte. Ohne diese Forderung gradezu in ihrer Doctrin abzuweisen, hat aber doch die Rechte bisher entweder so wenig Fähigkeit oder so wenig ernsten Willen gezeigt die wirkliche Bedeutung der darin liegenden Bedingung aller parliamentarischen Macht zu begreifen, geschweige denn zu erfüllen, daß auf den ersten Blick die überaus günstige Aufnahme, welche die Arbeiten des Verfs auf jener Seite gefunden, unbegreiflich scheinen könnte. Abgesehn aber von der Gabe nach Umständen und Bequemlichkeit zu ignoriren, oder utiliter zu accepliren, die man in jeder politischen Partei findet, so werden wir bald sehen, daß der Verf. selbst nicht wenig dazu beiträgt, diese Art von Mißbrauch, den man von seiner Autorität macht, zu begünstigen, indem er jene allgemeine und doctrinäre Forderung zeitgemäß socialer Stände im Einzelnen und praktisch keineswegs genügend ausführt, vielmehr selbst so sehr schwächt und balancirt, daß ein logischer und moralischer Zwang nicht hervortritt.

Wie dem auch sei, wir unseres Orts müssen gegen den parliamentarischen Beruf, den man den Ständen vindiciren möchte um so entschiedener protestiren, je größern Werth wir eben auf solche sociale, natürliche, zeitgemäße Stände, wie auf alle organische Gliederung des politischen Lebens und auf die möglichst freie Bewegung jedes ein-

zelnen Gliedes und Organes in seiner natürlichen Sphäre und Function legen. Die Betheiligung der ständischen Glieder an dem politischen Regiment, welches nach allen organischen Gesetzen Sache des Haupts, also wenn noch von Monarchie die Rede sein soll, der Krone ist, wird unfehlbar eben als eine unnatürliche Steigerung und Ausdehnung der politischen Lebensfunctionen auch den socialen Standesberuf, das sociale Standesbewußtsein zerrütten und schwächen und alle untergeordneten und localen Functionen des politischen, wie des socialen Lebens allmälig in eine krankhafte Entwicklung hineinziehen. Das Beispiel Englands würde daran längst keinen Zweifel gelassen haben, wenn man sich hätte entschließen können, England zu sehen wie es ist und nicht wie es beiden, der Linken und Rechten, durch die Brillen eines doctrinären, oder bloß dilettantischen Optimismus erscheint. Der Nachtheil aber einer solchen Entwicklung muß bei uns sehr viel größer sein als in England, weil bei uns die Bedingungen zu einem wirklichen Partei- oder Factionsregiment fehlen. Unsere parliamentarischen Stände können nur grade so viel wirkliche Macht erwerben, als nöthig ist, um Krone und Büreaukratie im Schach zu halten, welche letztere ihrerseits durch ihre gar nicht zu entbehrende Betheiligung am parliamentarischen Leben nur ein Mittel findet, sich der Krone gegenüber zu behaupten, deren treue Dienerin sie ihrem natürlichen Beruf nach sein sollte. In demselben Maße würde dann auch unsere Bureaukratie in einer ihrem natürlichen Beruf nicht entsprechenden Sphäre die Tüchtigkeit zu jenem verlieren, ohne irgend einen gemeinnützigen Ersatz — grade wie ihrerseits die ständischen Organe.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. 6. Stück.

Den 10. Januar 1856.

Stuttgart und Tübingen

Fortsetzung der Anzeige: „Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Social-politik von W. H. Riehl ɽc."

Welche Folgen eine solche gegenseitige Spannung und Schwächung für das Ganze, für das Regiment und seine Einheit, für die innere Haltung und äußere Stellung eines mitteleuropäischen Staats und zumal eines deutschen Staates und am allermeisten Preußens haben muß, wird die Erfahrung auch ferner lehren, da das Beispiel des constitutionellen Frankreichs nach allen Seiten wirkungslos geblieben zu sein scheint. Möglich, daß die Blößen, welche das parliamentarische Leben in England bei der orientalischen Kriegführung gegeben, eher zu heilsamen Bedenken anregen, obgleich die Analogie keineswegs so zwingend ist, wie in Frankreich. Denn, wie gesagt, ein rein parliamentarisches Factionsregiment ist, wenn auch keiner großen Weisheit, doch einer viel größern Energie fähig als solches, wo sich die

politischen Gewalten wirklich das Gleichgewicht halten, d. h. gegenseitig lähmen, spannen und demoralisiren. Sogar das monarchische Princip kann, wenigstens nach seiner gemüthlichen Seite, eher seine Rechnung finden, wenn die Krone wirklich nur zu einem Luxus oder Cultus für Gemüth und Phantasie geworden, als wenn sie überall noch als eine wirkliche politische Macht auftreten soll, ohne doch die Bedingungen zu besitzen, die das Wesen jeder Macht, zumal aber der Monarchie voraussetzt. Wenn aber der Verf. dennoch, ohne Zweifel bona fide, als loyaler Monarchist gelten will, so hat er dazu gewiß mindestens ebenso viel Recht als die parliamentarischen Doctrinairs und sonstige Wortführer der Rechten. Und wenn er seine Ansprüche in diesem Sinne weniger steigert und zur Schau trägt als es von jener Seite gewöhnlich geschieht, so sind wir nur um so mehr geneigt, ihn trotz des handgreiflichen Selbstwiderspruchs, in dem alle vermeintlich und angeblich monarchischen Parliamentaristen stecken, für vollkommen aufrichtig zu halten. So absurd auch die Voraussetzung ist, daß eine monarchische Gewalt, die in allen ihren Ausführungsmitteln von der Zustimmung demokratischer oder aristokratischer oder bureaukratischer Majoritäten formal und factisch abhängig ist, noch eine Realität bleiben könne, so allgemein ist doch leider diese Voraussetzung auch in der sogen. conservativen Staatsweisheit! Uebrigens kann das Alles und soll in unserem Sinne die wirklich zu Recht und That bestehenden noch lebendigen und mehr oder weniger lebensfähigen Resultate einer durch die gegebenen Umstände bedingten historischen Entwicklung nicht im mindesten präjudiciren! Den Folgen ihrer mangelhaften oder fehlerhaften Entwicklung wer-

den sie freilich nicht entgehen; aber dennoch sind solche pseudomonarchische Institutionen sehr zu unterscheiden von den Fällen, wo man ähnliche Mißgestalten aus heiler Haut und doctrinärer Willkür über Nacht fabricirt. —

Schließlich können wir bei dieser Orientirung auch das Verhältniß des vorliegenden Werks zu den religiösen und kirchlichen Fragen der Zeit um so weniger unberührt lassen, da der Verf. diese ganz ausdrücklich in ihrem Verhältniß zu der Naturgeschichte des Volks und seiner socialen Entwicklung hervorhebt — und zwar mit vollem Recht. Doch genügt es in dieser Beziehung hier zu bemerken, daß solche Leser, die zu jenen Fragen in einem Verhältniß mehr historischer, objectiver, wenn auch wohlwollender Anerkennung, als in einer sehr warmen subjectiven Betheiligung stehn, nicht nur von dem durch das ganze Werk gehenden Ton in dieser Beziehung, sondern auch von manchen einzelnen Bemerkungen sich hinreichend befriedigt finden werden. Natürlich kann es in mancher Beziehung nicht gleichgültig sein, welcher Kirche der Verf. eines solchen Werks angehört; in diesem aber fehlen alle entscheidenden confessionellen Kennzeichen, und wir können nur die Vermuthung äußern, daß er Mitglied der römischen Kirche ist. Hoffentlich bedarf es hier keines Beweises für die Berechtigung einer solchen Frage; denn es gehört entweder eine große Naivität, Unwissenheit oder Schlimmeres dazu, sich oder Andere darüber zu täuschen, daß die Lösung der socialen Fragen mit den kirchlichen und religiösen Fragen mindestens ebenso viel zu thun hat als mit den politischen!

Kehren wir nun zu dem bedeutungsvollen allgemeinen Titel des Buchs zurück und betrachten

von da aus, wie sich der unermeßliche, mannichfaltige und reiche Stoff unter dem Einfluß jener naturhistorischen Methode in den Händen des Vfs gliedert, so geben uns darüber schon gleich die besondern Titel der einzelnen Bände, die Ueberschriften der Bücher, Kapitel rc. sehr charakteristische und fruchtbare Anschauungen. Der erste Band handelt also von „Land und Leuten", als den beiden natürlichen Hauptfactoren der ganzen socialen und politischen Entwicklung unseres deutschen Vaterlands — denn mit diesem allein haben wir es zu thun. „Land und Leute nun macht uns, in ihren mannichfachen Wechselwirkungen der Verf. nach folgenden Gesichtspunkten anschaulich. Zur Einleitung behandelt er „das Volk als Kunstobject"; dann folgt: I. Feld und Wald. II. Wege und Stege. III. Stadt und Land: 1. Kap.: örtliche Gruppen der Gemeindebildung in Deutschland. Natürliche und künstliche Städte. Die großen Städte. 2tes Kap.: Die politische und die sociale Gemeinde. IV. Die Dreitheilung in der Ethnographie Deutschlands. V. Individualisirtes Land. VI. Centralisirtes Land. VII. Das Land der armen Leute. VIII. Die Volksgruppen und die Staatengebilde. 1. Kap. Die Zufallsstaaten. 2tes Kap. Der Particularismus und die Großstaaten. 3tes Kap. Die Kleinstaaterei und die natürlichen Besonderungen des Volksthums. 4tes Kap. Die staatlichen Uebergangsgebilde und die politische Moral. IX. Die kirchlichen Gegensätze. 1tes Kap.: Volksthümliche Mystik der Revolution. 2tes Kap. Die neue Macht der Kirche. 3tes Kap. Das katholische und das protestantische Deutschland. Der zweite Band behandelt „die bür-

gerliche Gesellschaft", als das sociale Product eben der befruchtenden und gestaltenden Wechselwirkungen zwischen Land und Leuten, welche sich zwar unter dem Einfluß jener beiden natürlichen Factoren, aber ohne sich an die Grenzen und Richtungen ihrer im ersten Bande dargelegten ethnographisch-geographischen und staatlichen Gliederungen zu binden in eigener selbständiger natürlicher Gliederung ausbreiten. Zunächst empfängt uns auch hier eine allgemeine „Einleitung", welche im 1ten Kap. die „Zeichen der Zeit", im 2ten Kap. „Sondergeist und Einigungstrieb im deutschen Volksleben", im 3ten Kap. „die Wissenschaft vom Volk als das Urkundenbuch der socialen Politik" bespricht. Die Schichtung und Gliederung jenes socialen Stoffes der bürgerlichen Gesellschaft wird dann in zwei Büchern folgendermaßen aufgewiesen: Erstes Buch: Die Mächte des socialen Beharrens. I. Die Bauern: 1tes Kap. Der Bauer von guter Art. 2tes Kap. Der entartete Bauer. 3tes Kap. Der Bauer in der Bewegung der Gegenwart. 4tes Kap. Resultate. II. Die Aristokratie: 1tes Kap. Der sociale Beruf der Aristokratie. 2tes Kap. Die mittelalterliche Aristokratie als der Mikrokosmus der Gesellschaft. 3tes Kap. Der Verfall der mittelalterlichen Aristokratie. 4tes Kap. Resultate für die Gegenwart. Zweites Buch: Die Mächte der socialen Bewegung: I. Das Bürgerthum. 1tes Kap.: Der Bürger von guter Art. 2tes Kap.: Der sociale Philister. 3tes Kap.: Die unechten Stände. 4tes Kap.: Das Bürgerthum im politischen Leben. 5tes Kap.: Resultate. II. Der vierte Stand. 1. Kap.: Wesen und Entwicklung. 2tes Kap. Das aristokratische Proletariat. 3tes Kap.: Die Proletarier der Geistesar-

beit. 4tes Kap.: Die Proletarier der materiellen Arbeit. 5tes Kap.: Das Standesbewußtsein der Armuth. Der dritte Band endlich handelt von „der Familie“, als dem organischen Atom, welches den Stoff aller Stände, Organe und Glieder der bürgerlichen Gesellschaft bildet und zugleich von jedem derselben unter den in seiner Eigenart liegenden Einflüssen und Bedingungen erzeugt wird. Das erste Buch: „Mann und Weib“ behandelt im 1ten Kap. „Die sociale Ungleichheit als Naturgesetz“ — im 2ten Kap. „Die Scheidung der Gesetze im Processe des Culturlebens“ — im 3ten Kap. „Die Emancipirung von den Frauen“, und geht dann im 5ten Kap. zur „Nutzanwendung“ über. Das zweite Buch führt uns zur Anschauung von „Haus und Familie“ selbst, behandelt im 1ten Kap. „Die Idee der Familie“ — im 2ten Kap. „Das ganze Haus“ — im 3ten Kap. „Die Familie und die bürgerliche Baukunst“ — im 4ten Kap. „Verleugnung und Bekenntniß der Familie“ — im 5ten „Die Familie und der gesellige Kreis“ — das 6te Kap. endlich gibt uns Andeutungen „zum Wiederaufbau des Hauses“

Gewiß wird keiner unserer Leser bei einem Blick auf einen so reichen Küchenzettel — man verzeihe den frivolen Vergleich! — unserer Mahnung bedürfen, um sich baldmöglichst Gelegenheit zu einer Vergleichung des Programms mit der Ausführung zu verschaffen. Wenn die pikanten, viel versprechenden Bezeichnungen der einzelnen Gerichte auch zum Theil etwas dunkel, oder gesucht erscheinen mögen, und in Gliederung, Gegeneinander- oder Zusammenstellung nicht überall die wünschenswertheste logische oder, wenn man lieber will, gastronomisch-ästhetische Consequenz hervortritt, so würde

doch eine wahrhaft selbstpeinigende Pedanterie dazu gehören, sich dadurch von der reich besetzten Tafel abschrecken zu lassen. Zwar können wir nicht dafür stehen, daß die durch solche Reizmittel erregte Phantasie in jeder Beziehung grade die Befriedigung finden werde, die sie erwartete. Wir können dies schon deshalb nicht verbürgen, weil eben jenes Programm in seiner ungewöhnlichen eigenthümlich bedeutsamen Terminologie gar mannichfache Auffassungen zuläßt, wodurch unmöglich alle befriedigt werden können. So viel aber können wir zuversichtlich versprechen, daß es nirgends an einer Fülle von Anregung und Belehrung fehlt, auch da, wo die Zustimmung, das Wohlgefallen des Lesers entweder zweifelhaft bleibt, oder entschiedener Opposition weichen muß. Auch wer in vielen, ja den meisten einzelnen Punkten sich nicht ganz mit dem Verf. einverstanden erklären kann, wird schon allein in seiner Methode und ihrer Anwendung auf dieses Gebiet ein ganz überwiegendes Verdienst erkennen, wodurch auch die eigene noch so abweichende Anschauung nur an Klarheit und Fruchtbarkeit gewinnen kann.

Was Ref. selbst betrifft, so kann er nicht umhin zu gestehen, daß er bei Durchlesung schon des ersten Bandes neben dem fortwährenden Genuß geistreicher Belehrung und Förderung und bei häufiger wahrhaft freudig zustimmender Ueberraschung durch einzelne auffallend schlagende Anschauungen oder Bemerkungen, durch so viele recht aus dem Leben gegriffene Bilder und Züge, doch auch mindestens ebenso oft zu mehr oder weniger entschiedenem Protest Veranlassuug fand. Dies ist namentlich auch hinsichtlich rein thatsächlicher Punkte der Gestalt und Physiognomie des deutschen Landes und seiner Leute der Fall, wenn wir unsere

eigenen Eindrücke mit dem Bilde verglichen was der Verf. gibt. Diese Opposition ist aber um so peinlicher, da sie selten zu einem entscheidenden Resultat führt, sondern bei weiterer Erwägung und Vergleichung sich meist in den vagen allgemeinen Eindruck auflöst: nun — man kann allenfalls das auch behaupten — man kann zur Noth die Sache auch so sehen, wie der Verf. sie gesehen hat. Da es sich aber eben um Thatsachen, um eine lebendige, wenn man so sagen darf, praktisch brauchbare Signatur von Land und Leuten handelt, so ist nichts verdrießlicher als grade ein solches Resultat, wodurch eben die ganze Aufgabe, welche der Verf. auf seine Weise gelöst, das Bild was er nach seiner Auffassung vollendet hat, sich für uns wieder in seine einzelnen Bestandtheile auflöst. Dem Verf. freilich ist nicht zuzumuthen, daß er den — natürlich so weit die Sehkraft selbst ungetrübt ist, nur scheinbaren — Gegensatz zwischen dem was sein Auge und was unser und vielleicht manches andern Lesers Auge sieht, in einer höhern Einheit verbinde, welche dann erst die volle Thatsache veranschaulichen würde. Aber noch viel weniger kann eine bloße Kritik es unternehmen, diese Aufgabe statt des Verfs zu lösen, deren Schwierigkeit Niemand höher anschlägt und der sich Niemand weniger gewachsen hält, als Ref. Ja, daß ihre Lösung sogar dem Verf. nicht ganz gelungen, ist ein schlagender Beweis der außerordentlichen Schwierigkeit, um nicht zu sagen Unmöglichkeit einer wirklich dem Leben entsprechenden Signatur solcher moralischer Collectivpersonen, wie ein Volk, ein Stand u. s. w. zu geben oder auch nur von der materiellen Einheit eines Landes als geographischer Individualität. Inventarisiren (was der Verf. nur zu we-

nig thut) ist nicht darstellen und sogar ein Daguerrotypp gibt noch lange kein Bild, sondern höchstens den Gegenstand selbst! Wer freilich nur einmal versuchen will, die Signatur eines einzelnen Menschenkindes zu geben, der wird sich nicht darüber wundern, daß die Kunst der wahrhaft historischen Portrait- und Landschaftsmalerei noch in ihrer Kindheit ist, so unentbehrlich sie auch für die Geschichtsschreibung selbst ist. Handelt es sich doch um nichts Geringeres, als um eine richtige Signatur der ethnographischen und geographischen Factoren der Geschichte!

Sind wir demnach keineswegs berechtigt, dem Verf. einen Vorwurf daraus zu machen, daß das Bild, welches er uns vorführt, nicht immer demjenigen entspricht, was wir selbst von Land und Leuten in uns tragen, ohne es reproduciren zu können, so haben wir doch eher ein Recht uns darüber zu beklagen, daß er — wenn wir so sagen dürfen — sein eigenes Gedankenbild zu flüchtig oder gradezu fehler- und lückenhaft entwirft — daß wir Verzeichnungen entdecken, die sich als solche aus der Zeichnung selbst ergeben. Dies ist offenbar in mehrern Fällen gradezu Folge eines Mangels an lebendiger Anschauung oder — um aus dieser der Kunstwelt entlehnten Redefigur zu der trivialen wissenschaftlichen Ausdrucksweise herabzusteigen — einer mangelhaften Vorbereitung, einer Lücke in dem Material der ganzen Arbeit. So kennt er offenbar den eigentlichen Norden deutschen Landes und Volks wenig oder gar nicht aus eigener Anschauung*). Und doch ist er eben

*) Auch England und Frankreich scheint er nicht aus eigener Anschauung zu kennen, obgleich er häufig Blicke über den Rhein und die Nordsee wirft. Kein Wunder denn, daß er dabei ganz in den hergebrachten vermeint-

durch die Vorzüge seiner Methode, seines Programms, seiner allgemeinen Voraussetzungen gezwungen diese für ihn terra incognita in einer sehr bestimmten Signatur dem ihm so genau bekannten mittlern und südlichen Deutschland entgegenzustellen. Was bleibt ihm da anders übrig, als die Ausfüllung solcher Lücken der Phantasie unter dem Einfluß der Voraussetzungen der Methode, des Programms und durch Folgerungen von dem Bekannten auf das Unbekannte zu überlassen! Wenn aber auch hinsichtlich des ihm offenbar viel besser bekannten mittlern und südlichen Deutschlands solche Verzeichnungen vorkommen, so können wir dies nur daraus erklären, daß die lebhafte combinirende Phantasie, der schnelle, schöpferische Geist des Verf. schon sehr früh und als er nur noch einen relativ beschränkten Kreis von Anschauungen besaß, sich schon ein vollständiges Bild entwarf, welches denn die weitere Ausdehnung seiner Anschauungen gelegentlich präjudiciren mußte. So kommt es, daß das Buch, obgleich der Verf. das große Verdienst hat, eigentlich durchaus kein wirklicher Doctrinär zu sein, doch vielfach an den Nachtheilen doctrinärer Constructionssucht leidet.

Wer nun aber dem Verf. etwa daraus einen Vorwurf machen wollte, daß er sich nicht die Zeit zur Vervollständigung seines Materials gelassen, der mag selbst versuchen, wie er das nonum prematur in annum dem Eisenbahntempo unserer Zeit gegenüber geltend machen kann! Es wird ihm aber hier um so weniger gelingen, da die Arbeit des Verfs offenbar ihrer ganzen Entste-

lich patriotischen oder conservativen Vorurtheilen hinsichtlich englischer und französischer Zustände steckt — dort optimistisch, hier pessimistisch!

hang nach auf die Art von Eindruck berechnet war, den wir von den höhern Organen der Tagespresse erwarten. Irren wir nicht, so sind mehrere Kapitel des Buchs seiner Zeit in den Beilagen der Augsburger Allg. Zeitung erschienen; wenn wir aber gestehn, daß das ganze Werk uns gar sehr den Eindruck macht, als wär es für diese weltbekannten Beilagen geschrieben, so steht es ihm und Andern frei, darin ein Lob oder einen Tadel zu sehn. Jedenfalls befremdet uns ein unleugbarer Mangel seines Buchs, den wir grade nach dem aus jenem Eindruck hervorgehenden Maß der Beurtheilung nicht erwartet hätten. Der Vf. hat eine und zwar die für die realistische, utilitarische Auffassung der Dinge wichtigste Seite des „Landes" fast ganz übersehen. Er hält sich ganz überwiegend an die Seite der Sache, die wir der Kürze wegen die landschaftliche nennen wollen und deren große Bedeutung gewiß Niemand bereitwilliger anerkennen wird, als wir. Aber wer könnte leugnen, daß die praktisch nutzbaren und materiellen Momente der Landesbeschaffenheit auf und unter der Erdrinde mit Einschluß der natürlichen Verkehrsorgane des „Landes" einen noch viel bedeutendern Einfluß auf die sociale Entwicklung der „Leute" übt als jene landschaftlichen und in gewissem Sinne mehr moralischen Momente?

Vielleicht könnten wir Alles was in dem Vorhergehenden etwa als ein Tadel erscheinen könnte, in einem Worte zusammenfassen und zugleich mit unserer lebhaften und aufrichtigen Anerkennung vereinigen, wenn wir sagen, daß der Verf. — oder wenn man will sein Buch — alle Vortheile und Nachtheile im höchsten Grade aufweist, die sich nur bei zu geistreichen Leuten oder Büchern fin-

den — und zwar in dem Maße mehr wie der reale Inhalt und Gehalt sowohl an objectiven Thatsachen als an praktischer Tendenz und Gesinnung in Mißverhältniß zu dem steht, was der Ausdruck geistreich in seiner höheren wie in seiner trivialern Bedeutung begreift. Wie hoch aber auch eine verdrießlichere Kritik als die unsere solche Fehler wie z. B. falsche oder halbwahre Pointen, etwas gesuchte manierirte Analogien und Combinationen, die auf den ersten Blick viel mehr versprechen als sie halten, überhaupt das häufig hervortretende Mißverhältniß zwischen Schein und Gehalt, Glanz und Wärme — wie hoch man auch dies und Aehnliches gegen unleugbar weit überwiegende Verdienste anschlagen mag, der Vf. wird sich gewiß mit den nicht eben sehr zahlreichen Gefährten gleicher Verdammniß sehr leicht über jenes glückliche Unglück trösten. Ueberdies darf man bei einer kritischen Abschätzung dieses Verhältnisses verschiedener an sich nur erfreulicher Eigenschaften nie vergessen, welche gewaltige Masse ethnographischer, geographischer, politischer und socialer Thatsachen es erfordern würde ein solches Programm wirklich auszufüllen und einem solchen Geistesreichthum gleichsam als genügender Ballast zu dienen. Sehn wir von diesem Vergleichspunkt ab, so können wir auch hinsichtlich des thatsächlichen Inhalts dem vorliegenden Werk nur sehr wenige Producte der Tageslitteratur auf diesem Gebiete vergleichen. Wir finden uns sogar nicht selten in dem Fall über ein embarras de richesse zu klagen, wenn wir so manche Thatsache finden, mit der wir — ja mit der der Verf. selbst nichts recht anzufangen weiß, oder die jedenfalls sich nicht recht zu dem Gebrauch eignen will, wozu er sie bestimmt hat — ohne Zweifel, weil

sie eben als Thatsache nicht subtil und schmiegsam genug ist, um so geistreichen und raschen Combinationen zu folgen. Sehr mißverstehn aber würde man uns, wenn man aus dem Eindruck, den das Buch als ein wesentlich geistreiches auf uns macht, etwa schließen sollte, daß wir ein anderes Moment darin entbehren, ohne welches (was man auch sagen mag) alle andern Eigenschaften nicht hinreichen würden, einen bedeutenden Eindruck hervorzubringen, wo es sich um wesentlich sittliche Fragen handelt. Wir meinen das Gemüth — oder mit andern Worten und wenn wir den Ausdruck im allgemeinern Sinne brauchen dürfen — die Liebe, welche auch in profanen Dingen „das Band der Vollkommenheit“, d. h. das Band der lebendigen und lebensfähigen Individualität ist. Dieses Band fehlt dem vorliegenden Werke so wenig, daß wir im Gegentheil behaupten möchten: es ist nicht nur zu geistreich, sondern auch zu gemüthlich, zu liebenswürdig — und zwar recht eigentlich in der Weise einer concreten Individualität. Auch die ästhetische Wirkung dieses gemüthlichen Moments ist gar nicht zu verkennen, und wir müssen weiter klagen: das Buch ist wirklich zu schön — es hat zu viel von einem Kunstwerk, ohne daß eine etwas flüchtige ungleiche Ausführung dem Genuß, den es gewährt, irgend erheblichen Eintrag thun kann — im Gegentheil vielleicht!

Wenn wir nun grade mit der Anerkennung so vieler und seltener Verdienste eine Klage, fast eine Anklage motiviren, so erklärt sich dies hoffentlich für unsere Leser, sofern sie dem leidigen Beruf der Kritik billige Rechnung tragen wollen, schon daraus, daß grade ein solches Werk der Kritik das möglichst schwere Spiel macht, während es sie

doch oft auf so vielen Punkten herausfordert. Nicht nur sind diese bei einem so feinen, glatten, weichen, und doch dicht zusammenhängenden, in so vielen Farben und zarten Nüancen spielenden, gleichsam lebendig beweglichen, pulsirenden Stoff unendlich schwer zu fassen und zu isoliren, sondern wenn es gelungen, so kann man es, sofern die Kritik nicht alles zartere Gefühl abgetödtet hat, erst recht nicht über's Herz bringen, den wohlthuenden, anmuthigen Zusammenhang zu stören und die mißliebigen Fäden herauszuzerren. Wie wenig aber man auch mit einer solchen Recensentenverlegenheit sympathisiren mag, so wird man bei einiger Bekanntschaft mit dem lesenden Publicum, namentlich in den Kreisen, für die das vorliegende Werk hauptsächlich berechnet ist, unserem zweiten Bedenken um so weniger eine große Bedeutung absprechen können. Es ist dies, daß der Verf. seine Leser so gut unterhält, sie in so anmuthiger, behaglicher Weise dahin wandeln läßt an seiner Hand und auf den von ihm entdeckten oder angelegten Pfaden, daß sie gar nicht dazu kommen die Art von kritischer Selbständigkeit zu gewinnen und zu üben, welche zu einer eigenen und in Gesinnung, Entschluß und That fruchtbaren Anschauung und entsprechendem Urtheil führen könnte. Freilich ist hier ein übles Dilemma! Das Publicum will unterhalten sein vor allen Dingen — es will, sei es durch Lectüre oder mündliche Mittheilung, einen Theil seiner freien Zeit zugleich bequem und angenehm und doch so hinbringen, daß der bessere Theil sich seiner selbst nicht zu schämen hat, der weniger würdige Theil nicht dadurch gradezu verletzt, beunruhigt werde. Man will Anregung, aber nicht Anstoß, nicht Zwang, nicht Treiben — vor Allem

nichts von bestimmter Zumuthung zu concretem Entschluß, der dann weiter zur That führen könnte und müßte. Ganz allgemeine Mahnungen läßt man sich gar wohl gefallen, wenn sie sich in gemüthlich geistreicher Form darbieten. Es gibt uns eine moralische Genugthuung sie angehört zu haben, und die Anwendung überlassen wir dem Nachbarn oder machen sie ihm selbst. Je angenehmer und würdiger und diesseits aller Unbequemlichkeit anregend eine solche Unterhaltung ist, desto weniger fördert sie die Fruchtbarkeit, die Fähigkeit des Entschlusses, der That und Schöpfung. So manche Leser und Hörer ergeben sich wohl gar bona fide der angenehmen Täuschung, als wenn eine solche Unterhaltung schon eine That, ein Verdienst wäre. — Dies Alles gilt aber ganz besonders von den höheren und mehr oder weniger aristokratischen Kreisen mit mehr oder weniger conservativen Prätensionen und wenn ihnen in mehr oder weniger geistreicher Form die Variationen solcher vermeintlich oder wirklich conservativer Themata, die Ausführung sogenannter conservativer Doctrinen oder Principien vorgeführt werden, mit denen sie ohnehin vollkommen einverstanden sind. Stimmen sie doch mit ihren wirklichen oder vermeintlichen Interessen, mit ihren Sympathien und Antipathien überein, so daß nicht einmal eine neue und irgend beschwerliche Geistesarbeit des Verständnisses von ihnen gefordert wird! Je mehr wir nun in vielen und wesentlichen Punkten ganz mit dem Verf. übereinstimmen und je dringender wir ihm in diesen Punkten *eine* praktisch durchschlagende fruchtbare Wirkung *in möglichst* weiten und zumal in den einflußreichern Kreisen wünschen, desto mehr müssen *wir es* bedauern, daß grade manche seiner

glänzendsten Eigenschaften diesen Erfolg eher zu hindern als zu fördern geeignet sind. Daß er sich von vorne herein gegen die Anforderung der weniger anziehenden, ernstern Eigenschaften systematischer Durchführung und praktischer Nutzanwendung und Ausführung in bestimmten Vorschlägen dispensirt — das kann grade er eher als hundert Andere ohne Nachtheil für seinen wissenschaftlichen und praktischen Ruf thun, da nicht viele unter seinen Lesern sein dürften, die daran zweifeln, daß er auch solchen Anforderungen genügen könnte, wenn er wollte. Um seinetwillen also kommt es darauf nicht an; um der Sache willen aber müssen wir um so mehr beklagen, daß er seine Aufgabe in solcher Weise nach ihrer intensiven Bedeutung geschwächt hat. Hätte er sie doch immerhin lieber weniger extensiv genommen!

Gestehn wir aufrichtig und ein für allemal zur Motivirung und vielleicht Entschuldigung mancher Aeußerungen und Wendungen unserer Kritik, die selber geeignet sein könnten, bei Lesern dieser Blätter eine mißliebige Befremdung hervorzurufen: wir sehen in Allem was in der sog. conservativen Welt der doctrinären Seite sowohl an sich und unmittelbar als in und durch ihre mannichfachen gemüthlichen, poetischen, ästhetischen, romantischen, dilettantischen, geistreichen, scharfsinnigen, vor Allem aber und fast immer mehr oder weniger selbstsüchtigen Complicationen Nahrung und Vorschub zu geben geeignet ist, ohne zugleich und noch mehr die thatkräftige Gesinnung zu stärken eine große, ja die größte Gefahr der Zeit, eben weil es der Schaden am grünen Holz ist.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. Stück.

Den 12. Januar 1856.

Stuttgart und Tübingen

Fortsetzung der Anzeige: „Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Socialpolitik, von W. H. Riehl.“

Es läuft dies auf eine Art von conservativem Pharisäismus hinaus, der ohne Zweifel mit seinem Berufen auf das: „Abraham ist unser Vater“, wie jener alttestamentliche Pharisäismus auch sehr würdige Erscheinungen und nicht bloß die rohe, selbstbewußte Heuchelei zuläßt, aber doch die ganz überwiegende Gefahr einer Ueberschätzung der todten Lehre und Meinung, des selbstgerechten, selbstgefälligen, unfruchtbaren, verschlossenen Seins gegen die fruchtbare That gläubiger Liebe mit sich führt. Dieser gefährlichen Tendenz, welche allen Segen wahrhaft conservativer weil procreativer Reaction zu zerstören droht, wirkt der Verf. nicht nur nicht in dem Maße entgegen, wie grade er als persona grata bei den hauptsächlich betheiligten Kreisen es könnte und sollte, sondern er befördert sie sogar, wenigstens negativ und mittelbar.

Und mit dieser Seite des vorliegenden Werks, oder doch wenigstens einigen der Hauptpunkte, an welche sich diese praktisch bedenkliche Wirkung derselben knüpft, haben wir es fortan hier allein zu thun. Auf eine Begründung dessen, was sonst in den vorhergehenden allgemeinen Bemerkungen als Tadel erscheinen könnte durch einzelne Beispiele, auf eine irgend in's Einzelne gehende Kritik des vorliegenden Werks können wir uns schon deshalb nicht einlassen, weil auch das Mißverhältniß zwischen der Fülle, dem Reichthum, der Mannichfaltigkeit des Stoffs zu dem uns zugewiesenen Raum uns jede freie Bewegung und auch nur halbwegs ersprießliche Behandlung gradezu unmöglich macht. Dazu kommt, daß — wie wir schon bemerkten — es sich in den meisten Fällen entweder um eine Kritik an sich und für die Folgerungen des Vfs oder unsere eigenen nicht sehr erheblicher thatsächlicher Punkte handelt, oder um solche, wo wir zwar dem Verf. nicht beistimmen können, ohne ihm doch eine uns selbst befriedigende anderweitige Auffassung oder Darstellung entgegenstellen zu können.

Dagegen sei uns gestattet zwei Punkte etwas ausführlicher zu besprechen, welche eben in jenem praktischen Sinn und durch ihre Beziehung zu der conservativen Bewegung der Zeit eine entschiedene Bedeutung haben. Wir wenden uns dabei zu dem zweiten Theil des vorliegenden Werks, der uns über das Wesen und die Bedeutung der verschiedenen Schichten oder Gliederungen der „bürgerlichen Gesellschaft", Bauern, Aristokratie, Bürgerthum und Proletariat eine Fülle bedeutender wahrer und geistreicher Anschauungen eröffnet, aber auch in demselben Maße uns zu zu mancherlei Bedenken Veranlassung gibt, deren

Aeußerung wir jedoch nur auf Folgendes beschränken.

Was zunächst die **Aristokratie** betrifft, so erfreut uns der Verf. auch hier durch manches wahrhaft goldene Wort. „Sie soll das ganze sociale Leben mikrokosmisch und ohne todten Kastengeist darstellen und fördern ꝛc. Der aristokratische Grundbesitzer z. B. soll nicht in übermüthiger Concurrenz mit dem Bauern diesen drängen und drücken, sondern ihm in besserer Bewirthschaftung vorangehen ꝛc. Er soll Fruchtspeicher gegen Kornwucher anlegen, wär es auch mit Opfern, welche die sociale Würde heischt. Er soll bei Wohlthätigkeitsanstalten und sonst gemeinnützigen Unternehmungen **das Beste** thun, auch durch Capitalanlagen ohne Actienschwindel mit geringen Zinsen. Er soll auch die Betheiligung an der großen Industrie und an der Geistesarbeit der Zeit nicht verschmähen, sondern darin ein Mittel des socialen Einflusses, Elemente socialer Stellung suchen ꝛc. Dann kann er unhaltbare politische Vorrechte leicht verschmerzen.“ — Wir dürfen die im höchsten Sinne zeitgemäß conservative Weisheit solcher Mahnungen freudig anerkennen und hervorheben, **obgleich** wir selbst seit vielen Jahren über dieselben Texte predigen. Was etwa in diesem Beifall den Schein eitler Selbstgefälligkeit haben könnte, wird hoffentlich durch das Geständniß beseitigt, daß wir nicht nur sehr gut wissen, wie sehr wir **in der Wüste** gepredigt haben, sondern daß wir auch die Schuld so vergeblicher Mühe mindestens ebenso sehr in uns selbst als in Andern suchen. Um so mehr aber würden wir uns freuen, wenn wir den Verf. günstigere Erfahrungen machen sähen; und bei seiner viel reichern Begabung mit allen Mitteln der Ueber-

redung sollte man dies auch mit Zuversicht voraussetzen. Dem ist jedoch mit nichten so, vielmehr scheint das Gegentheil Statt zu finden und während unsere Arbeit umsonst war, scheint die seinige sogar gegen sein eigenes Streben und Ziel umzuschlagen — vorausgesetzt, daß wir dasselbe eben wirklich in jenen oben angeführten Mahnungen erkennen dürfen. Wir kommen aber zu diesem unerfreulichen Schluß hinsichtlich der Wirksamkeit derselben durch die Wahrnehmung, daß die Arbeiten des Verfs grade in den Kreisen die günstigste Aufnahme gefunden haben, wo man mit der größten Beharrlichkeit eine solche Auffassung des socialen Berufs der Aristokratie ignorirt oder perhorrescirt — wo man die Zumuthung conservativer Thaten an der Spitze der socialen Bewegung unter allen Umständen mit Hochmuth oder Bitterkeit zurückweist, zumal aber wenn sie zugleich die Aufopferung politischer Rechte implicirt oder auch nur das Streben nach Ausdehnung derselben verwirft. Wie erklärt sich dieser seltsame Widerspruch? Wir müssen leider gestehen: er erklärt sich nur zu leicht daraus, daß der Verf. sich in ganz entsprechenden Selbstwidersprüchen bewegt, und zwar so, daß das Hauptgewicht, die Hauptanziehungskraft eben auf die Seite nicht solcher conservativer Bewegung fällt, wie er sie ebenso schön charakterisirte, sondern in die Wagschale des aristokratischen Beharrens in dem Sinne socialer Unfruchtbarkeit. Jene Strahlen conservativer Wahrheit sind eben nur beiläufige Streiflichter, während die Hauptbeleuchtung, die vollste Ausführung, der reichste Schmuck ganz überwiegend und in breiten Maßen der Signatur entspricht, die schon in der Bezeichnung der Aristokratie als „Macht des Beharrens“ gegeben ist. Kein

Wunder denn, daß man sich an diese hält. Es kommt aber hier auch ganz abgesehen von dieser Prädisposition seines Publicums auch ein Mißgriff in der ganzen Auffassung oder doch in dem Schematismus und der Terminologie des Vfs hinsichtlich der „bürgerlichen Gesellschaft" und ihrer „Mächte" in Betracht, worüber uns noch einige Bemerkungen gestattet sein mögen. Schon der Gegensatz von „Beharren" und „Bewegung" ist falsch oder doch ungenügend und bedürfte jedenfalls einer andern und nähern Bestimmung, um wirklich brauchbar und fruchtbar zu werden. Es gibt eigentlich keinen Stillstand, kein Beharren im Gegensatz zur Bewegung, sondern nur Vor- oder Rückschritt. Oder vielmehr Bewegung in der rechten oder in der falschen Richtung, nach einem ersprießlichen oder unersprießlichen, würdigen oder unwürdigen, sichern oder gefährlichen Ziel — Entwicklung oder Verfall, denn auch die ungesunde, die pathologische Entwicklung ist Verfall und nur die gesunde, die physiologische Entwicklung ist wirklich Entwicklung und vorschreitende Bewegung. Damit ist die Entwicklung allerdings keineswegs dem Beharren entgegengestellt, oder von den Gesetzen des Beharrens emancipirt; aber die Entwicklung ist das Wesentliche, der Zweck und die Aufgabe, das Beharren nur Bedingung oder Limitation — jeder concreten Entwicklung, also auch der aristokratischen. Dürfen auch wir uns der Kürze wegen mit einem Gleichniß helfen, so finden wir das Analogon für das Verhältniß des Beharrens und der Bewegung jedes organischen und socialen Elements, oder Substanz der bürgerlichen Gesellschaft in der Pflanzenwelt — in dem Baum mit dem Beharren seiner Wurzel und der Bewegung, der Entwicklung seines Stammes

mit Aesten ꝛc. Die weitere Ausführung dieses hinreichend trivialen Gleichnisses, welches doch hoffentlich nicht mehr hinkt als irgend ein anderes, können wir füglich dem geneigten Leser selbst überlassen. Den wesentlichen Unterschied zwischen den verschiedenen socialen Ständen haben wir aber ebenso wenig präjudicirt, als das gemeinsame Gesetz des Wachsthums den Unterschied zwischen den verschiedenen Baumarten oder sonstigen vegetabilischen Ständen ausschließt.

Aber nicht bloß dieser Gegensatz wie ihn der Verf. (wenigstens ganz überwiegend) versteht, stört und verschiebt die richtige und fruchtbare Auffassung dieser Dinge, sondern das Mißverständniß liegt noch tiefer. Auch hier sei uns gestattet unsere Meinung figürlich darzulegen, unser Gleichniß aber diesmal einem andern Gebiet zu entlehnen. Wir möchten uns am liebsten so ausdrücken: es handelt sich weniger als der Vf. (und (freilich er nicht allein!) annimmt um diese oder jene mehr oder weniger bewegliche und doch eine individuelle Continuität bildende sociale Substanz und viel mehr als er merken läßt um sociale Stellungen. Es gibt für jede Stufe der socialen und politischen Entwicklung jeder Zeit und jedes Volks gewisse ideale sittliche Terrainbildungen, gewisse relative Höhen und Tiefen, deren jede ihre besondere Beschaffenheit und danach ihre besondern Aufgaben je nach Recht und Macht hat. Von der Besetzung, der Befestigung und dem Anbau dieser Stellungen wird die Entstehung, das Wesen, der Beruf und die Lebensfähigkeit wahrhaft organischer und natürlicher Stände vorzugsweise bedingt. Zwar gibt es eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen gewissen Stellungen und gewissen socialen Substanzen; aber eine feste

Bürgschaft, ein unvertilgbarer Besitztitel ergibt sich daraus mit nichten. Der Besitz muß immer wieder durch die That, durch die Lösung der in einer gegebenen Stellung bedingten Aufgaben bewährt und befestigt werden. Wie es auch mit dem politischen Recht an politische Stellungen sich verhalten mag — und auch hier sprechen die göttlichen Gerichte der Weltgeschichte laut genug! — das Recht an sociale Stellungen wechselt mit der socialen That, und nichts in der Welt kann einen socialen Stand auf seiner socialen Stellung erhalten, wenn er die Bedingungen dieser Stellung nicht erfüllt. Und wo bleibt dann die politische Stellung! Entweder er wird von einer andern Schichte oder Strömung der socialen Substanz, von einem andern Stand, von anderen Standeselementen verdrängt, welche mit den Thaten auch den Besitz und die Würde und die Signatur der Stellung erwerben: oder er führt ein verkümmertes Scheinleben in der alten Stellung fort, von deren Bedingungen er sich mehr und mehr entfernt, so daß er in der That und Wahrheit nicht mehr existirt und die Stellung selbst bleibt unbesetzt und unbebaut, sie verödet und verwildert. Und dies ist der schlimmste Fall, der sehr bald das ganze sociale und von ihm aus das ganze politische Leben in Verfall und Untergang zieht. Reden wir in diesem Sinne von einer aristokratischen Stellung, so kommen wir damit weiter als wenn wir von einem aristokratischen Stand reden, dessen Hauptmoment, Wesen und Bedingung nicht in der Stellung, sondern in der socialen Substanz liegen würde, wobei man doch hauptsächlich an den Adel zu denken hat. Wie man aber Angesichts der Geschichte aller Aristokratien des Adels aller Zeiten und Völker das

Beharren, den Stillstand als Bedingung und Beruf jener Stellung bezeichnen kann, begreifen wir in der That nicht. Die Geschichte lehrt, daß jede Aristokratie in dem Maße ihrem Verfall entgegenging, wie sie aufhörte als Macht der gesunden, würdigen, idealen Bewegung sich auf ihren Höhen zu halten zu Nutz, Schutz und Frommen aller andern Stellungen und ihrer Inhaber. An der Spitze der Bewegung will aber sagen an der Spitze der Entwicklung des Ganzen. Dies gilt natürlich nicht von allen Functionen des politischen Lebens, sondern eben nur von denen, welche den aristokratischen Stellungen entsprechen. Dies sind jedenfalls diejenigen, welche vermöge ihrer zugleich idealen und praktischen Natur eine zugleich sittlich und intellectuell freie und materiell ohne die Nothwendigkeit des persönlichen Erwerbs durch materielle Arbeit in einer gewissen Fülle und Schönheit befestigte Stellung voraussetzen. Wenn aber zu diesen Functionen nicht das Vorangehn in der Bewegung, in allen den Thaten und Opfern, und noch mehr in allen den Schöpfungen gehört, worin der alte Begriff der Ritterpflicht gegen die Schwachen sich im Sinne und Geist der Gegenwart zur Lösung der socialen Fragen verwirklichen könnte — wenn dies nicht die hauptsächliche Signatur der aristokratischen Stellungen der Gegenwart ist, so wissen wir nicht, worin man sie denn suchen will. Daraus aber ergibt sich unabweislich der Schluß: diejenigen socialen Elemente, welche in diesem Sinn und durch solche Bewegung jene Stellungen besetzen — diese werden eben dadurch zur Aristokratie ihrer Zeit werden — gleichviel welche Stellung sie bis dahin eingenommen haben. Sollen wir die sociale Bewegung als

Beruf und Signatur der Aristokratie aus der Geschichte rechtfertigen, so weisen wir hin auf die Zeit, wo die Kirche unter dem Schutz des Adels ihre Pflanzungen christlicher Cultur gründete — wir weisen auf die Kreuzzüge, welche besonders auch insofern lehrreich sind, als sie zeigen, wie die Theilnahme an der aristokratischen Bewegung Elemente aus allen Ständen *adelte* — auf die Ritterorden — endlich auf das Ritterthum selbst, welches in seinem durchaus christlich-kosmopolitischen Charakter (wenigstens innerhalb der europäischen Welt) ganz besonders schlagend den Mangel an Sinn und Verständniß für echte Aristokratie bei denen nachweist, die das Wesen derselben in der particularistischen Bornirtheit eines Stillstands suchen.

Gehen wir nun zu dem zweiten Punkt über, der uns eine weitere Erörterung zu fordern scheint, so müssen wir uns den „*Wächtern der Bewegung*“ nach des Verf. Schematismus zuwenden. Und zwar hätten wir auch hinsichtlich der vornehmsten derselben das „*Bürgerthum*“ nicht weniger zu bedenken, wofür wir indessen keinen Raum finden. Was wir über die Beziehungen zwischen Bürgerthum und Aristokratie zu sagen hätten, insofern wir das Wesen der letztern in der socialen Stellung und nicht in der socialen Substanz suchen, das ergibt sich in der praktischen Hauptsache schon aus dem Vorhergehenden. Wenn und soweit Elemente des Bürgerthums in der praktischen Lösung der socialen Fragen zu den aristokratischen Stellungen hinaufsteigen, werden sie entweder allein oder neben solchen ältern Ansiedlern, welche an dieser *Bewegung* Theil nehmen, unfehlbar die Aristokratie der Zukunft bilden — *soweit* und *wenn* wir eine Zukunft haben!

Zu solcher Erhebung bietet ihnen die Industrie, zumal die, aus der die sociale Substanz des Bürgerthums hervorgegangen und hervorgeht im weitesten Sinne, Mittel dar, denen die ältere Aristokratie kaum ähnliche an die Seite zu stellen hat; aber in diesen Mitteln liegt allerdings auch die unermeßliche Gefahr des Mammonismus, der die eigenthümliche Form der Selbstsucht dieser socialen Substanz ist, woran sie ebenso sicher zu Grunde gehn wird, wenn sie dieselbe nicht überwindet, wie die ältere Aristokratie an den Versuchungen des Nepotismus, des Ehrgeizes, der Eitelkeit, der Genußsucht untergeht. Freilich schließt leider eine Form der Selbstsucht keine andere aus und es handelt sich nur um den specifisch überwiegenden Zug. Sehr beachtenswerth ist auch Alles, was der Verf. über die sog. „künstlichen Stände" sagt, worunter er die Gelehrten, die Geistlichen und namentlich das Heer des Civil- und Militairdienstes versteht. Aber auch hier wird so viel von der einen Seite gegeben und von der andern wieder genommen, daß man zuletzt doch nicht weiß was er nun eigentlich diesen Organen oder Elementen in seiner Naturgeschichte oder Physiologie der bürgerlichen Gesellschaft für einen Platz angewiesen haben will. Im Ganzen scheint es als wenn er schon durch den Ausdruck „künstlich" ihnen die Fähigkeit und Berechtigung als Theile einer organischen Entwicklung absprechen wollte. Ein solches Mißverständniß ließe sich aber in der That nur dadurch erklären, daß die sehr begreifliche Antipathie gegen Alles was mit dem modernen Bureaukratismus zusammenhängt eine unbefangene Anschauung dieser wichtigen Seite der bürgerlichen (und politischen) Gesellschaft ausschließt. Wir unseres Orts sehn wenigstens nicht

ein, weshalb nicht diejenigen Bedürfnisse und Functionen, welche von jener Klasse von *Arbeitern* vertreten werden, nicht ebenso gut ihre natürliche Berechtigung haben sollten, als irgend ein anderes Moment des *zugleich* der Kunst und der Natur angehörenden Volks- und Staatslebens. Niemand wird doch etwa der Kirche und der Dynastie (Regierung — Krone — Staatsgewalt — „Thron und Altar“ — wie man will!) einen vollkommen, ja in eminenter Weise und in *jedem* Sinne berechtigten Beruf absprechen!*) Dann aber wird man sich auch die der allgemeinen Entwicklung der Bedürfnisse und Dimensionen des Volkslebens entsprechende Vermehrung der *Diener* der Kirche und der Krone als natürlich und jedenfalls unentbehrlich gefallen lassen müssen, auch wenn man sie in einem gegebenen Schematismus und nach gewissen doctrinären oder sonstigen Sympathien und Antipathien nicht recht unterzubringen wüßte. Eine ganz andre Frage ist es: wie weit der wirklich natürliche Beruf und die Competenz der Diener der Kirche, des Fürsten gehen könne, dürfe oder müsse. *Darüber* hinaus tritt dann allerdings sogleich die Gefahr der Künstlichkeit im Gegensatz zur Natur, des todten Mechanismus im Gegensatz zu dem lebendigen Organismus hervor. Fällt es uns aber wahrlich nicht ein zu leugnen, daß diese Grenze in allen Continentalstaaten mehr oder weniger weit überschritten ist, so müssen wir doch entschieden leugnen, daß

*) Und zwar ist dieser Beruf ebenso gut *auch* ein *socialer*, wie der irgend eines andern Standes, und es ist wirklich zu bedauern, daß grade der Verf. seine eminente Begabung der anziehenden Darstellung nicht auch auf diese Punkte und zumal auf die sociale Aufgabe der *dynastischen Substanz* gerichtet hat.

die Schuld ausschließlich oder auch nur hauptsächlich auf Seiten der Bureaukratie liege. Sie fällt mindestens ebenso schwer auf diejenigen localen, provinciellen oder corporativen, bäuerlichen, aristokratischen oder bürgerlichen Organe zurück, die durch non usus oder abusus ihres Berufs der büreaukratischen Usurpation Veranlassung oder Vorwand gegeben haben. Eine andere Gefahr der unnatürlichen oder doch pathologischen Verbildung dieser dienenden Elemente liegt in ihrer Lostrennung von ihrem organischen Haupt- und Mittelpunkt, indem man z. B. die Diener des Fürsten, als des concreten, individuellen, lebendigen Trägers der Krone zu Dienern das Abstractum Staat macht und ihnen in diesem mechanischen Nexus wohl gar die Diener Gottes in der Kirche zugesellt. Daß jene Ablösung durch die Betheiligung der Staatsdiener an dem parliamentarischen Mitregiment den höchsten Grad erreicht, versteht sich von selbst! Was aber den Lehrstand im engern oder weitern Sinne betrifft, so wüßten wir wenigstens kein besseres Mittel, ihn vor jener Gefahr zu bewahren, als indem man seinen ursprünglichen organischen Nexus mit der Kirche in zeitgemäßer Weile wieder herstellt. Beiläufig gesagt dürfte doch grade der Verf. schon durch die wohl- und althergebrachte ganz volksthümliche Auffassung und Sprachweise von Lehrstand, Wehrstand und Nährstand zu einigem Bedenken gegen seine Ausschließung der sog. „unechten Stände" von dem gesunden Organismus der bürgerlichen Gesellschaft bewogen werden. Was aber das Verhältniß dieser Ministerialen des modernen Staats zu den eigentlichen und natürlichen, d. h. socialen Ständen betrifft, so macht sich die Sache durch die triviale Praxis

viel leichter, als die subtile Doctrin es sich träumen läßt, indem die höheren Beamten sich selbst zur Aristokratie oder zum höhern Bürgerthum rechnen, denen sie auch meistens durch die Geburt angehören, ohne daß von irgend einer Seite ernstliche Einsprache geschieht. Daß durch diesen doppelten Nexus des politischen Dienstes und der socialen Stellung mancherlei Complicationen entstehn können — ja, daß die ganze Sache nicht so einfach ist als zu wünschen wäre, geben wir gern zu; wissen aber keinen bessern Rath, als hier wie in so vielen durchaus natürlichen, organischen und sehr historischen Verhältnissen „fünf grade sein zu lassen“, so lange es eben ohne merkliche Reibung und Spannung geht. Was aber die armen Subalternen betrifft, so sind sie sonst hinreichend geplagt, und wollen wir hier nicht erst noch die Berechtigung ihrer ganzen Existenz in Frage stellen! Uebrigens hat das Falsche und Peinliche in der Stellung des Beamtenthums, welches nach unten zu nur schärfer hervortritt, seine Hauptursache in dem Mißverhältniß zwischen der durch den Gehalt bedingten materiellen äußern Lebenshaltung und der durch die unmittelbare Vertretung der Majestät des Fürsten oder des Staats bedingten Amtswürde. Erstere gestattet keine Gleichstellung mit den an Bildung sogar viel niedriger stehenden Klassen der Nichtbeamten (gleichviel ob bürgerlich oder aristokratisch), letztere gestattet keine Genossenschaft mit den äußerlich und materiell gleich oder niedriger stehenden. Das einzige Mittel, diesem Mißverhältniß abzuhelfen, wäre darin zu finden, daß man diese beamtliche Vertretung der Majestät überhaupt, namentlich aber in den untern und localen Verwaltungskreisen auf ein Minimum reducirte. Dies läuft mit andern Worten

auf die Entwicklung und Stärkung des localen und corporativen selfgovernment hinaus, wodurch eine Mehrzahl von Beamten einen dem Niveau ihrer ganzen Stellung entsprechenden Nexus und Amtscharakter gewinnen würden. Freilich setzt das, wie Alles was sich an dies vielgepriesene selfgovernment knüpft, voraus, daß man die ohnehin in der Natur der Dinge und der Menschen liegenden nur zu großen und zahlreichen Schwierigkeiten nicht noch dadurch steigert, daß man die einheitliche Controlle durch die Rücksichten des parliamentarischen Regiments schwächt. Nur die ungetheilte Kraft monarchischer Einheit im höchsten Regiment, im Centrum der Gewalt gestattet eine solche Selbständigkeit der peripherischen untergeordneten Functionen ohne überwiegenden Nachtheil sowohl im Einzelnen als im Ganzen.

Gehen wir nun zu dem zweiten Buch des zweiten Bandes unserer Naturgeschichte des Volks über, welches vom „vierten Stand“, oder vielmehr von den eventuellen Elementen eines zukünftigen vierten Standes handelt, so liegt eben hier jener zweite Punkt, über den wir uns mit dem Verf. und Leser auseinandersetzen möchten. Grade deshalb aber müssen wir uns sogar noch mehr als bisher auf das beschränken, was für uns die Haupt- und Kernfrage nicht bloß dieses Buchs, sondern in der That der ganzen Socialpolitik ist, deren Grundlagen jene Naturgeschichte bilden soll. Wir meinen die einfache, runde, klare, praktische Frage: was ist zu thun, um dem zunehmenden ökonomischen, sittlichen, intellectuellen und leiblichen Verfall der sogen. arbeitenden Klassen Einhalt zu thun und, wo er schon Ueberhand genommen hat, nachhaltige Abhülfe der

Uebel und Herstellung besserer Zustände zu schaffen? Wir vergessen dabei keineswegs, daß des Verf. Absicht und insofern seine Aufgabe nicht ist, bestimmte praktische Vorschläge zur Lösung dieser oder irgend einer andern praktischen socialen Frage zu thun. Wir fragen also nur: in welchem Sinn wird die therapeutische Frage durch diese vorbereitenden Untersuchungen des Naturforschers, des Physiologen und Nosologen bedingt? Oder vielmehr, da wir nach unserer Kenntniß des Falles, wie mangelhaft sie auch sein mag und nach unserer, wenn auch noch so geringen therapeutischen Einsicht und Erfahrung ein bestimmtes Heilverfahren gegen das Uebel im Sinne haben, an dessen zwar nicht allgenügende und andre Maßregeln ausschließende, aber doch nachhaltig bedeutende und wesentliche Heilswirkungen wir zuversichtlich glauben, so reducirt sich unsere Hauptfrage an den Verf. darauf: stimmt das Verfahren, welches implicite als Indication aus seiner Voruntersuchung hervorgeht, mit jenem unserem überein oder nicht? Fördert oder hindert er dessen Anerkennung und Anwendung? Das schließt begreiflich gar nicht aus, daß wir nicht vollkommen bereit sind, auch jedes andre Verfahren, was er empfehlen könnte (gleichviel ob ausdrücklich oder stillschweigend und durch seine pathologischen Voraussetzungen) unbefangen prüfen und nach Umständen neben oder statt des unsrigen annehmen würden. Allerdings aber würden auch seine Untersuchungen wie interessant sie auch sonst sein möchten, gar sehr an Interesse für uns verlieren, wenn wir gar keine praktische Consequenzen daraus ziehen könnten. Obgleich aber unsere Aufgabe hier keine selbständige schaffende, sondern nur eine kritische ist, so sind wir es doch nach

dem oben Gesagten dem Leser schuldig uns wenigstens im Allgemeinsten über das Verfahren zu erklären, für dessen Richtigkeit wir in dem vorliegenden Werk so gern eine Bestätigung finden möchten. Es ist dies nun die möglichst ausgedehnte Entwicklung des Princips der Association — ohne Präjudiz übrigens für irgend eine volkswirthschaftliche Theorie oder Praxis, sofern dadurch nicht eben jenes Princip ausgeschlossen werden sollte. Der viel gemißbrauchte und vieldeutige Ausdruck Association ist aber in dem Sinne eines zugleich organischen, ökonomischen und sittlichen Bindungsmittel proletarischer Atome (Familien, Individuen), wodurch die productiven und conservativen Kräfte derselben zu einer solchen Gesammtkraft vereinigt werden, die durch ihre Verwendung in einer großen Oekonomie, namentlich nach der Seite der Consumtion, aber nach Umständen auch in der Production so zu verwerthen, daß diese Vortheile jedem einzelnen Atom durch entsprechende Steigerung seiner Tragkraft, wenn man so sagen darf, zu Gute kommen. Das setzt nun zunächst die volle Entwicklung der Selbstthätigkeit der proletarischen Kräfte voraus, welche eben durch die Association angeregt und befördert wird; es setzt aber auch eine aristokratische Unterstützung, Handreichung, Leitung und Vertretung voraus — und zwar im Geist unter dem Einfluß der religiösen und kirchlichen Regeneration der Zeit.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 14. Januar 1856.

Stuttgart und Tübingen

Fortsetzung der Anzeige: „Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Social-politik, von W. H. Riehl."

Es setzt endlich voraus, daß das Proletariat nicht an sich die sociale Krankheit der Zeit ist, sondern nur eines ihrer kranken, aber noch lebensfähigen und durch die vis naturae medicatrix heilbaren Organe der bürgerlichen Gesellschaft – ein Organ, welches man vorzugsweise gar wohl als das Organ der materiellen Arbeit bezeichnen kann *).

*) Es liegt auf der Hand, daß hier nur von einer ganz allgemeinen Andeutung der Hauptmomente der Association die Rede sein kann. Im Uebrigen verweisen wir unter andern auf folgende Schriften zu weiterer Auskunft über Theorie und Praxis und die schon vorliegenden höchst beachtenswerthen Erfahrungen auf dem Gebiet der Association: „Reisebriefe vom Jahr 1854 aus Belgien, Frankreich und England von V. A. Huber, 2 B. Hamb. 1855" und ein Aufsatz im Aprilheft 1855 der deutschen Vierteljahrsschrift „über Association in Deutschland". „Ueber Association und innere Mission ein Vortrag gehalten am Kirchentag zu Frankfurt. Halle 1855."

Wie verhält sich nun also der Verf. zu diesem Heilverfahren? Die Antwort ist wahrlich nicht ganz leicht. Auch hier finden wir leider gar viele in mancherlri Farben schillernde oder gradezu unter einander in Widerspruch stehende Aeußerungen — und auch diese immer nur in sehr entfernter, mittelbarer stillschweigender vielleicht unbewußter Beziehung auf diese Sache. Einerseits manches treffliche, bedeutende Wort der Anerkennung, des Verständnisses einer historischen Berechtigung und eines Berufs des Proletariats als organischer Substanz eines vierten Standes — dringende Andeutungen der Verpflichtung der höheren Stände zu dieser Entwicklung die Hand zu bieten, sie nicht zurückdrängen zu wollen nach Zuständen der Vergangenheit, aus deren Auflösung sie hervorgegangen und deren Herstellung unmöglich geworden. Ganz ausdrücklich bezeichnet er die gegenwärtigen Nothstände als Folgen einer Uebergangsperiode, deren Abhülfe nur in einem Vor- und Hindurchdringen zu voller Entwicklung der Kräfte und Principien, welche zwar zur Auflösung jener frühern Zustände beigetragen, aber neben und in ihrer zerstörenden Tendenz auch die kräftigen Keime und Bedingungen neuer lebensfähiger und zukunftvoller Schöpfungen tragen, die eben in die aus jener Auflösung hervorgegangne sociale Substanz des Proletariats einerseits und anderseits in die fabrikmäßigen Arbeitsorgane niedergelegt sind. Das Alles können wir vollkommen in unsern eigenen Voraussetzungen wiedererkennen. Wir selbst haben wahrlich keine natürliche Sympathie, kein Wohlgefallen an allen jenen Erscheinungen der modernen Production; aber wir finden nirgends ein Gesetz des sittlichen, oder natürlichen Lebens, wonach sie als an sich verderblich und verwerf-

lich angesehen werden dürften. — Noch weniger sehen wir eine praktische Möglichkeit, diese ganze Entwicklung zu beseitigen, zu ignoriren, rückgängig zu machen. Wir kennen die tiefen, furchtbaren Schattenseiten des Industrialismus und der aus ihm hervorgegangenen proletarischen Zustände so gut wie irgend Jemand; aber wir können und wollen uns nicht darüber täuschen, daß sie Folgen nicht der dieser Entwicklung an sich wesentlichen und eigenthümlichen Lebensgesetze, sondern der in allen menschlichen Zuständen zum Unheil wirksamen Selbstsucht, Unverstand, Ruchlosigkeit rc. sind, und daß überall, wo an die Stelle dieser Motive jene der Liebe und Weisheit treten, auch die erfreulichsten Lichtseiten im Industrialismus, dem Proletariat sich entwickeln können. Wir haben so viel Sinn und Freude wie irgend Jemand an den Lichtseiten des mittelalterlichen Innungswesens auch in seinen letzten Ausläufern, aber wir können und wollen uns nicht über die Schattenseiten auch der nach Ort und Zeit besten Erscheinungen auf diesem Gebiet und über die Ursachen des Verfalls täuschen, welche zum Theil eben die Möglichkeit der Herstellung in der alten Form ausschließen.

Wie wenig nun die Vertreter der vermeintlich-aristokratisch-conservativen Reaction der Zeit Sinn, Verständniß oder auch nur Duldung für eine solche Auffassung der socialen Fragen auf diesem Gebiet haben, das ergibt sich zur Genüge aus ihrer Polemik gegen Alles was ihrem Ideal von gewerblicher Corporation und handwerksmäßig corporativer Production nicht entspricht. Wenn nun das vorliegende Werk in der That in solchem fruchtbaren gesunden, wahrhaft conservativen Gegensatz zu diesem impotenten, pseudoconservativen

Treiben steht, wie wir es nach den oben erwähnten Aeußerungen erwarten könnten — wie erklärt es sich denn, daß es nicht nur in jenen Kreisen keinen Anstoß erregt, sondern im Gegentheil den größten Beifall findet und alle Augenblicke eben als Autorität für jene verkehrte Auffassung und Gesinnung angeführt wird — freilich ohne daß unseres Wissens sein Werk dort jemals eine ausführliche und gründliche Beurtheilung gefunden hätte?

Dieser auf den ersten Blick unbegreifliche Widerspruch in dem Verhalten dieses Publicums zu dem Buch erklärt sich doch leider hinsichtlich des Proletariats nur zar zu leicht, ebenso wie wir es oben bei der Aristokratie sahen, aus den Widersprüchen, die das Buch selbst enthält und aus dem ganz entschiedenen Uebergewicht, welches darin explicite oder implicite die Ansichten, Voraussetzungen, Darstellungen, Andeutungen, Sympathien und Antipathien, Vorurtheile und Irrthümer der Stimmung, Haltung und Richtung jenes Publicums harmoniren, oder doch ihr vollen und bequemen Raum lassen. Jene Streiflichter der Wahrheit über das Proletariat ꝛc. verlieren sich in den breiten, bunten, schillernden Reflexen solcher Irrlichter und Schwaden wie z. B.: Die Fabrik so wenig als ihr Proletariat habe eine Geschichte! Wenn dem so wäre — woher käme denn dem Proletariat ein historisches, ein Standesbewußtsein, oder auch nur eine unbewußte historische und sittliche sociale, natürliche und organische Berechtigung in Gegenwart und Zukunft? Aber noch viel präjudicirlicher ist die wahrhaft monströse Behauptung, worauf der Verf. sowohl in diesem als in dem dritten Band immer wieder zurückkommt: das Proletariat sei an sich

unfähig und also unberechtigt zur Gründung der Familie. Nicht viel besser ist die Anklage: es bilde nach Entstehung, Wesen und Bewußtsein den entschiedenen, feindselig bewußten und in seinem ganzen Streben zerstörenden Gegensatz gegen alle übrigen Stände, gegen alles organische, concrete Sonderleben sowohl national als sonst! Sind diese Voraussetzungen gegründet, so haben die pseudoconservativen Zeitungen, Tribünen, Katheder und Salons vollkommen Recht, wenn sie jene Andeutungen über die Möglichkeiten einer gesunden Entwicklung auf diesem Gebiet als bloße beiläufige Redefiguren ganz ignoriren und die Zumuthung zu solcher Entwicklung die Hand zu bieten mit Gleichgültigkeit oder Mißtrauen und Entrüstung von der Hand weisen. Das Schlimmste aber und Seltsamste bei der Sache ist, daß in der Bedeutung und Ausdehnung des Ausdrucks Proletariat, wie der Verf. ihn braucht, die nachtheiligsten Präjudicien, die er dagegen erregt, wirklich begründet sind. Der Verf. wirft nämlich unter diese Rubrik Alles zusammen was ihm auf irgend einem seiner natürlichen Standesgebiete irgend anstößig und unbequem sein mag. Er macht durchaus keinen wesentlichen Unterschied zwischen der Masse arbeitsfähiger und wirklich (soweit irgend Arbeit vorhanden) arbeitender, also ihres Lebens Unterhalt ehrlich im Schweiß ihres Angesichts erwerbender Fabrikarbeiter, Eisenbahnarbeiter ꝛc. und den verschiedenen Sorten von Lumpen, Strolchen und Bummlern — dem sittlichen, intellectuellen und ökonomischen Auswurf aller ehrlichen und ehrenwerthen Stände, Klassen und Gewerbe! Kein Wunder denn, daß er mit einem solchen von ihm selbst geschaffenen wüsten Unding nichts anzufangen weiß, sondern mit den seltsam-

sten Widersprüchen, wenn auch immer geistreich und unterhaltend, doch völlig rathlos in dem ekelhaften Wust herumwühlt! — Kein Wunder, wenn ihm die Grenzen der verschiedenartigsten Aufgaben immer wieder verloren gehen — der Criminaljustiz und Polizei, der Armenpflege und der Volkswirthschaft! Wir werden uns nun sehr hüten, ihm in dies Chaos zu folgen, sondern vielmehr sehr bestimmt das Gebiet ausscheiden, wovon allein die Rede sein kann, wenn es sich um einen „vierten Stand der Zukunft" handelt. Auf die Terminologie kommt es uns dabei nicht an; wer aber, wie der Verf., und mit ihm freilich auch andre Autoritäten jenes Chaos mit dem allgemeinen Ausdruck Proletariat bezeichnet und wohl gar ausdrücklich oder stillschweigend Proletariat und Pauperismus als sich deckende Begriffe gebraucht, dem müssen wir das onus zuschieben für die in dieser Kategorie vereinigten Gegensätze, deren Unterscheidung praktisch von der allergrößten Wichtigkeit für die socialen Lebensfragen der Zeit ist, noch besondere Ausdrücke zu ersinnen und in allgemeinen Gebrauch zu bringen. Uns aber sei gestattet, hier nur die Masse der auf productive streng ehrliche materielle Arbeit, in der Regel auf Abhängigkeit von einem Arbeitsherrn und ohne andern productiven Besitz angewiesenen, aber auch unter gewöhnlichen Umständen in diesem Verhältniß ihrer und der Ihrigen Unterhalt wirklich findenden Klassen im Auge zu behalten — gleichviel wie man sie denn nennen will. Die wesentlich und gewohnheitsmäßig mit oder ohne eigene Schuld von öffentlicher oder Privatwohlthätigkeit abhängigen Klassen, sowie jene, die entweder aus Noth oder aus Neigung zu halb oder ganz unehrlichem, oder doch nach dem herrschen-

den Volksbewußtsein nicht ganz ehrenhaften oder gradezu verbrecherischen Erwerb getrieben werden, gehen uns hier nichts an. Wir wissen sehr wohl, daß die Grenzen hier nach beiden Seiten flüssig sind; aber dasselbe gilt von jeder Classification der bürgerlichen Gesellschaft, wo keine feste Kastenbildung besteht, auch der Verf. sieht sich in derselben Verlegenheit wie wir, wenn er z. B. die Grenzen zwischen kleinen Meistern, selbständig arbeitenden Gesellen und andern nur in Lohn und Arbeit ohne häusliche Gemeinschaft stehenden Proletariern bezeichnen soll. Noch flüssiger sind leider die Grenzen nach unten, und die Auflösung des von seiner Arbeit lebenden in das von Almosen lebende Proletariat ist ja eben die Krankheit des nationalen Arbeitsorgans, auf deren Heilung es ankommt.

In dieser Beschränkung nun müssen wir die Signatur, welche der Verf. von dem Proletariat in *seinem* Sinn gibt, als durchaus verfehlt und im höchsten Grad präjudicirlich zurückweisen. Der Vorwurf bewußter, permanenter oder wohl gar doctrinärer Feindseligkeit des arbeitenden Proletariats gegen die sog. besitzenden Klassen, gegen alle mit Besitz und Erbrecht und deren Schutz zusammenhängenden göttlichen und menschlichen Ordnungen und fast Alles was der Verf. über das Standesbewußtsein der Armuth ꝛc. sagt, beruht auf einer Verwechslung der unberufenen Wort- und Schriftführer des Proletariats, der politischen und socialen Demagogen, Litteraten und parliamentarischen Rhetoren und der durch sie in Zeiten allgemeiner Aufregung bei den beweglichen Elementen des Proletariats bewirkten Infection mit der Masse der Arbeiter selbst und deren gewöhnlicher Haltung und Stimmung. Diese

läuft, soweit nicht gänzliche Dumpfheit vorherrscht, ganz einfach darauf hinaus, daß sie (wie andre ehrliche Leute auch und mit sehr viel mehr Grund!) wünschen und streben ihre Stellung zu verbessern und zu sichern — wo möglich ohne irgend Jemandes Nachtheil! Wohin Gedanken und Bestrebungen bei Einzelnen und in Zeiten der Aufregung bei den Massen gerathen, wenn die Erreichung jenes Ziels ohne Schaden Anderer unmöglich erscheint — das ist eine andere Frage, deren unbefangene Beantwortung aber ein Mißtrauensvotum implicirt, was sich auf alle andern Klassen und Individuen ebenso gut anwenden läßt, als auf dies Proletariat. Gegen alle Geschichte und Billigkeit ist es, wenn der Verf. z. B. den Bauernstand in dieser Beziehung zur Folie des Proletariats heranzieht, indem er behauptet, der Bauer strebe immer nur nach Erhaltung oder Herstellung des Seinigen. Wie man Angesichts der verschiedenen Bauernkriege dies behaupten kann, ist nur aus einer doctrinärer oder gemüthlich-phantastischer Befangenheit erklärlich. Daß der Bauer den Herrn spielen und alle die bisher die Herren gespielt hatten brevi manu todt schlagen wollte, beweist jede Seite der Geschichte jener furchtbaren Krisen — und zwar fehlte es solchen Bestrebungen ebenso wenig an doctrinärer Motivirung als den Arbeiteraufständen unserer Tage. Was aber dabei herauskommt, wenn der Bauer zum Herrn wird, besagt schon das alte Sprichwort. Mittelalterlicher Städtegeschichten nicht zu gedenken, ist der tiers état aber zu notorisch der eigentliche Herd der Revolution, als daß wir darüber noch ein Wort zu verlieren brauchen.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. 10. Stück.

Den 17. Januar 1856.

Stuttgart und Tübingen

Schluß der Anzeige: „Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Socialpolitik, von W. H. Riehl."

Ebenso ungegründet nämlich ist der Vorwurf: das arbeitende Proletariat sei der Sitz wohl gar bewußter kosmopolitischer Auflösung nationaler und sonstiger Particularismen. Es beweist diese Behauptung nur, daß der Verf. das eigentliche massenhafte Arbeitsproletariat wenigstens in England und Frankreich gar nicht kennt. Denn nicht nur die nationale, sondern auch die provincielle Signatur tritt neben jener des Standes grade bei dem ouvrier und workman vielleicht bestimmter hervor als bei andern Klassen — den Bauern abgerechnet, wo er nicht gar zu stumpf und roh ist. Wie aber der Adel in dieser Beziehung als conservative Folie des Proletariats dienen soll, ist Angesichts der bekanntesten Thatsachen aus der Sittengeschichte der Höfe schwer zu begreifen! Das Mittelalter aber bietet Bestrebungen der Auflösung

monarchisch-nationaler Staatenbildungen in städtisch republikanische Föderationen, denen Doctrin und Bewußtsein wenigstens bei Einzelnen gar nicht fehlte.

Die am wenigsten begreifliche und am schwersten zu verantwortende Versündigung des Verfs gegen das arbeitende Proletariat ist die von ihm wiederholt und mit der größten Bestimmtheit ausgesprochene Behauptung, daß dasselbe seinem Wesen, seiner Natur nach der Fähigkeit entbehre, ein gesundes Familienleben zu begründen. Je unabweislicher dieser Vorwurf, wenn er gegründet wäre, alle Hoffnung für eine Lösung der socialen Frage vernichten müßte, desto entschiedener muß dagegen protestirt und auf die hunderte und tausende von Fällen hingewiesen werden, wo das Proletariat auch unter den gegenwärtigen ungünstigen Umständen ebenso erfreuliche Exempel christlicher und (je nach Landesart) germanischer oder romanischer Häuslichkeit aufweist, wie irgend ein anderer Stand. Hätten wir auch dafür kein anderes Zeugniß als unsere eigene Anschauung und Erfahrung, so müßte das vollkommen genügen, um die Fähigkeit zu beweisen, die der Verf. leugnet.

Und dies hat uns denn schon zu dem dritten Band des vorliegenden Werks geführt, welcher ex professo von der Familie handelt. Auch hier würden wir kein Ende finden, wollten wir die vielen und großen Verdienste hervorheben, die der Verf. sich in Anregung gesunder Gefühle und Verbreitung richtiger Ansichten hoffentlich auch zu Erzeugung tüchtiger Entschlüsse bei seinen zahlreichen Lesern erworben hat. Anderseits aber gestehen wir, daß wir grade hier auch nicht selten die bedenklichsten Folgen seiner reichen, aber zum Theil gefährlichen Gaben auf's äußerste getrieben finden

— namentlich eine gewisse Neigung zu geistreichen glänzenden Facetten und Pointen, welche zu scharf zugespitzt abbrechen — ein unfruchtbares Spiel mit gemüthlich ästhetischen Phantasien, welche mit dem Ernst der praktischen Fragen um so unverträglicher sind, je unterhaltender und sogar scheinbar tiefsinniger und bedeutungsvoller sie sind und je mehr Beifall sie bei solchen Lesern finden, die eben nichts weiter suchen als eine vorübergehende, wenn auch anregende und nicht unwürdige Unterhaltung. Auch hier hat es sich bewährt, daß grade die Darstellungen und Betrachtungen, welche eine unmittelbar praktische Anwendung und Zumuthung an Leser oder Hörer am wenigsten zulassen, am meisten Beifall finden. Wir aber können uns dabei jenes prosaischen: »qu'est ce que cela prouve?« jenes Mathematikers nicht erwehren, dem man eine anmuthige Melodie vorspielte.

Um nur ein einziges Beispiel hervorzuheben: was in aller Welt soll dabei herauskommen, wenn wirklich die architektonische und wohnliche Einrichtung des Hauses, wie der Verf. sie angeblich aus den bessern Zeiten des bürgerlich-deutschen Familienlebens schildert, als Muster, ja als conditio sine qua non eines solchen auch für uns gelten soll? Wir zweifeln sehr, daß der Verf. uns in Nürnberg, Augsburg, Ulm ꝛc. auch nur je ein halb Dutzend solcher Häuser nachweisen könnte. Viele hundert Häuser respectabler bürgerlicher Familien jener Zeit entfernen sich von diesem Normalhaus sehr viel weiter als eben so viele hundert bürgerliche Häuser der neuern und neuesten Zeit. Wir sind gewiß soweit entfernt, den modernen Häuserbau durchschnittlich zu billigen, und perhorresciren ihn in hundert und tausend Fällen so entschieden, wie der Verf. es nur irgend kann.

Soll es aber damit wirklich besser werden — was gewiß eine wesentliche Bedingung einer Restauration und Reform des Familienlebens ist — so verlange man was wirklich nützlich, nöthig und möglich ist nach gegebenen und an sich nicht verwerflichen Bedingungen und Bedürfnissen; man schließe nicht gleich mit der Forderung völlig phantastischer oder doch nur unter ganz andern Verhältnissen möglicher und ersprießlicher Dinge allen ernstlichen praktischen Erörterungen die Thür! Wenn es wirklich wahr wäre, daß einerseits das eigentliche englische Cottage, wo man gleich von der Straße in die zugleich als Wohnstube dienende Küche tritt, anderseits das Berliner Familienhaus, oder die Pariser cité ouvrière das gesunde Familienleben unbedingt ausschließt, so müßte man schon deshalb an der Zukunft des arbeitenden Proletariats verzweifeln; denn die erste Art der Wohnung ist jedenfalls die relativ beste, die für dasselbe zu beschaffen und die zweite in vielen Fällen die einzig mögliche. Aber jene Ansicht ist eben völlig unbegründet. Dank der unverantwortlichen Gewissenlosigkeit der Bauspeculanten, Fabrikherrn und Grundbesitzer wachsen zwar in England jährlich tausende und zehntausende von cottages wie Pilze aus der Erde, welche kaum zu Schweineställen gut genug; aber das hindert nicht, daß nicht überall, wo solche Häuser mit einiger Rücksicht auf die wirklichen Bedürfnisse gebaut worden sind und gebaut werden und die sonstigen Bedingungen nicht fehlen, ein ganz eigenthümlich behagliches und von der Eigenart des Hauses wesentlich bedingtes Familienleben sich gestaltet. In einigen norddeutschen Küstenstädten fehlt es nicht an ähnlichen der Landesart eigenthümlichen Erscheinungen. Was aber die sogen.

Familienhäuser betrifft, so sind wir wahrlich so wenig ein Freund der Casernirung als irgend Jemand; aber wir wissen aus eigener Anschauung, daß es bei ernstlichem gutem Willen gar wohl möglich ist, die Uebel dieser Bauart, wo sie nicht zu vermeiden, auf einen Grad zu beschränken, der bei entsprechender Stärkung anderer Bedingungen ein gesundes Familienleben gar wohl zuläßt. Ueberdies ist eben die Aufgabe in allen concreten Fällen das möglichst Zweckmäßige zu leisten und namentlich zu solchen Casernen nur im äußersten Nothfall zu greifen *). Daß Häuser von 6 bis 10 proletarischen Wohnungen auch im Rayon großer Städte alle Bedingungen eines gesunden Familienlebens zu gewähren vermögen, beweisen die Arbeiten der sog. Baugesellschaften, z. B. in Berlin. Und doch ist auch hier noch unendlich viel Raum für mögliche Verbesserungen.

Wie weit der geistreich humoristische, gemüthliche und leider auch etwas sophistische Scharfsinn des Verfs geht, dafür brauchen wir schließlich keinen schlagendern Beweis als seine sehr lang ausgeführte und ernstliche Apologie des deutschen Kneipenlebens. Darin sieht er — nicht etwa das größte Hinderniß eines würdigen, gesunden, durch die Betheiligung des Hausvaters, der Söhne nach Feierabend gehaltenen Familienlebens, sondern im Gegentheil eine der schönsten Blüthen des deutschen Familiensinnes und Familienbedürfnisses! Ist es aber sein Ernst nicht, so ließe sich wahrlich ein geeigneterer Wahl-Gegenstand zum humoristischen Scherz finden als dieser!

Doch es ist die höchste Zeit, daß wir uns von dem Verf. und seinem Werke trennen. Wir thun

*) Auch über diese Dinge geben die in einer frühern Anmerkung angeführten Schriften ausführliche Nachrichten.

es mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß die Kritik, die wir im Ernst der Zeit und bei der praktischen Wichtigkeit von Fragen, in denen wir selbst mit Leib und Seele stehn, nicht sparen durften, niemals einen Zweifel an der aufrichtigen Hochachtung aufkommen läßt, die wir für den Verf. hegen. Noch weniger können wir unsern Lesern einen andern Eindruck gegeben haben, als den von uns beabsichtigten: sie anzuregen, sofern sie es nicht schon gethan, baldmöglichst selbst die Bekanntschaft mit seinem Werk als einer der beachtenswerthesten, erfreulichsten und verdienstvollsten Früchte der neuesten Litteratur zu suchen.

B. A. H.

Erfurt

Verlag von C. Weingart 1855. Die christliche Lehre zum Schul- und Hausgebrauche für junge evangelische Christen, dargestellt von Dr. Ernst Giese, Lehrer am Gymnasium illustre in Gotha. u. 126 S. in Octav.

Die Zukunft gehört der Jugend! Dies gilt, wie von allen anderen Lebensgebieten, auch von dem kirchlichen. Ebenso gewiß ist aber die geistige Zukunft ein Product der Jetztzeit, wenn auch nicht ganz, da grade auf den geistigen Lebensgebieten das sonst unabänderliche Gesetz der stetigen Entwicklung wohl ungeahnte und unberechenbare Entwicklungen nicht ausschließt. Immer aber wird die geistige Zukunft als Folge der jetzigen die Regel sein. Daher die unsäglich wichtige Pflicht der Kirche, den Unterricht der Jugend in kirchlichem, d. h. in dem wahren Geiste des Evangeliums zu leiten. Daß wir damit nicht der römischen Ketzertheorie das Wort reden wollen, d. h. der engherzigen unchristlichen Verdammungstheo-

rie anders Glaubender, daß wir am wenigsten wünschen, daß diese unchristlichen Grundsätze schon den jugendlichen Herzen eingeprägt werden, versteht sich von selbst. Ebenso muß man den Unterschied zwischen den Volksschulen und den höheren Unterrichtsanstalten (Realschulen, Lyceen, Gymnasien ꝛc.) anerkennen, wo der Unterricht schon mehr praktisch die Vorbereitung für ganz besondere Berufsarten in's Auge faßt. Die Leitung der Volksschulen gehört aber unbedingt den Geistlichen, dagegen mag immerhin die Leitung der höheren Unterrichtsanstalten besonderen Collegien, welche die Befähigung der Lehrer in der praktischen besonderen Richtung besser beobachten und beurtheilen können, übergeben bleiben, jedoch ohne das geistliche Element in der Leitung auch der höheren Unterrichtsanstalten ganz auszuschließen. Einmal müßte die Kirche, wenn sie anders die Wirksamkeit haben soll, die ihr Recht und ihre Pflicht ist, wenigstens gegen die Anstellung notorisch unkirchlich und unchristlich gesinnter Lehrer auch für den Unterricht praktischer Gegenstände zur Vorbereitung auf eine besondere Berufsart protestiren und zwar ein erfolgreiches Veto einlegen dürfen, bis zur höchsten Unterrichtsanstalt, der Universität, hinauf, und dann gehört unbedingt wieder der Unterricht in der Religion auch an den höheren Unterrichtsanstalten wirklich ordinirten, wo möglich den Geistlichen, denen auch die Austheilung des heiligen Abendmahles an derselben gelehrten Anstalt zusteht, damit auch hier die kirchlich-christliche Ordnung der Predigt des Wortes Gottes (von welcher aller Religionsunterricht ja nur eine besondere Form ist) und die Verwaltung der Sacramente wahrhaft segensreich wirken könne. Wenn

wir aber von einem Veto der Kirche sprechen, so wollen wir wiederum nicht in römischer Weise einen Gegensatz zwischen Staat und Kirche, keinen Staat im Staate, aufrichten, wir wollen nur Unterscheidung der verschiedenen Lebensgebiete mit ihren Rechten, und glauben, daß es im Interesse des Staates selbst liegt, durch die berechtigten Organe der Kirche zu verhüten, daß nicht die religiös-sittliche Grundlage aller Ordnung des Lebens, natürlich auch des Staates, untergraben werde. Daß sonst in beiden Beziehungen unendlich gefehlt worden, daß die kirchliche Verkommenheit, ja der völlige religiöse Indifferentismus sehr vieler sog. Gebildeten eine Folge der Grundsätze ist, von denen aus der Unterricht in den profanen Unterrichtsgegenständen ertheilt worden, während der Unterricht in der Religion kein sattsam positives und jenen Einflüssen entgegenwirkendes Moment war, das mag nur von Unkundigen bezweifelt werden. Es ist schlimm, sehr schlimm, wenn auf den gelehrten Anstalten, den höheren, wie den niederen, der Lehrer der Naturwissenschaften den Materialismus offen vorträgt, aber es ist wohl nicht besser, wenn der Lehrer „sich nur in Acht nimmt", „sich" über die kitzlichen Fragen des Spiritualismus oder Materialismus „nicht ausspricht", während doch der Pferdefuß durchblickt. Es wirkt ein solcher Standpunkt der Lehrer aber um so verderblicher, weil er sich mit dem Heiligenschein des Rationalismus und Liberalismus umgibt, der auf die jugendlichen Gemüther natürlich einen großen Reiz übt, und umgekehrt die positiven christlichen Wahrheiten nur in dem Dämmerlicht zurückgebliebener Beschränktheit erblicken läßt. Jedenfalls mehr aber hat nun die Art geschadet, wie in der Entwickelung des Lebens und Wirkens der

gelehrten Schulen selbst der Religionsunterricht angesehen und ertheilt worden ist. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher durch die überall errichteten philologischen Seminare für die wissenschaftliche wie praktische Pflege der Philologie gesorgt werden sollte und auch wirklich gesorgt worden ist. Es war das die Blüthezeit, der Gipfelpunkt der philologischen Bildung, etwa von 1820—1830, wo man die wahre Humanität nur in der Pflege der sog. **humaniora**, d. h. der klassischen Sprachen suchte, und darin allein den Maßstab für die Tüchtigkeit der Lehrenden und Lernenden auf den Gymnasien fand. Und doch ist diese Blüthe um zu hohen Preis erkauft worden. Während die Lehrer an den Gymnasien, die sog. Schulmänner, früher aus Candidaten der Theologie hervorgingen, stellte man in den philologischen Seminaren (wenn auch nicht überall und nicht überall streng durchgeführt) den Grundsatz auf, daß die eigentlichen Philologen, d. h. die auf die Lehrstellen an den Gymnasien adspirenden Studiosen, durchaus keine theologischen Collegia hören durften. Dies ist keine Fabel. Es ist dem Schreiber dieses während seiner akademischen Studienjahre selbst begegnet, daß der Director eines philologischen Seminars, dessen ordentliches Mitglied er war, ihn kommen ließ und ihm Vorhalt machte, ob es wahr sei, daß er sich mit Theologie beschäftige und namentlich **hebraica** höre, und Refer. mußte sich damit rechtfertigen, daß ja der hebräische Unterricht an den Gymnasien auch Philologen übertragen werde. Die Folge dieser engherzigen Auffassung der Vorbereitung für das Schulamt war aber nicht nur ein trauriger Hochmuth der puri puti philologi in den Seminaren gegen Alles, was Theologie betraf, sondern Schlimmeres. Wäh-

rend die früheren aus Candidaten der Theologie hervorgegangenen Schulmänner doch immer nicht nur Achtung für Religion, Theologie und Kirche, sondern auch die Kenntniß derselben besaßen, und diese theologische Bildung schon für den Vortrag der profanen Gegenstände nur segensreich wirken konnte, für den Religionsunterricht an den Gymnasien aber wenigstens eine gewisse, wenn auch nicht zureichende Befähigung und Berechtigung gab, mußten freilich die puri philologi gar oft den Religionsunterricht an den Gymnasien ohne alle Befähigung und Berechtigung übernehmen. Ref. hat es erlebt, daß als einem seiner Sodales in einem philologischen Seminar, der während seiner ganzen Studienzeit der Philologie mit seltenem Hochmuthe auf Alles, was Theologie hieß, herabgesehen hatte, dann bei dessen Anstellung an einem Gymnasium doch der Religionsunterricht übertragen wurde und Ref. ihm nun bemerkte, wie er dieser Pflicht zu genügen denke, dieser philologische Religionslehrer ganz unbefangen erklärte: „nichts leichter, als das, ich lasse die Jungen den Katechismus auswendig lernen.“

Hier liegt der Grund zur Erklärung der so traurigen religiösen Bildung der großen Mehrzahl der sog. Gebildeten, wenn auch in den allgemeinen, wie besonderen Verhältnissen noch gar Vieles immer mitgewirkt hat, ein Grund, der um so nachdrücklicher wirken mußte, als die auf den gelehrten Schulen Gebildeten der Natur der Sache nach die Bildung der Zeit überhaupt repräsentiren, ja bestimmen.

Aber auch hier hat die Besserung angefangen. Wenn nicht überall, so ist doch wohl in neuerer Zeit der Religionsunterricht an den Gymnasien meistens (?) nur wirklich theologisch gebildeten Leh-

ten anvertraut worden, ja vielfältig nur ordinirten Geistlichen, und das ist freilich das allein Richtige, das hoffentlich nach und nach wieder die allein gültige Norm werden wird.

Und ebenso zeigt sich die Besserung auch in den Lehrbüchern, welche dem Religionsunterrichte an den Gymnasien neuerdings zu Grunde gelegt werden. Nachdem die Lehrbücher von Niemeyer, Bretschneider und viele andere, sammt der Theologie, welche sie geboren, zurückgetreten sind, geben die Lehrbücher von Petri, Ackermann u. A. schon ein erfreuliches Zeugniß des anderen Geistes, von welchem aus der Religionsunterricht ertheilt werde, und auch vorstehendes Lehrbuch gehört zu diesen Zeugnissen.

Im Allgemeinen gibt es jetzt eine dreifache Art, den christlichen Religionsunterricht zu ertheilen. Die älteste ist die seit etwa dem 6ten Jahrhunderte am meisten gebrauchte, und mit der allgemeinen Einführung der Kindertaufe zusammenhängende, den Unterricht an die Hauptartikel des Glaubens (und einige Hauptformeln des Glaubens) anzuschließen, der eigentlich katechetische Unterricht und mit den eigentlich sogenannten Katechismen. Diese Art ist auch für den eigentlichen Volksunterricht die zweckmäßigste, weil die zu Unterrichtenden außer dem Glaubensinhalt auch zugleich die christlich-kirchlich wichtigsten Formeln genau kennen lernen, ja an diesen Formeln eine feste Handhabe zur Uebersicht des christlichen Glaubens haben. Die zweite Art ist die, daß zwar die Hauptstücke des Glaubens den fortlaufenden Faden, das Gerippe des Unterrichts bilden, daß aber dann theils aus der heiligen Schrift, theils aus dem übrigen Complexe der christlichen Lehre Vieles hinzukommt, das Gerippe ausgefüllt wird.

Das ist gewöhnlich in den sogen. Landeskatechismen, nachdem man einmal die älteren Katechismen verlassen hatte, geschehen, und oft der Katechismus Luthers beigegeben. So ist noch das Ackermannsche Büchlein: Kurzgefaßter vollständiger Unterricht im evangelischen Christenthum zum Schul- und Hausgebrauch rc. gehalten. Die dritte Art ist aber dann die, daß das Gerippe der sog. Hauptstücke ganz verlassen, dagegen ein förmliches System, zur mehr oder weniger vollständigen Erschöpfung des christlichen Unterrichts, abgehandelt wird. Dies ist offenbar die Form für eine etwas gereiftere Bildung, also mehr für gebildetere häusliche Kreise und nicht für die Volksschule, sondern gelehrte Schulen oder höhere Bürgerschulen.

Es hat jede dieser Arten ihr Gutes und somit auch ihr Recht, wenn sie nur im wahren Geiste des Evangeliums durchgeführt wird, und wir haben schon ausgesprochen und erkennen es gern an, daß vorstehende Schrift zu den besseren für den Religionsunterricht zu zählen ist.

Der Hr Verf. hat damit dem Bedürfniß der Klassen Quinta, Quarta und Tertia zunächst des Gothaischen Gymnasiums begegnen, zugleich ein Zeugniß für den Herrn und sein Evangelium öffentlich ablegen wollen, und hofft, daß „Bekenntnißtreue, zu welcher der christliche Religionslehrer die ihm anvertrauten jungen Christen gewissenhaft zu erziehen verpflichtet ist, nicht vermißt werde.“ Sowie wir gegen diese Zwecke des würdigen Hr Verfs nicht nur nichts zu erinnern haben, uns vielmehr herzlich darüber freuen, so müssen wir auch den Geist, in welchem Alles durchgeführt ist als den rechten anerkennen, selbst darin, daß der Hr Verf. mit dem belehrenden Elemente das erbauliche zu verbinden gesucht hat.

Ueber die Anlage des Unterrichts von der christlichen Lehre (der Verf. handelt nach einer Einleitung die christliche Lehre in drei Artikeln von der Schöpfung, der Erlösung und der Heiligung, ab), sowie über manches Einzelne haben wir desohngeachtet gar manche Bemerkungen zu machen. Wir gedenken dies aber an einem anderen Orte und zwar ausführlicher zu thun, als uns der Raum hier gestatten würde. Köllner.

Berlin

in Commission in Ferd. Dümmler's Verlags-Buchhandlung 1855. Ueber eine hieroglyphische Inschrift am Tempel von Edfu, in welcher der Besitz dieses Tempels an Ländereien unter der Regierung Ptolemäus XI. Alexander I. verzeichnet ist. Von R. Lepsius. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. S. 69—114 in Quart. Mit 5 lithographirten Tafeln.

„Der Reiz unbekannte Schriften zu entziffern hat von jeher zahlreiche Gelehrte verführt, Unmögliches leisten zu wollen." So beginnt der Verf. und knüpft daran eine Untersuchung über die Schwierigkeiten der Hieroglyphenentzifferung und die Behauptung, daß man sich (natürlich nach Champollions Systeme, welchem er anhängt) fortlaufender Uebersetzungen vorläufig ganz enthalten müsse und nur das Einzelne benutzen dürfe, was sich unzweifelhaft erklären lasse, da, wie er meint, die ägyptische Schrift wesentlich ideographisch und der phonetische Theil nur ein hinzutretendes Element sei (S. 71). Da der Verf. nur Champollions Untersuchungen berücksichtigt und andere Systeme, welche ganze Texte übersetzen zu können

behaupten und schon übersetzt haben, ganz unerwähnt läßt, so müssen wir ihm bis hierher völlig Recht geben. Nicht so in Folgendem. Er sagt S. 70: „Nicht einmal die Inschrift von Rosette ist bis jetzt einer philologischen Erläuterung unterzogen worden. Salvolinis Versuch, den hieroglyphischen Text zu analysiren, gelangte nur bis zur dritten Zeile“ (er erklärte vielmehr Zeile IV. V. VI), „de Saulcy's Arbeit über den demotischen Text bis zur fünften; auch sind beide Versuche verfehlt, und andre bisher nicht gemacht worden.“ Diese Behauptung hätte noch im Jahre 1850 gelten können, im Jahre 1855 muß ihr entschieden widersprochen werden. Selbst wenn der Verf. alle diejenigen Versuche, die Inschrift von Rosette zu entziffern, welche auf anderen Systemen beruhen, z. B. Parrat, Inscriptio Rosettana hieroglyphica, prima vice chaldaice interpretata. Porrentruy 1852 und des Unterz. Inscriptionis Rosettanae hieroglyphicae decretum sacerdotale 1853. 4. ignoriren wollte, so ist doch 1851 (H. Brugsch, Inscr. Ros. hierogl. vel interpretatio decreti Rosettani etc. Berol.) ein andrer Versuch gemacht worden, die ganze Inschrift nach Champollions Grundsätzen zu entziffern, welcher gerade an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben durfte, sondern bestätigt oder widerlegt werden mußte, zumal da die Mitglieder der Akademie von dieser Schrift, deren Verf. jetzt Privatdocent an der Berliner Universität ist, gewiß Kenntniß genommen hatten.

Der Tempel von Edfu trägt an seiner Außenseite der Ostmauer nur Sculpturen von Ptolemäus Alexander. Zu ihnen gehören die drei großen Inschriften und die beiden zwischen ihnen stehenden Vorstellungen, welche der Verf. einer Un=

tersuchung unterworfen hat. Die beiden Darstellungen zeigen uns den König Ptolemäus Alexander, welcher in der einen dem sperberköpfigen Horus in beiden Händen Kornähren, in der andern „dem ausnahmsweise sperberköpfigen Ammon und seiner Gemahlin der Göttin Mut ein Bild der Mat, der Göttin der Gerechtigkeit, auf einer Schale darbietet." Daraus, daß sich in den Inschriften unzählige Male das Wort *ahe* (kopt. iohe) der Acker wiederholt, schließt der Verf., daß es sich hier im Allgemeinen um ein Verzeichniß von Aeckern handelt, zumal da in jeder Zeile Zahlzeichen sichtbar sind. Er sagt, den Zweck seiner Untersuchung charakterisirend S. 72: „Ich werde die Resultate, die sich für das Feldmessungssystem, das hier angewendet ist, für die dabei zu Grunde gelegten Längen- und Flächenmaße, dann für die Nomeneintheilung von Oberägypten und für die Topographie der Nachbarschaft von Edfu, ferner für die chronologischen Bestimmungen, die sich in der Inschrift finden und für gewisse mythologische Verhältnisse, endlich für die Hieroglyphik uns ergeben, gruppenweise zusammenstellen. Hierauf wird sich die am Schlusse versuchte zusammenhängende Uebersetzung gründen." Es sei gleich bemerkt, daß diese zuletzt versprochene zusammenhängende Uebersetzung sich weder in der Abhandlung, noch am Schlusse derselben findet, auch keine Andeutung darauf hinführt, daß dieselbe in Zukunft in einer Fortsetzung zu erwarten stehe.

Der Tempelbesitz, von dem in der Inschrift die Rede ist, bestand in einer Anzahl von Aeckern, deren Ziffer nach unsrer bisherigen Kenntniß der ägyptischen Zahlzeichen 13200 gelesen werden würde. Hiervon wird ein Theil *ma* oder mit der weiblichen Endung *mat*, der andre *ki* genannt (was

mat und ki bedeuten, erklärt der Verf. leider nicht), bei jenem findet sich 5600, bei diesem 7640 vor. Dies stimmt nicht mit der Gesammtsumme; der Verf. hält deshalb einige andre Gruppen und Zeichen, welche den angegebenen Summen folgen, gleichfalls für Zahlzeichen, die, wie er sagt, „zwar bisher noch nicht als solche bekannt waren, deren Werth aber durch unsre Inschrift außer Zweifel gesetzt wird." Es sind dies die Sichel = 9, das Quadrat = 40 und der Kopf = 7. Um diese Vermuthung bestätigen oder widerlegen zu können, würde natürlich eine vollständige Uebersetzung der Inschriften nöthig sein, welche hier nicht am Orte ist; jedenfalls erscheint es aber auffallend, daß die Aegypter in dieser Inschrift mitten unter die bekannten fünf Zahlzeichen, mit denen sie jede noch so große Ziffer auszudrücken im Stande waren, ohne Noth andre Zahlzeichen sollten eingestreut haben, die uns bisher ganz unbekannt geblieben sind. Auch verlangt der Leser mit Recht Belehrung darüber, ob Sichel, Quadrat und Kopf die Zahlen 9, 40 und 7 phonetisch oder symbolisch ausgedrückt haben, und wie diese Bedeutungen zu erklären seien; eine Erklärung, die in dem Buche leider nicht gegeben wird. Hieran schließen sich noch andre sprachlich weder erklärte, noch zu erklärende phonetische Gruppen; su soll $\frac{1}{16}$, hesep $\frac{1}{4}$, si $\frac{1}{8}$ rc. bedeuten, obgleich nach Champollion und allen seinen Nachfolgern Bruchtheile im Altägyptischen stets durch den Mund *re* entsprechend dem koptischen *re* Theil und den Nenner ausgedrückt wurden, so, daß z. B. Mund und das Zahlzeichen für 3 (pars tertia) = $\frac{1}{3}$ ist.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück.

Den 19. Januar 1856.

Berlin

Schluß der Anzeige: „Ueber eine hieroglyphische Inschrift am Tempel von Edfu, in welcher der Besitz dieses Tempels an Ländereien unter der Regierung Ptolemäus XI. Alexander I. verzeichnet ist. Von R. Lepsius.“

Wie sehr man diesen neuen Resultaten mißtrauen könne und müsse, geht auch daraus hervor, daß, wie schon oben gesagt, die Sichel den Zahlwerth 9, nach S. 76 dagegen Mund und Sichel $\frac{1}{32}$, wir wissen nicht, ob symbolisch oder phonetisch, ausdrücken soll, während diese Zusammenstellung doch wenigstens nach dem ägyptischen Principe, die Brüche zu schreiben, $= \frac{1}{9}$ sein müßte, da Sichel allein $= 9$ sein soll. Nach diesen Vermuthungen, welche wir nicht als erwiesen bezeichnen können, werden nun die einzelnen oben angeführten Grundstücke mathematisch berechnet, wobei häufig Ziffern verändert oder eingeschoben werden müssen, damit die Rechnung stimme. Vergl. S. 85. Die Unrichtigkeiten des Hieroglyphentex-

tes werden dem alten Berechner oder dem ausführenden Steinmetz zugeschrieben; doch glauben wir eher durch diese vielfachen Irrthümer berechtigt zu sein, an der Richtigkeit der von dem Verf. neu eingeführten Ziffernerklärung zweifeln zu dürfen.

Hierauf folgt S. 95 ff. eine interessante Untersuchung über die allen diesen Berechnungen zu Grunde liegende Einheit. Die im Hieroglyphentexte sich findende Maßbezeichnung ist s'i *mensura*. Da dieses Wort jedoch nie mit den Summen des Flächeninhaltes verbunden erscheint, so ist es nach des Verfs Ansicht das Wahrscheinlichste, daß die eigentliche Bezeichnung der zu Grunde liegenden Einheit gar nicht ausgedrückt ist, sondern als bekannt vorausgesetzt wurde. Diese muß daher auf einem andern Wege gesucht und gefunden werden. So schließt der Verf. und läßt nun eine höchst scharfsinnige Untersuchung über die altägyptischen Maßverhältnisse folgen. Wir wollen uns jedoch auch hier erlauben, unsre abweichende Ansicht auszusprechen. Hinter fast allen Zahlen steht nämlich in der Inschrift entweder der Arm mahe (Champ. *mahi* bras) oder eine Schlinge (Champ. noeud), welche ebenfalls z. B. in den Ordinalzahlen die Silbe *MH* ausdrückte. Ersteres Bild, der Arm bezeichnet die Elle (kopt. *mahi* cubitus,, ebr. אַמָּה) auf den ägyptischen Ellenstäben, letzteres, die Schlinge ebendasselbe im Todtenbuche 82; 111, 2; 145, 30; 100, 30. Ueber diese ägyptische Elle hat schon Seyffarth Alphab. genuina Lips. 1840 S. 139 ff. ausführliche Untersuchungen angestellt, und dieselbe nach den in Museen noch erhaltenen Exemplaren von Ellenstäben genau bestimmt. Nahe liegt die Vermuthung, daß dieselbe Elle auch den vorliegenden Berechnungen zu Grunde zu legen sei, da sich die

Hieroglyphenbilder, durch welche sie dargestellt zu werden pflegte, wie schon gesagt, fast hinter jeder Zahlenangabe in den auf den Tafeln mitgetheilten Hieroglyphentexten findet. Die drei letzten Seiten (112 — 114) enthalten einige Worte über die angewendete Umschrift der Hieroglyphen, durch welche Einiges schon früher von andern Gelehrten Gesagte von Neuem bestätigt wird. Die alte Sprache unterschied nur zwölf Consonanten und drei Vocale, R und L waren in ihr noch nicht geschieden, die Vocale wurden hieroglyphisch meistens gar nicht geschrieben, besonders die kurzen. Viele Gruppen enthalten nur Consonanten, keine Vocale; die Pronominalbildungen standen im Altägyptischen hinter dem Verbalstamme, während sie im Koptischen meistentheils vor denselben treten. Der Vf. schreibt daher richtig altägyptisch ti-f für das koptische f-ti. Vgl. Seyffarth, Grammatica Aegypliaca. Goth. 1855 §§ 2. 14. 27. 65. ff. — Der zu Anfang mitgetheilten Behauptung des Verf. gegenüber, „daß man sich der Uebersetzung fortlaufender Inschriften ganz enthalten müsse und nur das Einzelne benutzen dürfe", glauben wir mit Recht uns dahin aussprechen zu können, daß im Gegentheil eine Inschrift nur in ihrem ganzen Zusammenhange verstanden werden, und daß einzelne aus dem Texte gerissene Gruppen auf zwanzig und mehr verschiedene Arten erklärt werden können, ohne daß der Beweis der Richtigkeit und Unfehlbarkeit dieser Erklärung möglich wäre. Nur eine zusammenhängende Uebersetzung kann in solchen Fällen den Ausschlag geben.

Uhlemann.

London

1855. The Spanish conquest in America and

its relation to the history of slavery and to the government of colonies by Arthur Helps. 2 Voll. in Octav.

Fast sollte man meinen, daß über die Entdeckung und erste Colonisation Amerika's durch die Spanier alles Wesentliche längst bekannt und auch einem weiten Kreise von Lesern in einer Reihe angenehmer Darstellungen allgemein zugänglich gemacht sei. Neben sehr verdienstvollen älteren und neueren urkundlichen Sammlungen haben zunächst die Spanier mehrere Werke aufzuweisen, in denen der großartige Stoff nicht ohne Geschick bewältigt und in lesbarer Form bearbeitet ist. Seit einigen Jahrzehnten halten sich dann die Nordamerikaner für die nächst Berechtigten an einer solchen Aufgabe Theil zu nehmen; ihre namhaftesten Geschichtsschreiber, an denen man vor allen die Kunst der Darstellung schätzt, Washington Irving und Prescott, haben sich vornehmlich mit Spanien und seinen Entdeckungsfahrten im sechszehnten Jahrhunderte zu schaffen gemacht. Die beste Geschichte der spanischen Nationallitteratur ist vor einigen Jahren gleichfalls von einem Neuengländer, Ticknor, herausgegeben und in mehreren europäischen Ländern durch Uebersetzungen verbreitet worden. Wenn man einmal Gelegenheit gehabt hat, einen Blick in den englisch-amerikanischen Büchermarkt zu thun, so ist man erstaunt über die Menge seltener und kostbarer alten Werke, die früheste Geschichte Amerikas betreffend, welche alljährlich über das Weltmeer gehn, um in den Vereinigten Staaten öffentliche und Privatbibliotheken bilden zu helfen, darunter viele Schriften, nach deren Erlangung sogar die kaiserliche Bibliothek zu Paris und die des britischen Museums in London vergeblich ausschauen. Der Grund dieser Erschei-

nung ist sehr einfach. Der patriotische Sinn der Nordamerikaner läßt sie um jeden Preis Alles aufkaufen, was irgend nur mit der älteren Geschichte des neuen Festlandes zu thun hat, in dem sie längst gewohnt sind sich als die herrschende Nation zu betrachten. Selbst der Reichthum der englischen Bibliophilen kann heutigen Tags auf diesem Gebiete die Concurrenz nicht mehr aushalten. Es ist wahrhaft erfreulich, daß die Anhäufung so vieler seltenen, bisweilen kaum zuvor benutzten Hülfsmittel in den eben erwähnten Beispielen schriftstellerischer Thätigkeit in den Vereinigten Staaten bereits so schöne Früchte getragen hat.

In England dagegen ist bisher so gut wie gar nichts für die Geschichte Amerikas geschehn. Selbst die Geschichte seiner alten Colonien, welche gegenwärtig jenen großartigen Verein freier Staaten bilden helfen, hat es einem begeisterten Republikaner, Bancroft, zu schreiben überlassen. Helps, auf dessen Arbeiten wir gerade deshalb aufmerksam machen möchten, ist der erste Engländer unserer Zeit, der den Wettstreit der Spanier und Nordamerikaner aufgenommen und nach unserem Bedünken in der Herbeischaffung neuen Materials und der echt englischen Verarbeitung desselben Ausgezeichnetes geleistet hat.

Schon vor einigen Jahren hatte er sich durch ein weniger umfangreiches Werk, das vielen Anklang gefunden: The conquerors of the New World and their bondsmen rühmlichst bekannt gemacht *). Zum Theil hierauf begründet, aber

*) Vergl. die Anzeige dieses Werks, welches übrigens ganz den Charakter eines vornehmen Dilettantismus trägt, im Jahrgang 1853. Stück 150—152 dieser Blätter. Ob der Verf. sich seitdem mehr um Humboldts Werke über

vielfach umgearbeitet und bedeutend erweitert ist das gegenwärtige, von dem uns die beiden ersten Bände vorliegen. Der Verf., ein Mann von feiner Bildung und klassischer Erziehung, hat den Vortheil gehabt, eine Weile in einem Ministerialamte seiner Heimath beschäftigt gewesen zu sein und tiefe Blicke in das großartige und vielgestaltige Colonialwesen Großbritanniens geworfen zu haben. Sein ernster, menschenfreundlicher Sinn hat ihm früh Interesse und Verständniß für die Tendenzen verschafft, welche nach längeren Kämpfen endlich die Aufhebung des Sclavenhandels zur Folge hatten. Seine günstigen Vermögensverhältnisse endlich haben ihm gestattet, die Bibliotheken und Archive Spaniens selber zu besuchen und in ihnen für seine Zwecke zu sammeln. Indem er ursprünglich nur der Entstehung des modernen Sclavenhandels nachzuforschen beabsichtigte, war er der ersten Colonisation des amerikanischen Continents und dem dabei von den Spaniern beliebten Systeme der encomiendas nachgegangen. Daraus hat sich denn eine Geschichte der Entde-

Amerika, namentlich um dessen Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent etc. (deutsch von J. L. Ideler), dessen genaues Studium sich kein Geschichtsschreiber der spanischen Entdeckungen und Colonisationen in Amerika ersparen darf, bekümmert hat, geht aus der obigen Anzeige nicht hervor. Die Behauptung derselben, daß in England so gut wie nichts für die Geschichte Amerikas geschehen sei, scheint uns eine Unbilligkeit gegen mehrere der Landsleute des Herrn Helps und insbesondere gegen W. Robertson, dessen History of America von Al. v. Humboldt ein klassisches Werk genannt wird und welche auch noch vor wenigen Jahren die wohlverdiente Ehre gehabt hat, in der fünften Auflage der französischen Uebersetzung von Suard und Morellet von einem De la Roquette mit einem Commentare begleitet zu werden. Die Red.

ckung und der ersten socialen und politischen Einrichtung der neuen Welt entwickelt.

Unter den von ihm benutzten Quellen haben natürlich die früher herausgegebenen, wie z. B. Herrera's große Dekaden und Navarrete's inhaltreiche Sammlungen von Documenten, auch seinen Vorgängern zu Gebote gestanden. Von großer Bedeutung aber ist es, daß Helps die Originalien selbst, welche Herrera einst nur handschriftlich hatte benutzen und ausziehn können, zur Hand gehabt. So das große Werk Oviedo's, die Historia general y natural, das nun endlich in einer trefflichen, von der Akademie zu Madrid veranstalteten Ausgabe erschienen ist; so vor allen die Hauptquelle seiner Arbeit, die umfangreiche, und leider noch immer ungedruckte Historia general de las Indias des Fray Bartolomé de las Casas, von der sich der Verf. eine vollständige Copie zu verschaffen gewußt hat. Dazu kommen einige autographe Briefe desselben eifrigen Priesters, die kürzlich in England aufgetaucht und sofort publicirt worden sind, die handschriftliche Historia de los Indios Mexicanos des Juan de Tovar, die große handschriftliche Sammlung von Muñoz, welche die königliche Akademie zu Madrid aufbewahrt, officielle Documente aus den Archiven zu Simancas und Sevilla und Anderes. Auch Helps ist dabei vielfach der Hülfe eines verdienstvollen Spaniers, des Don Pascual de Gayangos, Dank schuldig, dessen Namen wir ebenfalls in Prescott's Büchern, vor Allem auch in seinem neusten, dem Leben Philipps II., begegnen, und der durch seine Leistungen unter den Forschern seiner heimathlichen Litteratur und Historie einen ehrenvollen Platz einnimmt.

Der Verf. hat die beiden ersten Bände seiner

Arbeit in eilf Büchern erscheinen lassen, deren wohl überlegte und geschickte Anordnung den Zweck, welcher dem Ganzen zu Grunde liegt, niemals aus dem Auge verschwinden läßt. Eine kurze Angabe des Inhalts wird hier daher wohl an der Stelle sein. Das erste und einleitende Buch gibt uns eine kurze Uebersicht über die Entdeckungen der Portugiesen längs der westafrikanischen Küste, vor allen ihres berühmten Prinzen Heinrich, jene Vorschule zu größeren und glänzenderen Thaten der Völker der Peninsula. Habgier und fanatischer Religionseifer begannen sofort den Keim zu traurigen Saaten, zum Menschenhandel zu legen. Im zweiten Buche folgt dann eine treffliche, kurz gefaßte Erzählung der Entdeckung des neuen Continents und eine Schilderung der von dem großen Admiral auf Hispaniola oder St. Domingo geführten Administration. Den goldgierigen Abenteurern wird mit dem den Indianern abgenommenen Lande, durch die repartimientos, wie man es nannte, der Mund gestopft. Bald fehlt es an Arbeitskräften, an Lebensmitteln; Columbus selbst dringt auf die Einführung von Sclaven, auf die Unterjochung der Eingeborenen; noch sind seine Könige (los reyes) Ferdinand und Isabella entschieden dagegen; da siegt eine Faction gegen den großen Mann, und in Ketten wird er nach Spanien geschleppt. Im nächsten Buche lesen wir von der Regierung Ovando's, dem sein Hof in Bezug auf die brennende Frage in den neuen Besitzungen sehr gemessene Instructionen mitgab. Während wir seit 1500 schon der Einführung von Negersklaven in Westindien begegnen, verwendet sich die fromme Königin Isabella bis zu ihrem letzten Athemzuge für die milde Behandlung ihrer braunrothen Unterthanen. Aber auch sie hatte

zu dem verhängnißvollen Beschlusse, die Indianer um Tagelohn vorzüglich in den Bergwerken arbeiten zu lassen, ihre Zustimmung gegeben und starb dann in dem Momente, wo ihr Statthalter den Golddurst und die Grausamkeit seiner Landsleute nicht mehr im Zaume halten konnte. Der Menschenraub begann sogleich nach großartigem Maßstabe betrieben zu werden. Das ganze, sich nun rasch ausbildende Colonisationssystem war von Anfang an ein falsches; die Art der Uebertragung des Landes (encomienda, von der Commende der geistlichen Ritterorden hergenommen) wären auch die größten und edelsten Geister nicht mehr zu bessern im Stande gewesen. Da kamen nun, wie das vierte Buch erzählt, die Dominicaner, um in dem entvölkerten, bald von ihnen benannten St. Domingo den wenigen armseligen Eingeborenen das Christenthum zu bringen. Sie widersetzten sich in ihren Sermonen der Einführung anderer Indianer so gut wie der Negersklaven. Sie und ihre Gegner appelliren dann an den spanischen Hof und erlangen im Jahre 1512 die sogenannten Gesetze von Burgos, an denen aber weder Gerechtigkeit, noch Weisheit, noch Menschlichkeit zu rühmen ist. Dem raschen Verschwinden einer ganzen Race war nicht mehr Einhalt zu thun. Alle anderen Expeditionen nach dem neu entdeckten Welttheile führten zu ähnlichen Resultaten. Sie werden uns der Reihe nach vorgeführt: im fünften Buche die unglückseligen Unternehmungen Ojeda's und Nicuesa's nach den festländischen Küsten von Venezuela und Darien, auf denen die Spanier die ersten bedeutenden Niederlagen erleiden, und dadurch nur um so erboßter gegen die Eingeborenen werden; im sechsten der kühne Zug des begeisterten Vasco Nuñez de Balboa über die

Meerenge Mittelamerikas, auf welchem er am 25. September 1513 den stillen Ocean entdeckte und für den König von Castilien in Besitz nahm; — und als Gegenbild das traurige Ende durch Henkershand, das diesem bedeutenden Manne beschieden war, der seit Columbus unter allen Conquistadoren am meisten kriegerisches und politisches Talent gezeigt hatte.

Das siebente Buch handelt von der Entdeckung Cubas und der ersten daselbst von Velasquez mit blutiger Hand geführten Regierung. Das achte und neunte Buch berichten ausführlich von der Thätigkeit des Las Casas, der die Grundfehler der ganzen spanisch-indianischen Zustände aus eigener Anschauung erkannte und sie alsdann zeitlebens durch Wort und That zu bekämpfen gesucht hat. Da seine Grundsätze der Anschauung unseres Verfs als Stütze dienen und in neuerer Zeit schwerlich jemand die Schriften des eifrigen, frommen Bischofs aufmerksamer gelesen hat als Helps, so dürfte es wohl nicht ganz unpassend sein, die wichtigsten Züge aus dem Leben und Wirken des Bartolomé de las Casas, so weit sie bei dem vorliegenden Abschnitte in Betracht kommen, hier auch zusammenzustellen. Sein Vater war einst ein Genosse des Columbus auf dessen erster Fahrt über das Weltmeer gewesen. Der Sohn war dann bereits im Jahre 1502 mit Ovando nach St. Domingo gekommen und hatte einige Jahre später die priesterlichen Weihen empfangen. Hierauf war er nach Cuba übergesiedelt und hatte dort wie jeder andere seiner Landsleute seine encomienda nebst einer Anzahl indianischer Leibeigenen erhalten; eine ganze Weile fiel es ihm nicht ein, sich um ihre Bekehrung zu bekümmern, er ließ sie arbeiten wie die Lastthiere, um aus ih-

rem Schweiße ein Vermögen zu gewinnen. Da versagte ihm einmal ein Dominicanerbruder die Absolution, weil er ein Sklavenhalter sei; er begann nun über das Unwesen der repartimientos nachzudenken und wurde in kurzem der unerschrockenste Gegner des ganzen Systems. Alle seine Habe gab er sofort daran, predigte gegen die entsetzlichen Greuel, welche von seinen Landsleuten verübt wurden, mit den Dominicanern um die Wette, suchte den Statthalter eines Besseren zu belehren und schiffte sich endlich in heiligem Eifer nach Spanien ein, um unmittelbar bei Hofe für seine Ueberzeugung zu wirken. Dort sah und sprach er den alten König Ferdinand noch einen Monat vor dessen Tode. Seine Aussichten gestalteten sich sehr günstig während der Regentschaft des großen Cardinals Ximenes, der aufmerksam des Paters umfangreiche Erörterungen anhörte, die Indianer für freie Individuen erklärte und eine Anzahl Hieronymitenbrüder nebst Las Casas als „Protector der Indianer" abordnete, um in der neuen Welt bessere Zustände herbeiführen zu helfen. Jedoch im nächsten Jahre finden wir den Pater bereits wieder in Spanien, da er sich in seinem bisweilen rücksichtslosen Eifer mit seinen geistlichen Genossen nicht auf das beste vertragen hatte. Allein er fand den betagten Cardinal, seinen und der Indianer Gönner, im Sterben liegend, gerade als der junge Karl V. aus Flandern anlangte, um von den spanischen Kronen Besitz zu nehmen. Aber weder der neue Fürst noch seine flamländischen Minister, denen im Anfange das Heil der Eingeborenen Amerikas wenig am Herzen lag, schreckten den unermüdlichen Priester, immer wieder erschien er mit seinen Vorstellungen und Vorschlägen. Einmal vergriff er sich

so weit, daß er die Einführung der Neger in Anregung brachte, sie aber sofort wieder zurückzog, wie er in seiner ehrlichen Weise erzählt, weil darin dieselbe Ungerechtigkeit wie gegen die Indianer liegen würde. Nicht weniger verfehlt war ein Auswanderungsplan, den er in Vorschlag brachte. Darauf will er mit fünfzig Spaniern, welche nach dem Vorbilde der Ordensritter von Calatrava formirt werden und einen weißen Mantel mit buntem Kreuze tragen sollen, ein Stück der Terra firma colonisiren und erreicht in der That dem bösen Einflusse des Bischofs von Burgos, dem Vorstande des neu begründeten indischen Conseils, gegenüber Gehör für seine Sache bei den Hofgeistlichen Karls V. Es wird ihm ein Strich an der einst von Columbus entdeckten Perlküste angewiesen, wo er im Jahre 1521 ankommt und seine friedfertige Colonie ohne repartimiento und encomienda einzurichten beginnt. Aber spanische Abenteurer und Dominicaner haben bereits den Unfrieden zu den Einwohnern jener Gegenden getragen. Die erbitterten Indianer fallen mit Feuer und Schwert über die junge Stiftung her, während der menschenfreundliche Priester, der sie veranlaßte, das Mißrathen seines Plans betrauert und sich zum Eintritt in den Dominicanerorden entschließt. Las Casas hat seinen Gedanken darum aber niemals fallen lassen; stets hielt er sich das altspanische Sprichwort vor: Dios consiente, pero no para siempre. Die aufrichtige Begeisterung und die ehrliche, gewissenhafte Schilderung der Thatsache leuchtet aus jedem Worte, das er in seiner breiten Weise geschrieben; nur scheint Helps den übermäßigen, ja fanatischen Eifer, mit dem Las Casas stets bei Hoch und Niedrig anstieß und sein eigenes Werk häufig selbst zu Schanden

machte, zu milde und nachsichtig beurtheilt zu haben.

Im zehnten und eilften Buche endlich gibt uns der Verf. die Schilderung des größten Mannes und der größten Unternehmung auf dem neu entdeckten Welttheile, des Hernando Cortez und seiner Eroberung von Mexiko. Es fehlt hier nichts, was neuere Forschung an das Licht gezogen hat, von der Jugendgeschichte des Helden an bis zu der zweiten, gewaltsamen Einnahme der großen Hauptstadt des mittelamerikanischen Culturreichs am 13. August 1521. Vorzüglich der Charakter des Feldherrn mit allen seinen seltenen, glänzenden Eigenschaften, die in den schwierigsten Momenten sich stets am großartigsten bewährten, ist in meisterhaften Zügen geschildert. Wir tragen kein Bedenken diesen Abschnitt dem bekannten Buche Prescott's über denselben Gegenstand unbedingt vorzuziehn. Helps hat es nicht nur verstanden, mit gesunder Kritik die unmittelbaren Quellen von den ferner liegenden zu sondern und zur Grundlage seiner Darstellung zu machen, sondern er hat auch die vielen Nebendinge, an welchen der Nordamerikaner so großen Gefallen findet, daß er uns oft mehr ein blumenreiches Naturgemälde als die lebendige Erzählung eines großen historischen Ereignisses vorführt, mit Recht bei Seite gelassen.

Schließlich stehen wir nicht an, unsere Meinung über die ganze Anlage und Form des Werks dahin abzugeben, daß dem Buche mit seinem großen, ernsten Zwecke auch ein ernster, aber dennoch angenehmer Stil angepaßt ist. Natürlich und ungezwungen und doch wieder nicht schmucklos gefällt der Ausdruck fast durchgehends; auch tritt mehrmals ein melancholisch elegischer Ton hervor,

der bei der Beurtheilung der großen Leiden der Menschheit dem Verf. wahrscheinlich eigen sein muß, und der ihm in seinem Buche an der rechten Stelle auch jedesmal gut steht. Nur hier und da wären einige Excurse und Bemerkungen hinweg zu wünschen, die durch ihre Bezugnahme auf moderne Zustände, oder wegen ihrer gar zu subjectiven Färbung den sonst so schön durchgeführten Faden unterbrechen und den Genuß an dem historiographischen Kunstwerke stören. Daß bei der Darstellung so vieler einzelnen Unternehmungen und Colonisationsversuche, bei dem beständigen Hin- und Herfahren zwischen Europa und Amerika nicht ein und dieselbe fortschreitende Chronologie beobachtet werden konnte, versteht sich von selbst. Die Aufgabe, die Hauptpunkte auch als Ausgangspunkte zu wählen und stets am passenden Orte bei dem früher Erzählten anzuknüpfen, ist nach bester Möglichkeit gelöst worden.

Noch eine Eigenthümlichkeit des Buchs darf nicht unerwähnt bleiben. Es sind dem Texte nämlich von kundiger Hand verfertigte chartographische Holzschnitte der Inseln, Küsten und Gebiete eingedruckt, von denen gerade jedesmal die Rede ist. Viele, namentlich ein Plan der Umgegend von Mexiko, werden mehrere Male gerade an der Stelle wiederholt, wo der Leser, der sich sonst zu Anfang oder Ende des Bandes oder in einem Atlas darnach umsehn würde, ihrer bedarf, ein elementarisches, das Studium des Buchs ungemein erleichterndes Hülfsmittel, wie es uns in solcher Ausdehnung sonst noch nicht vorgekommen ist. Im 2. Bande, der Seite 456 angehängt, findet sich auch ein Facsimile des an Ort und Stelle zur Zeit der Eroberung angefertigten Plans der Stadt Mexico, wie er in der äußerst

seltenen lateinischen, im Jahre 1525 zu Nürnberg erschienenen Uebersetzung der ersten Depeschen des Hernando Cortez veröffentlicht worden ist. Möge einem so trefflichen, gediegenen Werke Fortsetzung und Vollendung, in welchen die Eroberung von Yucatan, Guatemala und vor allen des Goldlandes Peru die Hauptmomente bilden werden, nicht allzu lange ausbleiben.

Bonn. R. Pauli.

Leipzig

Verlag von Herrmann Bethmann 1855. Die Nervenwirkungen der Heilmittel. Therapeutisch = physiologische Arbeiten von Dr. J. Hoppe, Professor der Medicin an der Universität Basel. Erstes Heft. XII u. 226 S. in Oct.

Zur Ehre Gottes wurden sonst die Menschen der Tortur unterworfen und lebendig verbrannt; zur Ehre der Wissenschaft werden noch jetzt die Thiere gemartert und verstümmelt. Um die Wirkungen der Mittel auf die motorischen Nerven kennen zu lernen, prüfte sie der Verf. am ausgeschnittenen Froschauge; um die Wirkungen auf die sensitiven Nerven zu erfahren an den Augen lebenden Thiere. Das exstirpirte Auge einiger kaltblütiger Thiere, besonders des Frosches, zeigt noch lange nach der Exstirpation eine lebendige Bewegung der Iris. Diese Bewegung erfolgt nur durch das Licht und auch nur dann, wenn das Licht nicht auf die Iris, sondern in die Pupille fällt; sie hört auf, wenn der humor aqueus ausgeflossen ist. Die Beleuchtung der Retina von hinten durch eine Oeffnung der Sclerotica wirkt nicht *auf* die Pupille, und die Zerstörung der *Netzhautstelle*, welche von dem durch die Pupille

einfallenden Lichte getroffen wird, verändert die Erscheinung nicht. Die Belladonna erweitert auch bei abgeschnittenem Kopfe noch die Pupille. Auf diese Vordersätze hin wurden die Versuche unternommen und mit großer Abwechslung durchgeführt. Zur Prüfung wurden gewählt Extractum Belladonnae und Atropin, Emetin, Infusum Ipecacuanhae, Aether, Liquor Ammonii causticus, Schwefelsäure*, Coniin, Veratrin, Extr. Aconiti und Aconitin, Extr. Digitalis und Digitalin; Extr. Pulsatillae, Extr. Hellebori nigri, Extr. Cicutae, Extr. Nicotianae und Nicotin. Die Thiere, welche dazu genommen wurden, waren vorzugsweise Frösche, aber auch Kaninchen; dann eine Lerche und Karpfen.

Der Verf. beabsichtigt seine Untersuchungen in vier Heften zu veröffentlichen. Dieses erste Heft zeigt ihn als einen gewandten, umsichtigen, genauen und geduldig ausharrenden Experimentator. Ob seine ebenso mühevollen als sorgfältig angestellten Versuche auch von Andern bestätigt, zu neuen und wichtigen Resultaten führen, das mögen Physiologen und Ophthalmologen, welche dabei zunächst betheiligt sind, feststellen. Ob aber seine Beobachtungen und Schlußfolgerungen eine sichere Anwendung auf den Menschen und besonders auf dessen Krankheiten zulassen, darüber kann erst später, nach Vollendung seiner Arbeiten, ein Urtheil gefällt werden.

Marx.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 21. Januar 1856.

Berlin

Verlag der Nicolaischen Buchhandlung 1855. Geschichtliches über die Königlich Preußische Immediat-Justiz-Examinations-Commission. Zur Säcularfeier derselben am 12. November 1855 von Dr. August Heinrich Simon, Präsidenten der Immediat-Justiz-Examinations-Commission und Wirklichem Geheimen Ober-Justizrath. 32 S. Oct.

Das unter diesem Titel vorliegende Buch berichtet über die frühere und gegenwärtige Organisation der seit nunmehr 100 Jahren bestehenden höchsten juristischen Prüfungsbehörde in dem Preußischen Staate, bei welcher der Verf. seit 30 Jahren als Mitglied und seit mehr als 9 Jahren als gefeierter Präsident fungirt (S. 89). Mit wahrer Freude finden wir in dieser Schrift dieselbe Klarheit und Durchsichtigkeit der Darstellung wieder, welche schon die erste litterarische Gabe des Verfs in Matthis juristischer Monatsschrift Bd II. S. 191 auszeichnete und nicht nur ihm den Weg zu gebührender hoher Stellung im preu-

ßischen Staatsdienst eröffnete, sondern auch der wissenschaftlichen Erforschung des preußischen Rechts zuerst Bahn brach. Derselbe Ruhm, der S. 120 dem früheren Justizminister v. Kircheisen vindicirt wird, gebührt in vollster Ausdehnung dem Verfasser selbst.

Daß der behandelte Gegenstand auch über die Grenzen der preußischen Monarchie hinaus von Interesse sei, kann nicht bezweifelt werden und namentlich enthält der 7. Abschnitt „über die Erfordernisse eines Examinators“ gar manche allgemein lehrreiche und beachtenswerthe, aus der langjährigen Praxis des Verfassers geschöpfte Rathschläge.

Der Standpunkt der Commission und die Anforderungen, welche dieselbe zu stellen hat, werden S. 108 zweckentsprechend bezeichnet und auch über die weise Art der Ausführung fehlen Andeutungen und Bekenntnisse nicht (S. 93. 19. 58). Besonders beachtenswerth ist, was S. 40. 44. 117—119 über die Erfordernisse der praktischen und wissenschaftlichen Probearbeiten gesagt ist. Letztere sollen den Beweis der höheren allgemein wissenschaftlichen Bildung des Candidaten liefern, und wenn „leider auch praktisch durchgebildete Referendarien bei diesen Probeleistungen mehr Blößen geben, als bei den übrigen“, so spricht dies nicht gegen, sondern für ihre Nothwendigkeit. Solche Probearbeiten sind nämlich insbesondere auf Vorschlag des Verfs durch Prüfungsregulativ von 1847 (S. 41) angeordnet, und dem Drängen von manchen Seiten auf Wiederaufhebung dieser Anordnung gegenüber muß dies dankend anerkannt werden. Daß die Anforderungen nicht zu hoch gestellt und auch berücksichtigt ist, wie es sich hauptsächlich um praktische Befähigung handelt

beweist das Verzeichniß der gestellten Themata S. 109 ff. Abth. II.

Die Prüfungs-Commission verfährt überhaupt mit nothwendiger Strenge (S. 57) und mit Berücksichtigung der Wohlfarth des Landes, wie im ersten Reglement von 1755 gesagt ist (S. 98); aber neben der Diensttreue und Erfüllung der schweren Pflichten will die Commission Menschenfreundlichkeit üben, durchdrungen von der Liebe, die jeden christlichen Beruf durchdringen soll (S. 99). Sehr treffend heißt es S. 101 „der Examinator vermeide Alles, was die Candidaten zu der Meinung bestimmen könnte, daß der Gegenübersitzende sein Gegner sei."

Nur über das, was S. 13 über die rechtfertigenden Gründe einer ständigen höchsten und alleinigen Prüfungs-Commission in der Hauptstadt gesagt ist, ließe sich mit dem Verf. rechten. Jede persönliche Rücksicht bei den Prüfungen und die unwillkürliche Nachsicht, welche bei einer Jahre lang fortgesetzten Bekanntschaft der Examinatoren mit den Candidaten geübt werden könnte, soll beseitigt werden. Aber das S. 58 erwähnte Rescript vom 6. Mai 1840 sagt selbst, daß eine auf kurze mündliche Unterhaltung und wenige Arbeiten eingeschränkte Prüfung nur selten ein zuverlässiges und sicheres Resultat gewähren könne. Dazu sollen die Candidaten ihre allseitige Befähigung für den gewählten Lebensberuf bethätigen und diese hat ihre Voraussetzungen nicht in einer für sich abgegrenzten und äußerlichen Kenntniß, sondern erheischt gerade Berücksichtigung der ganzen inneren und äußeren Lebensverhältnisse des Candidaten. Geschicht dies nicht, dann gerade kann es leicht geschehen, daß der Candidat den Examinator als seinen Gegner ansieht. Besteht

eine solche höchste Central-Commission, dann wird solche möglichst allseitig sich über die Verhältnisse des Examinanden zu orientiren, dazu vor Allem die Zeugnisse der früheren Vorgesetzten desselben zu berücksichtigen und im Wesentlichen nur eine Controlle über die den Candidaten schon für reif zur Assessur erklärenden Ober-Gerichte zu führen haben.

Leipzig und Heidelberg

C. F. Winter 1856. Die geographischen Verhältnisse der Krankheiten oder Grundzüge der Noso-Geographie, in ihrer Gesammtheit und Ordnung und mit einer Sammlung der Thatsachen dargelegt von A. Mühry M. D. K. Hannov. Sanitäts-Rath. I. Th. Allgemeine Gesetze und Lehren. XIV. 224. Mit einer Karte. II. Th. Thesaurus noso-geographicus oder Geordnete Sammlung noso-geographischer Berichte mit hinzugefügten Commentationen. X u. 284 S. in Octav.

Dies Hrn A. von Humboldt gewidmete Werk ist der erste Versuch zu nennen, das pathologische Gebiet für die physische Kosmographie zu bearbeiten, mit allgemeinem geographischen Ueberblicke die Morbilitäts-Verhältnisse auf der Erde zu betrachten, und eine gewisse allgemeine Gesetzlichkeit und Ordnung in ihrer Verbreitung aufzusuchen.

Dies geschieht in strenger, realistischer Weise. Was aber die besondere Methode der Untersuchung betrifft, welche hier angewendet worden, ist es diese. Nachdem möglichst zahlreiche und zuverlässige Angaben über das örtliche Vorkommen von Krankheiten auf der ganzen bewohnten Erde gesammelt waren, wurden diese geographisch geordnet, es wurde gleichsam ein Globus damit ge-

pflastert. Diese wurden verglichen mit der in neuerer Zeit weiter ausgebildeten Kenntniß der geographischen Physik, besonders mit Hülfe der Temperatur-Tafeln und der Isotherm-Linien. Es treten dann nach und nach Zeichnungen darin hervor, es zeigten sich Sinn und Verstand, es ergab sich, wenn der Vergleich fortgesetzt werden soll, daß jene Pflasterung gleichsam eine Mosaik war, und daß *wirklich eine gewisse natürliche geographische Distribution und Ordnung der Krankheiten auf der Erde besteht.*

Diese Methode und dann der Umfang des zu Grunde gelegten Beobachtungs-Materials sind unstreitig die hauptsächlichsten Bedingungen, welchen die über Erwarten reich ausgefallnen Ergebnisse zu verdanken sind. Der Verf. erscheint sich selber hier gleichsam nur wie der Finder eines Gold-Landes, von dem er die ersten Körner, als Proben was dort zu finden ist, aufgelesen hat, wenn auch nicht geringe Studien erforderlich waren, um dorthin zu kommen. Er hat die allgemeinen Felder abgesteckt, welche nun genauer und leichter ausgefüllt werden können. In späteren Zeiten wird man diese Arbeit vielleicht als einen dürftigen, mangelhaften Versuch ansehen, aber nicht unrichtig wird man unwandelbare Natur-Gesetze in ihren Haupt-Linien hier schon angedeutet erachten. Namentlich sind es die Aetiologie, die Epidemiologie und die Hygiene, für welche die Wissenschaft der Noso-Geographie von unermeßlichen Folgen zu werden verspricht.

Im I. Theile oder in der allgemeinen Lehre findet man 10 Kapitel, welche den Gang der Untersuchung in dieser Folge enthalten: 1. Die allgemeine Stellung der Krankheiten in der Natur, 2. Die geographisch-meteorischen Verhältnisse in

ihrer Einwirkung auf die Krankheiten oder Grundzüge der Klimatologie, 3. die geographisch-geologischen Verhältnisse in ihrer Beziehung zu den Krankheiten, 4. Classification der Krankheiten und Terminologie, 5. das System der geographischen Ordnung der Krankheiten auf der Erde, 6. die Natur der Miasmen als vegetabilische Organismen vorgestellt (Malaria-Fieber, gelbes Fieber, indische Cholera), 7. die contagiösen Krankheiten vom geographischen Standpunkte, 8. die südliche Grenze des Typhus mit der Isotherme von 18° R., 9. Unter die geographischen Verhältnisse der Influenzen, der Ophthalmien, der Dysenterie und der Scrofeln, 10. Ergebnisse für die Epidemiologie und die Hygiene. — Die Karte enthält eine compendiöse Darstellung der allgemeinen Meteoration und der geographischen Begrenzung der fünf größten Epidemien.

Der II. Theil bietet in seiner Sammlung (welche fast allein aus hiesiger Bibliothek gezogen worden ist) über 350 Berichte, die Grundlage und die Belege zu dem Inhalte des ersten Theils, das Beobachtungs-Material. Im Ganzen wird man sehen, daß so ziemlich von der ganzen bewohnten Erde Nachrichten gegeben sind. Hoffentlich wird die Sammlung noch vermehrt und vervollkommnet werden. Nothwendiger Weise mußte der gewonnene allgemeine Ueberblick Veranlassung geben zu Anmerkungen und Erläuterungen. Dabei ist immer eine völlige Integrität des Sinnes der fremden Angaben und eine kenntliche Unterscheidung der Noten bewahrt. Ein Anhang spricht auch die Hoffnung aus, epidemiologische Gesellschaften sich bilden zu sehen.

Wenn die wichtigsten Ergebnisse des ganzen Werks hier hervorgehoben werden dürfen, so wä-

ren als solche folgende zu nennen: a. Die Methode der sehr großen und geographisch geordneten Sammlung thatsächlichen Materials, b. Die Benutzung der neueren geographisch-physikalischen Kenntnisse, c. eine geeignete Classification der Krankheiten, d. die daraus hervorgegangne geographische Ordnung der Krankheiten selbst, e. die besondere Vorstellung von der Natur der Miasmen, f. die südliche Begrenzung des Typhus, die nördliche der Malaria. — Als fernere kleinere Ergebnisse wollen wir noch nennen: die Darstellung der Klimatologie als einer zusammenhangenden Meteoration der Erd-Oberfläche; die Begrenzung der Scrofeln und der Chlorosis nach Norden zu; die Aufstellung von Arealen, auf denen gewisse Krankheiten absent sind (im Gegensatz zu den singulär-endemischen) und wo man diese vermeiden kann (darunter auch Phthisis und Scrofeln); die Bestimmung der geographischen Grenzen und der contagiösen Natur der Pest; der rationelle Vorschlag, das Miasma des gelben Fiebers in Schiffen durch Eis zu zerstören; die Analogie der orographischen Pathologie mit der der Zonen; der Parallelismus der Epidemiologie mit der Noso-Geographie; Folgerungen für die Hygiene, für Quarantänen, Desinfection, Prophylaxis und Therapie.

Der Verf. sieht sehr wohl voraus, daß dem hier angezeigten Werke erst in späterer Zeit sein vollständiges Urtheil unter den Aerzten zu Theil werden wird, daß ihm eine Zeit der Prüfung vorhergehen muß, welche es nicht scheuet und wofür es seine Belege selbst mitbringt. Die Leser werden sich schwer dazu verstehen, für wahr zu halten was so leicht gewonnen und ansprechend erscheint.

Uebrigens würde der Verf. auch keine Einwendung dagegen erheben, wenn man etwa die vorliegenden Untersuchungen schon als dem Geiste der alten Hippokratischen Schule angehörend erkennen wollte. Man mag sie sogar als eine weitere Ausdehnung der Lehren des Buches De aëribus, aquis et locis ansehen. Immer haben die besten Aerzte sich gerne als Nachfolger des Hippokrates bekannt. Ohne Zweifel vergißt man dies zu sehr im jetzigen Augenblicke, wo man zu früh und zu ausschließlich dominirend die pathologische Anatomie und Chemie ihre Geschäfte der Zerlegung ausüben sieht und wo, ungleich den übrigen Naturwissenschaften, die Medicin über dem Kleinsten das große Ganze wenig beachtet gelassen hat, dessen Studium doch so geeignet ist, die Aerzte auch an ihren Zweck anhaltender zu erinnern, an ihren alten Ruhm der Philanthropie und der Humanität, während es ihnen eine reiche Menge neuer und nützlicher Kenntnisse zuführt.

Aehnlich wie die Witterungskunde, wenn auch auf sorgfältigster Beobachtung beruhend, ein vollständiges Verständniß erst erhält aus der Betrachtung der ganzen Erd-Meteoration, so sind auch die Krankheitsconstitutionen einzelner Orte und Landschaften nur im Zusammenhange mit der ganzen Noso-Geographie, in ihrer Ruhe wie in ihrer Bewegung (d. i. Epidemiologie), erst vollständig zu verstehen. In diesem Sinne können schon die Anfangs-Worte des oben genannten alten klassischen Buches hierfür ausgelegt werden: Quicumque artem medicam integre adsequi velit — rationem habere debet. — Quare si quis ad urbem sibi incognitam perveniat circumspicere oportet ejus situm. — Terra etiam ipsa consideranda est. Mühry.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. 14. Stück.

Den 24. Januar 1856.

Schwerin und Rostock

Verlag der Stiller'schen Hof-Buchhandlung 1854. Liturgische Abhandlungen. Von Dr. Th. Kliefoth, Ober-Kirchenrath. Erster Band: I. Die Einsegnung der Ehe. II. Vom Begräbniß. III. Von der Ordination und Introduction. IV und 501 S. in Octav.

Diese Abhandlungen, welche nach Andeutung des Titels als drei besondere nur durch die liturgischen Grundanschauungen des Hn Verf. zusammengehaltene Bücher aufgenommen werden können, beruhen auf der Anerkennung des Rechts historischer Continuität und zeigen, theils welche Schätze wir einst gehabt haben, theils wie die Reste der alten Liturgien nach dem ursprünglichen Typus zu restauriren sind, damit in recht construirter Handlung der rechte jetzt zum Theil verlorne Gedanke zum Verständniß komme. Mit der Darstellung des Rechten und Schicklichen vereinigt sich die Zurückweisung der mancherlei Verunstaltungen des reinen Stils, die zum Theil schon

dem Gebiet des Lächerlichen angehörend nicht mehr verführend wirken. Daß die Untersuchung sehr ins Detail geht, daß Manches geschrieben ist, was sonst den mündlichen Conferenzen aufbewahrt zu werden pflegt, wird der Dankbarkeit des Lesers dieser Bücher keinen Abbruch thun. Die vorzügliche Aufmerksamkeit nehmen nur diejenigen Sätze in Anspruch, welche für die Nothwendigkeit der liturgischen Handlung und die daraus folgende strenge Gliederung ihrer Theile grundlegend sein sollen, und wer dem Buchstaben jener Principien beistimmt, wird mit großem Beifall den folgenden mathematisch genauen Constructionen folgen und am Ende liturgische Gestalten erblicken, die wenigstens durch ihre Regelmäßigkeit sich empfehlen. Die zweite Abhandlung des Bandes ist freilich mit geringerer Sicherheit ausgearbeitet; der Grund aber liegt darin, daß nach des Hrn Verfs Erklärung der schwankende Boden unsrer kirchlichen Eschatologie nicht entschiedene Tritte leidet.

I. Die Einsegnung der Ehe. Für diese Abhandlung höchst bedeutend, auch maßgebend für die folgenden und einer sorgfältigen Prüfung bedürftig, ist das S. 5 ff. Gesagte: „Weil die Ehe ein göttliches Stiftungs- und Segenswort in Gottes Wort hat, und weil sie als zur Heilsanstalt in Beziehung gestelltes Institüt stets im Kampfe gegen Teufel, Welt und Fleisch steht, darf und muß die Kirche die Ehe einsegnen. Einsegnen, im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes einsegnen, ist nicht ein bloßes Beten und Fürbitten oder Gutes wünschen, wie wenn ein Vater seinen Sohn segnet, sondern ein Thun der Kirche und zwar dasjenige Thun der Kirche, da sie Segensworte, die im Worte Gottes für bestimmte, von Gott gesetzte Verhältnisse, Dinge,

Personen, gegeben sind, in ihren Mund nimmt, durch ihr Gnadenmittelamt auf solche Personen legt, welche in den betreffenden Fall treten, und dadurch das göttliche Stiftungswort an diesen Personen vollzieht. So segnet die Kirche mit Recht die Gemeinde, denn die Gemeinde ist von Gott gestiftet, mit Pflicht und Verheißung begnadet. — So segnet die Kirche mit Recht Pastoren und Könige ein, denn alle diese Aemter sind von Gott gesetzt und haben ihre Stiftungs- und Segensworte, die die Kirche auf ihre Lippen nehmen kann. — Aber Eisenbahnen und Zuckerfabriken nicht, und wenn sie ihre Aufgabe recht versteht, auch keine Glocken, Lichter und Häuser. — Bei dem Allen kann sie gewiß beten und bitten, aber nicht segnen, nicht im Namen Gottes handeln und thun, denn sie hat keinen Befehl dazu und kein Wort dafür; die Kirche aber kann nichts thun, das ihr nicht im Worte Gottes befohlen und gegeben ist." Wer es wagt, aus diesen fließenden Worten das Feste herauszuheben, der mag ungefähr diesen Sinn finden: Gott hat die Ehe gestiftet und gesegnet, und die Kirche segnet dadurch die Ehen ihrer Glieder, daß sie das Stiftungswort Gottes auf die betreffenden Personen legt, so daß eben durch das Auflegen des Wortes Gottes der Ehesegen kommt. Es fehlt aber in den angeführten Sätzen, abgesehen von allen Ungenauigkeiten und Unklarheiten der Begriffe des Segnens, des Wortauflegens 2c., für welche eine kräftige Declamation nicht entschädigen kann, der Beweis: daß der von Gott verheißene Segen ohne Thun der Kirche ungültig sei, daß die Kirche im Worte Gottes den Befehl habe, durch ihr so genanntes Auflegen des göttlichen Wortes den Segen zu bringen, und daß Eheleute ohne kirchliche

Einsegnung weniger von der Kirche zu dulden sind, als von der Kirche nicht eingesegnete Könige. Daß die Kirche die Ehen einsegnen darf, bedarf keines Beweises, und daß sie es soll, folgt aus andern Gründen als den gegebenen.

Weil die Kirche nur da segnen kann, wo sie keine Hindernisse des Segens sieht, werden die Vorbedingungen der Copulation besprochen. Hier werden die bekannten Gegenstände von den verbotenen Graden an mit sehr fleißiger Benutzung der ältesten und alten kirchenrechtlichen und historischen Auctoritäten, auch mit Berücksichtigung der Landessitten behandelt, so daß mit feinem Anstandsgefühl gegen das rationalistisch bureaukratische politisch-ökonomische Nützlichkeitsprincip und die Toleranz der sentimentalen Humanität reagirt wird. Der Stoff ist so reich und mannichfaltig, daß ein Auszug nicht gegeben werden kann; nur bei einem Punkte sei eine Frage erlaubt. Es soll nämlich den aus unkanonischen Gründen Geschiedenen die andere Copulation versagt werden, „damit sie ihr Leben lang in ehelosem Stande um die Brechung des ersten Ehegelübdes büßen und so selig werden", dagegen sollen, wenn die Copulanden vor der Ehe Hurerei getrieben haben, diese nur vor der Copulation „der Kirche die Garantie geben, daß sie ihr voriges Leben ernstlich bereuen"; hier wird nicht erkannt, warum in dem einen Fall eine ernste Reue genügen kann, in dem andern aber nicht.

Der folgende Abschnitt über die liturgische Form der Trauung beginnt mit der Geschichte des Trauacts, wie Tertullian beweist, daß eine kirchliche Einsegnung der Ehe vorhanden war außer der Meldung bei dem Bischof und der Genehmhaltung desselben, wie daraus die römische Braut-

messe sich entwickelt habe, wie aber bis zur Reformation die Unsicherheit geblieben, ob die vorausgehende Erklärung bei dem Parochus oder die Brautmesse der Ehe Gültigkeit gebe, und wie Luther endlich in seinem Traubüchlein die beiden vorher getrennten Handlungen der Zeit nach in eins verbunden und die biblischen Lectionen als ein wesentlich neues Stück hinzugefügt habe.

Das Luthersche Traubüchlein, welches die Handlung in den drei Stücken: Zusammensprechung, Verlesung der Schriftworte und Benediction vollendet, wird mit Recht in die Mitte gestellt, und die folgenden Erscheinungen auf diesem Gebiet werden an das Maß desselben zurückgeführt, wobei aber die Frage: an welchem Punkte der Handlung eigentlich die Ehe gültig werde, keineswegs als eine müssige hätte übergangen werden dürfen, da, wenn auch alle Stücke zusammengehören, doch möglicherweise durch den plötzlichen Tod eines handelnden Menschen ein Theil derselben weggenommen werden kann. Nach jenem Traubüchlein werden zuerst die Kirchenordnungen des 16. und 17., dann die des 18. und endlich die des 19. Jahrhunderts gemustert. In den Kirchenordnungen erster Klasse ist eine wesentliche Differenz hinsichtlich der Stellung der Bibellectionen, welchen der Hr Verf. nach Luthers Vorgang und nach seiner eigenen Theorie von dem Auslegen des Wortes Gottes nach der Zusammensprechung und vor der Benediction die Stelle anweiset. Von dem 18. Jahrhundert wird gezeigt, daß es wenig Neues geschaffen und den dogmatischen Bestand ziemlich unangetastet gelassen habe. Das 19. Jahrhundert aber erscheint als die Zeit der subjectiven Willkür und der Privatagenden; die Grundgedanken und die Dreitheilung der Handlung wer-

den vernichtet, verschiedene Formulare werden dem subjectiven Belieben zur Auswahl gestellt, wogegen die preußische Agende zuerst einen Versuch macht, zu dem Alten zurückzukehren.

Nach Vollendung des sehr ausgedehnten Ganges durch das geschichtlich angewachsene liturgische Material entwirft der Hr Verf. ein seinen Principien entsprechendes Traurituаl, das von der Lutherischen Kirche unbedenklich acceptirt werden kann, wie auch schon jetzt an vielen Orten, wenn es nicht auf Buchstaben und Silben ankommen soll, eben dasselbe in kirchlicher Praxis geltend geworden ist. Die freie Rede vor dem agendarisch bestimmten Formular gestattet der Herr Verf.; daß aber ein Formular unverändert für alle Fälle gebraucht werden müsse, ist zu bezweifeln, so lange die Kirche die natürlichen Verhältnisse nicht übersieht und auch außer dem Kindersegen einen Gottessegen in der Ehe erblicken darf.

II. Vom Begräbniß. Zu diesem andern Gegenstande führt der Herr Verf. durch einleitende Bemerkungen über den Zusammenhang des Dogmatischen und des Liturgischen. Aus der Eschatologie der katholischen Kirche sei der entsprechende Begräbnißritus naturgemäß erfolgt. Zuerst habe man dem natürlichen Zuge der Liebe nachgebend, für die Todten gebeten, dann für dieselben gehandelt, für ihr Heil zu wirken geglaubt; dagegen haben die Reformatoren reagirt mit dem Satze: daß mit dem Erdenleben die Gnadenzeit abgelaufen sei. Allein dieselben haben den eschatologischen Theil der Dogmatik nicht ausgebaut, gleichwie den sotereologischen, wir haben keine ausgebildete Lehre vom Tode &c., daher auch keine ausreichende Regel für den Act der Todtenbestattung, wir mögen wohl das Falsche abwehren, müssen

aber auf liturgische Strenge verzichten; durch die eschatologische Zerflossenheit sei in dem Begräbnißact dem rationolistischen Wüthen der weiteste Raum eröffnet. Bei dem wiedererwachten Glauben unternehme man auf diesem Gebiete leicht zu viel und zu gewagtes ohne dogmatische Verständigung, daher verzichte man lieber auf Vollständigkeit der liturgischen Darstellung und warte, bis Gott der Kirche die rechte Lehre von den letzten Dingen verleihe.

Darauf gibt der Hr Verf., welchem wir in der Klage über die Schwächen unserer Eschatologie keineswegs beistimmen, da wir sehr bestimmt die orthodoxe Lehre über Tod und Auferstehung von nebengehenden Ansichten unterscheiden, die nicht anders als Ketzereien zu benennen sind, 1. die dogmatischen Prämissen, worauf 2. von dem Verfahren der Kirche bei Begräbnissen, 3. von der liturgischen Behandlung des Begräbnisses geredet wird.

Die dogmatischen Prämissen sind fast nur negativer Art und endigen mit dem Resultat: daß bei Begräbnissen sich die Kirche alles Handelns an den Todten in Gebet oder Action vollständig zu enthalten, desto mehr aber den Lebenden an den Gräbern Lehre, Buße und Trost zu verkündigen habe, wobei wiederholt eingeschärft wird S. 181: „Die Kirche darf schlechterdings nichts thun, das ihr nicht befohlen ist.“ Gewiß darf die Kirche Manches thun und thut auch, was ihr nicht buchstäblich befohlen ist; wir meinen aber: nicht erst aus einer neu zu bildenden Eschatologie, sondern aus der bestehenden Lehre vom Reiche Gottes wird schon, unbeschadet der göttlichen Richtergewalt, sich ergeben, daß es dem Verstorbenen in Beziehung auf die Art seines überirdischen Zu-

standes nicht ganz unerheblich sein kann, ob für sein Unsterbliches Fürbitte geschieht und das Sterbliche mit gehörigen Ehren bestattet wird.

In dem Abschnitt „über das kirchliche Verfahren hinsichtlich des Begräbnisses“, in welchem die Fragen: warum, wen, wo, wie, wann und durch wen begräbt die Kirche? ist eine Menge lesenswerther Bemerkungen enthalten, durch welche indeß meistens nur dasjenige bestätigt wird, was sonst schon nicht mehr bezweifelt wird. Die Frage „warum“ mußte nach den vorausgestellten Prämissen am ungenügendsten beantwortet werden. Wir lesen darüber S. 186. 187: „Das Begräbniß ist eine Frucht und Pflicht der Liebe, Barmherzigkeit und Dankbarkeit der Kirche gegen diejenigen, welche nicht bloß nach der Seele, sondern auch nach dem Leibe ihre Glieder waren, und vermöge der Auferstehung und des ewigen Lebens noch sind. — Darin, daß das Begräbniß ein Liebeswerk der Kirche ist, liegt denn auch die negative Bestimmung, daß es kein sacramentales oder überhaupt operatives Werk derselben ist.“ Wer kann sich denken, daß ein Liebeswerk, das aus dem Glauben kommt, nur ein Schicklichkeitswerk, nicht immer auch ein operatives Werk sei? Notorischen ohne Absolution verstorbenen Frevlern innerhalb der Christenheit soll das kirchliche Begräbniß versagt werden; wenn aber nur den Lebenden an Gräbern gepredigt werden soll, so scheint grade die Bestattung der Gottlosen ein angemessener Ort für die Predigt der Buße zu sein, und es ist nicht zu verstehen, weshalb der Herr Verf. sich diesen Ort verschließen will.

In dem dritten Stück über die liturgische Behandlung des Begräbnisses wird der Satz wieder aufgenommen: das Begräbniß sei kein operatives

Handeln. Es soll nicht behauptet werden, daß das Begräbniß keine kirchliche Handlung sei, sondern daß es wesentlich von den andern Handlungen zu unterscheiden sei. Bei diesen wird auch eine Liebespflicht geübt, aber die Kirche gründet sich dabei auf Gottes Wort. Zwar können auch bei dem Begräbniß Gottes Worte gebraucht werden, aber der Unterschied soll dieser sein: daß alle andern kirchlichen Handlungen nicht nur nach dem göttlichen Worte, sondern auch durch dasselbe sich vollziehen, und daß sie damit etwas fertig machen, was sonst nicht fertig würde, und daß das, was sie thun, auch von denen, an welchen es gethan wird, aufgenommen wird. Kurz: Die Kirche wirkt an dem Todten nichts durch die Handlung der göttlichen Worte. — Dagegen ist nur zu bemerken, daß ein kirchliches Thun nach Gottes Ordnung, daß eine kirchliche Liebespflicht, welche doch in diesem Fall mehr sein soll, als eine Pflicht der Selbstliebe, das heißt: der Liebe zu den lebenden Kirchengliedern, wirkungslos gar nicht gedacht werden kann, ohne sich selbst als Lüge auszugeben.

Es folgt eine längere historische Betrachtung der Verhältnisse, unter welchen das orare cum mortuis zu dem orare pro mortuis übergegangen, wie die Seelenmesse ausgebildet sei, und wie die Reformation diese ganze Entwickelung abgebrochen habe. Daß durch Luther und andere Auctoritäten die Fürbitte für das Seelenheil der Verstorbenen nur sehr unbestimmt empfohlen werde, wird bündig bewiesen. Indeß es handelt sich zunächst nicht um die Fürbitte im römisch-katholischen Sinn. Wir begraben den Leib und denken uns Leib und Seele nicht so auseinandergerissen, daß diese von jenem nicht noch etwas sollte er-

fahren, und aus diesem Zusammenhange folgt die Nothwendigkeit des Gebets in Beziehung auf den Verstorbenen. Wenn Gott dem Seligen selbst die Gebete angenehm sind, wenn er selbst etwas dadurch empfangen will, wie vielmehr können wir voraussetzen, daß unser Gebet auf verstorbene Menschen wirkt, wenn auch unser Gebet als Fürbitte nicht vermag, ihr Verhältniß zu der göttlichen Gnade zu ändern. — Nachdem darauf Nachdruck gelegt ist, daß keine alte Lutherische K. O. eine Fürbitte für die Todten anordnet, werden als die beiden wesentlichen Stücke des Begräbnisses angegeben: Procession und gottesdienstlicher Act. In Beziehung auf Procession wird das Mannichfaltige der kirchlichen Sitten, das Erlaubte und das Empfehlenswerthe gut zusammengestellt. Dem dictatorischen Spruch S. 292: „Vom Sterbehause geht die Procession ab mit Gesang. Von einer Leichenrede und dergleichen im Sterbehause wissen die alten Agenden nichts. Mit Recht; ins Sterbehaus gehört der seelsorgerliche Besuch und der tröstende Zuspruch des Pastors, aber das Begräbniß gehört der Kirche und der Oeffentlichkeit an“ unterwerfen wir uns nicht; denn das Sterbehaus gehört auch der kirchlichen Oeffentlichkeit; ein verständiger Pastor wird in dem Leichenhause oder vor demselben und zwar vor dem Leichengefolge anfangen zu reden, aber allerdings nicht daselbst endigen. — In Beziehung auf den gottesdienstlichen Act zerfallen, wie gezeigt ist, die Kirchenordnungen in zwei Klassen, sofern der Act entweder am Grabe, oder in der Kirche vorgenommen werden soll, und innerhalb dieser beiden Klassen geht es weiter zu allerhand Unterscheidungen. Der Hr Verf. entscheidet nicht über das Rechte; gleichgültig aber ist die Frage wegen des Ortes nicht.

Nach unsrer Ansicht darf das Grab niemals übergangen werden, unter Umständen aber die Kirche, wenn aber in der Kirche Gottesdienst gehalten wird, so muß am Grabe wenigstens ein kurzer liturgischer Act vorausgegangen sein. Was für die Todten geschieht, gehört vorzugsweise an die Gräber, was für die Lebenden, vorzugsweise in die Kirche, und je bedeutender der Todte für die lebende Gemeinde war, desto eifriger wird in Beziehung auf ihn die förmliche Leichenpredigt gewünscht werden.

Der Hr Verf. beklagt S. 307 ff., daß in der Lutherischen Begräbnißliturgie der Gedanke: „daß die Verstorbenen noch unsre Brüder, mit uns noch Glieder eines Körpers seien", nicht zum Ausdruck gekommen sei. Die Kirche habe auf den Gedanken kommen müssen, „daß sie mit ihren Todten vor denselben Herrn treten und mit denselben beten könne." „Und wenn dies mit dem Todten beten ordentlich liturgisch als des Einen Herrn gemeinsame Anbetung der diesseitigen und jenseitigen Gemeinde unter namentlicher Hineinziehung des eben begrabenen Todten ausgestattet, als integrirendes Moment in den Begräbnißgottesdienst gestellt wäre, so wäre ohne Frage der Begräbnißritus etwas viel Bedeutenderes geworden. — Gleichwohl ist die ältere Liturgik unsrer Kirche nicht darauf eingegangen. Wir treffen keine Spur, daß man den Gedanken gefaßt hätte, mit den Todten beten zu können, wir treffen überhaupt keine Spur, daß man dem Gedanken der wesentlichen Einheit des selig Verstorbenen mit uns Gläubigen dahier in dem Begräbnißritus irgend einen Ausdruck, irgend eine Folge gegeben hätte." — Uns scheint dieser Gedanke durchaus nicht neu zu sein; derselbe ist hinlänglich zum

Ausdruck gekommen, wenn wir nur die eine Collecte (Niedersächsische K. O. 1585) ansehen: „O ewiger Gott und Vater, der du nicht bist ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen, denn in dir leben Alle, so unter der Erde in ihren Kammern ruhen" rc.; wenn aber der Herr Verf. gezeigt hätte, wie weiter das Mit dem Todten beten „unter namentlicher Hineinziehung des eben Begrabenen ordentlich liturgisch auszugestalten" wäre, so würde besser erkannt werden, wo der Fehler liegt.

Schließlich werden die neuern Erscheinungen beurtheilt. Das 18. Jahrhundert macht die Formlosigkeit legal, die dem Begräbniß von den alten Agenden her anhaftet. Nur an einem Punkte zeigt sich ein Eingehen in andere Gedanken: man kommt auf die Fürbitte für die Todten zurück. Die preußische Agende ist die erste, welche die Fürbitte für den Todten aus der Praxis in das kirchlich festgestellte Formular aufnimmt. Diese spricht die Fürbitte noch mit Vorsicht aus, weniger vorsichtig das Würtemberger Kirchenbuch von 1843, am grellsten die Agende für evangelische Kirchen (in Baiern) v. 1844. Sehr entschieden bekämpft der Herr Verf., namentlich gegen Löhe und Petri die neuerlich in Praxis genommene Segnung der Leichen, noch mehr die sogenannte Aus- und Einsegnung derselben, aus welchen beiden Stücken die Agende für die evangelisch-lutherische Kirche in Baiern das ganze Begräbniß construirt. In dieser Bekämpfung treten wir dem Hrn Verf. bei, zwar nicht in dem Sinn, daß wir das Segnen der Leichen überhaupt als ein Unding verwerfen, da nach unsrer Ansicht jede Liebesthat einen Segen enthält, aber so, daß wir den Gebrauch des mosaischen Segnens bei dieser Hand-

lung über dem Todten gänzlich zurückweisen, welcher Segen in dieser Form nach ausdrücklichem göttlichen Befehl der Gemeinde der Lebenden gehört. Die Unterscheidung einer Aussegnung und Einsegnung des Verstorbenen beruht auf Gedankenlosigkeit; das Haus möge gesegnet werden, aus dem der Todte getragen wird, durch den dasselbe bisher gesegnet war, nicht aber der Todte, welcher erst durch das Grab das Seine empfangen soll.

III. Von der Ordination und Introduction. Diese Abhandlung beginnt mit der neuerlich viel bewegten Frage über das kirchliche Amt, und es wird sofort die Ansicht verworfen, welche das Gnadenmittelamt als ein Product und als eine Organisation des allgemeinen Priesterthums aller Christen faßt. Sodann wird nicht nur gegen die katholische Fassung der Ordination als eines Sacraments, sondern auch gegen die reformirte Anschauung der Gegensatz festgestellt. Daß aber auch in lutherischen Kreisen das Verhältniß der Ordination zu den begleitenden Handlungen, durch welche der Geistliche ins Amt kommt, nicht durchweg klar sei, wird an der höchst interessanten Specialgeschichte des Johannes Frederus nachgewiesen; und da diese Geschichte am besten zeigt, worüber gestritten wird, und worauf es ankommt, so läßt der Hr Verf. aus derselben die Glieder der folgenden Abhandlung erwachsen.

1. Die Stellung und Bedeutung der Ordination und Introduction. Zwischen der katholischen Kirche, welche den ordo sich aus sich selbst ergänzen, und der reformirten, die denselben aus der Gemeinde hervorgehen läßt, hielt die Lutherische Kirche den rechten Mittelweg, indem sie eine „ganze Kirche als einen aus Gemeinde, Gnadenmittelamt und Amt der Kirchenleitung geglieder-

ten Organismus" erkannte. Und es kommt der ganzen Kirche die Bestellung der Geistlichen, das Vociren im weitern Sinne, zu. Dazu gehört aber 1. die Vocation im engern Sinn, 2. das Examen und die Verpflichtung, 3. die Ordination, 4. die Introduction. Diese verschiedenen Momente, in welchen sich die Bestellung des Predigtamtes vollendet, werden nun nach der gewöhnlichen Zeitfolge betrachtet, und wird so deren richtige Vertheilung unter die nothwendigen Gliedmaßen der Kirche gesucht.

Wenn ein Predigtamt erledigt worden, so ist nöthig, daß man auf eine bequeme und tüchtige Person als Nachfolger bedacht sei, und das, was zur designatio personae gehört, bildet die Vocation im engern Sinn. Die Designation der Person ist nach Lutherischem Kirchenrecht ein bischöfliches, ein Kirchenregierungsrecht, in allen Fällen ein Ausfluß dieses Regierungsrechts, selbst dann, wenn es von der Gemeinde ausgeübt wird. Neben diesem Recht der Kirchenregierung wird sogleich dem Predigtamt in dem Examen und der Verpflichtung kein Antheil zugesprochen; was aber zum dritten der Gemeinde zukomme, wird weniger bestimmt ausgedrückt, nur als das Minimum das Recusationsrecht derselben zugeeignet. Bei diesen Stücken hat der Hr Verf. zuerst nicht strenge genug gefordert, daß das Examen immer das erste sei, da im andern Fall die Denomination einer Person nicht selten vergeblich geschehen würde, sodann ist die mit dem Examen verbundene Verpflichtung zwar unterschieden von der andern Verpflichtung, welche der Ordination reservirt werden soll, es ist uns aber ausgemacht, daß jene erste Verpflichtung, die sich, wie auch richtig angegeben worden, auf die Bekenntnißschrif-

ten, Kirchenordnungen ꝛc. beziehen soll, nicht dem Kirchenamte, sondern dem Kirchenregiment zukommt, und endlich fehlt die Angabe des Grundes für das Recusationsrecht der Gemeinde, welches darauf beruht und auch darin seine Grenzen findet, daß die gesammte Gemeinde die ihr gegebene Person geprüft haben muß, weil allerdings die Gemeinde über ein Individuum sehr viel Wichtiges erfahren kann, was dem Kirchenregiment und dem Klerus durchaus entgangen ist.

Auf die Frage: ob mit den bis dahin beschriebenen Studien alles Nöthige gethan sei, und die Ordination eben nur als ein frommer Gebrauch noch übrig bleibe, erfolgt die Antwort: die Vocation muß nach allen ihren Theilen der Ordination vorangehen, aber sie genügt nicht, und daß sie nicht genügt, folgt aus der Bedeutung der Ordination. Es wird nun die nöthige Verwahrung dagegen eingelegt, daß Ordination und Handauflegung, wie oft geschehen, identificirt werde, wiewohl Handauflegung nach apostolischer Institution beizubehalten sei. Weiter wird nach Analogie der in den voraufgehenden Abhandlungen vorgetragenen Lehre von der Handlung des göttlichen Wortes die Ordination als Handlung des Wortes Gottes über dem Ordinanden, als Weihe und Einsegnung bestimmt, es wird auch unwidersprechlich dargethan, daß die Ordination eine Verrichtung des Predigtamtes sei, und daß, wenn zu dieser Verrichtung ein in kirchenregimentlicher Stellung stehender Geistlicher meistens erwählt werde, das nur aus dem Zusammenhange der Ordination mit andern Handlungen zu begreifen, dadurch aber die rein geistliche Anschauung nicht im mindesten zu modificiren sei. Was die Verpflichtung der Ordinanden betrifft, so sagt der Hr Verf. S.

408. 409: „Allerdings erfordert die Legung des Mandats auf die Person, daß auch die Person ihrerseits sich verpflichte. Weil der Ordinand eine Persönlichkeit ist, weil es sich bei ihm nicht wie bei einem zureichenden Dinge um ein selbstloses Gebrauchtwerden, sondern um ein selbstthätiges Dienen handelt, muß der Ordinand in die Amtsgewalt und Amtspflicht, welche durch das über ihn gehandelte Gotteswort auf ihn gelegt wird, mit bestimmter Erklärung eintreten. Wie von den Copulanden regelmäßig ein Ja erfordert wird, durch welches dieselben keineswegs bloß sich einander, sondern auch sich ihrem Gott in den heiligen Ehestand geloben, so muß auch von dem Ordinanden ein Ja erfordert und gehört werden, durch welches er sich nicht etwa der Gemeinde, sondern seinem Gott in sein Predigtamt gelobt und opfert. — Daher haben auch alle Agenden, daß in der Ordination das Ja des Ordinanden auf die ihm verlesenen Gottesworte vom Predigtamte erfordert werde. Und es ist wohl zu merken, daß dies nicht das Ja ist, durch welches der Pastor sich der Gemeinde gelobt; wir werden nachher sehen, daß dieses Ja seine Stelle bei der Introduction hat. Es ist ebenso wenig diese Verpflichtung identisch mit der oben von uns betrachteten, sich an das Examen anknüpfenden Verpflichtung. Letztere enthielt die Verpflichtung zu dem Dienst dieser bestimmten historischen Kirche, zu deren Bekenntniß, Kirchenordnung ꝛc.; es hat diese Verpflichtung einen kirchenrechtlichen Sinn.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. Stück.

Den 26. Januar 1856.

Schwerin und Rostock

Schluß der Anzeige: „Liturgische Abhandlungen. Von Dr. Th. Kliefoth.“

Durch die hier in Rede stehende Verpflichtung bei der Ordination dagegen gelobt sich der Ordinand seinem Gott, ihm in seinem Predigtamt alle seine Kraft und sein Leben zu opfern, da Gott das Mandat dieses Amtes durch sein Wort auf ihn legen will. Nach drei Seiten hin tritt in Pflicht, wer das Predigtamt übernimmt: gegen den Herrn, gegen die Kirche und gegen die bestimmte Gemeinde, an der er dient; und die erste Verpflichtung geschieht in der Ordination, wo sein Gott mit ihm handelt, die zweite in der mit dem Examen verbundenen Verpflichtungen, wo das Amt der Kirche mit ihm handelt, die dritte in der Introduction, wo zwischen ihm und seiner Gemeinde vor Gott gehandelt wird.“ Wir müssen es dem Gewissen jedes Ordinanden überlassen zu untersuchen, ob diese drei Verpflichtungen nach dem Gewissen unterschieden werden können, setzen aber voraus, daß jeder, welcher sich seinem Gott auf

die beschriebene Weise gelobt, während dieses Gelobens weiß, in welcher Kirche er steht, auch, zu welcher Gemeinde er gesandt wird.

Was von der Introduction oder Investitur ausführlich gesagt ist, liegt wesentlich schon in den eben citirten Worten; es braucht nur bemerkt zu werden, daß die Introduction ihr Eigenthümliches nur durch die Persönlichkeit der Gemeinde bekommt, welche mit dem Pastor gleichsam copulirt werden soll. Uns ist in liturgischer Betrachtung die Individualität der Gemeinde von geringer Bedeutung, zumal da jene Copulation nicht unter der Voraussetzung der Monogamie geschieht. Daher, so nothwendig und schicklich die Introduction als ein kirchlicher Act erscheint, so schwer ist es, dieselbe als einen liturgischen von der Ordination getrennten Act zu begreifen, wie denn auch in den abschließenden Sätzen S. 456 Ordination und Introduction wieder zusammengenommen werden: „Nehmen wir die Ordination mit der Introduction zusammen, so ergänzen sich diese, denn die Ordination gibt in Gottes Namen das Amt, und die Introduction weis't in der Kirche Namen für die Amtsführung die Stelle an; auch hier concurriren wieder die drei Stände, denn das Predigtamt ordinirt und copulirt auch den Pastor mit der Gemeinde, und das Kirchenregiment bestätigt, verfügt und vollzieht die Amtsanweisung, und die Gemeinde consentirt in den Pastor und tritt in Verhältniß und Pflicht und Recht zu ihm, und damit schließen diese beiden sich zu demjenigen Ganzen zusammen, durch welches der Person das Amt gegeben wird. So bilden Denomination, Election und Examen einerseits, und Ordination und Introduction andererseits die beiden Hälften der Predigtamtsbestellung, in deren jeder

die drei Stände ihre entsprechende Betheiligung finden; und diese beiden Hälften machen das Ganze so, daß die erste die Person dem Amt, und die zweite das Amt der Person gibt; womit denn wieder jeder Hälfte und jedem einzelnen Act innerhalb jeder Hälfte ihre Bedeutung gewiesen ist." Es ist nur zu bedauern, daß diese Dinge nicht durch mathematische Figuren versinnbildet sind.

2. „Die liturgische Behandlung der Ordination und Introduction" gibt das Nöthigste aus der **forma Lutheri** und den spätern Formularen, ist aber in Kritik und Gesetzgebung etwas kürzer gehalten, als die Gegenstände der vorhergehenden Aufsätze. Es ist zu wünschen, daß vornehmlich bei der Introduction Raum bleibe zu freier Bewegung, wenn nur dafür gesorgt ist, daß in dieser die Ordination sich nicht wiederhole.

W. Münchmeyer.

Dresden

1855 (in Commission bei E. S. Mittler und Sohn in Berlin). Die Münzen der Stadt und des Bisthums Hildesheim, nach der Zeitfolge geordnet und beschrieben von Heinrich Philipp Cappe. Mit 20 Kupfertafeln. 220 S. in Octav.

Für die Numismatik des hannoverschen Landes ist bisher wenig geschehen: in Rehtmeyers Chronik (1722) ist zwar Manches zusammengestellt, aber eben nur beiläufig, und das Werk von Praun, das ohne Namen des Verfassers erschienen ist, ermangelt aller Vollständigkeit und Genauigkeit. Im vorigen Jahrhundert wurden 150 Platten gestochen, die ein größeres numismatisches Werk für die braunschweig-lüneburgischen Länder begleiten sollten, aber der Text blieb liegen und von den noch vorhandenen Platten sind nur wenige

Exemplare abgezogen, die nicht in den Buchhandel gekommen, sondern nur zu Geschenken benutzt worden sind. Auch für die Münzgeschichte der später zu Hannover gekommenen Länder ist wenig geschehn. Bremen und Verden's Münzen hat Cassel (1772), die mittelalterlichen Münzen Osnabrücks Cappe zusammengestellt und sehr brauchbar sind auch die hierher bezüglichen Theile von Bodes Schrift, über das ältere Münzwesen der Staaten und Städte Niedersachsens: aber sonst sind nur einzelne Notizen und kürzere Zusammenstellungen vorhanden. Es fehlt eben noch ein Werk, das Alles umfaßt, wie Mecklenburg seinen Evers, Sachsen seinen Tentzel, Würtemberg den Binder, Baden den Berstett hat. Die Schwierigkeiten, die ein solches Werk haben würde, sind freilich nicht zu verkennen: der Reichthum des Stoffs und die Arbeit, die das Zusammensuchen des archivalischen Materials machen würde, haben wohl Manchen abgeschreckt.

Ein Schritt zur Erleichterung eines solchen Gesammtwerks geschieht durch das oben genannte Werk, in welchem die Münzen des Stifts und der Stadt Hildesheim zusammengestellt und erläutert werden. Der Verf. war um so mehr befähigt, ein solches Werk herauszugeben, als er nicht allein — wie allgemein bekannt — Kenner ist, sondern auch Sammler, und mit unermüdlichem Eifer eine Sammlung von hildesheimschen Münzen zusammengebracht hat, wie sie nicht leicht irgendwo vollständiger gewesen ist oder sein wird. Im Jahre 1850 ist sie an das Hildesheimer Museum übergegangen, dessen schönsten Schmuck sie bildet. Außerdem sind noch andere Sammlungen und Beschreibungen benutzt worden, obgleich sicher von manchen Seiten noch Nachträge geliefert wer-

den können, z. B. aus der königl. Sammlung in Hannover. Vollständigkeit kann nicht leicht auf einmal bei derartigen Forschungen erreicht werden — at tentasse juvat!

Der eigentlichen Beschreibung der Münzen ist von S. 1—12 eine Einleitung vorangeschickt, in der einige geschichtliche Notizen über die Stadt, über die Wappen des Stifts und der Stadt, und über die Münzstätten gegeben werden. Es wäre wünschenswerth gewesen, das neue Wappen, wie es von Karl V. 1528 der Stadt verliehen wurde, vollständiger mitzutheilen, vielleicht gradezu nach dem Wortlaute der Urkunde, die sich in Lauensteins historia diplomatica und auch sonst mehrfach abgedruckt findet. Auf Münzen kommt dies neue Wappen erst seit 1551 vor, jedoch noch oft mit dem alten wechselnd. Des Gnadengeschenks wurde noch im Jahr 1605 durch eine besondere Schaumünze gedacht, die der Verf. N. 489—492 mittheilt, die Umschrift ist zu lesen CAROLVS. V. ROM. IMP. Qui (nicht quondam) FELICISS. ET. TRIVMP. AVGV.

Die Bischöfe bekamen 1053 von Heinrich III. — die Urkunde ist in Goslar den 15. Oct. ausgestellt, aber hier nicht mitgetheilt worden — das Münzregal, jedoch scheinen sie sich desselben erst seit Bernhard (1131—53) bedient zu haben, da sich frühere Münzen nicht gefunden haben. Von der Mitte des 15. bis gegen Ende des 16. Jhrh. ist von den Bischöfen nicht geprägt worden, auch Josef Clemens (1702—23) und Clemens August (1724—61) haben in Hildesheim nicht gemünzt, unstreitig, weil die Münzen der übrigen Bisthümer, die sie zu gleicher Zeit besaßen, auch für Hildesheim bestimmt waren. Der vorletzte Bischof Friedrich Wilhelm ließ 1784 den Betrieb eingehn,

nachdem er bei dem Prägen einen nicht unerheblichen Schaden erlitten hatte.

Die Stadt prägte ebenfalls, ohne vom Kaiser mit dem Münzrecht beschenkt zu sein. Indessen steht es hier etwas anders als bei den braunschweig-lüneburgschen und grubenhagenschen Städten, die gewissermaßen per nefas prägten, weil sie dem Kaiser und dem Landesherrn gegenüber eine ziemlich unabhängige Stellung einnahmen. Hildesheim besaß nämlich wenigstens einen Rechtstitel durch wiederholte Verpfändung, seitens der Bischöfe. Zuerst verpfändete Bischof Heinrich III. 1333 zum Theil, 1428 Bischof Magnus vollständig das Münzrecht an die Stadt, die dann bis 1772 geprägt hat. Bei der Eroberung derselben im 30jähr. Kriege wurde das Münzrecht aufgesagt, der Rath protestirte dagegen, indem er sich auf die Verpfändung berief: so kam der Streit vor das Reichskammergericht, wo er unentschieden liegen blieb. Einen Theil des Münzrechts verafterpfändete die Stadt wieder an das Domkapitel und diesen scheinen später die Bischöfe wieder eingelöst zu haben.

S. 13—21 ist eine Reihe von Münzen vorangeschickt, welche, genau genommen, nicht hierher gehören: es sind solche, die die Kaiser in Hildesheim haben prägen lassen. Freilich ist nur ein Theil derselben mit dem Namen der Stadt versehn, die andern zeigen die Maria und werden deshalb, wie es scheint mit genügendem Grund, hierher gelegt. Die Erklärung von N. 10, auf welcher **LIVNDBVRG** gelesen wird, befriedigt nicht: unmöglich hat Bischof Bernward als kaiserlicher Münzverwalter auch in Lüneburg prägen lassen; findet sich kein Ort ähnlichen Klanges im Hildesheimschen, so muß **MVNDBVRG** gelesen werden,

ein Ort, den Bernward am Zusammenfluß von Ocker und Aller zum Schutz gegen die Nachbarvölker baute (s. Beiträge zur Hildesheim. Geschichte I. S. 39. 40).

Die Münzen der Bischöfe sind Bracteaten bis auf Johann von Hoya 1398: man kann mit dem Verf. über diese und jene rechten, doch darf im Allgemeinen angenommen werden, daß er bei den Bestimmungen das Richtige getroffen hat. Johann und Magnus — die Münze von Gerhard ist jedenfalls zweifelhaft — prägten wieder Groschen, Johann, wie es scheint, in Goslar: wenigstens sehn wir nicht ein, wie sonst das am Ende der Umschrift befindliche GOS (eine anderwärts beschriebene hat GOSL) und der Goslarsche Schutzpatron St. Matthias, der Hildesheim ganz fremd ist, zu erklären sein sollten.

Zahlreicher sind die Münzen der Bischöfe Ernst (1573—1612) und Ferdinand (1612—50) aus dem bayrischen Hause, ihre Münzstätten waren von 1598—1634 auf dem Moritzberge, 1608—1627 in Peine, letztre zum Theil kenntlich an dem Peineschen Wappen, einem über 2 Garben springenden Wolfe, — früher eine wahre crux der Numismatiker. Max Heinrich prägte in Hildesheim nur kurze Zeit, weil der Münzmeister seine Rechnung nicht dabei fand. Unter Jobst Edmund war die Münze in Steuerwald. 1762 legte das Domkapitel sede vacante eine Münze in Hildesheim an, die nachher Friedrich Wilhelm übernahm.

Dem Kapitel sind mit Recht die S. 46 beschriebenen Pfennige beigelegt, in einer Zeit geprägt, wo die Stadt die Hälfte des Münzrechts dem Kapitel verafterpfändet hatte. Außerdem sind Medaillen und Münzen sede vacante geprägt, die an ihrer Stelle beschrieben und auch abgebildet sind.

Weit zahlreicher sind jedoch die Münzen der Stadt, die von N. 355—958, mit Einschluß einiger weniger Medaillen, aufgeführt sind. Kühn, aber ansprechend ist die Vermuthung, daß die von 355—379 beschriebenen Münzen, bisher ein herrenloses Land, auch hierher gehören. Die unter N. 582 beschriebne Schaumünze ist erst in neuerer Zeit geprägt. Der Stempel wurde durch den, jetzt verstorbenen Hausverwalter Müller in Hildesheim aufgefunden, der eine kleine Anzahl Exemplare damit in Silber und Kupfer, rund und als Klippen prägen ließ: indessen verhinderte das Springen des Stempels — daher auf verschiedenen Exemplaren größere und kleinere Stempelrisse — das Prägen einer größeren Anzahl. — Unter 959—1095 folgen dann noch verschiedne Zeichen der Stadt, in Blei, Messing und Kupfer, die für Holz, Mehl, Bier und anderen Bedarf geschlagen sind.

Die dem Werk beigegebnen Kupfer sind vortrefflich, 2 Tafeln sind auf Kosten des Frl. W. Lüntzel, eine auf Kosten des Hn Senator Römer, 2 auf Kosten des Museums in Hildesheim gestochen. — Was die Aufführung der Münzen betrifft, so ist zu bedauern, daß der Verf. nicht das von Evers in seiner Beschreibung der Mecklenburgischen Münzen beobachtete Verfahren gewählt hat, nämlich die Größen zu trennen. Der Verf. ordnet ausschließlich nach der Jahrszahl, wobei vielerlei Unbequemlichkeiten entstehn. Denn um die Beschreibung der Münzen zu vereinfachen, wird auf vorangehende Nummern verwiesen, die oft mehrere Seiten früher beschrieben sind. Es ist viel bequemer, wenn unter der Rubrik Thaler, Groschen ꝛc., die ganze Reihenfolge beschrieben ist, wo dann viel leichter auf ein voranstehendes Ex-

emplar verwiesen werden und selbst ein Druckfehler leichter vom Leser berichtigt werden kann, als es bei dem vom Verf. eingeschlagnen Wege möglich ist. — Doch das sind nur unwesentliche Ausstellungen an einem Werke, das Ref. mit ungetheilter Freude begrüßt.

Wir erlauben uns schließlich einige Nachträge zu den bischöflichen Münzen mitzutheilen und wünschen, daß dasselbe auch von andern Seiten geschehen möge. Ernst (1573—1612). Von 1603 gibt es ebenfalls $\frac{1}{24}$, von verschiedenen Stempeln, der Verf. gibt nur $\frac{1}{16}$ und $\frac{1}{96}$ von diesem Jahre an, wenn nicht ein Druckfehler vorliegt.— $\frac{1}{24}$ von 1604.— $\frac{1}{96}$ von 1606. — Ref. besitzt einen falschen Groschen von 1564: A) Wappen wie V, 68. ERN. D: G: ARGH. COL. E. A. D. R) Reichsapfel mit 24, zwischen: 6—4 RVDOL. II. ROM. IM: SEMA. Das Exemplar ist von schlechtem Gepräge und schlechtem Metall. — Ferdinand (1612—1650) $\frac{1}{24}$ 1620 mit dem Peineschen Wappen. — $\frac{1}{24}$ 1622 mit dem gew. Wappen und $\frac{1}{24}$ 1622 mit dem Peineschen Wappen allein. — $\frac{1}{2}$ Reichsort von 1624 wie N. 228, aber mit ORT.— Max Heinrich (1650—1688) Mgr. 1663 mit MAX. HEN.— Pfennige von 1663 und 1664 mit verschlungenem MH. — Jobst Edmund (1688—1702) $\frac{1}{24}$ 1691 verschiedene Stempel. — 4 Pf. v. 1692 versch. St.— 3 Pf. 1692. — 6 Mgr. 1693, versch. St. v. N. 276: auch v. 290 u. 291.— Kupferpfennig 1700.— 12 Mgr. 1693.— 12 Mgr. 1700: IODOC 9 EDM: D. G. EP: HILD: S. R. I. PR: Brustbild. R) IN PACE ET ÆQVITATE 1700 Blumenkreuz. In der Mitte: Blumenkreuz XII Blumenkreuz | MARIEN | GROSCH: | V. FEIN: SILB. | H. I. S. — Sedisvacanz 1761—63. 1 Pistole. — Viertelthaler. — $\frac{1}{6}$ Thlr. 1763: Wap-

pen wie 314. MONETA CAPIT. CATHED. HILDESH. SEDE VAC. R) NACH DEM LEIPZIGER FUS. In der Mitte: Blumenkreuz VI Blumenkreuz | EINEN | THAL: | 1763.— Der $\frac{1}{48}$ von 1763 hat nicht HILDES: sondern HILD:. — 2 Mgrst. 1763 hat CATH: und II zwischen 2 Blumenkreuzen.— Friedrich Wilhelm 1763—1789. N. 332 hat nicht EP., sondern EPISC.— $\frac{1}{8}$ Thlr. 1766: Wappen ohne Mantel FRID. WILH. D. G. EP. HILD. S. R. I. P. R) 80 EINE FEINE MARCK. In der Mitte: Rosette VI Rosette | EINEN | THALER | 1766 | I. H. v. U. — $\frac{1}{6}$ Thlr. 1775. Wappen mit Mantel FRID: WILH: D: G: EPISC: HILDES: S: R: I: P: R) Wie das Stück von 1766, aber ohne Namen des Münzdirectors.— Der auf S. 211 beschriebene Scherf der Stadt gehört nach Lübeck.

C. G. Schmidt.

Pavia

Chez Bizzoni Libraire MDCCCLIV. Histoire naturelle, développement et métamorphose de la Salamandre terrestre par Maur Rusconi. Ouvrage posthume inédit publié p. le Dr. Joseph Morganti. Edit. de 100 exemplaires avec 6 planches. 116 S. in Hochquart.

Nach der eigenen Erklärung des Verfs soll sich diese Schrift nur supplementartig zu dem verhalten, was sonst über den gefleckten Salamander bekannt ist; auch was schon durch Untersuchung an Fröschen und Tritonen ermittelt wurde und hier Geltung findet, soll nicht wiederholt werden, so daß man also selbstverständlich nur Fragmente zu erwarten hat. Da man nun ohnehin nicht daran denken wird, von Rusconi eine Entwicklungsgeschichte zu erhalten, welche die Schichtung

des Keimes sorgfältig verfolgte und etwa, wie man von deutschen Embryologen gewohnt ist, die Histiogenese nach allen Seiten zu bereichern suchte, so kann sich Niemand bei Lesung des Buches in seinen Erwartungen getäuscht finden, man wird nur auf das rechnen, was das Buch wirklich gibt, Untersuchungen einzelner anatomischer Verhältnisse des sich entwickelnden und des ausgebildeten Thieres, verbunden mit Beobachtungen über seine Lebensweise. — Unter solchen Voraussetzungen wird es gewiß Vielen Freude machen, dem geschätzten Forscher noch einmal zu begegnen mit seinen bekannten Eigenthümlichkeiten; auch an all der heftigen, oft unbilligen, meist auf Kleinigkeiten oder Mißverständnisse gerichteten Polemik, von welcher das Buch überströmt, wird man sich jetzt weniger stoßen, da die Hand des Todes ihre Schärfe hinweggenommen hat. — Der Herausgeber berichtet, daß schon 1839 ein bedeutender Theil des Buches gedruckt war. Durch die Streitigkeiten über das Lymphgefäßsystem wurde R. von der Vollendung abgehalten, bis er die Arbeit 1843 wieder aufnahm, ohne sie jedoch bis zu seinem Tode (1849) zu veröffentlichen. Seine Absicht sei es offenbar gewesen, auch das schon Gedruckte umzuarbeiten. Viele Verbesserungen dazu und das Uebrige im Mscpt liegen der gegenwärtigen Ausgabe zum Grunde. — R. war durch seine sonstigen Arbeiten natürlicher Weise längst sehr geneigt gewesen, sich auch über den gefleckten Salamander selbst zu unterrichten, hatte aber, bei dem Mangel dieser Thiere in seiner nähern Umgebung, lange dem Wunsche widerstanden, endlich aber sich entschlossen, durch wiederholte Studien in der Gegend von Como und durch Material, welches er sich von dort verschaffte, jenen Zweck zu errei-

chen. Bei diesen Untersuchungen kam er in Betreff der Fortpflanzungszeiten zu der Ueberzeugung, daß die Begattung regelmäßig im Sommer Statt finde, das Austreiben der reifen Eier aber früh im Frühjahre. Letzteres geschieht jedoch in Absätzen und kann sich auch bedeutend verspäten. Die Thiere scheinen nicht alle Jahre zu tragen und bringen 30—50 Junge zur Welt, regelmäßig untermengt von einigen abortirten Eiern, welche zuweilen an Zahl überwiegen. Die Begattung soll entschieden nicht im Wasser Statt haben. Beiläufig wird dieser Act von einem Eidechsenpaare beschrieben. — Der After des Männchens wird zur Brunstzeit merklich vorragend durch Anschwellen zweier Drüsen. — Einige andere Gegenstände, welche das I. Kap. berührt, sind: Die geringe Temperatur der Thiere; die unvollkommene Projection ihrer Junge, deren hinteres Ende nicht vorgeschleudert werden kann; das Hautgift, welches vom Magen aus Frösche und Vögel rasch, einen Salamander aber nicht tödtete; das Bedürfniß feuchter Luft. Erfrorne Salamander waren nicht wieder ins Leben zu rufen. — Die Schwierigkeit, den Entwicklungsgang zu verfolgen, wurde für die spätere Zeit des Eilebens dadurch verringert, daß die Thiere fähig sind, schon lange vor ihrem natürlichen Ausschlüpfungstermine in Wasser zu existiren. Sehr merkwürdig ist es, daß diese künstlichen Frühgeburten bei weitem weniger große Kiemen entwickelten, als die Thiere im Mutterleibe. Daß sie sich zugleich schneller entwickelten, könnte vielleicht auf Wärmeeinflüssen beruhen.

Kap. 2 und 3 handeln von dem Thiere im Eie, Kap. 4 von dem ausgeschlüpften Thiere, Kap. 5 gibt Einiges über die Entwicklung des Hirns und über Hirn und Nerven des ausgebildeten Thieres.

— Kap. 6, die Entwicklung der Wirbelsäule betreffend, stützt sich hauptsächlich auf Beobachtungen an Fröschen. — Kap. 7 Beiträge zur Osteologie und Myologie des Kopfes und zur Angiologie. Kap. 8. Lymphgefäße. Kap. 9. Venen. Beide sind vorzüglich durch Abbildungen erläutert, deren Schönheit durchweg des Werks würdig ist. — In dem Kap. über die Lymphgefäße finden wir, daß R. zu der Ueberzeugung gekommen ist, es finde ein offner Zusammenhang zwischen der Aorta abdominalis und den sie umgebenden Lymphgefäßen Statt. — In den Conclusions kommt Verf. nochmals auf einige der Streitpunkte zurück, welche ihn besonders lebhaft beschäftigten. Wiewohl wir wenig mit ihm übereinstimmen, halten wir doch eine specielle Kritik seiner Ansichten für ganz entbehrlich. Die entgegenstehenden Thatsachen sind zu wohl begründet und wo Rusconi irrte, da werden diese Irrthümer Niemand mehr verleiten, um so weniger, als er sie nicht ferner verfechten wird. Wenn, um nur ein Beispiel zu geben, R. hastig gegen die zu weit gehenden Vergleichungen der Eier von Säugthieren, Vögeln, Reptilien und Fischen polemisirt und sich seinerseits dabei so gar sicher fühlt, daß die Dotterspaltung und Zellenbildung bei allen Fischen und Batrachiern von Anfang her den ganzen Dotter ergreife, weil es bei den von ihm untersuchten Arten sich so verhält, so wird ja wohl Niemand in Zweifel bleiben, daß eben R. hier unpassend generalisirt und dieses Verhalten des Dotters, entgegenstehenden Beobachtungen zuwider, zu einem Charakter einer Abtheilung des Thierreiches macht.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand 1856. Handbuch der

speciellen Arzneimittellehre nach physiologisch-chemischen Grundlagen für die ärztliche Praxis bearbeitet von Dr. Julius Clarus Prof. an der Universität Leipzig. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Erste Abtheilung. 496 S. Oct.

Unter den außerordentlich vielen Bearbeitungen der Arzneimittellehre, welche in der neuesten Zeit rasch auf einander folgten und diesen schon früher keineswegs vernachlässigten Litteraturzweig massenhaft vermehrten, nimmt das vorliegende Handbuch eine ehrenvolle Stelle ein, und wir freuen uns, dasselbe den Lernenden empfehlen zu können. Gern hätten wir „den Lernenden" auch „den praktischen Aerzten" hinzugefügt; aber dazu ist die Abfassung nicht concis genug. Der Praktiker verlangt das, was der Engländer to the point nennt; jedoch die Hauptsache, der Kern, ist in einer gar dicken Schale von unwesentlichen Erläuterungen eingeschlossen. So interessant auch ist, was über das Verhalten gewisser Arzneistoffe im Allgemeinen, z. B. über die Fette S. 16—31, über Zucker S. 76—88 rc. angegeben wird, und so unerläßlich es ist, daß damit der Arzt durch die Chemie, Pharmacie, Physiologie vertraut werde, so kann er doch davon vorerst am Krankenbette keinen Gebrauch machen. So lange das aber mit einer gewissen Zuversicht nicht geschehen kann, so braucht auch in der Arzneimittellehre davon nicht, wenigstens nicht ausführlich geredet zu werden. Da es bei dieser Doctrin nur auf die Anwendung, den praktischen Nutzen ankommt, so muß das Hauptaugenmerk immer nur auf das Positive gerichtet bleiben, und es scheint nicht gerathen, viele Zeit mit dem Negativen, der Abwehr des Unnöthigen oder der Widerlegung des geradezu Falschen zu verlieren. Wie man nicht einfach genug sein kann, so kann man

auch nicht kurz genug sein. Allerdings gehört dazu ein gewisser Muth, selbst ein Schwimmen gegen den Strom; denn das Unwesentliche wird gar oft für das Wesentliche ausgegeben und die Eitelkeit verleitet die meisten praktischen Aerzte, nur das Neueste sich anzueignen, indem sie vor Allem als solche gelten wollen, auf der Höhe der Wissenschaft zu stehen. — Während mehrere der neuesten Autoren die Ueberlieferungen aus der früheren Praxis belächeln und bespötteln, bekundet der Vf., wenigstens durch Schweigen, einen gewissen Respect vor dem Alten; er trägt Bedenken, über das Ueberkommene bittere oder höhnische Bemerkungen sich zu erlauben. Allein auch bei ihm gehen die angeführten Beobachtungen und Namen nicht leicht über die letzten zwanzig Jahre hinaus, und es werden fast nur Journalaufsätze, keine größeren Werke oder Monographien citirt. — Da das Neueste dem Vf. nicht zu entgehen scheint, so ist es auffallend, daß er von Schneemann bloß seine erste Bearbeitung v. J. 1848 benutzte (S. 50 2c.) und nicht die erweiterte und verbesserte v. J. 1853 unter dem Titel: die Fetteinreibungsmethode. Die näheren Anführungen der darüber geführten Debatten gehören jedoch nicht hierher, sondern in die specielle Therapie. — Uebrigens ist es dem Verf. nicht um Geltendmachung seiner Person und seiner Ansichten, sondern um den objectiven Thatbestand, um Erforschung der schwer zu ermittelnden Wahrheit zu thun. Da aber zur Feststellung von Wahrheiten in der praktischen Medicin nicht nur eine lange, sondern eine sehr lange Zeit erforderlich ist, so darf den Vorschlägen von Seiten der vorbereitenden und Hülfsstudien kein zu leichtes Gehör geschenkt werden. Man mag wohl zeigen, daß man mit dem Tage fortschreite und die jüng-

sten Empfehlungen kenne; aber eine flüchtige Notiz derselben genüge, und stets muß für die Anwendung die größte Vorsicht empfohlen werden.

Dadurch, daß der Verf. die Wirkung der Mittel auf den kranken Organismus, also die ärztliche Erfahrung, zur Grundlage annimmt, dagegen die Wirkung auf den gesunden nur zur Vergleichung zuläßt, und, soweit es geschehen kann, die chemisch-physikalischen Gesetze zu erkennen sich bemüht, hat er einen Standpunkt gewählt, gegen den im Allgemeinen nichts zu erinnern ist.— Unter den Pharmakopöen ist nur auf die sächsische Rücksicht genommen. Vielleicht wäre es besser, dies nur bei solchen Präparaten zu thun, die in ihr weit vorzüglicher als in andern angegeben sind.

Der Verf. hat sich in den Mittheilungen über Abstammung, Gewinnung, Sorten, Bestandtheile ꝛc. der Arzneimittel viele Mühe gegeben; allein die Kenntniß davon muß vorausgesetzt oder es muß auf gute Schriften über Pharmakognosie verwiesen werden. Wie bei Individuen, so gilt auch bei Doctrinen der Spruch: non omnia possumus omnes. Die Arzneimittellehre hat bloß die Wirkungs- und Anwendungsart der officiellen Stoffe zu entwickeln.— Diese unsere wohlgemeinten Ansichten wollen wir mit dem angelegentlichen Wunsche schließen, daß diejenigen, welche an der besseren Begründung und Darstellung der Pharmakologie für Gegenwart und Zukunft sich betheiligen, nicht sowohl diese im Ganzen bearbeiten, sondern lieber einzelne mit Umsicht und Kritik verfaßte Abhandlungen und Monographien zumal über solche Arzneimittel, deren Wirkungs- und Anwendungsweise noch zweifelhaft und unsicher ist, liefern möchten.

Marx.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 28. Januar 1856.

Magdeburg

Creutzsche Buchhandlung (R. Kretschmann) 1854 u. 1855. Kleine Schriften, Beiträge zur thüringisch-sächsischen Geschichte und deutschen Kunst- und Alterthumskunde von Karl Peter Lepsius, Königl. Preuß. Geh. Regierungs-Rath ꝛc. Gesammelt und theilweise zum ersten Male aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verfassers herausgegeben von A. Schulz (San-Marte). 1. Band (mit dem Bildniß des Verfassers). XXIV u. 255, 2. Band 315, 3. Band 305 S. in Octav, und ein Heft mit 19 Tafeln Abbildungen in Quart.

In sehr anständigem Aeußern gibt uns hier die Pietät und die auf dem Felde der Alterthumswissenschaft bewährte Kenntniß des als Schriftsteller in weitem Kreise unter dem Namen San-Marte bekannten Herrn Regierungsrathes Schulz in Magdeburg eine bedeutende Anzahl interessanter Schriften und Aufsätze seines verewigten Schwiegervaters des gewesenen Landrathes Lepsius in Naumburg: „dem Andenken des geliebten Vaters

in treuer Dankbarkeit und Verehrung gewidmet von seinen Söhnen und Schwiegersöhnen Edmund (Appell.-Ger.-Rath), Richard (Prof.), Gustav L. (Reg.-Assessor), A. Schulz (Reg.-Rath), K. Jacob (Kreisger.-Rath).“

Vorausgesendet wird S. IV—XXIV die Lebensbeschreibung des am 2. Jun. 1775 zu Naumburg gebornen und daselbst am 23. Apr. 1853 gestorbenen, würdigen, als Beamten und Gelehrten höchst verdienten, auch durch einen ausgezeichneten Familienkreis beglückten Verfassers, von welchem im Jahre 1821 die Gründung des ersten thüringisch-sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums ausgegangen ist. Von seinen Schriften erwähnen wir zunächst nur den ersten Theil der Geschichte des Hochstifts Naumburg (bis 1304), welcher 1846 im Selbstverlage erschien. Eine Vorarbeit zu diesem Werke ist ein in der Handschrift hinterlassenes Directorium diplomaticum (bis 1360), welches etwa 10 bis 12 Druckbogen füllen würde, und dessen Bekanntmachung sehr zu wünschen ist. Von den in den drei vorliegenden Bänden enthaltenen Aufsätzen erscheint mehr als der dritte Theil jetzt zum ersten Male und aus nachgelassenen Handschriften; die übrigen waren abgedruckt im Naumburger Kreisblatte, in den Mittheilungen des thüring.-sächs. Vereins und in andern Sammlungen, wenige einzeln (zum Theil nicht im Buchhandel); mehrere sind von dem Verf. selbst und von dem Herausgeber berichtigt, erweitert oder zweckmäßig abgekürzt: die meisten beziehen sich auf Naumburg und dessen Umgegend, haben aber auch ein allgemeines Interesse. Wir wollen den Inhalt und die Ueberschriften der einzelnen Stücke hier angeben, und einige Bemerkungen in Parenthese hinzufügen.

Der erste Band enthält: 1. Ueber das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg und deren Statuen im westlichen Chore: Hierzu 10 Kupfertafeln (Taf. I—X). — 2. Episcopatus Tarpatiensis (Bischof Friedrich von Dorpat zu Naumburg 1368. 69). — 3. Die von den Bischöfen zu Naumburg Diethrich IV. und Johann III., beide des Geschlechts von Schönburg, vom Jahre 1484 bis 1517 veranstalteten und eingeführten Meß- und Chorbücher. — 4. Das Wappen des Bisthums Naumburg und die Naumburger Stadtfarben. — 5. Historische Nachricht vom Augustiner-Kloster St. Moritz zu Naumburg: ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Naumburg. (Zu einem milden Zwecke auf Subscription erschienen 1835, aber nicht in den Buchhandel gekommen; interessant auch wegen des Anhangs und zunächst durch die aus dem geheimen Staatsarchive zu Weimar entnommenen Urkunden von 1130—1453). — 6. Der Ursprung der Naumburger Petri-Paul-Messe. — 7. Zur Geschichte der Befestigung der Stadt Naumburg. — 8. Fürstenversammlungen zu Naumburg (12 im 15. u. 16. Jahrh. und eine persische Gesandtschaft 1600). — 9. Johann Georg II. Kurfürst von Sachsen und sein Kammerdiener Hans Georg von Schleinitz. — 10. Lutherthum, Calvinismus und Union: Erinnerungen an den synergistischen Streit und die kryptocalvinistischen Händel in Sachsen im letzten Jahrzehent des 16. Jahrhunderts. — 11. Naumburg in den Tagen vor und nach der Lützener Schlacht am 6. Nov. 1632. Hierzu die Kupfertafel Nr. XI (Abbildung des Grabsteins des an der Seite des Königs von Schweden tödtlich verwundeten Pagen Aug. von Leubelfing, dessen Vater, indem er über den Tod des Königs und die Verwundung seines Sohnes, bei dessen Versuche,

denselben zu retten, berichtet, die Annahme eines Meuchelmordes Gustav Adolfs vollkommen widerlegt, wenn der Bericht als wahrhaft angenommen werden muß). — 12. Die Sage von den Hussiten vor Naumburg und der Ursprung des Naumburgischen Kirschfestes. (Es ist ungegründet, daß eine Schaar Kinder den Grimm eines Hussiten-Anführers besiegt und die Stadt Naumburg gerettet habe, und der lügenhafte Schullehrer Rauh hat einen Pseudo-Mönch Taube als Autorität für jene Nachricht von den Hussiten in die Geschichte von Naumburg eingeschwärzt; eher möchte ein ähnlicher Vorfall in früherer Zeit zu Naumburg vorgekommen sein). — 13. Ein Blick auf das frühere städtische Gemeinwesen (Naumburgs). — 14. Die Wappen am Posthause zu Naumburg (Lamprechts und Margar. von Altensee 1581. 87). — 15. Zwei alte Naumburgische Sprichwörter. — 16. Etwas über Trinkhörner, Hornaffen und Stollen. — 17. Nachtrag zu S. 2 (über das Märchen von der lachenden Braut). — 18. Das Reutersiegel des Landgrafen Hermann von Thüringen (1214, eine Abbildung desselben).

2. Band: 1. Die Ruinen der Schlösser Rudelsburg und Saaleck in ihren historischen Beziehungen nach urkundlichen Nachrichten dargestellt. — Anmerkungen dazu (mit Hinweisung auf abgebildete Siegel Taf. XII. XIII. — sehr schätzbar). — Anhang: Die Reihe der evangelischen Pfarrer zu Saaleck. — 2. Stadt und Kloster Sulza an der Ilm (mit einem Siegelbilde). — 3. Die Schenken und Vitzthume von Appolda. — 4. Das Schloß Schönburg bei Naumburg. (Die de Sconenberg erscheinen schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts). — Beilagen (8 urkundliche Beweisstücke). — 5. Untergegangene Burgen im Kreise Naum-

burg: 1) Burg Altenburg. 2) Wetteburg. 3) Die Houneburg. — 6. Schulpforta und die dazu gehörigen Ortschaften: 1) Pforta. 2) Euculau und Fränkenau. 3) Kösen. 4) Die Pfortaschen Amtsdörfer. — 7. Das Schloß Freiburg an der Unstrut. (Die Neue Burg, novum castrum, der ersten thüringischen Landgrafen, zuweilen verwechselt mit Naumburg wegen gleicher Benennung Nuenburg). — 8. Die Sagen von Freiburg und Scheiplitz, nach der Originalhandschrift E. Brotuff's vom Jahre 1557 abgedruckt (zum ersten Male). — 9. Ueber das Ortsdatum der Urkunde Kaiser Friedrichs I. vom 20. Nov. 1176 (Datum apud castrum none, also wahrscheinlich zu Nona im ehedem venetianischen Gebiete, nicht ap. castr. novum — Freiburg — wie bei Schmidt abgedruckt ist). — 10. Groß-Jena (urbs Geni, wo 1002 der Markgraf Eckhard I. begraben wurde). — 11. Zur Geschichte des Klosters Zschillen. — 12. Ueber die Lage der kaiserlichen Pfalz Dornburg. (Lepsius gegen Schwabe: Dornburg an der Elbe, wie Kirchberg wahrscheinlich an der Hainleite und Trebra — Thriburi — vielleicht bei Sondershausen, nicht Dornburg, Kirchberg und Trebra an der Saale. — Die Urkunde König Heinrichs II. vom Jahre 1009 für Magdeburg, welche Lepsius S. 217 nur nach einem Citat von Leuckfeld anführt und die in Böhmers Regesten (1831) fehlt, steht in Schaten, Ann. Paderb. p. 391 sq. Dat. Indict. VIII (al. VII), a. dom. inc. millesimo VIIII, a. reg. VIII. Act. Kirichbergh.). — 13. Erasmus Stella (d. i. Stühler aus Leipzig zu Zwickau † 1521, der unter jenem Namen historische Fabeln schmiedete, wie Abraham Hosemann zu Lauban und Rauh, der Pseudo-Taube, zu Naumburg). — 14. Historische Nachricht von dem St. Claren-Kloster zu Weißen-

fels. (Die Anmerkung S. 262, es sei wohl noch unbekannt, daß zu Weißenfels eine Münzstätte war, gilt nicht mehr seit dem Erscheinen des Buchs von v. Posern-Klett Sachsens Münzen im M. A. 1846). — 15. Der Dom zu Merseburg, dessen Geschichte und Architektur, nach Anleitung der Quellen ermittelt. — 16. Ueber die Sage von dem Raben und dem Ringe des Bischofs Thilo von Merseburg.

3. Band: 1. Sphragistische Aphorismen. (Gute Abbildungen auf Taf. XIV. XV. XVI. bringen die in diesen höchst interessanten Aufsätzen besprochenen Siegel zur Anschauung): 1) Die (sechs) Siegel des Erzb. Otto zu Magdeburg. (Nr. 5 und 6 sind auf der Tafel falsch bezeichnet, auch steht S. 6, Z. 15 v. u. durch einen Druckfehler Mitte statt Mitra). 2) Die Schlange in Verbindung mit Hammer und Zange in den Siegeln deutscher Schmiedezünfte erläutert aus der deutschen Volkssage (von Wieland). 3) Die Siegel in Beziehung auf Gegenstände der Architektur früherer Zeit. 4) Die Siegel des Erzbischofs Wichmann zu Magdeburg. 5) Das alte Siegel der Stadt Bonn am Rhein (antique Verone nunc opidi Bunnensis). 6) Wappen und Siegel in Beziehung auf Volks- und Heldensage. (Die Geige, das Wappen der Herren von Alzei im 13. Jahrhundert, vgl. Volkers von Alzei videl im Nibelungenliede). 7) Das große Siegel der Stadt Cöln vom Jahre 1270. — Anhang: a) über „fränkischen" Baustyl. b) Verwahrung der Stadtsiegel. c) Andre Cölner Stadtsiegel. — 8) Zunft- und Innungsiegel (der Bäcker, Schmiede, Goldschmiede; Schutzheilige der Fleischer, Schuster ꝛc.). 9) Die Naumburger Stadtsiegel. — 2. Bericht über die im Dorfe Görschen bei Naumburg auf-

gefundenen Bracteaten (meistens von Naumburger Bischöfen und von Aebten zu Pegau Sec. 13, mit Abbildungen auf Taf. XVIII). — 3. Ueber das Grabmal des heiligen Sebaldus von Peter Vischer, sein Leben und seine übrigen Werke. — 4. Lucas Cranach (Leben rc.). — 5. Alte merkwürdige Gemälde zu Naumburg: 1) Altargemälde ... 2) Zwei Altartafeln ... 3) Zwei Votivtafeln ... im Dom. 4) Anbetung der drei Weisen von oder nach Rubens ... 5) Anbetung der Hirten, in der Wenzelskirche, von Spranger. 6) Lasset die Kindlein z. m. k. von Lucas Cranach d. Aelt. 7) Die Kurfürsten Friedrich der Weise und Johann der Beständige von Lucas Cranach d. Aelt., auf dem Rathhause. — 6. Ueber Albrecht Dürers Kupferstich die Melancholie (irrig) benannt. — 7. Der heilige Willibald, Holzschnitt von Albrecht Dürer. — 8. Die Hinrichtung der heil. Barbara, Gemälde in der Schloßkirche zu Goseck. — 9. Zur Wappenkunde: 1) Die heraldischen Wappen, ursprünglich Feldzeichen. (In den bedeutendsten Rüstkammern und Zeughäusern Deutschlands und Englands wurde nach alten Schilden mit Wappen fast ganz vergeblich gesucht. Man muß sich zunächst an die Abbildungen auf alten Siegeln, namentlich auf den Reitersiegeln, und auf Grabdenkmälern, auch an manche Stellen in den Heldengedichten halten. Die Untersuchung kann noch nicht für abgeschlossen gelten, sondern der Gegenstand verdient eine weitere Behandlung. 2) In welcher Beziehung nennen wir uns Sachsen, und auf welchem Lande haftet die sächsische Herzogswürde. 3) Heraldisches Responsum betreffend das Wappen der Fürstin Sophie von Anhalt, Tochter des Herzogs von Sachsen-Weißenfels rc. 4) Zur Geschichte des sächsischen Wappens. — 10. Der Königsstuhl

zu Rense. — 11. Die Quaternionen der deutschen Reichsverfassung. (Die 4 Kurfürsten, 4 Landgrafen ꝛc. bis auf die 4 Dörfer und die 4 Bauern des Reichs — wahrscheinlich hervorgegangen aus einem Einfalle und der Phantasie der Schriftsteller, wie der Todtentanz und Aehnliches aus der Phantasie der Künstler). — 12. Thüringische Chronik von Ninus und Trelota bis zum Jahre 1322 (von dem Herausgeber nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts, zu welcher Lepsius Bemerkungen gemacht hatte, mit einer schätzbaren Einleitung und zahlreichen Anmerkungen, namentlich Hinweisungen auf die andern bekannten Chroniken dieser Art, hier geliefert, jedenfalls eine dankenswerthe Gabe, wenn auch dem Stücke selbst ein hoher Werth nicht beigelegt werden kann). — 13. Uebersichtliche Nachweisung der bemerkenswerthesten Urkunden und Handschriften, welche sich im Archiv des Stadtmagistrats zu Naumburg befinden, und sich auf die Geschichte der Stadt und deren ehemalige Verfassung beziehen. — Nachbemerkungen (über das Naumburger Weibernößel und das Trinkhorn).

Aus diesem Verzeichnisse ersieht man den reichen Inhalt des in den drei Bänden Dargebotenen. Auch die instructiven Abbildungen in dem beigegebenen Hefte sind vortrefflich. Das Ganze ist ein würdiges Denkmal eines würdigen Mannes.

E. G. F.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. 18. Stück.

Den 31. Januar 1856.

Berlin

Ludwig Oehmigke's Verlag, 1855. Christologie des Alten Testamentes und Commentar über die Messianischen Weissagungen. Von E. W. Hengstenberg, Dr. und Prof. der Theol. in Berlin. Zweiter Band. Zweite Ausgabe. 616 Seiten in Octav.

Wir freuen uns sehr, daß wir sogleich vorne eins (und sollte es auch, wie nachher erhellen wird, vielleicht das Einzige der Art bleiben) bei diesem Buche ganz ungemischt loben können. Das ist das kleine Wort Zweite Ausgabe auf der Stirne des Buches, weil es hier gegen die heutige Unsitte so ganz kurz und prunklos und doch richtig und deutlich genug erscheint. Daß eine zweite Ausgabe, so lange der Verf. lebt und wirkt, bei einem wissenschaftlichen und eben deshalb steter Verbesserung und Vermehrung fähigen und bedürftigen Werke, wenigstens nach einer Reihe von Jahren nicht ohne solche erscheine, sollte sich (wie der Unterz. dies stets behauptet hat) von selbst so

leicht verstehen, daß man damit auf der Aufschrift zu prunken nicht nöthig hätte; zumal das Maß solcher Verbesserungen so ungemein verschieden ist, daß ein Verfasser, welcher fast nichts Wesentliches verbessert hat, doch sein Werk als ein sehr verbessertes öffentlich anpreisen kann. Aber statt dessen reißt neuerdings die Sitte ein, ein altes Werk sogar ohne neuen Druck unter dieser Aufschrift einer zweiten Ausgabe wieder in Bewegung zu setzen, dadurch die Käufer zu täuschen, solchen aber, die sich nicht täuschen lassen wollen, wenigstens die Mühe sich von der Grundlosigkeit einer solchen Anmaßung zu überzeugen, zuvor zu machen. Ja man hat dieses neuerdings in Leipzig gar durch ein „Gutachten" zu rechtfertigen gesucht, sich hinter der Ausrede bergend, daß Ausgabe und Auflage zwei sehr verschiedene Dinge seien. Wenn wir nun sonst eben nicht die deutschen Worte und Ausdrücke, zumal in ihrer reichen Fülle, wo diese noch besteht, verdrängt zu sehen wünschen, so möchten wir doch hier fragen, wie denn diese Deutschen jene zwei Worte auf lateinisch oder französisch oder englisch zu unterscheiden sich getrauen würden, und ob es eines Deutschen würdig sei, gerade dem Worte Ausgabe, welches seiner buchlichen Bedeutung nach in jeder Sprache seinen festen Sinn hat, eine zweideutige und irreführende Bedeutung zu geben.

Wir loben also, wie Alles was zu loben ist, so dieses auf der Stirne des Buches leuchtende Wort Das Werk erschien zuerst vor etwa einem Vierteljahrhundert in drei Bänden: es ist damals in diesen G Anz. unbeachtet geblieben; und auch der Unterz. hat es fast völlig unbeachtet gelassen, mag auch jene Ausgabe mit der vorliegenden jetzt nicht näher vergleichen. Denn daß diese wenig-

stens in Haupttheilen eine ganz neue Verarbeitung des Stoffes enthält, ist leicht zu sehen: es ist aber nun wohl hinreichend, das Werk nicht des jugendlichen und vielleicht noch unreifen, sondern des bejahrteren und völlig ausgebildeten Verfassers näher zu beachten. Denn bekannt ist, in welcher Geltung der Verf. jetzt schon seit längerer Zeit bei einem großen Theile von deutschen Gelehrten und Staatsmännern steht, wie man ihn für den gelehrten oder gar wissenschaftlichen Begründer einer theologisch-politischen Richtung hält, und auf seine Bücher sich zu mancherlei Zwecken beruft. Nun ist unter seinen Schriften die vorliegende wohl nicht nur die wichtigste, worauf auch er selbst längst den größten Fleiß verwandt hat, sondern sie erscheint nun auch in neuer Ausgabe von ihm mit Rücksicht auf die heutige Weiterentwickelung der Wissenschaft umgearbeitet: wir können sie also zu einer Art von Beispiel und Vorbild für eine Menge anderer ähnlicher von ihm und andern ihm etwa gleichgesinnten Verfassern machen, und besonders in dieser Beziehung für einen weiteren Kreis von Lesern beurtheilen. Warum aber für diesen Zweck auch der zweite als der neueste oder jeder andre Band des Werkes vollkommen genüge, wird aus dem Folgenden bald erhellen.

Das Werk ist nämlich auch so wie es in dieser seiner zweiten Gestaltung erscheint, schon seiner Anlage, und sofern diese mit seinem Zwecke aufs unzertrennlichste zusammenhängt, auch seinem Zwecke nach ein völlig verfehltes. Alle die alttestamentlichen Stellen, welche man, sei es mit Recht oder mit Unrecht und sei es im engern oder im weitern Sinne, als messianische Weissagungen bezeichnen kann, hangen mit den Schriften und Bü-

chern, in welchen sie stehen, so enge und untrennbar zusammen, daß man sie durchaus nicht mit einer irgend hinreichenden Sicherheit und Klarheit für sich, sondern nur zugleich in ihrem größern Zusammenhange verstehen kann. Reißt man sie aus ihrem Zusammenhange oder verfolgt diesen auch nur nicht weit und nicht richtig genug, so bleiben diese Stellen ewig rein räthselhaft, zwei- und noch mehrdeutig, dunkel wie sibyllinische Blätter, und daher weiter leicht auch ohne allen den Nutzen und Gewinn, welchen sie unserem Glauben wie unserm Leben wirklich bringen könnten. Man wende nicht ein, sie seien doch früherhin beständig oder so gut wie beständig einzeln aufgesucht, betrachtet, erklärt und festgehalten: dies ist eben der alte Fehler, welcher, man kann sagen, dem Christenthume selbst durch alle die früheren Jahrhunderte hindurch bis in die neuesten Zeiten so viel geschadet hat, den wir aber endlich jetzt genug erkannt haben sollten, um ihn zu vermeiden, und das Richtigere herzustellen. Die Auslegung der messianischen Stellen des A. Ts bildete schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthumes den beständigen Zankapfel zwischen Juden und Christen, und die letzteren hatten in ihren Behauptungen und besonders in der Art wie sie ihre an sich höhere und bessere Wahrheit beweisen wollten, keineswegs immer das größere Recht auf ihrer Seite. Und auch heute noch ist es gänzlich unmöglich, die Wahrheit der christlichen Ansicht der Dinge gegen irgend welche der tausendfachen Bestreiter und Bezweifler derselben mit Sicherheit und gutem Erfolge aufrecht zu erhalten, außer wenn man wie alle übrigen Aussprüche der Bibel so insbesondre die messianischen Weissagungen einfach in dem Sinne versteht und erklärt, den sie

unstreitig ursprünglich haben, der richtig gefaßt vollkommen genügt, und der nur verliert, wenn man allerlei Ungehöriges und Verkehrtes hineinlegt. Ist es schon an sich gar nicht anders möglich als daß was ursprünglich nur im engsten Zusammenhange mit seiner Umgebung einen völlig klaren Sinn hat, aus diesem herausgerissen, desto dunkeler bleiben muß, je weniger es allgemeine Sätze und an sich klare Wahrheiten enthält (denn Weissagungen sind etwas ganz Anderes als solche an sich klare allgemeine Sätze): so hat jetzt ein bald zweitausendjähriger Erfolg gezeigt, daß die Weissagungen der Bibel sich auf diese Weise nie sicher verstehen und anwenden lassen; und ein großer Theil der Bibel stiftet so weit weniger Nutzen als er stiften könnte und sollte.

Allein der Verf. hält sich von vorne an rein an das alte Verfahren, welches uns nie etwas genützt, wohl aber genug geschadet hat. Obwohl er eine „Christologie des ATs" verheißt, welche doch irgend ein wissenschaftliches Zusammenfassen und sichereres Erkennen der dahin gehörigen Stoffe voraussetzt, fängt er sogleich mit dem bloßen Erklären der einzelnen Stellen an, kommt in diesem zweiten Bande auf die ihm passend scheinenden Stellen aus den Büchern Jesaja Ssefanja Jeremja und Hezeqiel, und wird höchstens am Ende des Werkes einige allgemeinere Bemerkungen geben. Zwar fügt der Verf. hie und da einige Ausläufer hinzu, und spricht, soviel es ihm gut scheint, zugleich über die einzelnen Propheten und prophetischen Stücke etwas allgemeiner: allein alles das erscheint nur wie ehrenhalber, um doch des äußern Anstandes wegen auch darüber etwas zu sagen, damit man nicht etwa meine, das Alles sei hier völlig übersehen und vernachlässigt. In

der That geht das Werk vielmehr beständig nur von Einzelnheiten aus, und erklärt nur einzelne Stellen, diese aber mit der höchsten Ausführlichkeit: als wolle es für unsre Zeiten den alten Wahn erst recht fest machen, daß, wenn man die paar messianischen Stellen, namentlich der prophetischen Bücher verstehe, man sich um das Uebrige wenig zu bekümmern brauche, da es hinreiche, von jenen aus ein paar Blicke auch auf dieses Uebrige hinzuwerfen. Daß der Verf. zuvor die Bücher selbst, aus welchen er einzelne Stellen erklären will, sowohl in allen Einzelnheiten als im Ganzen und Großen vollkommner und sicherer erkannt habe, davon zeigt sich keine Spur: wirklich wird, wer die Bücher im Ganzen und Großen liebt und aus Liebe näher erkannt hat, fast ein Bedenken tragen beständig einzelne an sich unklare Stückchen daraus abzusondern und weitläufig zu erklären. Bleibt man nun so wie der Verf. an wenigen zerstreuten Einzelnheiten kleben und will sich dabei zugleich als einen frommen Christen und gläubigen Bibelerklärer nach heutigem Bedarfe und Geschmacke zeigen, so wird es freilich dabei leicht auf andre Erklärer, welche ein solches Gewissen nicht haben, übel zu reden, wie der Verf. dazu überall mitten in seinen Erklärungen und Auseinandersetzungen stets bereit und wie auf der Lauer ist: allein der Erfolg kann kein erwünschter sein. Der Herr Erklärer ist dann weder im rechten Zustande, das Einzelne was er in aller Ausführlichkeit erklären will, sicherer zu erkennen, noch kann er von dem Ganzen richtig reden, obwohl er doch beiläufig auch das will. Wir wollen nun dieses Beides an dem vorliegenden großen Beispiele sehen.

Für das Verständniß des Einzelnen fehlt es Hengstenberg'en an Sprach- und Sachkenntniß,

an der Fähigkeit und dem guten Willen in die Schwierigkeiten der Dinge mit vollkommner Selbstentsagung auf das eigne Meinen und Wollen einzugehen, an höherem Glauben und Geradheit des Denkens. Das Einzige was er zum Versuche eines erschöpfenderen Verständnisses der Bibelworte mitbringt, ist das eifrige Bestreben zuzusehen, ob der eine oder andre bisherige Erklärer nicht etwas gesagt oder angedeutet habe was dem von ihm für den geltenden Kirchenglauben gehaltenen widerspreche: ein so einseitiges Suchen und Aufspüren kann keine gute Früchte bringen, noch uns in den Sinn und Geist der Propheten selbst erheben, die doch früher da waren als die heutige Kirchengestalt und deren Wahrheit solcher Bemühungen um sie nicht bedarf. Namentlich aber müssen wir hier gegen weitverbreitete Mißverständnisse behaupten, daß Hengstenberg schon die bloße Sprache des ATs nicht sicher versteht, weil es ihm wie an orientalischen so an allen übrigen Fähigkeiten und Erkenntnissen einer guten Sprachwissenschaft fehlt; ich rechne aber zur Sprachwissenschaft auch ihre rechte Anwendung, welche im Erklären der Schriften besteht. Kommt nun noch der besondre Antrieb hinzu, den er als ein neuester Theologe besonderer Farbe fühlt und wie er ihn fühlt einmischt, so wird sein Erklären noch besonders willkürlich und völlig unsicher. Aber auch, wo dieser besondre Antrieb und Antheil keine Veranlassung sich einzumischen fühlen kann, bleibt sein Verständniß der Worte unsicher, dunkel und selbst da noch zweideutig, wo das Richtige wirklich sehr leicht zu sehen ist. Wir wollen aber dabei nicht von so schwierigen Stücken wie Jes. c. 7 oder c. 53 reden: nur einige leichtere Dinge wollen wir hier besprechen.

Der Verf. erklärt z. B. in der Stelle Jes. 42, 4, wo so schön beschrieben wird, wie der Diener Gottes nie ermatten werde, bis er sein göttliches Ziel erreiche, das Wort יָרוּץ als laufen. Da laufen dem ermatten, welchem es als fast gleichbedeutend sich zugesellt, nicht entspricht, so behauptet er zwar, man müsse es dennoch dem Wechselbegriffe gemäß verstehen und übersetzt er wird nicht ermatten und nicht enteilen, als ob das bloße Laufen so viel als eine Pflicht aufgeben bedeuten könne: allein in keiner einzigen menschlichen Sprache wäre das verständlich; und dazu ist hier durch den ganzen Zusammenhang aller Worte und Bilder v. 3 u. v. 4 die richtige Bedeutung des Wortes brechen oder vielmehr einknicken, d. i. vor Entkräftung niedersinken, so nahe als möglich gelegt. Was bewegt also den Verf. hier dem so leicht Einleuchtenden dennoch wieder zu widersprechen und eine höchst gezwungene oder vielmehr schlechthin untreffende Erklärung bei einem Worte zurückzufordern, bei welchem es nicht einmal um das Messianische sich handelt? Man muß freilich dann das Wort mit andern Punkten יֵרוֹץ (nicht etwa יָרוֹץ) aussprechen, und der Verf. hält gewöhnlich schon ein Abgehen von den bloßen Schulpunkten der Masora für Leichtsinn, offenbar weil er Alles was Sprache und Schrift betrifft, nicht richtig versteht: allein gerade hier beruft er sich zufällig auf diese Schwierigkeit nicht, vielleicht weil er von den Punkten hier gar nicht redet; er will vielmehr hier bloß aus der Sprachwissenschaft etwas Entscheidendes vorbringen, und behauptet, zwei Gründe ständen der andern Erklärung entgegen. Zuerst, die beiden Wurzeln רוץ und רצץ seien sonst immer geschieden; zweitens, letzteres heiße immer zerbrechen,

nie zerbrochen werden. Es genügt aber auf הִבּוֹז תִּבּוֹז Jes. 24, 3 zu verweisen, um diese beiden Gründe in ihrer Grundlosigkeit zu erkennen. — Dagegen ist es Jes. 49, 3 eine bloße messianische Voreingenommenheit und Aengstlichkeit oder was sonst dem Aehnliches (sollte es aber noch heute für Christen sogar in dem allernächsten christlichen Gebiete einer solchen Voreingenommenheit oder was dem gleicht und wohl noch schlimmer ist, wirklich bedürfen?), was ihn bestimmt den Namen Israel für einerlei mit dem Namen des Messias zu erklären. Er setzt nämlich voraus, hier müsse vom Messias die Rede sein: weil aber vielmehr Israel angeredet wird, so behauptet er, der Name des Volkes Israel sei einerlei mit dem des Messias. Da dieses nun wiederum an sich Unsinn ist, auch in der That nirgends sich wirklich findet, so fügt der Erklärer hinzu, der Messias „als die Concentrirung und Potenzirung des Bundesvolkes, als derjenige, in dem es seine Bestimmung erreichen, in dem seine Idee verwirklicht werden sollte" könne Israel genannt werden. Allein solche hochklingende, aber fremde Worte, die der Verf. überhaupt wie alle ihm gleichgeistige Deutschen liebt, können nie etwas an sich Unmögliches beweisen: der Messias mag der Gipfel des Volkes Israel sein, er kann aber deshalb nicht Israel genannt und nicht mit diesem verwechselt werden; höchstens hätte das Sinn, wenn etwa in höherer Rede erklärt würde, er solle für Israel und als Israel selbst gelten, aber nicht einmal eine solche höhere Rede findet sich irgendwo in den Propheten oder sonst in der Bibel; und dazu steht Israel an dieser Stelle als ein ganz einfacher Name für sich. Stellen aber im N. T. wie Matth. 2, 15. Joh. 1, 52, wo alttestamentliche Redensarten und Bil-

der auf Christus übertragen werden, können hier, wo es sich um einen ganz einfach hingestellten Namen im A. T. handelt, gar nichts beweisen; nichts auch, daß der Verf. sich hier in Uebereinstimmung mit dem sel. Hävernick findet, welcher außerdem nicht den Ruf eines geschickten und zuverlässig besonnenen Auslegers hat.

Oder nehmen wir aus Jeremja die etwas schwierigere, weil bloß hier so vorkommende Wortverbindung בָּעַלְתִּי בָכֶם: sie findet sich jedoch zum Glücke zweimal 3, 14. 31, 32, und jedesmal in etwas verschiedenem Zusammenhange der Rede, so daß man schon daraus einige sichere Schlüsse ziehen kann. Allerdings schwankten hier schon die Alten, wie die LXX 3, 14 *ἐγὼ κατακυριεύσω ὑμῶν*, aber 31, 32 *ἐγὼ ἠμέλησα ὑμῶν* haben: allein genau genommen kann man hier doch nicht im bloßen Zweifeln bleiben. Wir wollen nun nicht alles das sehr Verschiedene beurtheilen, was der Verf. hier beibringt: dies würde uns hier viel zu weit führen und größern Raum erfordern. Genug, er will sich hier etwa an Luther's Uebersetzung „ich traue euch mir an" halten, und meint nun zumal mit Lutherischer Uebersetzung ganz sicher, ja mit übermüthigem Urtheile über andere Erklärer einherfahren zu können. Allein Uebermuth ziemt sich weder mit noch ohne Luther, zumal bei einer bloßen Uebersetzung prophetischer Stellen. Nun ist aber leicht zu sehen, wie untreffend diese Erklärung des Wortes schon an sich sei, da sie ein völlig unpassendes Bild einführt: Jahve wird von den Propheten wohl als Gemahl seiner Gemeinde, nämlich Israels, niemals aber als Gemahl der einzelnen Glieder dieser Gemeinde gedacht, was ja ein völlig undenkbarer Gedanke und ein widerliches Bild wäre; und Jer. 31, 31

—33 steht die Redensart dazu mitten in einem völlig verschiedenen Gedanken und Bilde. Aber Jahve ist Herr und Schutz wie der Gemeinde so aller ihrer Glieder: und eben dieses paßt vollkommen in den Zusammenhang beider Stellen, ja einzig richtig in die zweite Stelle 31, 31—33. Wenn nun der Verf. dagegen einwendet, das Wort בעל bedeute zunächst bloß besitzen, nicht herrschen: so hat er das in keiner Weise aus den Urlauten dieses Wortes bewiesen, und dazu kann Niemand bezweifeln, daß es wirklich herrschen bedeute, während es nirgends zunächst das bloße Besitzen anzeigt. Und wenn er behauptet, das Thatwort בָּעַל könne mit בְּ־ verbunden ebenso wie mit dem bloßen Accusative gesetzt „zur Ehe nehmen" bedeuten, weil auch זָכַר gedenken auf beide Weise verbunden dieselbe Bedeutung habe, so ist auch das unrichtig, da sich die Bedeutung des זָכַר genug ändert, je nachdem es unmittelbar oder mittelbar durch בְּ־ den Gegenstand des Gedenkens sich unterordnet. Vielmehr muß בָּעַל mit בְּ־ verbunden eine ganz besondre Bedeutung getragen haben, welche sich auch leicht ergibt, wenn man bedenkt, daß die בַּעֲלֵי Herren oder Vollbürger der Stadt zugleich ihre Beschützer und Vertheidiger sein müssen und daß jeder gute Begriff von Herr und Herrscher von selbst zu dem noch bessern des Schutzherrn hinführt. So sehr verkennt also Hengstenberg den Sinn der Worte der Propheten, sogar wo es sich zunächst gar nicht um Messianisches handelt.

Aber in den Worten Jer. 23, 6 verkennt er den sicheren Sinn allerdings wiederum zunächst nur einer messianischen Deutung wegen: er meint nämlich, Jeremja sage, in der messianischen Zeit werde man den Messias „Jahve ist unsre Gerech-

tigkeit“ nennen. Allein er zeigt nicht, wie ein solcher Name für den Messias auch nur möglich und denkbar sei: während den Propheten ohne Noth Undenkbares zumuthen nicht heißt ihr Ansehen und ihre Herrlichkeit unter uns erhöhen. Daß der Messias nicht geradezu Jahve genannt werden könne, etwa so, daß „unsre Gerechtigkeit“ dazu nur ein Beiwort wäre, erkennt er selbst gegen Schmieder und andre solche heutige Männer an: wir haben hier vielmehr einen vollen kleinen Satz, zu einem Eigennamen zusammengezogen. Dann aber versteht sich von selbst, daß der Name nicht auf den einzelnen Messias, sondern nur auf das künftige messianische Volk paßt: dieses kann sich in der Zeit der Vollendung mitten im lebendigen Gefühle der Erkenntniß und des Segens der vollkommnen wahren Religion so nennen, und wie von selbst wird dieser neue Name dann für es entstehen. Man sieht, daß dieser Sinn sogar auch für die Bedeutung der messianischen Weissagungen groß und treffend genug ist, sobald man nur nicht aus irgend welchem verkehrten Grunde in jedem Worte und jeder Redensart den einzelnen Messias sucht: daß aber der Sinn wirklich kein anderer sein könne, ergibt sich außerdem deutlich aus der wenig veränderten Wiederkehr des ganzen Gedankens Jer. 33, 16, sowie aus Hezeqiel 48, 35, welcher hierin wie sonst so oft Jeremja'n folgt. Nur lies't man für יִקְרְאוֹ, welches dazu nach LB. §. 249b schon an sich keine sichere Wortbildung gibt, richtiger יִקְרְאוּ, in der Mehrzahl auf Juda und Israel beide zugleich bezogen, als müßte für beide einst so übel getrennten, dann wieder versöhnten Reiche ein entsprechender höherer Name sich neu bilden. Weil aber Hengstenberg dem Messias den Dienst erzeigen will, ihn überall zu finden, auch

wo er zunächst nicht ist, so behauptet er, man müsse den Namen auf ihn beziehen 1) weil nur so die nennenden, Juda und Israel, indirect bezeichnet würden: ein ganz verkehrter Grund, weil die Nennenden, wo es allein auf den Namen als solchen ankommt, weder direct noch indirect bezeichnet zu werden brauchen; 2) weil der Messias V. 5 f. die Hauptperson sei, auf welche sich alle Glieder zurückbeziehen müßten: ein ebenso an sich verkehrter Gedanke, der dazu durch die ganz entsprechende Stelle 33, 15 f. leicht widerlegt wird. Solche Gründe reichen also nicht weit: und wie im dunkeln Gefühle davon fügt der Verf. dann noch hinzu „jedenfalls dürfte das dann nicht fehlen, da auf den Zusammenhang des Heiles mit der Person des Königs in diesem Zusammenhange Alles ankommt, dieser klar und bestimmt bezeichnet sein muß“: allein dazu reicht ja das sowohl hier als 33, 16 so stark in den Anfang gestellte in seinen Tagen völlig aus; die Worte des Erklärers fordern also etwas was schon vollkommen da ist. So wenig helfen alle Worte und alle Gründe das Grundlose zu erhärten, auch wenn man sich noch so viel Mühe darum gibt.

Wir wollen noch an einem Beispiele sehen, wie Hengstenberg, statt die Wunder, wo sie in der Bibel unstreitig da sind, anzuerkennen, sie vielmehr wegerklärt, also gänzlich das ist was er nicht sein zu wollen so laut erklärt, Rationalist. Jer. 31, 22 verkündet der Prophet, Gott werde in der messianischen Zeit Neues schaffen: dieses kann demnach nur etwas wahrhaft Wunderbares sein; und die räthselhafte Art wie Jeremja es alsdann kurz mit den Worten andeutet „ein Weibchen werdend ein Mann!“ weis't außerdem stark genug auf das Wunder hin. Die Worte sind nämlich

gewiß so zu fassen: und da סוֹבֵב wenden ebenso wie הָפַךְ kehren Lev. 13, 3 ff. mit dem folgenden Namen des Neuen verbunden unser werden ausdrücken kann (vgl. LB. § 298b der neuesten Ausgabe), so bedarf es in der That nicht einmal eines veränderten Punktes, um die scheinbar schwierigen Worte sicher zu verstehen. Daß das jetzt schwächste in der messianischen Zeit zum stärksten wie ein Weibchen in einen Mann umgewandelt werden werde, ist das Wunder, welches Jeremja meint, und die schöne Hoffnung, die so echt messianisch, d. i. christlich ist. Allein Hengstenberg S. 475 findet in den Worten nur den Sinn „das Starke wird das Schwache und Zarte wieder in seine Gemeinschaft und unter seinen Schutz aufnehmen“: als ob das irgend etwas Ungewöhnliches, Neues und Wunderbares wäre!

Das Alles sind nun freilich bloße Einzelnheiten: aber wenn sich aus guten Einzelnheiten endlich leicht das schönste Ganze erhebt, was muß aus dem schönen Ganzen werden, wenn es wie bei Hengstenberg fast in allen seinen Einzelnheiten verkannt und von seiner lichten Höhe herab in Staub und Finsterniß geworfen wird!

Unsre Leser aber werden jetzt kaum erwarten, daß ihnen zweitens noch ebenso ausführlich gezeigt werde, wie wenig der Verf. auch das Allgemeinere, worauf es hier ankommt, richtig aufgefaßt habe. Er will z. B. S. 188—214 zeigen, daß der große Anhang zum jetzigen B. Jesaja c. 40—66 wirklich von Jesaja selbst noch in seinem Leben geschrieben sei: allein er entfernt die richtigeren Erkenntnisse, welche jetzt darüber aufgestellt sind, zwar in seiner Einbildung und seinen Reden, nicht aber in der That; und ganz zu Ende S. 212 muß er doch etwas zugeben was all sein Bemühen wieder

vollkommen umstößt. Wollte er nämlich mit vollem Ernste und allen Folgerungen sich einfach unterwerfend beweisen, daß ein Stück, in welchem Kyros so wie B. Jes. 44, 28 ff. erwähnt wird, wirklich von Jesaja geschrieben sei, so müßte er einfach behaupten, ein alttestamentlicher Prophet habe Alles und Jedes, auch etwas so Zufälliges, wie daß ein zweihundert Jahre nach ihm in dem entfernten Persien aufkommender König Kyros heißen werde, vorher wissen und weissagen können. Allein er behauptet S. 212, das würde „entsprechender Analogien entbehren"; und also sucht er nach etwas Anderem, wonach es dennoch denkbar sei, daß Jesaja wirklich den Namen Kyros habe gebrauchen können. Er findet aber weiter nichts, als der Name Kyros bedeute ursprünglich Sonne, sei also kein Eigenname, sondern er sei ein „Ehrenname aller persischen Könige" gewesen, den Jesaja „auf natürlichem Wege" habe leicht erfahren können; und so habe ihn Kyros wahrscheinlich erst angenommen, nachdem die Weissagungen des B. Jesaja von ihm gelesen seien und großen Eindruck auf ihn gemacht hätten. Allein in dieser Kette von Annahmen findet sich nicht éin Ring, der vor der Wahrheit halten könnte. Mag der Name Kyros ursprünglich bedeuten, was er wolle (der Verf. hat darüber keine eignen Untersuchungen angestellt): daß er bereits vor Kyros ein Ehrenname der persischen Könige gewesen, ist völlig grundlos. Auf diesem „natürlichen Wege" kommt also der Verf. nicht weit; und vor Kyros waren die persischen Könige überhaupt nicht so berühmt, daß auch nur ihr Name leicht nach *Palästina* hätte hingelangen und allgemein bekannt werden können, da sogar der Name Persiens selbst damals noch so gut wie unbekannt

blieb. Von der andern Seite ist bekanntlich auf Josephus' Erzählung, daß Kyros diese Weissagungen so wie sie jetzt im B. Jesaja stehen, gelesen habe, nicht der geringste Verlaß: und wenn der Verfasser sich zur Unterstützung des Josephus auf die Worte des Befehles Kyros' über den Tempelbau Ezr. 1, 2—4 beruft, so kann auch aus diesen ihrem einfachen Inhalte zufolge nicht im mindesten gefolgert werden, daß Kyros das jetzige B. Jesaja las. Gesetzt aber auch, er hätte diese Weissagungen zwar noch nicht so wie sie jetzt als Anhang zum B. Jesaja stehen, aber so wie sie ursprünglich frei für sich verbreitet wurden, gelesen und sei auch dadurch den Tempelbau zu erlauben und Israel freizulassen bewogen worden: so konnte er doch das gewiß erst nach Babel's Eroberung thun; den Namen Kyros aber führte er längst zuvor. Die ganze Beweisführung des Verfassers ist demnach unrichtig; so wie er überhaupt in allem Orientalischen und Geschichtlichen keine genauere Kenntnisse sich erworben hat. Damit aber bleibt der Anstoß, welchen er entfernen will, unverrückt stehen: und jedermann sieht ein, daß er die große Hauptsache, um deren Beweis er vor den Augen der Welt sich scheinbar so sehr bemühet, dennoch nicht bewiesen hat.

So hat denn das vorliegende Buch, wenn wir schließlich Alles zusammenfassen, nur den Nutzen, daß es durch den Augenschein zeigt, wie doch alles Ankämpfen gegen die großen und festen Wahrheiten, welche unsre neuere Wissenschaft bereits gewonnen hat, so gänzlich erfolglos werden muß.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

19. Stück.

Den 2. Februar 1856.

Berlin

Schluß der Anzeige: „Christologie des Alten Testamentes und Commentar über die Messianischen Weissagungen. Von E. W. Hengstenberg. Zweite Ausgabe."

Ein ehrlicher Kampf würde dieses leicht zeigen, Alle überzeugend: aber der Verf. mischt allerlei nicht zu der Sache, noch zu dem Kampfe um die Wahrheit Gehöriges ein. Da nun aber diese neuere Wissenschaft, sofern sie dieses Namens werth ist, in der That nur das sicherer erkennt und bestimmter ausführt was auch in allen vergangenen Jahrhunderten den tieferen christlichen Geistern schon heller oder dunkler vorschwebte, so erklärt sich, daß der Verf. auch über die besten der früheren Erklärer so mißgünstig und verdächtigend redet. So hängt er S. 465, obgleich selbst ein Reformirter, Calvin'en den Verdacht an, daß er „manchmal aus übertriebener Scheu vor dogmatischer Befangenheit irre." Eine solche Scheu hat freilich Hengstenberg auch nach seinem Urtheile

über einen Mann wie Calvin von sich völlig abgestreift: allein wo ist ihm nun die Scheu vor der Wahrheit selbst, wo sind ihm Propheten und Bibel geblieben? Wir wünschen aufrichtig, daß er diese Lebensgüter nicht für immer verachte.

H. E.

Leipzig

Druck und Verlag von B. G. Teubner 1855. Geschichte des englisch chinesischen Krieges von Karl Friedrich Neumann. Zweite vermehrte Auflage. VIII u. 374 S. in Octav.

Es gibt nicht leicht ein Stück Weltgeschichte, welches ein so für sich bestehendes, abgerundetes und abgeschlossenes Ganze bildet, wie der englisch-chinesische Krieg aus den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts. Das Benehmen der chinesischen Regierung in diesem Kriege gleicht dem eines Mannes, der beständig in einem verschlossenen Hause wohnte, und als er einmal einen Lärm auf der Straße vernahm, neugierig seine Thür öffnete und den Kopf hinaussteckte, nachdem er aber für seine Neugier mit einem blauen Auge bezahlt worden, wieder sich zurückzog, seine Thür verriegelte und nach wie vor, für Jedermann unzugänglich, hinter seinen vier Wänden verharrte. Nächstes Object des Krieges war bekanntlich das Opium. China hatte die bis dahin gegen eine geringe Abgabe erlaubt gewesene Einfuhr verboten, England oder vielmehr die englisch-ostindischen Kaufleute wollten das viel Gewinn abwerfende Product einzuführen fortfahren — man unterhandelte, man brach die Unterhandlungen ab, führte Krieg, knüpfte wieder Unterhandlungen an, schloß Frieden und das Ergebniß von allem dem

war: es blieb wie es gewesen, nur daß ein geringer Theil chinesischen Gebietes verwüstet worden war. China beharrte bei seinem Einfuhr-Verbot des Opiums, die brittischen Kaufleute setzten ihren Schleichhandel ununterbrochen fort; China hatte das Bedenkliche der gegen sie gerichteten englischen Kanonen, überhaupt die Vorzüge und die Ueberlegenheit der Kriegführung der Barbaren kennen gelernt, England die List und die Zähigkeit der chinesischen Regierung in hinreichendem Maße erfahren. Der zu Nanking 1842 abgeschlossene Friede gewährte keiner der kriegführenden Parteien ihre Forderungen, auch hat er nicht den Erwartungen entsprochen, die man rücksichtlich seiner Folgen hegte. Um den Besitz des Felseneilandes Hongkong mit seiner höchst demoralisirten chinesischen Bevölkerung möchte Großbritannien kaum zu beneiden sein, die ihm und den übrigen Nationen des Westens gewährte Eröffnung der fünf Hafenstädte China's hat sich als ein sehr karges Zugeständniß erwiesen. Dem Verkehr mit den Fremden ist China auch seitdem noch verschlossen geblieben, ja der erwähnte Friede scheint gleichsam ein Riegel mehr geworden zu sein, hinter den sich das Reich der Mitte von aller Welt abgesperrt hat. Aus diesen Gründen ist der englisch-chinesische Krieg ein vollständig in sich abgeschlossenes Stück Geschichte, und daher ganz besonders für eine Monographie geeignet. Der Vf. der oben genannten Schrift, die in zweiter vermehrter Auflage erschienen, hat diesen Stoff dagegen nicht monographisch, sondern, daß wir so sagen, universell behandelt; er hat freilich den Krieg als ein Stück Geschichte für sich dargestellt, aber mit dieser Darstellung eine Schilderung des Landes, des Volkes, des Lebens, der Sitte, der

Denkweise und des Charakters der Chinesen nebst noch manchem anderen verflochten. Sein Name bürgt für die Gründlichkeit seiner Quellen-Erforschung, namentlich, was den Krieg betrifft, ist diese in nicht geringem Maße anzuerkennen. Daher lassen wir uns auf diesen Theil seiner Schrift, der ihren eigentlichen Kern bildet, nicht weiter ein, werfen vielmehr einen Blick auf die Zugabe, die Schale, welche den Kern umgibt.

Die Anlage der Schrift, wie sie eben angedeutet worden, führte nothwendig dahin, daß der Verlauf der Kriegsereignisse nicht immer in stetem Fortschreiten dargestellt werden konnte, sondern oft unterbrochen werden mußte. Deshalb hat den Anforderungen wissenschaftlicher Continuität nicht genügt werden können und der Gesammtüberblick über das Drama des Krieges leidet darunter. Die sieben ersten Abschnitte des ersten Buches führen uns z. B. die den Krieg einleitenden Ereignisse vor Augen (S. 1—78). Dann aber folgt nicht, was man mit Recht hätte erwarten müssen, die Darstellung des Krieges selbst, sondern die Erzählung bricht ab und auf 44 Seiten in 5 Abschnitten erhalten wir eine allgemeine Schilderung des Landes und der Herrscher China's, der Cultur und der Sitten der Chinesen, der Geschichte, der Verfassung des chinesischen Reiches u. a. m. Die diesen 12 Abschnitten vorangestellte Ueberschrift: „Vorspiele des Krieges“ paßt nur auf die 7 ersten; es würde correcter gewesen sein die 5 letzten Abschnitte den 7 ersten als einleitende vorauszuschicken. Das zweite Buch: „Der Krieg unter Elliot“ leidet an einer solchen Unterbrechung der historischen Darstellung nicht; es führt uns mitten auf das Kriegstheater, nur daß auch hier der erste Abschnitt: „Morgenland und Abendland“,

als breiteste Basis für eine Universalhistorie des chinesischen Reiches, sich weniger zur Einleitung der Geschichte dieses Krieges eignen dürfte, der ohnehin schon hinreichend durch die 7 ersten Abschnitte des ersten Buches eingeleitet worden ist. Bei dem dritten Buche: „Der Krieg unter Pottinger" begegnen wir einer ähnlichen Verbindung von dem näher und ferner Liegenden, wie bei dem ersten. Vom eigentlichen Kriege handelt nur ein Theil des 5ten Abschnittes und die folgenden Abschnitte 6 bis 9, das Uebrige ist Zugabe.

Diese Einkleidung und Anordnung des Stoffes beeinträchtigt die Einfachheit echt historischer Darstellung und erinnert an die Novelle. Die Schrift, welche durch ihren Titel: „Der englisch chinesische Krieg" als eine Monographie eines einzigen Actes aus der Lebensgeschichte des chinesischen Volkes angekündigt wird, sich aber zu einer wenn auch nur compendiösen Gesammtgeschichte China's erweitert, muß sich das Urtheil der Kritik gefallen lassen, in unberufener Weise fern Liegendes herangezogen zu haben, was den Blick zerstreut, den Eindruck abschwächt und die Einheit des Ganzen zerstückelt. Dem gegenwärtigen Geschmack eines sogenannten gebildeten Publicums mag eine solche gemischte historische Darstellung entsprechen; aber die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen in solcher Weise auch den Laien zugänglich machen zu wollen, hat, abgesehen davon, daß dies nur selten gelingt, doch seine großen Bedenken. Es überrascht dieses „Verweben der Geschichte des englisch chinesischen mit der Beschreibung des chino-mandschu Staates" bei dem Verf. um so mehr, als die dem Buch vorangestellte Vorrede von dem bekannten Werke des römisch-katholischen Missionars **Huc**, l'empire chinois etc. Paris 1854, ge-

rade nichts weiter enthält, als einen herben Tadel über die Unwissenschaftlichkeit des ehrw. Paters, welche freilich, wenn Hr Neumann Recht hat, eine Unwissenschaftlichkeit anderer Art ist. Wir können aber nicht einräumen, daß der Verf. wirklich die Geschichte des englisch-chinesischen Kriegs mit der Beschreibung des chino-mandschu Staates verwoben habe; hätte er's gethan, dann würde seine Arbeit kaum etwas Anderes geworden sein, als eine historische Novelle. Das aber ist sie doch nicht, vielmehr eine gründliche historische Arbeit, die aber aus zwei Stücken besteht, welche neben einander gestellt sind: einem allgemein-historischen Theil und einer geschichtlichen Monographie. So sehr diese ins Detail eingeht, so wenig jene; die Geschichte des englisch-chinesischen Krieges ist nach allen Seiten hin gründlich erforscht und dargestellt, die Beschreibung des chino-mandschu Staats dagegen zusammengedrängt, compendiös. Jeder Theil für sich hat seinen besonderen Werth und ist in seiner Art tüchtig, nur die Zusammenstellung beider im Princip und in der Ausführung verfehlt.

Eine compendiöse Beschreibung eines Volkes bietet übrigens für den, der mit der Geschichte des Volkes, im weitesten Sinne des Wortes, nicht ganz unbekannt ist, natürlich kaum etwas Neues. Dies gilt auch von der öfter erwähnten Beschreibung des chinesischen Staats in diesem Buche. Selbst nicht die in diese Beschreibung eingestreuten Räsonnements des Verfs bieten Demjenigen etwas Neues, der dieselben bereits aus den seit Jahren schon in der Augsburger Allgemeinen Zeitung und deren Beilagen von Zeit zu Zeit erschienenen Berichten über die Vorgänge der Gegenwart in China und über die Zustände und Verhältnisse in Ostasien überhaupt kennt. Der Verf.

beruft sich mitunter selbst auf seine in der angeführten Zeitung veröffentlichten Aufsätze (so u. a. S. 375 in der Anmerkung) daher wir keine Discretion begehen, wenn wir auf dieselben, die nur selten von ihm unterzeichnet worden, verweisen. Aber eine allgemeine Zustimmung für seine Anschauungen von der zukünftigen Gestaltung der Verhältnisse in Ostasien wird Hr Neumann nicht für sich in Anspruch nehmen, so lange er z. B. die europäischen Kriege der drei letzten Jahrhunderte als das, wie es scheint, einzige Hinderniß ansieht, weshalb „nicht schon längst alle Völker der Erde dem Heile eines freien Christenthums und der hellenisch-germanischen Cultur entgegengeführt worden sind." (Vgl. S. 137 des Buches). Wir wenigstens müssen gestehen, daß wir, abgesehen von der Einseitigkeit eines solchen Urtheils, bei dem Ausdruck „freies Christenthum" uns ebenso wenig etwas Rechtes zu denken vermögen, als bei dem anderen „hellenisch-germanische Kultur". Noch viel weniger klar ist, wie von einem „freien" Christenthum, was doch wohl an den Terminus „freie Gemeinden", erinnern dürfte, ein Heil für die Völker ausgehen könne, und wie das das Ziel ihrer Entwicklung sei, einer hellenisch-germanischen Cultur entgegengeführt zu werden, es müßte denn sein, daß man sich als jenes Ziel das Aufgehen sämmtlicher Nationalitäten (aber worin denn?) vorstellte. Solche Urtheile ermangeln der einzig wahren, weil historisch beglaubigten Grundanschauung vom Christenthum, als einer nicht von Menschen ersonnenen, sondern von Gott geoffenbarten Religion.

Wir möchten diese Anzeige schließen, wäre uns nicht noch Eins gegen Ende der Schrift aufgefallen, was der Berichtigung zu bedürfen scheint.

„Man weiß, schreibt der Verf. S. 352, daß die Japaner nicht bloß Jeso und mehrere der südlichen Kurilen, namentlich Kunasiri, Tschikotan, Intorap und Urup zu ihrem Reiche rechnen, sondern selbst die Insel Karafto oder Tarakai, von unseren Geographen irrthümlich Sachalien genannt.“ Hätte Hr Neumann Recht, gehörte Urup zu dem japanesischen Reiche, dann hätten die Commandeure der Schiffe „Pique“ und „Sibylle“, welche unlängst auf dieser Insel die Flaggen Großbritanniens und Frankreichs aufzogen und sie, in der Meinung, sie sei russischer Besitz, occupirten, sich erheblich geirrt. Oder „rechneten“ die Japaner nur Urup zu ihrem Reiche, ohne daß die Insel demselben wirklich angehörte? Und die Insel Karafto — unter dem Namen Sachalien möchte sie bekannter sein — ist doch nur zur Hälfte ein Theil des Reiches Japan; die nördliche Hälfte gehört Rußland. Dr. Biernatzki.

Strasburg

C. F. Schmidt, editeur, rue des Arcades, 6. La vie et les travaux de Jean Sturm, premier recteur du Gymnase et de l'Académie de Strasbourg, par Charles Schmidt, Directeur du Gymnase protestant, professeur au Séminaire et à la faculté de théologie de Strasbourg, membre honoraire de l'Académie des sciences et lettres de Montpellier, de la Société historique de Bâle, de la Société historico-theologique de Leipzig. Avec le portrait de Sturm. 333 S. in Octav.

Es kann für die Wissenschaft der Pädagogik nichts ersprießlicher sein, als die Darstellung des Lebens und Wirkens wahrer Pädagogen, weil in

keinem Gebiete die Theorie so leicht blendet und verführt, wenn sie sich nicht in der Anwendung als praktisch bewährt hat, und insofern ist die vorliegende Schrift eine willkommene Erscheinung. Dieselbe zerfällt in zwei Theile, wovon der erste »Vie de Sturm«, der zweite »Sturm comme humaniste et comme pédagogue« behandelt. Ein Anhang gibt eine »Liste chronologique des ouvrages de Sturm«, eine Angabe der »Auteurs publiés par Sturm et ouvrages auxquels il a ajouté des préfaces«, sowie der »Ouvrages de Sturm que nous ne connaissons que par des indications incompletes et dont plusieurs ne parraissent pas avoir été publiés«, ferner »Notices biographiques et littéraires sur Sturm«, und eine Angabe über »Anciens portraits de Sturm.«

Bei den alten Völkern bildete die Pädagogik eine wichtige Wissenschaft, hatte aber bei ihnen nur den einseitigen Zweck, den Menschen für den Staat zu bilden, worunter auch die sittliche Bildung des Menschen begriffen wurde. Im Mittelalter befand sich die Erziehung in den Händen der Klöster, und war allein auf den innern Menschen gerichtet; die Dialektik, welche in der Pädagogik der Alten eine wichtige Stelle eingenommen hatte, verlor ihre pädagogische Bestimmung, und wurde im Interesse der Streittheologie getrieben. Wie das Alterthum den Menschen einseitig für den Staat gebildet hatte, so bildete das Mittelalter den Menschen einseitig für die Kirche. Die Aufgabe des Zeitalters der Wiederherstellung der Wissenschaften bestand in der Begründung einer Pädagogik, wodurch der Mensch für beide zugleich, sowohl für den Staat, als für die Kirche, gebildet werden sollte. In diesen Standpunkt

gingen auch die Reformatoren ein, die Pädagogik nahm aber gleichwohl diesen erfolgreichen Gang nicht. Die Humanisten hatten nicht Unrecht, wenn sie das Alterthum in seiner Selbständigkeit aufstellen wollten; allein das durfte nur zu dem Zwecke geschehen, durch den Geist der Alten den Geist der neuern Zeit zu wecken, nicht, um das Alterthum als solches zum letzten Zwecke der Pädagogik zu machen. Es geschah aber dennoch, und dadurch erhielt die Pädagogik eine unnatürliche Richtung, wodurch die Schule dem Leben und das Leben der Schule entfremdet wurde. Unter diese Pädagogen gehört Johann Sturm, der allerdings in dieser Richtung nicht Unbedeutendes geleistet hat.

Verf. hat seine Aufgabe mit Fleiß und Sachkenntniß behandelt, und wir haben nur zu erinnern, daß der Pädagog gegen den Diplomaten in Schatten tritt. Sturm hat freilich an den Bewegungen seiner Zeit, besonders an den Angelegenheiten der Hugenotten in Frankreich, lebhaften Antheil genommen, und wenn man seinen Lebenslauf übersieht, so erscheint es fast als zweifelhaft, ob er sich mehr zum Schulmanne oder zum Diplomaten berufen gefühlt habe; allein da er als Pädagog dargestellt werden soll, so mußte der Pädagog in den Vordergrund treten. Es mußte von der Erklärung ausgegangen werden, was Johann Sturm unter Pädagogik verstand, worauf die Einseitigkeit in der Auffassung seines Berufes und in der Wirksamkeit für denselben, und zugleich der Grund anzugeben war, weshalb er sich, da er bei seiner Lebensaufgabe die wichtigsten Interessen des menschlichen Lebens unberührt ließ, und deshalb in seinem Berufe unbefriedigt blieb, zur Einmischung in Angelegenheiten getrieben fühlte,

die eigentlich seines Berufes nicht waren, und am Ende nur dazu beitrugen, ihm das Leben zu verbittern. So würde die Biographie an innerer Einheit und praktischer Tendenz gewonnen haben.

Johann Sturm, geboren zu Schleiden den 1. October 1507, kam gegen 1521 in das Gymnasium des h. Hieronymus zu Lüttich, eine berühmte Schule der Brüder des gemeinsamen Lebens, welche damals gegen 1600 Schüler zählte, und das Lateinische als den Mittelpunkt des Unterrichts ansah. Im Jahre 1524 begab er sich nach der Universität zu Löwen, damals als Sitz der klassischen Litteratur berühmt, und beschäftigte sich daselbst mit dem Lateinischen, vorzugsweise mit den Werken des Cicero, so wie er auch den Grad eines Magister artium daselbst erwarb. Im Jahre 1529 ging er nach Paris und hielt an dem Collége royal Vorträge über verschiedene Bücher des Cicero, ingleichen über Dialektik, bei welchen letztern er unter Andern den bekannten Dialektiker Ramus zum Zuhörer hatte, auf welchen er nach des Verfs Meinung so stark einwirkte, »que c'est à l'influence de Sturm que doit être attribuée en partie la tendance suivie par Ramus dans la philosophie.« Im Jahre 1537 wurde er nach Straßburg berufen, um unter der Leitung des berühmten Bürgermeisters Jacob Sturm bei der Errichtung eines Gymnasiums thätig zu sein, welche im Jahre 1538 wirklich erfolgte, und wozu er den Unterrichtsplan ausarbeitete. Er theilte das Gymnasium in neun Klassen, und stellte als Princip des Unterrichts die neue Belebung der lateinischen Beredsamkeit auf, so daß derselbe mit der Grammatik anfangen und sich sodann zur Rhetorik und Dialektik erheben sollte. In den untersten Klassen, wo der Lehrer deutsch sprechen muß,

Digitized by Google

soll er dasselbe zugleich lateinisch sagen; in der 9. Klasse soll der Katechismus in der deutschen, in der 8. 7. und 6. Klasse in der lateinischen Sprache gelehrt werden. Die Schüler sollen überall, wenn sie es vermögen, lateinisch sprechen, und den Cicero als das letzte Ziel ihres Strebens ansehen. Sturm wurde dem Gymnasium als Rector vorgesetzt, und fügte noch eine zehnte Klasse hinzu, um den Unterricht im Lateinischen zu vervollständigen. Er selbst schrieb ein elegantes Latein, aber ein schlechtes Deutsch, und die Jesuiten, die Feinde der Nationallitteratur, führten in ihren Unterrichtsanstalten einen ähnlichen Plan ein. Im Jahre 1566 wurde durch den Kaiser Maximilian II. eine Akademie zu Straßburg gegründet, welche durch den Kaiser Ferdinand II. 1621 zu einer Universität mit allen Facultäten erhoben wurde. Sturm wurde zum lebenslänglichen Rector der Akademie ernannt, und that darin recht, daß er die Dialektik oder reine Wissenschaftslehre zur Grundlage ihrer wissenschaftlichen Wirksamkeit machte. Zuletzt gerieth er wegen Einführung der lutherischen Concordienformel in Straßburg mit der einflußreichen lutherischen Partei daselbst in Streitigkeit, wurde in Folge derselben unter dem Vorwande, daß man nunmehr keinen lebenslänglichen, sondern einen jährlichen Rector haben wolle, seiner Stelle entsetzt, und starb zu Straßburg im Jahre 1589. Holzhausen.

Hannover

Hahn'sche Buchhandlung 1856. Lehrbuch der Hebammen-Kunst. Zunächst bestimmt zum Unterricht für die Hebammen des Königreichs Hannover (Von Dr. Kaufmann und Dr. Ed. v. Siebold). XX u. 262 S. in Octav.

Bei den großen Fortschritten, welche die Geburtshülfe in den letzten Jahrzehnten in allen Ländern gemacht, wofür die neusten Bearbeitungen des Fachs in trefflichen Lehrbüchern hinreichend Zeugniß ablegen, konnte es nicht ausbleiben, daß die mit dieser Wissenschaft im engsten Zusammenhang stehende Hebammenlehre ebenfalls an dieser Förderung Theil nahm. In unserm Vaterlande haben es überall Geburtshelfer übernommen, neue Lehrbücher für Hebammen zu verfassen, und so gab schon vor zehn Jahren das k. hannov. Ministerium des Inneren der vormaligen ärztlichen Prüfungs-Behörde zu Hannover den Wunsch zu erkennen, es möge auf die Ausarbeitung eines Lehrbuchs zum Unterricht in den Hebammenschulen des Königreichs Bedacht genommen werden. Abgesehen von dem wissenschaftlichen Standpunkte unterliegt das ganze Hebammenwesen noch einer andern Seite, nämlich der administrativen. Hatte man gleich in unserm Lande zu den Hebammenlehrern das vollste Vertrauen, sie würden dasjenige Buch ihrem Unterrichte zu Grunde legen, welches sie nach ihren Ansichten auch für das brauchbarste hielten, und ließ man ihnen darum durchaus freie Wahl, so schien doch auch eine gewisse Gleichartigkeit des Unterrichts, welche nur durch ein in allen Schulen gemeinsam eingeführtes Lehrbuch erzielt werden kann, nothwendig: dadurch lassen sich die auf das Hebammenwesen sich beziehenden Verordnungen und Gesetze leichter handhaben, ja das Lehrbuch selbst bildet dann das Gesetzbuch, nach welchem bei etwa vorkommenden Klagen über Kunstvergehen oder dergl. geurtheilt werden muß, und die Entscheidung zweifelhafter Fälle dieser Art wird der richtenden Behörde bedeutend erleichtert werden, wenn

ihr nur ein einziges für Alle geltendes Werk vorliegt, welches sie als Norm betrachten und worauf sie die Hebammen selbst bei richterlichen Aussprüchen verweisen kann. Schon 1844 erschien eine Dienst-Anweisung für die Hebammen im Königreiche Hannover, und ein gemeinsam eingeführtes Lehrbuch bildet die nähere Erläuterung solcher Vorschriften. Vorstehendes Buch soll nun für den Unterricht in den Lehranstalten des Königreiches Hannover bestimmt sein. Seit einer langen Reihe von Jahren unausgesetzt mit der Unterweisung von Hebammen beschäftigt, glaubten die Verfasser mit den Grundsätzen, welche bei dem Unterrichte solcher Frauen in Betracht gezogen werden müssen, hinlänglich vertraut geworden zu sein, um ein demselben zu unterstellendes Lehrbuch auszuarbeiten. Der Entwurf dazu war bereits 1835 von einem der Verfasser (Hofrath Dr Kaufmann) dem Drucke übergeben und in der ihm anvertrauten Lehranstalt zu Hannover dem Unterrichte zu Grunde gelegt; seit mehreren Jahren hat auch der an der Hebammen-Lehranstalt zu Göttingen thätige Lehrer seine Schülerinnen nach jenem Entwurfe mit dem besten Erfolge unterwiesen, und Beide haben keinen Anstand genommen, nachdem sie denselben Jahre lang hinlänglich geprüft hatten, ihn nach gemeinsam unternommener weiterer Ausarbeitung in vorliegender Form der Oeffentlichkeit zu übergeben und das auf diese Weise entstandene Lehrbuch durch das k. Obermedicinal-Collegium dem k. Ministerium des Innern zur Einführung in den Lehranstalten des Königreichs zu empfehlen. Letzteres hat auch darauf verfügt, daß sämmtliche Lehrer der hannov. Hebammenschulen angewiesen werden sollen, sich hinfüro dieses Lehrbuchs beim Unterrichte zu bedie-

nen. Wohl schwebte den Verfassern die Schwierigkeit vor, welche sich einer gemeinsamen Einführung eines Lehrbuches auf den verschiedenen Lehranstalten des Königreichs entgegenstellen können. Sie haben es sich nicht verhehlt, daß die bis jetzt von Andern befolgte Lehrmethode, das dabei gebrauchte Lehrbuch, also eine gewissermaßen lieb gewordene Gewohnheit schwer und ungern verlassen werden möchte, und daß darum wohl Klagen über ein aufgedrungenes Buch und vielleicht dadurch veränderten Lehrplan sich erheben würden. Es ging daher ihr hauptsächlichstes Streben dahin, die Lehren in einer solchen Weise abzufassen, daß nirgend individuelle Ansichten hervorleuchten, sondern daß die Verfasser vielmehr die ganze Darstellung des einer Hebamme zur Ausübung ihrer Kunst nöthigen Wissens auf jene allgemeinen Grundsätze zurückführten, welche von allen Fachgenossen als richtig und allgemein geltend anerkannt werden dürften. Dabei haben sie, indem sie sich der bestmöglichsten Kürze befleißigten, der weiteren Erläuterung und Ausführung einzelner Lehren von Seiten des Unterrichtes einen freien Spielraum gelassen, wohl einsehend, daß dasjenige, was die Schülerin aus ihrem Buche lernt, gegen das, was sie dem mündlichen Lehrvortrage, der Erläuterung des im Buche Enthaltenen durch das lebendige Wort verdankt, bei weitem nachsteht. Auf diese Weise glauben die Verfasser die Härte, welche anscheinend darin liegen könnte, einen Lehrer zur Annahme eines bestimmten Compendiums zu zwingen, wenigstens gemindert, wenn nicht ganz entfernt zu haben. Dem Lehrer soll das Buch nur zum Leitfaden des Unterrichts, der Schülerin aber zum Nachstudium dienen. Das Buch selbst betreffend, so besteht dasselbe

außer der Einleitung, welche sich in kurzen Worten über den Begriff der Hebammenkunst und über die Eigenschaften einer Hebammen-Schülerin verbreitet, aus zwei Haupttheilen, von denen der erste die weiblichen Geschlechtstheile, die Schwangerschaft, Geburt und das Wochenbett in ihrem regelmäßigen Verlaufe umfaßt, der zweite dagegen den regelwidrigen Verlauf der genannten Zustände abhandelt. Beide Theile sind in die gehörigen Abschnitte und Kapitel getheilt, so daß dadurch für den Unterricht überall die nöthigen Ruhepunkte erzielt werden können. Jene selbst hier anzugeben, hält Ref. nicht für nöthig, da es ihm nur darauf ankam, im Allgemeinen auf das Erscheinen des neuen Lehrbuchs und auf seinen nächsten Zweck hier aufmerksam zu machen. Nicht unerwähnt mag aber bleiben, daß der würdige Verleger dem Lehrbuche eine treffliche Ausstattung gegeben hat, wofür ihm noch ein besonderer Dank gebührt.

v. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 4. Februar 1856.

Leipzig

bei B. G. Teubner, 1855. Pauli Antonii de Lagarde de Geoponicon versione syriaca commentatio. 24 S. in Quart.

Wir haben selten eine wissenschaftliche Schrift gesehen, welche in solcher Kürze so viel Reichthum gäbe und bei scheinbarer Trockenheit so viel Inhalt und Leben hätte. Der Verf., trotz seines fremden Namens ein jüngerer Mann von echt deutschem Fleiße und Eifer für die etwas schwierigeren und besonders von sehr Wenigen angebauten Felder der Wissenschaft, benutzt hier eigentlich nur eine ihm als an einer öffentlichen Schule angestellten Manne zugefallene Gelegenheitsschrift, um aus dem Reichthume seiner besonders in den neuen syrischen Schätzen des Londoner Museums gesammelten Beobachtungen und Erkenntnisse Vieles in aller Kürze nützlich mitzutheilen. Erst neulich führten wir unsern Lesern in St. 129 des vorigen Jahrganges der G. A. eine schön gedruckte wichtige syrische Schrift aus

diesem Schatzhause vor: einen etwas näheren Zugang zu mancherr anderen eben dort verborgenen eröffnet der Verf. hier, nachdem er dort etwa ein Jahr lang selbst zu arbeiten und zu forschen die Muße gehabt hat. Unter jenen syrischen Handschriften fand sich auch eine leider vorne und hinten verstümmelte, welche die Geoponika in syrischer Uebersetzung enthält: der Verf. gibt ein genaues Verzeichniß des Inhaltes dieses Werkes nach seinen einzelnen Büchern und vielen kleinen Abschnitten, und fügt einige kurze, aber inhaltreiche Bemerkungen hinzu. Vorzüglich bemerkt er mit Recht, es entstehe jetzt die Frage, ob die sogenannte Nabatäische Ackerbaukunst, welche nach einer arabischen Uebersetzung von Ibn-ab-Awam sich erhalten hat, dasselbe Werk sei oder nicht. Wer den sehr seltenen Druck dieses Werkes und die Pariser Handschrift von ihm vergleicht, wird dieses nun leicht ausmitteln können. Daneben aber theilt der Verf. auch aus dem bis jetzt ganz unbekannten Inhalte anderer dieser Handschriften Vieles mit, was namentlich für das griechische Schriftthum und das der frühesten christlichen Jahrhunderte wichtig ist; wie über einen platonischen Dialog Erostrophos, eine Plutarchische Schrift über die Uebung, den griechischen Text der Clementinen auch nach der neuesten Ausgabe von Dressel. Auch die nur sehr beiläufigen und kurzen Bemerkungen über seltene und zum Theil in unsern Wörterbüchern noch gar nicht verzeichnete syrische Wörter verdienen alle Beachtung. Wir wollen indeß diesmal auf den reichen und seltenen Inhalt der vorliegenden Schrift nur aufmerksam machen und auf ihre Benutzung hinweisen, nicht weiter das Einzelne beurtheilen. Desto mehr wünschen wir aber angelegentlich, daß es

dem Verf. bald gestattet sei, die wichtigsten der von ihm bearbeiteten syrischen Werke zu veröffentlichen, und daß es ihm an der nöthigen Unterstützung dazu nicht fehlen möge.

Der Vf. bemerkt sehr richtig dabei, daß die griechischen Philologen, auch solche, welche sich mit dem christlich-griechischen Schriftthume nicht beschäftigen, etwas mehr auf die vielen und theilweise sehr alten syrischen Uebersetzungen griechischer Bücher achten und diese zu den mancherlei nützlichen Zwecken, wozu sie dienen können, gut anwenden sollten. Um indessen hier nach einer andern Seite hin einen kleinen Beitrag zur Zerstreuung von allerlei Zweifeln und unklaren Vorstellungen zu geben, fügen wir über jene Nabatäische Ackerbaukunst noch Folgendes hinzu.

Das große كتاب الفلاحة Buch des Ackerbaues von Ibn al 'Awâm aus Sevilla, welches nach zwei Handschriften des Escurial arabisch mit spanischer Uebersetzung von Don Josef Antonio Banqueri in zwei Folianten zu Madrid 1802 erschien, ist keineswegs einerlei mit der Nabatäischen Ackerbaukunst, sondern enthält eine Sammlung von Lehren und Meinungen über Ackerbau und Viehzucht aus den verschiedensten ältern Schriften. Die Nabatäische Ackerbaukunst ist nur eine der reichen Quellen dieses Werkes, wird aber allerdings so häufig und mit fast unveränderten Worten so ausführlich benutzt, daß man aus diesem arabischen Werke sehr wohl erkennen kann, was sie ursprünglich war; der Verfasser führt sie sogar oft nur mit dem Buchstabenzeichen ط an, wie er auch sonst seine Quellen sehr kurz mit solchen einzelnen Buchstaben anführt. Hienach nun war sie keineswegs das von Hrn de Lagarde jetzt be-

kannt gemachte griechisch-syrische Werk, welches etwa bloß ins Arabische übersetzt wäre, sondern ein wirklich Nabatäisches Buch: man konnte dieses schon aus dem bloßen Namen Nabatäisch vermuthen, da dieser Name doch nicht schlechthin einerlei mit syrisch ist, aber es bestätigt sich auch aus dem Inhalte. Das Werk gebrauchte nicht bloß die syrischen Monatsnamen, welche der Araber dann beibehält, sondern nimmt auch auf die eigenthümlichen Verhältnisse des Bodens und der Gebräuche der „Länder Babel's“ besondre Rücksicht (wie II. S. 45 f.). Als sein Verfasser wird Qutâmî قوثامى angegeben: aber Ibn al'Awâm führt seinen Inhalt theils mit قال theils mit قالوا an, als sei es aus Beiträgen verschiedener Verfasser erwachsen: was nähere Untersuchung verdienen würde. Sehr merkwürdig aber werden in ihm auch Adam Henókh und Noah (wie II. S. 43 f.) als Lehrer über Gegenstände des Ackerbaues angeführt: dieser seltsame Umstand führt wohl von selbst dárauf, daß wir hier allerdings kein Werk etwa der alten Babylonier, sondern der Ssâbier oder Mendäer haben, welche leicht auch Nabatäer genannt werden konnten. Immerhin war das Werk gewiß schon in der Zeit vor dem Islâme während einer gewissen Blüthe der Ssâbier oder Nabatäer entstanden, und verdient schon wegen des Bodens, wo es entstand, näher beachtet zu werden. Auch könnte man es, sollte es sich in besondern Handschriften nicht mehr erhalten haben, wohl aus den großen Bruchstücken bei Ibn al'Awâm ziemlich wiederherstellen. H. E.

London

Longman, Brown, Green and Longmans 1854.

An Enquiry into the pathological importance of Ulceration of the Os uteri. Being the Croonian Lectures for the year 1854. By Charles West M. D. F. R. C. P., Physician-Accoucheur to St. Bartholomew's Hospital. IV u. 95 S. in Octav.

Vor Kurzem hatte Ref. Gelegenheit, die treffliche Arbeit Tyler Smith's über Leukorrhoe in diesen Blättern zu besprechen; vorliegende Abhandlung schließt sich diesem Thema eng an und erscheint in vielen Beziehungen als eine Ergänzung desselben; denn obgleich Smith seine Abhandlung später erscheinen ließ, so datiren seine Untersuchungen doch aus früherer Zeit. — Die Gelegenheit, die im Titel bezeichnete Untersuchung vorzunehmen, gab dem Verf. der Umstand, daß ihm der Auftrag ward, vor dem College of Physicians als Croonian Lecturer aufzutreten, eine Ehre, die bis dahin noch keinem Geburtshelfer zu Theil ward — ist es ja noch gar nicht so lange her, daß man die Vertreter dieses Faches in jenes College aufnimmt. Und so wie West kein wichtigeres Thema, als das vorliegende, hätte wählen können, ebenso gut hat er seine Aufgabe gelöst und besonders durch genaue klinische Beobachtungen feste Resultate gewonnen. Deshalb wird eine kurze Andeutung des Inhaltes der 3 Vorlesungen, welche die Schrift bilden, gerechtfertigt erscheinen.

Nachdem Verf. zur Einleitung Bemerkungen über die wissenschaftliche Entwicklung der Geburtshülfe und die davon abhängige der Physiol. und Pathol. der weiblichen Sexualorgane im nicht schwangern Zustande vorausgeschickt, die Bedeutung der Einführung des Speculum in dieser Hinsicht gewürdigt und die Geneigtheit des Uter.

zu Erkrankungen in Folge seiner Lage, seines Baues und seiner periodischen Functionen hervorgehoben hat, bezeichnet er als den Zweck seiner Untersuchung, zu bestimmen, ob gewisse Erscheinungen, wie sie bei Störungen des Fortpflanzungsprocesses als gehinderte Involution des Ut., Menstrualstörungen, Leukorrhoe rc., aber auch ohne jene vorkommen, im letzten Falle immer Folgen einer bestimmten Ursache, der Entzündung und Verschwärung des Mutterhalses seien, ob also in der rechten Würdigung dieser letzteren der Schlüssel zu dem Verständnisse einer großen Zahl von Uterinaffectionen zu finden sei — wie von so vielen Seiten behauptet wird. Die Frage ist einfach die: ist Ulceration des os ut. die hauptsächlichste in einer Reihe von Erscheinungen, welche die directe oder indirecte Ursache der größern Zahl von Uterusleiden sind, oder ist sie als ein Zustand von geringer pathologischer Bedeutung und semiotischer Wichtigkeit, als ein zufälliger Begleiter vieler Uteruskrankheiten zu betrachten, die selten eine besondere Behandlung verlangt?

Nach einer sehr guten Schilderung dieser sog. Ulceration werden die Gründe, welche die Vertreter der ersten Ansicht für sich anführen, aufgezählt; nach ihnen ist der Cervix ut. vermöge seines Reichthums an Gefäßen, Follikeln, seiner Lage sehr zur Entzündung geneigt, aus letzterer entsteht Ulcer. und Induration, welche dann selbständig ohne Neigung zur Heilung fortbestehen, Störungen der Menses, Leukorrhoe, Sterilität, Abortus bedingen, dagegen durch eine passende locale Behandlung schnell schwinden. Die Pathologie der

Uterinkrankheiten wird nach dieser Anschauung sehr vereinfacht, woraus die Wichtigkeit der Prüfung derselben hervorgeht. Die Untersuchung nimmt Verf. unter 4 Gesichtspunkten vor und die Resultate sind folgende:

I. Die Anatomie und Physiologie des Ut. lehrt uns, daß der Körper desselben wichtiger ist als der Hals, da er höher organisirt, mehr Veränderungen unterworfen, empfänglicher gegen äußere Einflüsse ist und den Functionen der Gebärmutter fast allein vorsteht.

II. Obgleich es nicht leicht ist, aus Leichenuntersuchungen richtige Schlüsse zu ziehen, da Erscheinungen, die sich oft nur durch vermehrten Gefäßreichthum charakterisiren, nach dem Tode leicht schwinden, auch die Ergebnisse bei Personen, welche nicht in den Jahren der sexualen Thätigkeit sich befanden, ausgeschlossen werden müssen, so sprechen die Resultate aus Verfs Untersuchungen doch gegen die Wichtigkeit der Ulcer. Dieselben wurden an 62 Personen, die an andern als Uteruskrankheiten starben, gemacht und es zeigte sich bei 33 der Ut. ganz gesund, bei 29 verändert; unter diesen kam 17mal Ulceration und zwar 11mal allein ohne jede andere Affection, 5mal Induration des Ut. und 7mal Erkrankung seiner Schleimhaut ohne jegliche Ulceration am Muttermunde vor. — Ist es nicht auffällig, daß bei fast der Hälfte der Ut. sich in irgend einem veränderten Zustande befand, ohne daß die Frauen je über ein Uterinleiden geklagt hätten? Muß nicht der pathologische Werth der Ulceration, die in 17 Fällen vorhanden, sehr gering erscheinen, zumal man Induration und Schleimhauterkrankung des Ut. häufiger ohne als mit Ulceration fand?

III. Da die Gelegenheit, einfache Ulcer. des os und Hypertrophie und Induration des Cervix ut. genau zu beobachten, sich am prolabirten Uterus findet, der fast immer in diesem Zustande ist, so erscheint es interessant, in solchen Fällen den Verlauf und die Folgen der Ulceration rc. in Betracht zu ziehen. Die Erfahrung lehrt uns aber, daß die letztern zugeschriebenen Erscheinungen beim Prolaps. ut. weder constant, noch überhaupt in einem markirten Zustande vorhanden sind. Da man übrigens von einem dislocirten Ut. keinen Schluß auf die Erscheinungen an einem in seiner normalen Lage befindlichen machen kann, so verliert dieser Beweis an Bedeutung. Am wichtigsten bleiben immer die Resultate, welche

IV. die klinische Beobachtung ergibt. Nachdem Verf. aus 40 Untersuchungen an Prostituirten, bei denen der Mutterhals bedeutenden schädlichen Einflüssen ausgesetzt ist, bewiesen hat, daß an demselben selten Veränderungen vorkommen, indem er in 27 Fällen ganz gesund war und in 10 sich nur geringe Erosionen und in keinem Falle Induration sich zeigte, derselbe also keine sehr große Empfänglichkeit für äußere Einflüsse zu haben scheint, geht West zur Betrachtung der klinischen Bedeutung der Ulcerat. über. Zur Basis dienten 1226 Fälle, von denen 300 im Hospitale und 926 ambulatorisch behandelt wurden; nur von ersteren konnte man auf die Erfolge der Behandlung Schlüsse machen. Unter den 1226 Fällen erschien der Gebrauch des Speculum 268 Mal gerechtfertigt, und es ward in 125 von diesen Fällen der Muttermund ulcerirt, in 143 ohne jede Spur davon gefunden.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. 22. Stück.

Den 7. Februar 1856.

London

Schluß der Anzeige: »An Enquiry into the pathological importance of Ulceration of the Os uteri etc. By Charles West.«

Dieses letztere Material wird nun benutzt, um die in Rede stehende Frage nach allen Seiten hin zu beleuchten. — Es ist hier nicht der Raum, Schritt für Schritt diese genauen Untersuchungen und Zusammenstellungen zu verfolgen, und Ref., indem er sich für die Glaubwürdigkeit derselben, da er die Praxis des Verf. eine Zeit lang persönlich verfolgt hat, verbürgt, kann nur die Folgerungen aus ihnen hier angeben.

1) Die Schmerzen, Menstruationsstörungen, Leukorrhoe — Erscheinungen, die man gewöhnlich der Ulc. des Mm. zuschreibt, sind ebenso häufig unabhängig von diesem Zustande als mit ihm verbunden gefunden. 2) In beiden Klassen von Fällen werden jene Erscheinungen viel häufiger zur Blüthezeit des Geschlechtlebens beobachtet, und keine Ursachen sind bei ihrer Hervorrufung so

wirksam als die Generationsvorgänge. Jedoch ergibt sich nicht, daß die Ulc. irgend welchen Einfluß auf die Erzeugung von Sterilität oder Hervorrufung von Abortus habe. 3) Während die Erscheinungen in beiden Klassen in ihrem Charakter gleich sind, besitzen sie doch etwas größere Intensität da wo Ulcer. vorhanden. 4) So weit man es durch die Untersuchung eruiren konnte, zeigten sich in ⅘ der Fälle aus beiden Klassen deutliche Veränderungen anderer Art am Uterus. Induration und Hypertrophie des Cervix kamen jedoch in Verbindung mit Ulc. des os ut. häufiger als ohne diese vor. 5) Es existirt aber kein Causalnexus zwischen Induration des Cervix und Ulceration des os ut., da in einer großen Zahl von Fällen ein indurirter Cervix bei ganz gesundem Mm. vorkam und da in 46 Fällen von geringer Ulcer. 25mal Induration sich fand, während diese in 16 Fällen von bedeutender Ulcer. 9mal fehlte.

Aus diesem Theile der Arbeit, unstreitig dem wichtigsten derselben, geht es klar hervor, daß die Ulcer. des Mm. weder die allgemeine Ursache der Symptome, die ihr zugeschrieben werden, noch ein regelmäßiger Begleiter derselben, der in geradem Verhältnisse zu ihnen stände, ist.

Verf. zieht dann in der 3. Vorlesung zunächst die verschiedenen Ursachen, welche die auf Ulcer. bezogenen Störungen in den Functionen des Ut. hervorrufen, in Betracht. Als solche werden Leiden des Gesammtorganismus, wie Chlorose, Leber-, Nierenkrankheiten, Gicht und Rheuma (auf welche letztere Todd sowohl als Rigby schon 1844 aufmerksam machten) angeführt; das Uterinleiden ist natürlicher Weise in solchen Fällen nicht Ur-

sache der krankhaften Erscheinungen, so wie auch die Behandlung jenes allein letztere nicht beseitigt. Am wichtigsten ist in causaler Beziehung der Fortpflanzungsproceß; Störungen desselben haben leicht eine gehinderte Rückbildung des Ut. zur Folge, und so sehen wir bei Vernachlässigung nach einer rechtzeitigen Entbindung oder einem Abortus die Gebärmutter oft groß, hypertrophisch, in einem congestiven Zustande, und aus diesem erklären sich alle die auf Ulcer. bezogenen Erscheinungen; allerdings mag der Cervix mit afficirt sein, hauptsächlich aber ist es die Höhle des Ut. — Was die Wichtigkeit der behinderten Involution des Uterus betrifft, so macht Refer. besonders auf einen von Simpson im Edinb. Monthly Journal, Aug. 1852 veröffentlichten Aufsatz aufmerksam.

Verf. ist jedoch nicht einseitig und deshalb auch nicht der Meinung, daß Ulcer. des os ut. gar keine Bedeutung habe; hat er doch Fälle gesehen, in denen eine einfache Abrasion bedeutende Beschwerden, wie Schmerz, Blutung herbeiführte mit bedeutender eitriger Secretion; auch kommen wirkliche Geschwüre mit bedeutendem Substanzverlust u. s. w. am Mm. vor. Das granulöse Aussehen vieler sogen. Ulcer. leitet Verf. von einer Hypertrophie der Papillen her, vergleicht den Zustand mit dem der Conjunctiva bei der Ophthalm. neonat. Bei Besprechung dieser Papillen erwähnt er preisend unseres so früh verstorbenen Landsmannes Franz Kilian und seiner Verdienste um die Anatomie und Physiologie des Ut. Ein geschwüriger bisweilen ganz selbständig vorkommender Zustand ist die von Boivin und Dugès als Métrite granulaire bezeichnete Affection, welche entweder hypertrophische Follikel oder kleine hypertrophische Punkte der Schleimhaut (Ro-

bin) darstellt, und von blutiger und eitriger Absonderung von ihrer Oberfläche begleitet ist. Diese Hypertrophien befinden sich, bisweilen auch in der Uterushöhle und haben da zu dem barbarischen Verfahren Récamier's u. A. Veranlassung gegeben, die Höhle mit einem stumpfen Instrumente, der Curette, auszukratzen. — Es kommen übrigens noch Fälle vor, in denen nach Ablauf der Uterinkrankheit Ulcer. des Mm. fortbesteht und zu verschiedenen Beschwerden Anlaß gibt — aus alle dem kann man aber noch nicht die Folgerung ziehen, daß Ulcer. und Entzündung des Mutterhalses die Hauptfactoren in der Hervorrufung von Uterinleiden sind.

Der Verf. wendet sich schließlich zur Therapie. Die gute Behandlung, die man mit localen Mitteln, besonders Cauterien erzielt, erklärt er aus der gleichzeitigen Anwendung allgemeiner Mittel, welche zwar nur als Bedingung der Wirkung der localen ausgegeben werden, aber allein denselben Erfolg erzielen. Leider begnügen sich die Patienten bei dem jetzigen Zustande der ärztlichen Praxis mit solchen einfachen diätetischen Maßregeln nicht! — Die Ueberschätzung der localen Heilmethode, mag sie auch im speciellen Falle ohne Nachtheil sein, hat doch sehr ungünstige allgemeine Folgen. Sie macht die Patienten auf ihren Zustand zu aufmerksam, hypochondrisch und hysterisch, sie macht den Arzt einseitig, sein wissenschaftliches Streben hört auf, Routine und roher Empirismus tritt an ihre Stelle. — Die meisten Aetzmittel, wie z. B. Argent. nitr., sind bei der Ulc. des Mm. noch ziemlich unschädlich; vom Kali caust., das so oft angewandt wird, kann man dies nicht sagen; außerdem daß die Kranke dabei oft ans Lager gefesselt wird, die Cauterisa-

tion wiederholt werden muß, folgen auch bisweilen stürmische Erscheinungen, selbst Entzündung des Ut. und seiner Anhänge; Verengerung des Cervix ist ein gewöhnlicher Ausgang. Bei einem congestiven Zustande des Ut. ist es schädlich; ist dieser nicht vorhanden, überflüssig, denn der Ut. kehrt von selbst, wenn auch langsam, zu seiner Norm in den Fällen, wo Viele das Cauterium indicirt finden, zurück.

Wie die einseitige Theorie Broussais die Ursache fast aller acuten Krankheiten in einer Gastroenteritis sah, so wollen viele Gynäkologen in der Muttermundverschwärung einen Schlüssel zu fast allen Uteruskrankheiten finden; und wie die Medicin in ihrem Fortschreiten durch den Streit über jene Theorie aufgehalten ward, so die Uterinpathologie durch die Dispute über die Ulc. des os ut. — Ref. glaubt, daß Verf. letzteren Streit geschlichtet hat, er hat die Ulc. in ihrer wahren Bedeutung dargestellt; und das mit einer Ruhe, einer Objectivität, so frei von allen Vorurtheilen und mit einer solchen Bescheidenheit, daß die Arbeit auch in dieser Hinsicht Jedem zum Muster dienen kann. Hätten wir über jedes Krankheitssymptom eine solche Bearbeitung, die klinische Medicin wäre ihrer Vollendung bedeutend näher gerückt! Dr. Spiegelberg.

Triest

Stallecker 1852 und 1855. Notizie peregrine di Numismatica, e d'Archeologia pubblicate per cura di F. Schweitzer. Decade prima. 112. Decade seconda. 134 S. in Octav. Mit je 2 Tafeln. A. u. d. T.: Mittheilungen aus dem Gebiete der Numismatik und Archaeologie gesammelt von F. Schweitzer.

Digitized by Google

Der Verf., auch in weiteren Kreisen durch seine Studien über die Münzgeschichte von Görz, Aquileja, Venedig bekannt, gibt in den beiden bis jetzt erschienenen Heften kleinere Abhandlungen aus dem Gebiet der Numismatik und Genealogie, zum großen Theil von ihm selbst verfaßt, zum Theil auch nach Beiträgen Anderer. Es ist um so dankenswerther, daß das 1. Heft nicht wie bei manchen ähnlichen Unternehmungen allein geblieben ist, als die Verhältnisse, nach der Vorrede zum 2. Hefte zu schließen, keineswegs sehr günstig waren. Vom 1. Hefte sind 100, vom 2. nur 50 Exemplare gedruckt, ein Umstand, der ein näheres Eingehen auf den Inhalt begründen kann. Im ersten Hefte finden wir: I. S. 9—12: Bericht über einen Münzfund bei Klösterle im Vorarlberg, 4eckige Bracteaten von Solothurn, Burgdorf, Stadt Basel und Thüngen enthaltend.— II. S. 13—17: Cenno sopra alcune monete inedite d'Aquileja, 4 Denare der Patriarchen Berthold (1218—51), Bertrand (1334—50), Nicolaus (1350—59), Anton (1395—1402). Der Eine hat seltsamer Weise AQVILEGE. P. S, ein Fehler des Stempelschneiders, wie auch A–R auf dem andern statt A–N, der Anfangsbuchstaben des Anton Cajetan. Das R und N der Mönchsschrift sind einander sehr ähnlich, so daß die Erklärung des Verf. viel zu gekünstelt erscheint.— III. S. 18—32: Notices historiques pour servir à l'illustration d'une Médaille d'or frappée en mémoire de la dissolution du Patriarchat d'Aquileja et de l'érection des deux archévêchés d'Udine et de Gorice, nach einer kleinen 1851 erschienenen italiänischen Schrift von J. J. Della Bona. Die Streitigkeiten zwischen Oestreich und Venedig über die Besetzung des Patriarchats, die

Jahrhunderte lang gedauert hatten, ohne zu Resultaten zu führen, wurden 1751 durch Aufhebung des Patriarchats beigelegt, an dessen Stelle Udine und Görz traten: das Ereigniß wurde durch eine auf Befehl von Franz und Maria Theresia geprägte Medaille gefeiert. — IV. S. 33—36: G. **Polanzani**, sopra una medaglia d'argento di Massenzio. Dieser Abschnitt wäre besser weggeblieben; das bekannte AQΓ wird nämlich lächerlicher Weise gedeutet Aquensium tributum honorificum tertium. Hr Schweitzer corrigirt dies zwar, doch würde er wohl gethan haben, wenn er es ganz weggelassen hätte. — V. S. 37—67: G. D. **Della Bona**, sopra un sigillo della illustre famiglia d'Ungrispach rinvenuto in Cormons, nebst Mittheilungen, die Geschichte dieser Familie betreffend. — VI. S. 68—77: sur un denier de Charles le Gros, attribué à la ville de Trieste, den Longpérier Triest zugeschrieben hat, der Vf. aber mit vollem Recht Treviso zuweis't. — VII. S. 78—82: Sur une médaille en or d'Alphonse VIII, roi de Castille, ein sogenannter Marabotin, mit arabischer Schrift, aus dem Todesjahr des Königs. — VIII. S. 83—90: **Ebn Taber**, lettre critique à M. F. Schweitzer touchant l'histoire monétaire de Gorice. Der, wie es scheint, pseudonyme Herr Verf. gibt einige Ausstellungen und Berichtigungen zu Schweitzers Werk über die Münzen von Görz und theilt auch einige dort übersehene Münzen mit, eine kupferne ohne Namen des Grafen zu Treviso geschlagen, eine dicke Silbermünze vom letzten Grafen Leonhard von 1478 und einen Soldo von 1702, der wegen der Buchstaben MEC dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern beigelegt wird: Ref. scheint dies mehr als zweifelhaft. — IX. S. 91—94: Ueber die im

Jahre 1848 in Mantua geprägten Belagerungsmünzen. Als im Kriege mit Oestreich Karl Albert Mantua belagerte, ließ der Commandant Gorskowsky durch einen gewissen Orlandi, der sich als Gefangener in der Festung befand, Prägestöcke anfertigen, mit denen 4000 Gulden, 2000 Zwanziger und gegen 500 Dreikreuzerstücke geschlagen wurden, ähnlich dem currenten östreichischen Gelde, aber von sehr flachem Gepräge und mit einigen besondern Beizeichen versehn. Sie sind natürlich nachher eingezogen und daher eine Rarität geworden. — X. S. 95—97: Denare von Thomas, König von Bosnien (1443—59) und Kupfermünze, wahrscheinlich von demselben für Cattaro geschlagen, mit dem Bilde des heiligen Tryphon, des Schutzpatrons der Stadt. — Der Appendice (S. 99—109) enthält einige Notizen über illustrazione d'una moneta argentea di Scio sul disegno del Matapane di Venezia del Dr. Constantino Cumano (Trieste 1852. 8) und den Nekrolog von Jean Carrara, der die Ausgrabungen zu Pola in den Jahren 1845—50 leitete.

Auch das 2te Heft enthält 10 Aufsätze, nämlich: I. S. 22—26: — der Vorrede ist schon oben gedacht worden — Illustrazione di una monetina singolarissima di Pagano della Torre, Patriarca d'Aquilegia (1319—32); die mitgetheilte Münze ist durch eine Mitra bemerkenswerth, welche die Stelle des Wappens einnimmt, wie auch auf 2 vom Verf. angeführten Münzen der Päpste Urban V. und Nicolaus V. Auch sonst lassen sich Beispiele hiervon nachweisen, wie auf Präsenzmünzen des Domkapitels von Paderborn 1617 und Lüttich 1557 und 1635. S. Zepernick Taf. XVIII, 202. XX, 228. 235. XIV, 157. — II. S. 27—34: Ueber ein Medaillon von Heinrich

Schwartz, Bürgermeister in Schaffhausen, anno 1603, nebst biographischen Notizen nach Mittheilungen des Hrn Pfister-Anderegg zu Schaffhausen. — III. S. 35—38: Hr Schw. theilt unter der Ueberschrift Babioles numismatiques 4 Münzen mit, die durch Versehn der Stempelschneider verkehrte Legenden haben, einen Julio von Julius II., der zweimal den Namen S. PETRVS führt, einen Teston von Pius IV. mit PIVS III., eine Lira von Napoleon 1810 mit NATOLEONE, und ¼ Lira von Franz I. mit 1843 statt 1848. An irgend welche Absicht ist nicht zu denken, und man wird dem Verf. schwerlich beistimmen, wenn er nato leone deutet, es ist weiter nichts als ein Zufall. Solche Exemplare wurden früher als ominös leidenschaftlich gesucht, wie der bekannte Thaler des unglücklichen Friedrich von der Pfalz, der Thaler Cromwells mit dem Stempelriß u. ä. — IV. S. 39—77. G. D. Della Bona, sulle antiche famiglie dei Reiffenberg et dei Dornberg nella Contea di Gorizia, estinte la prima nel secolo XIV, e la seconda nel secolo XVIII. Der Gegenstand ist mit großer Sorgfalt wie N. V. im ersten Hefte, behandelt, auch sind zum Theil Regesten hinzugefügt. — V. S. 78—80: Zwei Münzen von Tvartko III., König von Bosnien 1426—43. Die Umschrift im R.) ist jedoch nicht S. GREGORIVS NAZARENVS, sondern NAZAZENUS, d. i. Nazianzenus zu lesen. — VI. S. 81—96. Ebn Taher, lettre critique à Mons. F. Schweitzer touchant la première Décade. Unter den Nachträgen und Berichtigungen zum ersten Hefte sind besonders hervorzuheben die Notizen über Thomas von Bosnien und über die Belagerung von Mantua im Jahre 1629, bei welcher Gelegenheit auch Nothmünzen geschlagen

Digitized by Google

wurden. Außerdem werden mehrere Münzfunde mitgetheilt, die einige bedeutende Raritäten zu Tage brachten: was indessen über die bei Treviso gefundenen Bleimünzen gesagt wird, die der Verf. für Nothmünzen etwa aus dem 16. Jhrh. hält, beruht auf einem Irrthum. Es läßt sich für diese Ansicht auch nicht das geringste Moment beibringen; viel eher möchte Refer. die Stücke für eine numismatische Spielerei halten. Der Verf. gesteht selbst ein, daß die Wappen zu erklären nicht möglich sei, man wird vielmehr unwillkürlich an die deutschen Rechenpfennige erinnert. — VII. S. 97—98: piccolo Bronzo inedito della famiglia consolare Axia, mit Jupiterkopf im A.) und NA | SO im R.). Diese Münze ist nicht von Riccio beschrieben und durch ihre auffallende Dicke noch besonders merkwürdig. — VIII. S. 99—103: pensieri ispirati da una Medaglia di Cornelia Supera, mit IVNONI AVG. — IX. S. 104—105: Münze mit HVGO GRATIA DI DVX und im R.) SCI DIONYSII, die der Verf. Hugo Capet beilegt. — X. S. 106: Münze von König Eudo, zu Toulouse geschlagen. — Der Appendice enthält: 5 merkwürdige Briefe, ein Beitrag für Autographensammler. Es sind 2 von Winckelmann an den Commerzienrath Walther in Dresden 1752 und 1759, einer von Schiller ohne Adresse, geschrieben den 19. Sept. 1793 — die Echtheit ist documentirt — und 2 von Fesch, deren erster aus Brescia vom 30. Thermidor des Jahres 4 an den Colonel Oser in Basel, der zweite aus Mailand vom 4. Fructidor des Jahres 5 an den Buchhändler Flick in Basel gerichtet ist. Zuletzt steht noch der Nekrolog von Franz Carrara, Conservator des Museums in Spalato 1843—50, gestorben 1854.

Das ist der Inhalt der beiden interessanten

Hefte, zu denen die verschiedensten Gebiete der Numismatik Beiträge geliefert haben. Es ist natürlich, daß der Werth derselben verschieden ist, doch werden sie unstreitig Beifall finden, so daß Hrn Schweitzers fernere Thätigkeit auf diesem Gebiete überall gern gesehen werden wird. Die Kupfertafeln, die den Heften beigefügt sind, gehören zu den besten Leistungen dieser Art, wie denn, mit Ausnahme des nicht sehr correcten Druckes, die beiden Hefte vortrefflich ausgestattet sind.

C. G. Schmidt.

Edinburgh

Adam and Charles Black 1855. The Obstetric Memoirs and Contributions of James Y. Simpson, M. D. Professor of Midwifery in the University of Edinburgh. Edited by Dr. W. O. Priestley, Edinb. and Dr. Horatio R. Storer, Boston. Volume I. XV u. 857 S. in Octav.

Simpson's Arbeiten sind in verschiedenen Journalen zerstreut, zu sehr verschiedenen Zeiten erschienen und dadurch Vielen, besonders im Auslande schwer zugängig; die Herausgeber, von denen der erstere seit mehreren Jahren schon Simpson's Assistent ist, haben es deshalb unternommen, sie zu sammeln und in weitern Kreisen auf diesem Wege bekannt zu machen; es war dies eine Aufgabe, deren Ausführung der Verf. schon seit langer Zeit im Auge hatte, und er würde sie selbst unternommen haben, wenn er nicht gefühlt hätte, daß er dann Vieles ändern, Manches verbessern müßte, wozu es ihm an Zeit fehlte. Aus diesem Grunde erscheinen die Aufsätze alle jetzt in ihrer ursprünglichen Form, nur hin und wieder mit

Anmerkungen, wie der jetzige Stand mancher Fragen sie erforderte, von den Herausgebern begleitet.

Der Einfluß, den S.'s Studien und Beobachtungen auf die Entwicklnng der Geburtshülfe und Gynäkologie gehabt und noch immer haben, ist bekannt; besonders in letzterer ist von ihm eine ganz neue Richtung ausgegangen und ein großer Theil der neuern englischen Arbeiten im Gebiete jener Fächer verdankt ihm und den von ihm gegebenen Anregungen seine Entstehung. Allerdings sind manche Irrthümer in S.'s Arbeiten verbreitet, manche seiner Ansichten längst widerlegt, aber alles Unwahre liegt außer seiner Absicht und gern gesteht er Fehler ein. Wer wie Ref. das Glück hatte, mit S. eine Zeit lang zusammen zu sein und seine Praxis zu verfolgen, wird mit ihm übereinstimmen, daß der Edinburgher Professor als Arzt und Mensch der redlichste Mann ist, dem es nur um die Sache selbst zu thun ist und dessen Irrthümer bloß Folgen eines übersprudelnden Genies sind — zugleich wird Jeder aber auch bekennen müssen mit Ref., daß Simpson unstreitig einer der ersten, vielleicht der erste aller jetzt lebenden Geburtshelfer und einer der größten Zierden und Anziehungspunkte der schottischen Universität ist.

In vorliegender Sammlung sind nur diejenigen Arbeiten S.'s veröffentlicht, welche die Geburtshülfe und Gynäkologie betreffen; die allgemein medicinischen sind ganz zweckmäßig ausgeschlossen, denn obgleich viele von wissenschaftlicher Bedeutung sind, so ist ihre Zahl doch so groß, daß sie allein einen dicken Band bilden würden und so den Umfang der Sammlung zu sehr vergrößert hätten; ein Verzeichniß derselben ist in der Vorrede zu diesem 1. Bande von den Her-

ausgebern gegeben. Man muß über die Thätigkeit des Mannes erstaunen, der erst 44 Jahre alt und mit einer Praxis, die ihm kaum eine Stunde des Tages zur Arbeit frei läßt, ihm in mancher Nacht den Schlaf raubt und die noch fortwährend im Zunehmen begriffen ist, noch Zeit gefunden hat, sich mit andern Studien als geburtshülflichen zu beschäftigen. Aus dem Umfange des vorliegenden 1. Bandes, der fast 900 Seiten enthält, kann man auf die Reichhaltigkeit jener schließen; und sie enthalten nicht einfache Krankengeschichten und Compilationen anderer Autoren, sondern theils ganz neue Methoden und Ansichten, theils gehaltvolle und geistreiche Kritiken und Beobachtungen über die wichtigsten Gegenstände des Faches. Die Herausgeber haben die Aufsätze nicht in chronologischer Folge, wie sie erschienen sind, sondern nach den Zweigen der Gynäkologie, die sie besprechen, arrangirt und so dem Buche eine mehr systematische Form gegeben. Der 1. Band enthält im ersten Theile die Arbeiten über specielle Pathologie der nicht schwangern Frauen, im 2. die über Physiologie und Pathologie der Schwangerschaft und im 3. die über Physiologie und Pathologie der Geburt. Der 2. Band, der in kurzer Zeit die Presse verlassen soll, wird die das Puerperium, die Krankheiten des Fötus und seiner Anhänge und die geburtshülfliche Anästhesie betreffenden Aufsätze umfassen. Die nach dem Erscheinen des 1. Bandes (April 1855) von Simpson im Edinb. Med. Journal veröffentlichten sind natürlich von der Sammlung ausgeschlossen.

Die meisten der vorliegenden Gegenstände sind schon früher verschiedentlich besprochen und gewürdigt, und so dem wissenschaftlichen Publicum die wichtigsten bekannt, weshalb Ref. es für un-

nöthig hält, eine genaue Kritik aller zu geben und sich damit begnügt, sich auf Besprechung der hauptsächlichsten und solcher, in denen die eigenthümlichen, von Andern abweichenden Ansichten des Vfs deutlich hervortreten, zu beschränken.

Der erste Theil beginnt mit einem Aufsatze über allgemeine Diagnostik der Uteruskrankheiten, der den Gegenstand sehr ausführlich behandelt und besonders dadurch höchst interessant erscheint, daß die charakteristischen Grundsätze des Verf. klar und deutlich in ihm ausgesprochen und gleichsam ein Schlüssel zum Verständniß vieler seiner Ansichten gegeben ist. S. meint: Um eine genaue Diagnose zu stellen, muß man 2 Reihen von Erscheinungen zu Hülfe nehmen, die sogen. dynamischen oder besser gesagt, functionellen und die physikalischen; beide müssen Hand in Hand betrachtet werden, um zu einem richtigen Verständniß jedes Falles zu gelangen, die wichtigsten bleiben aber immer die physikalischen; denn setzen uns die functionellen Erscheinungen auch in den Stand, mit Sicherheit zu bestimmen, daß der Uterus oder seine Nachbarschaft krank sind, so ist es doch rein unmöglich, auf die Art der Erkrankung aus ihnen zu schließen, und deshalb auch sehr schwer, ohne Mithülfe der physik. Zeichen zu einer richtigen Behandlungsweise zu gelangen. Von diesem Gesichtspunkte aus schildert er die Symptome und zwar in erster Reihe als functionelle 1) Störungen in den Uterinfunctionen selbst, 2) Erscheinungen in den Nachbarorganen, 3) Schmerzen in verschiedenen Körpergegenden, 4) Functionsstörungen vom Ut. entfernter Organe und 5) allgemeine constitutionelle Erscheinungen. Zur physik. Diagnostik bedient er sich außer den bekannten Hülfs-

mitteln, wie die äußere und innere Manualuntersuchung der mit dem Speculum, der Uterinsonde, des Preßschwammes, der Explorativpunction und der Chloroformanästhesie. Die meisten dieser Methoden werden in andern Kapiteln ausführlich geschildert, und Ref. bemerkt nur, daß die Einführung der letzten 4 angegebenen in die Medicin Simpson selbst zu verdanken ist.

Nach einer kurzen Notiz über die Anwendung des Speculum, wozu zweckmäßig die Seitenlage empfohlen wird, folgt der bekannte Aufsatz über die Uterinsonde. Nach Veröffentlichung desselben im Jahre 1843 fand die Methode allgemeinen Beifall und vor Allen war es unser Landsmann Kiwisch, der dadurch, daß er ihr in seinen „Klinischen Vorträgen" eine übermäßige Wichtigkeit beilegte, zu ihrer Verbreitung in Deutschland so sehr beitrug, daß Viele dieselbe als von ihm stammend noch immer ansehen. — Der Gegenstand ist von S. höchst scharfsinnig bearbeitet, der große Vortheil und Nutzen aber, den er von der Sonde erwartet, in der That nicht vorhanden; denn stimmen wir auch mit ihm darin überein, daß die Sonde die Manualuntersuchung des Ut., sowie die mit dem Speculum erleichtert und ergänzt, daß sie uns in den Stand setzt, den Zusammenhang von Beckentumoren mit dem Uterus, die Länge seiner Höhle, die Richtung ihres Verlaufes rc. zu bestimmen, so ist ihre Einführung doch gar nicht so leicht, wie uns geschildert wird. Schwer hat Ref. es gefunden, mit dem leitenden Finger das Os und den Cervix ut. sich gehörig zu fixiren, sowie ihm in der Hälfte der Fälle wenigstens, in denen er das Instrument anwandte, nicht gelungen ist, den innern Muttermund zu passiren, ohne sich der Gefahr, der Frau heftige

Schmerzen zu machen und die Innenschicht des Ut. zu verletzen, auszusetzen. Ref. ist der Ansicht, daß in ungeübten Händen die Anwendung des Instruments immer schwierig ist und sehr gefahrvoll werden kann, daß es aber auch in vielen Fällen entbehrlich ist, während allerdings in andern durch seine Benutzung allein eine sichere Diagnose gestellt werden kann.

Mit Uebergehung der Aufsätze über das Alter von Uterinsonden, die Erleichterung der geburtsh. Untersuchung durch die künstliche Anästhesie, entzündliche Eruptionen auf der Schleimhaut des Mutterhalses, über mit Arzneistoffen versetzte Pessarien, die Anwendung des Chlorzinks bei Ulcer. des os ut. macht Ref. auf die kleine Arbeit über Explorativpunction zur Erkennung zweifelhafter Beckentumoren aufmerksam. Mittelst eines sehr feinen Troikarts gelang es S. auf diesem Wege, ohne den Patienten den geringsten Schaden zuzufügen, eine sichere Diagnose zu stellen, indem er erkannte, ob der Tumor flüssigen Inhalt hatte und welcher Art dieser war. Andere Gynäkologen haben dasselbe erfahren und Refer. weis't in dieser Hinsicht auf einen in der geburtshülflichen Section der 31ten Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Göttingen (s. Monatsschr. f. Geburtsk. Jan. 1855) von Dr Credé gehaltenen Vortrag hin.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

23. Stück.

Den 9. Februar 1856.

Edinburgh

Schluß der Anzeige: »The Obstetric Memoirs and Contributions of James Y. Simpson. Edited by Dr. W. O. Priestley and R. Storer.«

Die Behandlung der sogen. entzündlichen Induration des Cervix ut. mit Kali caust., die in einem kleinen Artikel empfohlen wird, steht mit den Ansichten der bessern Zeitgenossen S.'s in entschiedenem Widerspruch. Auch Ref. hält sie für eine gefährliche und gewöhnlich höchst überflüssige Verfahrungsweise. Sehr empfehlenswerthe Aufsätze dagegen sind der über abnorme Involution des puerperalen Uterus und 2 über Verlauf und Behandlung der Uterusfibroïde; in dem einen wird u. A. das Bromkalium statt des nutzlosen Kreuznacher Wassers als ein sehr gutes Mittel empfohlen; das im zweiten geschilderte Verfahren, in dem die Geschwulst bedeckenden Uterusgewebe mittelst Aetzkali eine Oeffnung zu machen, die Geschwulst mit den Fingern theilweise loszuschälen und ihre Aus-

stoßung den Contractionen des Ut. zu überlassen, hat nicht den gehegten Erwartungen in seinen Erfolgen entsprochen (Ref.). In 3 aus verschiedenen Zeiten datirenden Aufsätzen wird die Diagnose und Behandlung der Uteruspolypen besprochen. Der Nutzen der Uterinsonde für die Diagnose letzterer ist vom Verf. zu hoch angeschlagen, dagegen ist die Anwendung von Preßschwamm um den Muttermund zu eröffnen und Cervix wie Uterinhöhle dem Finger zugängig zu machen, von großem Werthe. — Wenn behauptet wird, die Blutung bei Polypen habe ihre Quelle in der den Tumor überziehenden Schleimhaut und als Beweis angeführt wird, daß man sich sonst das schnelle Aufhören derselben nach Entfernung jenes nicht erklären könne, so läßt sich dagegen bemerken, daß, wenn man die Ansicht festhält, nach der die Blutung aus dem den Ansatz des Stieles am Uterus umgebenden und von ihm gezerrten Gewebe kommt, die Stillung derselben nach Entfernung des Polypen sehr gut dadurch erklärlich wird, daß der Uterus sich hierauf zusammenzieht, um seine Höhle zu verkleinern, somit die zerrissenen Gefäße schließt, zumal die erregende Ursache der Blutung gehoben ist. — Der Ligatur zieht S. mit Recht die Excision vor; denn letztere wird leichter ausgeführt, die Cur ist schneller, hat nicht so viele Unannehmlichkeiten wie die Ligatur im Gefolge und ist nicht von der mit letzterer verbundenen Gefahr der Phlebitis begleitet. Die nach der Operation gefürchtete Blutung tritt gewöhnlich nicht ein, und ist, geschieht dies auch, meist immer so gering, daß sie durch Injectionen schnell gestillt werden kann. Um das beim gewöhnlichen Verfahren der Excision Statt findende Herunterziehen des Polypen und die Zerrung des

Uterus zu vermeiden, bedient sich S. eines eigenen von ihm erfundenen Instruments, Polypotom genannt, das nach Art eines Tonsillotoms wirkt und Ramsbotham's Decapitationshaken sehr ähnlich ist. Ist der Stiel nicht gar zu dick, so ist die Operation mit diesem Instrumente sehr einfach und leicht, wie Ref. sich während seines Aufenthalts bei S. verschiedentlich überzeugte. — In einer Anmerkung der Herausgeber wird eine neue Krankheit des Ut., wenigstens ihrem Namen nach neu, geschildert — Hämorrhoiden des Uterushalses — die aber nichts weiter als der bekannte Zustand von Massenzunahme des Cervix mit Hypertrophie der Schleimhaut und oberflächlichen Gefäße ist.

Die 4 folgenden Aufsätze handeln über die Amputation des Cervix ut. beim Blumenkohlgewächs, bei Carcinom, über den bisweilen vorkommenden Mangel aller Erscheinungen bei krebsiger Affection des Ut., und über das Carcinom des corp. und fund. ut. ohne Mitbetheiligung des Cervix. Die falsche Ansicht Simpson's, daß das Blumenkohlgewächs im 1. Stadium nicht bösartig sei und dies erst später werde, findet ihre Erklärung in dem Umstande, daß dieser Aufsatz lange vor dem Erscheinen der Arbeiten Virchow's und Paget's über dieses Leiden veröffentlicht ist; nach letzteren ist die cauli flower excrescence immer ein Epithelialkrebs und das „nicht bösartige" Stadium das, in welchem noch kein Zerfall der Neubildung Statt gefunden. — Die Indicationen, die für die Amputation des Cervix aufgestellt werden: 1) bedeutende Hypertrophie und Verlängerung des Cervix ut., 2) Corroding ulcer (phagedänisches Geschwür des Mm.), so lange es noch auf die Lippen

Digitized by Google

des os ut. beschränkt ist, und 3) auf die untere Hälfte des Mutterhalses beschränktes Carcinom — sind zu weit ausgedehnt und zu allgemein hingestellt, denn einfache Hypertrophie des Cervix wird selten eine so gefährliche Operation rechtfertigen können, und das corroding ulcer verläuft so schleichend, daß wenn es heftigere Beschwerden macht, die Zeit zu einer erfolgreichen Operation gewöhnlich schon verstrichen ist. Die für die Operation am meisten passenden und am häufigsten einen günstigen Ausgang versprechenden Fälle sind die von Epithelialkrebs des Cervix (Ref.).

Die Arbeit über Retroversion der nicht schwangern Gebärmutter ist eine der besten Simpson's, aber mit unsern jetzigen Ansichten von diesem Zustande nicht mehr ganz im Einklang. Wir finden nicht immer den Nachweis gegeben, daß der Zustand wirklich die vielen Erscheinungen, die ihm zugeschrieben werden, bedinge, daß viele derselben nicht bloß zufällige Begleiter sind und von Allen ist der Dislocation selbst zu großes Gewicht beigelegt. Desgleichen ist die Behandlung zu mechanisch, obgleich die Intrauterinpessarien nicht gar so nutzlos und nachtheilig sind, wie jüngst vielfach behauptet ist. Auch Ref. hat oft die Einführung derselben als sehr schwierig gefunden, hat bisweilen heftige Schmerzen folgen sehen, die zur Entfernung des Instruments nöthigten, aber er glaubt, daß Unglücksfälle, die darauf folgen, nur Ausnahmen sind, die uns zu großer Vorsicht auffordern sollen; dagegen hat er eine ziemliche Anzahl von Frauen an verschiedenen Orten und aus den verschiedensten Klassen gesehen, die bedeutende Erleichterung in dem Gebrauche eines Intrauterinpessariums fanden, und

zum Theil selbst vollständig von ihrem Leiden befreit wurden.

Es folgen hierauf eine Reihe von Beobachtungen über Elevatio uteri, über Uteringicht, Beckenfisteln in Folge von Beckenabscessen und dann 4 Aufsätze über Ovariencysten und deren Behandlung. Im ersten empfiehlt S. die horizontale Lage der Kranken statt der aufrechten Stellung bei der Punction, da man alsdann weder Erbrechen, Ohnmachten zu fürchten, noch eine Bauchbinde, deren Handhabung während der Entleerung der Flüssigkeit oft schwierig und lästig sei, nöthig habe. Ein 2ter Aufsatz handelt über die entzündliche und nicht entzündliche Ruptur solcher Cysten und es werden die Sätze aufgestellt, daß sowohl durch Entzündung der Cystenwand als durch übermäßige Ausdehnung von Seiten des Inhalts und durch äußere Gewalt die Berstung eintreten könne, daß im ersten Falle gewöhnlich heftige Peritonitis entstehe, was in letzterem selten der Fall ist; ja es kann alsdann durch Resorption eine vollständige Heilung erfolgen, sowie auch dann, wenn eine Cyste sich nach außen durch die Haut oder einen Schleimhautkanal öffnet. S. fragt nun, ob die Kunst solche Vorgänge nicht mit Erfolg nachahmen könne, besonders da, wo nur eine große oder mehrere mit einander communicirende Cysten vorhanden sind. — Im 3. Aufsatze gibt uns Verf. seine Erfahrungen über die Injection von Jodtinctur in die Cysten; er hat ungefähr 12 Fälle bis jetzt auf diese Art behandelt, nie viel Schmerzen oder Fieber folgen sehen; die Kranken erholten sich meist so schnell wie nach einfacher Punction, es erfolgte jedoch nicht immer Heilung die allerdings in andern vollständig eintrat. —

Der 4te Aufsatz bespricht die Frage, in wie weit die Ovariotomie gerechtfertigt ist. S. glaubt, daß sie dies nur in dem Falle sei, daß die Krankheit das Leben direct bedrohe, aber Aussicht vorhanden sei, die Patientin durch die Operation zu retten. Die Gefährlichkeit letzterer soll uns nun allerdings auffordern, auf andere therapeutische Mittel zu sinnen und vor Allem der Entstehung der Cysten mehr Aufmerksamkeit zu schenken; sie soll uns aber auch auffordern, unsere diagnostischen Hülfsmittel, von deren Mangelhaftigkeit so viele unglückliche Resultate der Operation abhängen, so wie die Methode dieser zu verbessern; gewiß wird dann die Gefahr derselben nicht so groß sein, wie fast allgemein behauptet wird. — Auch kann man aus diesem Grunde allein die Operation nicht verdammen, denn die Amputation der großen Glieder und selbst die Herniotomie haben fast keine bessern Resultate (Ref.).

Unter der ziemlich bedeutenden Anzahl von Artikeln, die im ersten Theile noch folgen, sind besonders die über Menstruationsanomalien hervorzuheben. Amenorrhoe in Folge von unvollständiger Entwicklung des Uterus, von Atrophie desselben wird von Simpson mit galvanischen Intrauterinpessarien, die zur Hälfte aus Zink, zur andern aus Kupfer bestehen, behandelt. Der Erfolg läßt sich mehr aus dem Reiz, den ein solches Instrument auf die Innenfläche des Uterus ausübt, und aus dem Umstande erklären, daß letzterer in Folge dessen, wie um jeden in seiner Höhle enthaltenen Körper hypertrophirt, als aus der galvanischen Wirkung, obgleich die Salze der Uterinsecrete sich immer nur auf den Zinktheil niederschlagen, wie man sich leicht überzeugen kann; möglich ist es auch, daß die so gebildeten Zinksalze

reizend auf den Ut. wirken. — In einem Kapitel über die Natur der bei Dysmenorrhoe zuweilen ausgestoßenen Membran, der sogen. Decidua catamenialis wird klar nachgewiesen, daß dieselbe nicht, wie geglaubt wurde, ein Exsudat, sondern die abgestoßene hypertrophirte Uterinschleimhaut ist, wie das Mikroskop nachweis't. — Die Behandlung der Dysmenorrhoe, welche Folge von zu großer Enge des os uter. ist, durch Incision des Cervix ist bekannt und hat viele Nachahmer gefunden; auch hat S. dazu ein besonderes Instrument, ähnlich einem Lithotome caché anfertigen lassen, mittelst dessen die Operation sehr einfach, leicht und schmerzlos ist. Indeß wird sie zu oft, selbst da, wo sie nicht nöthig ist, ausgeführt (Ref.).

In den Kapiteln über die therapeutische Kraft des Nickels und des Ceriums wird die gelind tonisirende Wirkung des ersteren, die der der leichten Eisenpräparate und des Mangans ähnlich ist, und die gleiche des Cerium, das mehr den Salzen des Silbers und Wismuths gleicht und deshalb bei Reizungszuständen des Darmkanals besonders paßt, als von Simpson durch verschiedene Beobachtungen bestätigt empfohlen.

Eine interessante mit Hysterie gewöhnlich einhergehende Erscheinung ist der als „falsche Schwangerschaft" bezeichnete Zustand. Die Frauen glauben sich schwanger, ihr Leib wird dicker, sie haben die gewöhnlichen Beschwerden der Gravidität, fühlen sogar Kindesbewegungen, und der Warzenhof färbt sich bisweilen tief dunkel. Diese Erscheinungen kommen bei Thieren ebenfalls vor, und S. glaubt, daß sie von krankhaften Zuständen der Ovarien ausgehen. Woher die Anschwellung des Leibes komme, ist noch unerklärt.

Das Daphragma muß dabei vor Allem mitwirken. Bringt man die Frauen unter den Einfluß des Chloroforms, so sinkt der Bauch ein und eine genaue Diagnose ist allsogleich ermöglicht.

Den Schluß des ersten Theils bildet ein Aufsatz, in welchem S. die Frage abhandelt, ob es wahr sei, daß, wie vielfach behauptet wurde, Weiber, die als Zwillinge mit männlichen Individuen geboren sind, unfruchtbar seien. Seine genauen statistischen Untersuchungen haben die Unrichtigkeit der Behauptung nachgewiesen und gezeigt, daß die Fruchtbarkeit solcher Frauen der anderer gleich ist; zugleich haben sie auch den auffallenden Umstand nachgewiesen, daß während bei den Hausthieren dasselbe der Fall ist, die Kühe allein, die mit Männchen geboren sind, in Folge von Mißbildung ihrer Sexualorgane bei sonst ganz normaler Körperentwicklung unfruchtbar sind.

Der zweite Simpson's Aufsätze über die Schwangerschaft enthaltende Theil beginnt mit einem Artikel über die Dauer letzterer. Der Verf. weis't nach, daß dieselbe sehr variabel, durchaus nicht an einen bestimmten Tag oder eine bestimmte Woche gebunden ist, wie dies auch bei Thieren nicht der Fall ist, und daß die Gravidität 30—35 Tage über den als feststehend angenommenen Termin, den 280. Tag nämlich, gelegentlich verlängert werden könne. — In einem andern Artikel über Blutungen bei Abortus wird empfohlen, dann, wenn dieselbe sehr beträchtlich ist, einen Preßschwamm in den Muttermund zu führen, was wirksamer als die Tamponade der Vagina sein soll; es verstärkt die Wehen, befördert die Ausstoßung des Fötus und auch der nach seiner Entfernung oft zurückbleiben-

den Eianhänge. — In einer andern kleinen Notiz wird die Inhalation von Opium, das durch heißes Wasser zum Verdampfen gebracht wird, als ein sehr wirksames Mittel gegen hartnäckiges Erbrechen während der Schwangerschaft gerühmt.

Der dritte Theil enthält eine Reihe äußerst wichtiger und werthvoller Kapitel über die Physiologie und Pathologie der Geburt. Sie betreffen theils die natürliche regelmäßige Geburt und besonders den Mechanismus derselben, theils die abnormen complicirten Geburten, theils die operative Geburtshülfe. Einen Auszug aller zu geben, würde zu viel Raum in Anspruch nehmen, und sie kritisch zu beleuchten, ist größtentheils überflüssig, da dasselbe früher schon vielfach geschehen und die streitigen Punkte meist erledigt sind. Refer. begnügt sich deshalb, ihren Inhalt und Tendenz kurz anzudeuten.

In Bezug auf die natürliche Geburt sind besonders einige Kapitel über den Mechanismus bei gewöhnlichen Schädelgeburten, bei Stirn-, Gesichtslagen, Beckenlagen von Bedeutung, da S. sich hier als einen Anhänger deutscher Ansichten, besonders der Nägele's zeigt, in seinen Vorlesungen dieselben lehrt und Nägele's Eintheilung folgt, sowie er bei Behandlung der Stirn-, Gesichts- und Beckenlagen sich entschieden für Nichtinterferenz, so lange keine Gefahr droht, ausspricht. Unter den zahlreichen Aufsätzen über die schwere und die complicirte Geburt macht Refer. besonders auf folgende aufmerksam: Der Artikel über das Geschlecht des Kindes als Ursache schwerer und gefahrvoller Geburten ist allgemein bekannt; S. hat, vor Allem durch Benutzung von Collin's statistischen Ausweisen über die Ereignisse

im Dubliner Gebärhause während der Zeit von dessen Directorate (s. Collins »a practical treatise on midwifery etc.« 1836) nachgewiesen, daß sowohl Kind als Mutter bei der Geburt von Knaben größern Gefahren ausgesetzt sind, als bei der von Mädchen, und glaubt den Grund in dem größeren Körper= und besonders Kopfumfange der Knaben zu finden, wodurch die Geburt derselben im Allgemeinen länger daure und Mutter und Frucht deshalb mehr Schädlichkeiten ausgesetzt seien. Die Richtigkeit dieses Satzes angenommen, so haben doch Veit's in jüngster Zeit vorgenommene Untersuchungen (s. „Monatsschrift für Geburtskunde und Frauenkrankheiten". 6. Band 1855) gezeigt, daß hier noch ein anderer uns bis jetzt unbekannter Umstand mitwirke.

Der Aufsatz über die Wirkung des Galvanismus auf die Thätigkeit des Uterus hat diesen Gegenstand nicht zu einem Abschlusse gebracht, wie dies S. auch selbst zugesteht. Aus 8 mit großer Genauigkeit vorgenommenen Experimenten zog er den Schluß, daß der Galvanismus weder vorhandene Wehen verstärke, noch solche, die aufzuhören drohen, wieder errege.

Von den übrigen Artikeln sind die über Zerreißung des Uterus und Dammes, über Hydrocephalus des Kindes, fibröse Uterusgeschwülste als Geburtscomplicationen, über Wehenschwäche sehr interessant; die bedeutendsten aber und das Genie Simpson's am klarsten darthuenden sind die die operative Geburtshülfe betreffenden. Refer. erwähnt des über den Air-tractor (die Priorität der Erfindung ist dem Edinburgher Geburtshelfer durch v. Siebold (s. Monatsschrift für Geburtskunde 6. Band) mehr weniger genommen), auf dessen prakti-

sche Wichtigkeit S. noch gar nicht verzichtet hat, da er glaubt, daß die Fortschritte der Mechanik das Instrument verbessern und es für die Praxis anwendbarer machen werden; Ref. hebt ferner den Aufsatz über die Zange und die Craniotomie hervor, in denen S. sich deutschen Ansichten nähert, die Gefahr der Perforation nachweis't und den häufigern Gebrauch der Zange in England empfiehlt, zu welchem Zwecke er auch ein dem Nägele'schen fast gleiches Instrument eingeführt hat. Noch mehr aber sucht der Verf. durch seine große Arbeit über die Wendung als Ersatzmittel für Zange und Perforation bei Beckenenge eine das Kind mehr schonende Operationsweise in seinem Lande zu verbreiten. Der Vorschlag ist nicht neu, da er schon von Fielding Ould gemacht ist; S. sucht ihn nun auszuführen und zu beweisen, daß man durch dieses Verfahren das instrumentelle oft umgehen könne; er basirt seine Ansicht hauptsächlich auf die Anschauung des kindlichen Schädels, der in seinem untern Querdurchmesser kleiner, als in seinem obern sei und deshalb mit dem untern Theile leichter, einem Keil ähnlich, als mit dem obern voran durch ein enges Becken gehe. Ref. glaubt jedoch, daß letzteren Satz auch als richtig angenommen, die Schwierigkeit der Auswahl passender Fälle und die größere Gefahr für Mutter und Kind, wenn nun wirklich die Operation sich nicht so leicht zeigt und der Kopf stecken bleibt, dem Verfahren nie eine große Verbreitung in der Praxis gestatten werden. — Aus Allem geht aber das lobenswerthe Bestreben Simpson's hervor, der blutigen Praxis vieler seiner Landsleute Schranken zu setzen, und er führt zu diesem Zwecke in einer kleinen Notiz noch die Resultate der größten Gebärhäuser ver-

Google

schiedener Länder, in denen eine verschiedene Praxis befolgt wird, an, aus denen hervorgeht, daß diejenigen, welche am wenigsten operiren und besonders am seltensten zur Perforation schreiten, nämlich die Wiener Geburtshelfer, die besten Erfolge für Mütter und Kinder erzielen.

In dem Aufsatze über Querlagen, Selbstentwicklung und die Wendung gibt S. folgende beherzigenswerthe Rathschläge: 1) wo möglich nur auf 1 Fuß zu wenden, 2) statt des Fußes lieber das Knie herunterzubringen; 3) die Extremität zu ergreifen, die der vorliegenden Seite entgegengesetzt ist; 4) bei der Extraction nie künstliche Drehungen des Rumpfes zu machen. — In den Artikeln über Kaiserschnitt, Beckenenge, künstliche Frühgeburt zeigt er sich als einen auch mit den neuern Forschungen anderer Länder vertrauten Geburtshelfer, da er u. A. die Methode Kiwisch's, die Geburt einzuleiten, mehrfach geübt hat; auch die sogen. Cohen'sche Methode ist ihm nicht unbekannt, ja er hatte sie, wie er angibt, schon eine Reihe von Jahren als die von ihm als beste erkannte ausgeführt, als er fand, daß sie von Cohen als neue Methode angegeben und beschrieben war. — Die Arbeit über Placenta praevia und ihre Behandlung durch Lösung des Mutterkuchens vor Austreibung des Kindes ist bekannt; die Methode stützt sich 1) auf die Ansicht, daß die Blutung bei jener Anomalie nicht aus den Uterin-, sondern aus den Placentargefäßen komme, und 2) auf die Erfahrung, daß nach bisweilen spontan vorkommender Ausstoßung des Kuchens vor dem Kinde die Blutung gewöhnlich stille steht. Die erste Ansicht ist entschieden unrichtig und wenn die unter 2) angegebene Erfahrung auch wahr ist, so hat man doch zu be-

rücksichtigen, daß das Kind dabei immer verloren ist, weshalb die Methode durchaus nicht allgemein zu empfehlen ist, sondern höchstens da in Anwendung kommen darf, wo Zuwarten sowohl als alle andern Verfahrungsweisen Kind sowohl als Mutter in die größte Lebensgefahr versetzen und man deshalb gerechtfertigt erscheint, ersteres für die Wahrscheinlichkeit, letztere wenigstens zu erhalten, zu opfern.

Von den übrigen Kapiteln erwähnt Ref. noch der über Inversio uteri, über Albuminurie der Schwangern und ihren Zusammenhang mit Eklampsie, über Lufteintritt in die Venen des Uterus nach der Geburt, über plötzliche Todesfälle nach der Entbindung und einen Bericht über das Edinburgher Gebärhaus, die Jahre 1844—46 umfassend, der als ein Muster einer Gebärhausstatistik erscheint — um diese Anzeige hier zu schließen. Es wird sich aus derselben ergeben haben, daß Simpson fast alle Zweige der Gynäkologie und Geburtshülfe selbständig bearbeitet hat und auf eine Art, die den Arbeiten dauernden Werth gibt; noch mehr wird sich dies zeigen, wenn uns erst der 2. Band der Sammlung vorliegt und wir somit S. in diesen Blättern wieder begegnen. Ref. konnte bei der Masse und der Verschiedenheit der Aufsätze nicht jeden einzeln genau durchgehen, es war ihm nur möglich, sie zu erwähnen und die Punkte hervorzuheben, die einen Blick in Simpson's Praxis gestatten. Obgleich man in manchen Dingen dem Verf. nicht beistimmen kann, so wird Jedermann doch finden, daß S. sich von den vielen Fesseln, in denen die englische Geburtshülfe noch liegt, losgemacht und allen Geburtshelfern

ein Vorbild in wissenschaftlicher wie in praktischer Hinsicht sein kann. Dr. Spiegelberg.

Hamburg

Meißner 1854. Neues Englisches Lesebuch, welchem die Grundsätze der Aussprache nach Smart's Walker Remodelled und dem von Worcester aufgestellten Systeme vorangehen. Mit durchgehender Bezeichnung der Aussprache und einem vollständigen Wörterbuche. Für Schulen und zum Privatgebrauche von A. D. Eden. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (Bevorwortet von Dr. J. G. Flügel). XVI und 384 S. in Octav.

Das vorgenannte Buch enthält kurze Anweisungen zum Lesen, Grundsätze der Aussprache, eine kurze Darstellung des Accents, und dann etwas über Etymologie (von S. 1—62). Es folgen nachher in 2 Abtheilungen und einem Anhange, 197 prosaische Stückchen und Stücke, so wie 38 Gedichte (von S. 62—305); ein Wörterbuch schließt das Ganze (von S. 311—384). Die durchgängige Betonung und Bezeichnung der Aussprache erleichtert das Studium und verdient Lob, jedoch nicht so unbedingt die Auswahl: mit Ausnahme der Bruchstücke aus Chesterfield's Briefen (von S. 77—94), der 3 Stücke von Irving (aus seinem immer frischen Skizzenbuche) (von S. 220—254) in dem prosaischen Theile, und einiger Gedichte von Watts, Pollok, Young, Pope, Thomson, Moore u. s. w. (aber warum nichts von Byron und W. Scott?), in dem poetischen Abschnitte, die alle guten Geschmack bekunden, finden wir Geschichtchen, Anek-

doten und ähnliche Dinge, ohne Angabe der Autoren (das freilich schwer sein würde). Die Sammlung ist daher, größtentheils, ein Vademecum, wie es viele gibt, thrown together in a disagreeable confusion, und in deren Gesellschaft Irving, Pope ꝛc., und wohl viele Leser, sich wahrscheinlich nicht sehr behaglich fühlen möchten. Jüngere Lernende werden vielleicht die vielen Schönworte unterhaltend finden, aber der Herausgeber sagt ja nirgends, daß das Buch für das jugendliche Alter ausschließlich bestimmt ist! Er will es sogar für das Selbststudium ausersehen haben und das setzt ein reiferes Alter voraus. Unsere Leser werden sich erinnern was der geistreiche Montesquieu (in seinen persischen Briefen) seinen Perser aus Paris, in Bezug auf damalige französische Schöngeisterei schreiben läßt (Lettre 52): il faudra acheter de certains livres qui sont des recueils de bons mots, composés à l'usage de ceux qui n'ont pas d'esprit et qui en veulent contrefaire.

Dem Herausgeber wird vielleicht unser englisches Lesebuch (IV. Aufl. 1851) bekannt sein, und dieses Buch beweis't, daß man das Angenehme mit dem Nützlichen vermengen und dadurch Ansprüche jeder Art befriedigen kann, ohne zu mischmaschen. Doch der Plan des Herausgebers hat hier vorgewaltet, und daher wollen wir bei dieser Bemerkung stehen bleiben, und nur zu künftiger Verbesserung Folgendes empfehlen: S. 33 ist die Regel, wann $\overset{1}{\text{my}}$ gesprochen wird, höchst unverständlich. Warum nicht wie Walker, und nach ihm Flügel und Grieb in ihren Wörterbüchern: wenn der Nachdruck darauf ruht $\overset{1}{\text{my}}$,

sonst m$\overset{1}{\text{e}}$; mit your verhält es sich ebenso: your: y$\overset{22}{\text{oo}}$r emphatisch, sonst wie y$\overset{2}{\text{e}}$r. Es wird diese Regel nur in England, in den gebildeten Kreisen, und in Irland selten beobachtet, da die Irländer sogar my lord, my lady, m$\overset{1}{\text{i}}$ aussprechen, was durchaus falsch ist. S. 45 wäre zu ergänzen, wo das t wie tsh ausgesprochen wird: nature, creature, feature, fortune u. a. m. S. 51 „an vor Hauptwörtern", ist sehr undeutlich; statt dessen wäre richtiger: an vor einem Vokale oder stummen h (das lange $\overset{1}{\text{u}}$ ausgenommen), und vor einem auf der 2ten Silbe betonten Worte: an harmónious combination. S. 309. Da nicht alle Redetheile durch to zu Zeitwörtern erhoben werden können, so ist statt des irrthümlichen allen, „vielen, mit Ausnahmen" zu setzen.

Die neue Auflage beweis't übrigens, daß Viele zu des Herausgebers Fahne schwören.

Druck und Papier sind gut.

Mlfrd.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 11. Februar 1856.

Tours

Imprimerie de J. Bouserez 1854. Adam, drame anglo-normand du XII^e siècle, publié pour la première fois d'après un manuscrit de la bibliothèque de Tours, par Victor Luzarche. LXXIV u. 101 S. in Octav.

Unter obigem Titel ist ein für die dramatische Kunst und Litteratur des Mittelalters in mannichfacher Beziehung gar wichtiges Werk erschienen. Der Herausgeber, seit einigen Jahren mit der Catalogisirung der Manuscripte der Stadtbibliothek von Tours beschäftigt, entdeckte dies Drama in einem bis dahin gar nicht beachteten, fälschlich Prières en vers bezeichneten, Codex in Octav. Derselbe enthält außer der obigen Publication aber noch andre Stücke. Es eröffnet ihn »un office latin de la Résurreccion dramatisé et mis en musique« (dessen Herausgabe Herr Luzarche vorbereitet), daran schließt sich die uns vorliegende Publication, an diese reihen sich dann noch folgende Gedichte: 1) ein Leben des heil. Georg, 2) ein Leben der heiligen Maria, 3) ein Leben des

heil. Gregor, 4) eine Sammlung von Sentenzen, eine Nachahmung der Catonischen (als solche bezeichnet sie der unbekannte Verfasser selbst in dem Eingang), 5) ein Leben der heil. Margarethe, 6) das Miracle von Sardenay, ein conte dévot. Der Herausgeber bemerkt, daß der Codex in zwei Epochen, vielleicht sogar von zwei verschiednen Händen geschrieben wurde; der erste Theil, 46 Blätter, gehöre der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts, der andre Theil dem Anfang des XIII. Jahrh. an. Leider! hat aber der Herausgeber vergessen uns zu benachrichtigen — und eine solche Vergeßlichkeit ist kaum zu begreifen — wo der erste Theil abschließt und der zweite anfängt, ob seine Publication jenem ganz angehört, oder theilweise auch diesem! Es liegt auf der Hand, daß dies zu wissen von großer Wichtigkeit ist: und zwar aus verschiednen Gründen. Wir werden alsbald einen Punkt in's Auge fassen, wo allein schon diese Frage von nicht geringer Bedeutung ist. — Der Sprache nach ist die Abfassung unseres Stückes indessen in das XII. Jahrh. jedenfalls zu verlegen, und somit schon ist dasselbe wenn nicht als das älteste, doch als eines der ältesten der uns bekannten in nordfranzösischer Sprache geschriebenen Dramen anzusehen.

Die Composition des Stücks, wie sie uns in der Veröffentlichung des Hrn Luzarche sich darbietet, ist nun folgende. Das Ganze zerfällt in vier Abschnitte, der erste, bei weitem der größte (S. 2—43) enthält den Fall des ersten Menschenpaars, der zweite (S. 44—55) die Ermordung Abels, der dritte (S. 56—69) die Verkündigung Christi durch die Propheten, der vierte (S. 69—84) endlich — nach Hrn Luzarche's Ansicht ein Epilog — ein mit den Versen

Oiez, Seignor, communement
Dunt Nostre-Seignor nus reprent

beginnendes recitirtes Gedicht von den fünfzehn den jüngsten Tag verkündenden Zeichen. Dasselbe schließt, nachdem zuletzt erzählt worden, daß die Trompeten zum jüngsten Gericht ertönen, mit den Versen

Pois descendra (sc. Nostre-Seignor) au jugement,
Ço sachez-vos, mult cruelment.
Si nos i doinst-il parvenir,
Que nos séum al soen pleisir!
Amen.

Dies ist zugleich dann der Schluß der uns vorliegenden Publication.

Die drei ersten Abschnitte sind unmittelbar verbunden, und zwar durch Bühnenanweisungen — die in diesem Stück, wie wir sehen werden, von besonderem Interesse sind. Dieselben sind in lateinischer Prosa verfaßt. Der Fall der beiden Erzeltern schließt damit, daß sie in die Hölle von den Teufeln geschleppt werden; es heißt da in der Bühnenanweisung: — — eos suscipient (sc. diaboli) et in infernum mittent, et in eo facient fumum magnum exurgere, et vociferabuntur etc. etc. Et facta aliquantula mora, exibunt diaboli discurientes per plateas; quidem vero remanebunt in infernum. Deinde veniet Chaym, Abel. Chaym sit indutus etc. etc. Der zweite Abschnitt endigt mit der Abführung Kains und Abels in die Hölle. In der Bühnenanweisung heißt es hier: Venientes autem diaboli, ducetur Chaïm, sepius pulsantes, ad infernum; Abel vero ducent micius. Tunc erunt parati prophete in loco secreto singuli, sicut eis convenit

etc. etc. Aus diesen Citaten sieht man ganz offenbar, daß die drei ersten Abschnitte unmittelbar zusammengehören, eine Einheit bilden. Am Ende des dritten Abschnitts aber findet sich keine Bühnenanweisung, ebensowenig überhaupt irgend eine in dem vierten Abschnitt. Der Abschnitt der Propheten schließt vielmehr mit der Weissagung des Nebukadnezar, und zwar mit den vier Versen:

Cum jo m'en regart, si vi le quartz
Chi lor fasoit mult grant solaz.
Les chieres avoient tant resplendisant,
Sembloient (sic) le filz de Deu puissant.

(Die beiden letzten Verse sind sicher corrumpirt). An diese Verse soll sich nun der vierte Abschnitt, dessen Anfang wir oben gegeben haben, unmittelbar als Epilog anreihen! Schon nach dem eben Dargelegten muß man sehr bezweifeln, daß der vierte Abschnitt der Publication des Herrn Luzarche zu dem vorausgehenden Drama gehört. Denn wie kommt es, daß keine Bühnenanweisung das Auftreten des Epilogredners hier anzeigt, noch auch des Abgangs des letzten der Weissagenden, des Nebukadnezar, ausdrücklich gedenkt? Was diesen letzten Punkt betrifft, so heißt es allerdings schon nach der Rede des zweiten Propheten, des Moses: »Dehinc ducetur a Diabolo in infernum, similiter omnes prophetae« und von da an wird die Abführung zur Hölle in den Bühnenanweisungen nicht mehr erwähnt. Aber am Schlusse des ganzen Prophetenspiels sollte man trotzdem in dieser Beziehung eine Angabe erwarten, ferner, wie mir scheint, nicht minder die Angabe eines stummen Spiels der Hölle, die nach der Aufnahme sämmtlicher Propheten, wenn auch nur durch Lärm und Geschrei ihr Frohlocken verkündigt haben wird. Man mag indessen auf den zweiten Punkt gar

kein Gewicht legen, das des ersten bleibt ungemindert, und wiegt schwer genug. Aber noch mehrere andre Gründe sprechen entschieden gegen die Annahme des Herausgebers. Einmal die Größe des Epilogs, der nicht weniger als 362 Verse umfaßt: von solchen Epilogen gibt es in der dramatischen Litteratur des Mittelalters, vielleicht überhaupt, kein Beispiel. Die Epiloge der französischen Mysterien, meist sonderbarer Weise »Prologue final« genannt, beschränken sich gewöhnlich auf eine ganz kurze in wenigen Versen ausgesprochene Ermahnung an die Zuschauer. — Der Inhalt ferner des als Epilog bezeichneten Gedichts steht mit dem vorausgehenden Drama in gar keinem innern Zusammenhang. Wenn es erwiesen wäre — was nicht der Fall ist — daß das Gedicht wirklich ein Theil eines Drama wäre, so könnte es wohl als ein Prolog zu einem Schauspiel des jüngsten Gerichts *), oder als Epilog eines Mystère „über die Ankunft des Antichrist“, möglicherweise auch eines Auferstehungsspiels gedacht werden — nimmermehr aber als Epilog zu dem uns vorliegenden Drama, das ja erst auf die Geburt Christi hinweis't. In dem Eingang des Gedichts ist auch gar keine Beziehung zu dem Drama gegeben; dagegen finden sich dort ein paar Stellen, die ganz offenbar gegen die sonderbare Annahme des Herausgebers sprechen. Der recitirende Sänger nämlich hebt sein Lied damit ganz passend an, daß er die Gottlosigkeit des Menschen beklagt, „der Anstand nimmt dem Herrn zu dienen, während doch die stummen

*) In dem deutschen Mysterium „der jüngste Tag“, welches Mone in seinen Schauspielen des Mittelalters, Band 1, S. 265 ff. mittheilt, werden im Eingang durch den heil. Gregorius die fünfzehn Zeichen verkündet.

Thiere ihre Pflicht thun und Gott danken" (font quanque il deivent sans tristor, E gracient tuit lor criator): der Mensch dagegen sei voll von Bosheit. Darauf fährt er fort: »Plus volentiers orreit (sc. home) chanter, Come Rollant ala juster E Olivier son compainnon, Qu'il ne ferrait la passion Que suffri Crist à grant hahan« etc. Also der Mensch höre lieber die weltlichen, als geistliche Gesänge! Dies ist die klagende captatio benevolentiae, die der mit dem epensingenden Jougleur rivalisirende Sänger an sein Publicum richtet. Bei unsern vielen Sünden, meint er, sollten wir dagegen alle stets des jüngsten Gerichts gedenken. Danach wendet er sich an das Publicum noch mit den Worten: Wenn ich nicht fürchtete Euch zu langweilen, oder abzuhalten von irgend einem Geschäft, so würde ich Euch von den funfzehn Zeichen die reine Wahrheit berichten. Und dergleichen sollte ein Epilogredner sagen? Welche Gründe in aller Welt hatte Hr Luzarche, dieses Gedicht zu einem Epilog des von ihm publicirten dramatischen Stücks zu stempeln? Wir sehen nur einen einzigen: weil es in dem Codex unmittelbar dem Drama nachfolgt. Mit demselben Rechte hätte der Herausgeber es zum Prolog der folgenden Legende des heil. Georg machen können. Diese ist übrigens gerade so wie das Gedicht von den 15 Zeichen in einer für die Recitation eingerichteten Form verfaßt, wie sie denn mit den Worten anhebt: Bele gent, qui estes ci avenuz ensemble etc. Das konnte dem Herausgeber ein Fingerzeig sein. Vielleicht schließt der ältere Theil der Handschrift gerade mit dem Gedicht von den 15 Zeichen ab. Und vielleicht hat sich dann hierdurch der Herausgeber auch zu seiner falschen Annahme verleiten lassen. Es ist

aber auch das gerade Gegentheil möglich, nämlich daß die ältere Handschrift unmittelbar vor jenem Gedichte abschließt. Es wäre zu wünschen, daß der Herausgeber nachträglich darüber etwas veröffentlichte: nicht als wenn wir glaubten, daß die Lösung der Frage, ob das erwähnte Gedicht wirklich ein Epilog des Dramas sei, davon abhinge; über diese Frage haben wir wenigstens keinen Zweifel mehr — vielmehr aus einem andern Grunde. Da nämlich das Drama mit den letzten Versen der Prophezeiung des Nebukadnezar, die wir oben anführten, keinen äußeren Abschluß hat — und wir fassen zunächst bloß diesen ins Auge — so darf schon vermuthet werden, daß wir nur ein Bruchstück eines größeren Mystère vor uns haben. Diese Vermuthung würde in hohem Grade unterstützt werden, wenn sich nach den Schlußworten Nebukadnezars die Handschrift veränderte. Daß kein äußerer Abschluß vorhanden ist, bedarf eigentlich kaum der Belege. Abgesehen davon, daß am Schluß gerade die das ganze Stück begleitende so ausführliche Bühnenanweisung ganz fehlt, so wie das gewöhnliche Explicit oder Amen, oder ein Cy fine li jeu u. dgl. — vermissen wir indessen vor Allem die Aufforderung an das Publicum zu dem Te Deum laudamus, womit die Mystères selbst in viel spätern Zeiten regelmäßig schlossen. Eine andere Frage aber ist, ob das Stück wie es vorliegt einen innern Abschluß habe. Dies kann, das Stück absolut, natürlich aber als Mystère betrachtet, eingeräumt werden. Die Mysterienschriftsteller haben von dramatischer Composition keinen Begriff. Aesthetische Gesetze leiten sie nirgends und niemals. Nur durch äußere, d. h. von der Dichtung selbst nicht gebotene, Rücksichten, liturgische, dogmatische z. B.,

werden sie in der Wahl und Beschränkung des Stoffes bestimmt. Wie nun der Fall Adams, die Ermordung Abels, die Verkündigung der Propheten alle drei Gegenstände besonderer Mysterien in England wenigstens und zum Theil auch in Deutschland waren, konnten auch diese drei ganz wohl vereinigt ein Mysterium bilden, da sie chronologisch sich an einander reihen lassen, und mehr war zu einem solchen Collectivmysterium, wie sie seit dem XV. Jahrh. in Frankreich auftauchen, gar nicht erforderlich. (Diese Collectivmysterien waren selbst mitunter besonders dazu eingerichtet, daß jedes Stück aus dem Ganzen herausgenommen, auch einzeln gespielt werden konnte). In unserem Mystère stehen nun die drei Theile sogar in einer höhern innern Beziehung: der Brudermord Kain's zeigt einerseits die Folgen des Sündenfalls, andererseits die Nothwendigkeit der Erlösung, welche durch die Propheten geweissagt wird. Um so eher könnten wir zugeben, daß dem vorliegenden Drama nur der äußere Abschluß, die Schlußworte des letzten Abschnitts mangelten. — Betrachten wir nun die Epoche aber, welcher das Mystère angehört, so wird es dennoch weit wahrscheinlicher, daß wir nur einen Torso, und zwar, um es sogleich zu sagen, den Anfang eines Mystère der Geburt Christi vor uns haben. Unser Stück nämlich gehört jener frühen Epoche an, in welcher das geistliche Schauspiel eben erst die Bühne außerhalb der Kirche verlegt hatte. Dies ersehen wir aus dem Stück selbst, es wird unmittelbar vor der Kirche gespielt.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. 26. Stück.

Den 14. Februar 1856.

Tours

Schluß der Anzeige: »Adam, drame anglo-normand du XIIe siècle, publié pour la première fois d'après un manuscrit de la bibliothèque de Tours, par Victor Luzarche.«

Die Spieler hatten im mittelalterlichen Theater bekanntlich bestimmte Plätze auf der Bühne selbst, auf welchen sie sich niederließen, wenn an ihnen nicht die Reihe des Spiels war. In unserm Stück hat nun, wie die Bühnenanweisung zeigt, Gott seinen Ruheplatz in der Kirche selbst, in die er abgeht, und aus der er, wenn sein Spiel wieder beginnt, hervorkommt. Das Theater war also unmittelbar vor der Kirchenthür aufgeschlagen. Das himmlische Paradies, das später auf einem über dem irdischen Paradies erhöhten Gerüste — da wo ein irdisches in den Mysterien vorkam — errichtet war, und von dem dann eine Treppe zu letzterm hinabführte, wurde in unserm Falle in der Kirche selbst noch gedacht. So sieht man, hatte die Bühne die Kirche kaum verlassen. Dies er-

weis't sich aber noch aus einer andern Eigenthümlichkeit unseres Mystère. Wir meinen die vielen Chorgesänge, die sich in demselben finden. An den wichtigsten Stellen der Handlung wird in den beiden ersten Theilen fast regelmäßig ein lateinischer Kirchengesang (Choral) von einem Chore angestimmt: z. B. als Gott dem Adam das Verbot von dem Baume der Erkenntniß zu essen aussprechen will, heißt es nach seinen Worten »Ne voil que isses, ici feras manage« (du sollst hier im Paradiese wohnen) in der Bühnenanweisung: Chorus cantet: Dixit Dominus ad Adam. Tunc monstret Figura (Gott nämlich) Ade arbores paradisi dicens: »De tot cest fruit poez manger par deport.« Et ostendet ei vetitam arborem et fructus ejus, dicens: «Çost toi defent n'en faire altre comfort. Sen tu en manjues, sempres sentiras mort« etc. etc. Der Chor unterbricht hier also die Rede Gottes, indem er durch seinen Gesang das Verbot desselben einleitet, die betreffende Stelle der Bibel selbst lateinisch recitirend. So erscheint unser Mystère zu dem Gottesdienst noch in der innigsten Beziehung, es hat vollkommen noch einen liturgischen Charakter, und zwar in einem solchen Grade, als wenn es in der Kirche selbst noch gespielt wäre. Es ist ein einziges Beispiel jener Entwickelungsstufe des geistlichen Schauspiels in Frankreich, wo dasselbe zuerst den wichtigen Schritt that, den geweihten Raum der Kirche selbst zu verlassen, welcher Schritt seiner Emancipation von dem Cultus und der Geistlichkeit nothwendig vorausgehen mußte. Diese Emancipation erfolgte dann allmälig während der folgenden Jahrhunderte, und keineswegs zum ästhetischen Vortheil der französischen Mysterien.

Auf dieser Entwicklungsstufe nun, der unser
ama angehört, läßt sich unserer Meinung nach
Annahme von Stücken nicht wohl rechtfertigen,
ihrem Stoffe nach nicht in einer unmittel-
ten Beziehung zu dem christlichen Cultus ste-
. An welchem kirchlichen Feiertag, zu Ehren
ches kirchlichen Festes soll man ein Drama,
das uns vorliegende, wenn wir dasselbe als
abgeschlossenes Ganze betrachten, das Stück, das
Luzarche etwas voreilig Adam benannt hat,
geführt denken? Was diesen Titel angeht, so
ihn der Herausgeber nur auf Grund der
erschrift der ersten dem Beginne des Stücks
ausgehenden Bühnenanweisung, welche
erschrift »Ordo repraesentacionis Adae« lau-
angenommen. Wie wenig der Grund zu be-
ten hat, liegt auf der Hand; denn die Ueber-
ift kann einmal bloß von dem Abschreiber her-
ren, ferner hat sie auch bloß auf den ersten
il des Stücks, da derselbe bei dieser Büh-
anweisung zunächst allein in Betracht kommt,
ug. — Daß das Stück hingegen dem Ein-
ge oder genauer gesagt, der ersten Hälfte eines
tère de la Nativité entspricht, kann, wenn es
s Beweises bedürfte, eine Vergleichung mit
von Jubinal*) herausgegebnen Geburts-
ère leicht zeigen. Dieses hebt mit der Schö-
g der ersten Menschen selbst an, daran reiht
der Sündenfall, der Tod Adams, danach die
sagungen der Propheten (theilweise noch vor
ns Tod!), an diese schließen sich Vorzeichen
en Heiden, und darauf folgt dann schon die
ählung Mariens. —

as nun die Ausführung des vorliegenden
ks betrifft, so sind wir in hohem Grade

Mystères inédits du quinzième siècle II, p. 1 sq.

durch ihre relative theilweise selbst absolute V
trefflichkeit überrascht worden. Wir würden ni
anstehen, diesem Bruchstück den Preis vor al
französischen gedruckten Mysterien unsererseits
zuerkennen. Für den, der die Mysterienlittera
Frankreichs kennt, sind manche Stellen gerad
Erstaunen erregend. Hören wir z. B. was
dramatische Lebendigkeit betrifft, folgenden Dial

Figura. Adam. Adam. Sire. Figu
Dirrai-tois mon avis.
Veez cast jardin. Adam. Cum ad nu
Fig. Paradis.
Adam. Mult par est bel. Fig. Je l' pla
tai e asis.
Qui i maindra serra mis amis.
Jo l toi comand por maindre e por garder

Und welche einfache Größe des Ausdrucks!
Die gelungenste Partie des Stücks ist die V
führung des ersten Menschenpaars. Diese Sce
haben zugleich einen so modernen Charakter,
in Neu-Französisch übertragen mit geringer V
änderung sie gestern hätten geschrieben sein k
nen. Es versteht sich hiernach, daß der Verf.
der Darstellung der heiligen Schrift weit abwe
Der Teufel versucht zuerst sein Heil bei Ad
Wie gehts dir, beginnt er. Adam. Ich lebe
in großer Freude. Teufel. Gehts dir gut? Ad
Ich fühle nichts, das mich beschwert, (en
Teufel. Es könnte dir besser gehn. Ad
Ich wüßte nicht wie. Teufel. Willst du es
sen? — Damit beginnt der Teufel seine Neugi
zu reizen; als Adam endlich es wissen will,
es möglich wäre, daß es ihm besser ginge, z
seinerseits der Teufel mit der Mittheilung,
um ihn noch gespannter zu machen. — Doch
dürfen hier nicht dem Dichter in alle Einzelh

gen, obwohl diese gerade zeigen, wie weit er meisten seiner Nachfolger übertrifft. — Der ufel scheitert mit der Wißbegierde. Er versucht nach einer Pause des Nachdenkens mit etwas derm, dem Ehrgeiz. Willst du niemals hö- streben, meint er, befriedigst du dich damit, ttes Gärtner zu sein? Lockt dich keine andre re? Und du brauchtest doch keinen Herrn, könntest dem Schöpfer gleich sein, in Majestät bst herrschen, und die Macht mit Gott theilen! Aber Adam standhaft ruft sein „hebe dich weg n mir!" — Mit Eva hat der Teufel sogleich viel leichteres Spiel. Er führt sich mit dem emerken ein, daß er seit gar langer Zeit alle thschläge des Paradieses erkundet habe, und en Theil davon ihr lehren wolle. Eva wünscht gleich zu hören. Aber der Teufel verlangt die Versicherung, daß sie Niemand etwas da- n entdecken wolle. Dies verheißt Eva. Nun elt der Teufel Adam, er wäre zu thöricht (fols). a stimmt in den Tadel ein, indem sie sagt: er ein wenig hart (durs). Der Teufel meint, er rde schon weich werden. Eva: Il est mult ncs. Diabolus: Ainz (vielmehr) est mult f. (Selbst die Wortspiele fehlen nicht der ga- ten Conversation!) Adam nehme, fährt der ufel fort, zu wenig Sorge für sich selbst, und sollte es doch um Evas Willen thun; „du bist vächlich und ein zartes Wesen, frischer bist du die Rose, weißer bist du als Krystall, als hnee, der auf Eis fällt im Thal!" Es war echt vom Schöpfer, dich so zart, Adam so hart machen: aber trotzdem bist du klüger und hast nen Sinn auf Hohes gerichtet! — So ist das ssonnement des Teufels, womit er Eva be- ickt. Hat man je dergleichen in einem Mystère

gefunden? Dieser Diabolus gibt, an dieser S
wenigstens, dem Mephisto Göthe's nichts n
Es ist unnöthig, die psychologische Feinheit,
der er verfährt, zu beleuchten. —

Wir können hier auf das Gebiet der äst
schen Kritik im Einzelnen nicht weiter eing
Daß nicht alle Scenen des Stücks so gut au
führt sind, als die besprochenen, versteht sich;
schwächsten ist der dritte Abschnitt, der Proce
prophetarum, um dieses bezeichnenden Ausdr
der englischen Mysterien mich zu bedienen.
sonders lobend anzuerkennen aber ist noch die
fache Hoheit des Ausdrucks in den Reden Go
und die individuelle Charakteristik Abels, di
den Stand des mittelalterlichen Kunststils n
würdig genug ist: freilich demselben entsprec
vielmehr naturalistisch, als idealisch. Wich
als solche schöne Einzelheiten hervorzuheben
der reine, durch keine Einmischung des Komi
getrübte, in sich einige, und seines Gegenst
würdige Totaleindruck. Außer dem Diab
dessen wir gedachten, dem Höllenfürsten selbst,
scheint zwar noch eine Schaar seiner Unterth
vor dem Höllenlocal der Bühne — worauf
zurückkommen werden — aber es ist ihnen
dem Stück keine Rede übertragen. Daß D
bolus aber keine jener gemein burlesken,
häßlich fratzenhaften Teufelgestalten, wie sie
in den spätern Mysterien, zumal seit dem
Jahrh. begegnen, ist, werden schon die von
wiedergegebnen Scenen gezeigt haben. Auch
stummen Handlungen seiner Untergebnen tr
hier, nach den Bühnenanweisungen zu urth
nirgends den Stempel des Komischen oder
meinen, wie später. (So werden, um diesen
terschied in einem Zuge zu charakterisiren, die

eltern von den Teufeln vermittelst Ketten und eiserner Banden zur Hölle geführt, nicht wie später an einem Strick, oder gar — was auch Sitte wurde — auf einem Schiebkarren!) — Das Mystère — von dem wir unserer Ansicht nach freilich nur ein Bruchstück vor uns haben — wird eben deshalb schon eine ganz andre Einheit gehabt haben, als die spätern Mystères, die größtentheils derselben sogar ganz ermangeln. Dazu trug in unserm Stück nicht wenig auch der Chor bei — ingleichen aber, in einer andern Richtung, die noch einfachere Inscenesetzung.

Auf diese wollen wir noch einen Blick werfen, da die ausführlichen Bühnenanweisungen des Stücks uns hierüber so mannichfache werthvolle Nachrichten bieten. Wenn wir das in jenen zerstreute Material zusammenfassen, stellt sich folgendes Bild der Localität des Schauplatzes uns dar. Wie schon bemerkt, war das Theater unmittelbar vor der Kirche aufgeschlagen, und zwar das irdische Paradies der Kirche zunächst, auf einer etwas erhöhten Bühne, in deren Mitte sich die Kirchenthür befunden haben wird (bei der Höhe vieler Kirchenthüren wird die Erhöhung des Paradieses den Durchgang durch die Thür nicht beschränkt haben*), hinten und auf den Seiten war der Raum des Paradieses mit Vorhängen und seidnen Tüchern in der Höhe, daß sie einem Mann bis an die Schultern reichten, umgeben, diese Drapperie aber mit duftenden Blumen und Zweigen

*) Um jeden Zweifel darüber, daß die Kirchenthür unmittelbar auf die Bühne geführt, also zu ihrem Hintergrund gewissermaßen gehört habe, zurückzuweisen, mache ich auf die beim Auftreten des Jeremias gegebne Bühnenanweisung (S. 63) aufmerksam, wo es heißt: Et manu monstrabit portas ecclesiae.

geschmückt; der Vorderraum des Paradieses war natürlich offen, nur eine Pforte befand sich da — wahrscheinlich in der Mitte correspondirend mit der Kirchenthür, und wir denken in der Gestalt einer Ehrenpforte: sonst würde sie die Zuschauer behindert haben. Auf dieser Bühne des Paradieses waren noch Bäume mit Früchten aufgestellt. Als das Spiel beginnt, steht Gott in der Kirchenthür, ihm zu beiden Seiten Adam und Eva, die erste Scene, in welcher Gott den Erzeltern die ersten Sittengesetze gibt (6 Seiten in dem Buch), wird in dieser Situation gespielt: darauf führt sie Gott erst in das Paradies ein; nach dem Sündenfall aber werden sie durch die Paradiesespforte verjagt, und der Engel als Wache an derselben aufgestellt. Aus dieser Pforte führen einige Stufen auf eine zweite Bühne, welche die von den Erzeltern nach dem Sündenfall bewohnte Erde bedeutet: hier ist es, wo sie zu säen und zu pflanzen versuchen, hier wird später der Mord Abels vollbracht, nachdem die Brüder auf zwei großen Steinen ihr Opfer angezündet, Kain rechts, Abel links von den Zuschauern; hier auch treten danach die Propheten auf. Vor dieser zweiten Bühne (über welche außer dem Erwähnten nichts von Belang bemerkt wird), aber tiefer als sie, befand sich nun die Hölle, von der indessen nur der Eingang, das Thor, sichtbar war, welches, wenn wir uns das Theater einigermaßen symmetrisch angelegt denken, in derselben Richtung als die Paradiesespforte und die Kirchenthür, gewesen sein wird. Die Hölle selbst, das Local, wo die Teufel aus- und eingehn, in welchem sie vermittelst Kessel und Pfannen lärmen, „so daß es draußen (exterius) gehört wird“, und „wo sie einen großen Rauch machen“, war in unserm Falle wohl, wie

bei den spätern im Freien aufgeführten Mysterien meist (wo es denn auch ausdrücklich gesagt wird) eine Grube. Die Hölle war also hier, auch wie später, den dem Schauplatz gerade gegenübersitzenden Zuschauern von allen Bühnenlocalitäten am nächsten (was von nicht geringer Bedeutung für die Entwickelung des diabolisch-komischen Elements wurde), zwischen diesen Zuschauern und dem Höllenthor befand sich ein freier Raum, platea, wo sich die Teufel herumtreiben, und der ihre Bühne gewissermaßen bildet. In unserm speciellen Fall aber findet sich noch die besondere Eigenthümlichkeit, daß das Publicum in einem Halbkreis sitzend an den beiden Endpunkten desselben der zweiten (Erden-)Bühne sich näherte, so daß die Teufel von ihrer eben bezeichneten Bühne der eigentlichen platea aus auch durch die Reihen des Publicums, der beiden Seitenflügel nämlich, an die zweite, und von da an die erste Bühne herangehen *). — Die größere Einfachheit, wodurch sich der Schauplatz unseres Mystère von dem der späteren unterscheidet, besteht nun hauptsächlich darin: einmal, daß der Himmel selbst, gleichsam der Wohnplatz Gottes, in das Innere der Kirche verlegt, nicht durch eine besondere Bühne vertreten ist; dann daß die beiden Bühnen, das Paradies und die Erde, insonderheit die zweite nicht durch besondere Gerüste und Befriedigungen wieder in verschiedene kleine gesonderte Localitäten zerfallen — durch welche Einrichtung später alle dramatische Einheit gänzlich zerstört wurde, da sie die gleichzeitige Darstel-

*) Diabolus recedet ab Adam et ibit usque ad portas inferni, et colloquia habebit cum aliis demoniis. Postea vero discursum faciet per populum, debinc ex parte Evae accedat ad paradisum.

lung mehrerer verschiedenen Handlungen möglich machte. Bei der Einfachheit des Schauplatzes unseres Mystère kann daher von der Einrichtung desselben auch kein Einwand gegen unsere Ansicht, das Stück nur als ein Bruchstück anzusehen, entlehnt werden.

Von besonderem Interesse sind in den Bühnenanweisungen noch die Vorschriften, die für die Darstellung der Spieler gegeben werden, und die sich sowohl auf die Aussprache, insonderheit der Verse, als auf die die Rede begleitenden, wie die stummen Geberden beziehen. Von solchen Vorschriften finden sich in den andern Mysterien nur seltene Spuren. Die Art, in welcher sie in unserm Stück aber gegeben sind, drängt zu der Annahme, daß die Darsteller eine höhere wissenschaftliche (um mich so allgemein auszudrücken) Bildung gehabt haben müssen, als sie im XII. Jahrh. unter den Laien des Bürgerstands sich vorfand; daher glauben wir, daß das Stück, wenn nicht durchaus, doch in allen seinen Hauptrollen wenigstens, noch von Geistlichen gespielt ward. Daß die Rolle der Eva in unserm Mystère von einer Frau dargestellt worden sei, wie Herr Luzarche will — dem können wir leider nicht beipflichten, trotzdem es die einzige Beobachtung ist, die der Herausgeber gemacht hat. Seine Gründe sind: 1. weil nicht ausdrücklich das Gegentheil in der Bühnenanweisung gesagt sei, wie dies in einigen andern Stücken geschehen, wo z. B. bemerkt worden, daß die drei Marien von jungen Geistlichen gespielt würden. Dieser Grund ist so wenig stichhaltig, daß er keiner Erwiederung bedarf. 2. Weil Adam nach dem Sündenfall die Festkleider, in welchen er mit Beginn des Stücks erscheint, laut der Bühnenanweisung (aber, wie sie aus-

drücklich sagt, ohne von dem Publicum gesehen zu werden) ablegt und »vestes pauperes consutas foliis« anzieht, während Eva hingegen sich nicht umkleidet. Dieser Grund ist ganz und gar nicht erheblich, um eine Ausnahme von einer Regel zu beweisen, die noch vier Jahrhunderte danach in Geltung blieb: es läßt sich dagegen sehr Vieles einwenden. Wir wollen uns nur darauf beschränken, auch eine Stelle aus den Bühnenanweisungen zu citiren, die weit mehr gegen Hrn Luzarche's Ansicht spricht, als die von ihm angeführte es für ihn thun kann. Bei der Beschreibung des Costüms der Eva heißt es: (Adam indutus sit tunica rubra) Eva vero m u l i e b r i vestimento albo, peplo serico albo. Wozu hier die ausdrückliche Bemerkung, daß das peplum ein vestimentum muliebre sei oder sein solle? — indem wir nämlich die Worte peplo s. a. als Apposition, wie Hr Luzarche (s. S. XLVII) es thut, nehmen. Wollte man dies aber etwa nicht, und unter p e p l o kein Kleid, sondern einen Schleier verstehen, in welcher Bedeutung es sich auch im mittelalterlichen Latein findet, so spricht die Stelle nur noch mehr gegen Hrn Luzarche's Ansicht.

Die funfzehn Leichen des von dem Herausgeber irrthümlich zu einem Epilog gemachten Gedichts wollen wir schließlich hier in der Kürze aufführen: 1. Blutiger Regen, Schreien der ungebornen Kinder, die nicht das Licht zu erblicken wünschen. 2. Herabfallen der Sterne. 3. Verfinsterung der Sonne. 4. Herabfallen des blutig gefärbten Mondes auf das Meer. 5. Brüllen der Thiere, als wollten sie zu Gott um Gnade rufen. 6. Erdbeben, Fallen der Berge, Erhebung der Thäler. 7. Umsturz der Wälder und Wohnungen. 8. Ueberschwemmung des Meeres. 9. Reden der Flüsse.

10. Spaltung der Erde, Oeffnung der Hölle, Hervorkommen der Teufel. 11. Die Winde blasen die Erde von ihrem Sitze los, und werfen die Todten aus den Grüften; der Regenbogen, gallenfarbig, treibt die Winde und die Teufel in die Hölle. 12. »Le ciel serra reclos ariere« (?). 13. Die Steine liefern sich eine Schlacht. 14. Ungewitter von Schnee, Hagel rc., Fliehen der Wolken, die den Tag des Gerichts fürchten. Eröffnung des „Thales." 15. »Consumacion« genannt: Allgemeiner Brand des Himmels und der Erde. —

Was den Text der Publication des Hrn Luzarche betrifft, so hat er sich darauf beschränkt, nach eigner Aussage, das Manuscript einfach wiederzugeben, und nur die Interpunction hinzugefügt. Wo irgend eine Ergänzung nöthig war, was indessen selten der Fall, ist eine solche stets durch Klammern bezeichnet. — Die Ausstattung ist vortrefflich, insonderheit das Papier von einer pergamentartigen Festigkeit. Die Wichtigkeit des Werks aber, die wir im Vorstehenden anzudeuten versuchten, zeigt zur Genüge, wie sehr die Wissenschaft Hn Luzarche für die Herausgabe verpflichtet ist.

Marburg. Adolf Ebert.

Breslau

Verlag von Trewendt und Granier, 1855. Die künstliche Frühgeburt monographisch dargestellt von Alb. Krause, Prof. in Dorpat. Mit 2 lithograph. Tafeln. IV u. 368 S. in Octav.

Bei der großen Zahl der Methoden zur Erweckung der künstlichen Frühgeburt, wie sie sich besonders in Deutschland in der neuern Zeit so be-

trächtlich vermehrt hat und sich gewiß noch weiter vermehren wird, da es nur darauf ankommt, einen Reiz auf die Gebärmutter wirken zu lassen, kann eine Sichtung derselben und eine Feststellung des Werthes einer jeden einzelnen nur vortheilhaft erscheinen. Dieser Arbeit hat sich der Verf. im vorliegenden Buche unterzogen, und wir können es daher dem bekannten Werke von Reisinger, welches 1820 erschienen, und zu gleichem Zwecke für die damalige Zeit geschrieben wurde, an die Seite stellen. Der Verf. beginnt mit der Definition und dem Zwecke der künstlichen Frühgeburt. Er betrachtet hier den künstlichen Abortus und das Accouchement forcé: künstliche Frühgeburt und Accouch. forc. zeigen besonders einen wesentlichen Unterschied in Bezug auf Mittel und Erfolg. Während bei der k. Frühgeb. nur der Anstoß zur Geburt gegeben wird, und die Ausführung lediglich den mütterlichen Kräften überlassen bleibt, also Wehen die Pforte eröffnen, die springfertige Blase zum Bersten bringen und zuletzt die Frucht nebst Nachgeburt austreiben, tritt beim Accouch. forc. die operirende Hand des Geburtshelfers in die Stelle der natürlichen Anstrengung, denn die Hand ist es, welche den Muttermund auseinanderdrängt, die Eihäute durchbohrt, die Füße der Frucht ergreift, sie herabführt und den kindlichen Körper extrahirt. Der Erfolg ist bei beiden Operationen ein durchaus verschiedener, denn während bei der angeregten Geburt die Mütter fast immer und von den Kindern mehr als die Hälfte erhalten werden, so geht bei der erzwungenen Geburt der größte Theil der Mütter und fast sämmtliche Kinder zu Grunde. Will man das Verhältniß der drei oben genannten Operationen zu einander näher bezeichnen, so muß

man der künstl. Frühgeburt wegen ihrer segensreichen Wirkung, gleichzeitig das mütterliche sowohl, als kindliche Leben zu retten, die hervorragendste Stelle zuerkennen, der sich auf der einen Seite der künstl. Abortus, auf der andern das Accouch. forcé als nothwendige Ergänzung für jene glücklicher Weise seltenen Fälle anschließt, wo das Becken zu eng ist, um selbst einer siebenmonatlichen Frucht den Durchtritt zu gestatten, und wo die Umstände zu dringend, um die Ausführung der künstlichen Frühgeburt abzuwarten. — Hierauf handelt der Verf. die Bedingungen, Indicationen und Contraindicationen der k. Frühg. ab. Die Einleitung derselben erscheint nur dort gerechtfertigt, wo die Wahrscheinlichkeit, den beabsichtigten Zweck zu erreichen, vorhanden ist. Bedingung für das Unternehmen ist demnach zunächst, daß die Frucht lebt und lebensfähig ist, ferner, daß die mütterlichen Kräfte noch nicht derartig erschöpft sind, um die Hoffnung auf eine selbständige Durchführung der Geburt auszuschließen, endlich, daß die Beckenenge nicht so beträchtlich ist, um den Durchtritt selbst einer siebenmonatlichen Frucht zu hindern. Hinsichtlich der Beckenenge stellt der Verf. für die Einleitung der k. Frühg. eine Länge von mindestens $2\frac{1}{2}$ Zoll für den kürzesten Durchmesser des Beckens auf. Er macht dabei auf eine Art der äußeren Messung aufmerksam, welche, so einfach und zur Hand sie auch ist, und so groß die Resultate bei den Dimensionsbestimmungen des Thorax auch sind, doch bis jetzt noch nicht ihre Anwendung in der Geburtshülfe gefunden hat, die aber, unstreitig von der größten Wichtigkeit, gewiß bald allgemeine Anerkennung erhalten wird. Es besteht dies in dem Messen der Beckenperipherie. Schon a priori kann

man annehmen, daß die Circumferenz eines derartig verengten Beckens einen beträchtlichen Unterschied von dem normalen zeigen muß, und eine nähere Prüfung mehrerer derartigen Becken lehrt, daß während die Peripherie eines normalen Beckens 34 bis 35 Zoll beträgt, die Zahl bei einem rhachitischen Becken mit einer Conjugata von $2\frac{1}{2}$ bis $2\frac{3}{4}$ Zoll nur bis auf 20 bis 25 Zoll steigt, so daß die Größe der Differenz auch die Größe der Beckenbeschränkung annähernd angibt. Die Messung selbst wird in der Art vorgenommen, daß ein Band hinten auf dem Processus spinosus des letzten Lendenwirbels seitlich drei Finger breit unter dem Hüftkamme und vorn längst dem obern Rand des Schooßastes geführt wird. Von unschätzbarem Werthe ist dieses einfache Mittel, um das Vorhandensein eines allgemein zu kleinen Beckens zu constatiren, was oft der sorgfältigsten innern Untersuchung nicht gelingt. Von Seiten der Mutter zählt der Verf. außer der Beckenenge noch zu den Indicationen: lebensgefährliche Steigerung des aus der Schwangerschaft entspringenden Leidens und von Seiten der Frucht bevorstehenden Tod der Mutter, so wie habituelles Absterben der Frucht. Für unmotivirt hält der Verf. die Operation bei übermäßiger Verlängerung der Schwangerschaft, bei irreponiblem Prolapsus uteri, der wegen Entzündung und Compression der Beckenorgane gefährlich wird, ferner bei höchst schmerzhaftem, den gewöhnlichen Mitteln widerstehendem Oedem, endlich bei irreponiblen, eingeklemmten Hernien, welche letzten drei Indicationen von Scanzoni aufgestellt worden sind. — Hierauf folgt die therapeutische Würdigung der künstl. Frühgeb. und die Wahl des Zeitpunktes zur Operation. Bei der Frühgeburt befindet sich die Mutter, wenn

nicht im Vortheile, so doch gewiß nicht im Nachtheile. Letzteren hat das Kind allein zu tragen. Dieser besteht in dem leichteren Absterben entweder während der Geburt oder bald nach derselben. Der Verf. macht hier auf folgenden einflußreichen Satz aufmerksam: Bei den so wesentlich verschiedenen Graden der Reizbarkeit des Uterus, die sich erst während der Operation selbst zu erkennen gibt, gebietet es das Interesse der Mutter, zunächst mit der schwächeren Weise zu beginnen, und erst, wenn sich die Erfolglosigkeit derselben herausstellt, zu der kräftigeren überzugehen. Entsteht hierdurch auch in vielen Fällen ein gewisser Zeitaufwand, so kommt er, so lange nur das Fruchtwasser schützend das Kind umgibt, kaum in Betracht, da er der Mutter wohl Unbequemlichkeit, aber keinen merklichen Nachtheil bringt und das Leben des Kindes unversehrt läßt. Diese Differenz zwischen der freiwilligen und künstlich angeregten Frühgeburt erscheint daher von keiner Bedeutung. Ein Gleiches gilt von den pathologischen Erscheinungen: Uebelkeit, Unruhe, Brechen, Frostanfall, selbst leichte Fieberbewegungen, die sich nicht selten in der ersten Zeit nach Anwendung der die künstl. Frühg. herbeiführenden Mitteln einstellen und in der Mehrzahl nach kurzer Dauer schwinden. Man kann dieselben als Reactionsphänomene gegen den Eindruck des die Uterinthätigkeit plötzlich erweckenden Mittels auf die Nervencentren betrachten, die bei weniger sensibeln Organen oder Organismus entweder in kaum wahrnehmbarer Weise erscheinen oder ganz fehlen, dagegen, wenn starke Reizmittel rücksichtloser angewendet wurden, während der Geburt oder erst im Wochenbett eine lebensgefährdende Bedeutung erhalten.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

27. Stück.

Den 16. Februar 1856.

Breslau

Schluß der Anzeige: „Die künstliche Frühgeburt monographisch dargestellt von Alb. Krause.“

Aus weiteren Untersuchungen zieht der Verf. den Schluß, daß bei gehöriger Wahl des Zeitpunktes, ferner bei einer das Fruchtwasser schonenden und der Reizbarkeit des Uterus angepaßten Methode, endlich bei günstiger Kindeslage die wegen Beckenenge eingeleitete Frühgeburt der Mutter sowie dem Kinde kaum größere Gefahr als die rechtzeitige normale Geburt bringt. Hinsichtlich des Zeitpunktes der Operation stellt der Verf. als Regel auf, bei einer Conjugata von $2\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ Zoll die Mitte des siebenten und Anfang des achten Monats, von ungefähr 3 Zoll Anfang und Mitte des achten Monats, von 3—$3\frac{1}{4}$ Zoll Ende des achten und Anfang des neunten Monats zu wählen. Doch gilt dies nur für rhachitische Becken. Gehört das Becken zu den allgemein kleinen, so muß man die Zeit der Operation, da alle Dimensionen verkürzt sind, noch vorrücken, also

bei einer Conjug. von 3—3½ Zoll schon Anfang des achten Monats operiren. Läßt die sorgfältigste Untersuchung eine Lücke in der Bestimmung der Beckenenge oder Fruchtgröße, so erscheint es am zweckmäßigsten, die mittlere Zeit, also den achten Monat zu wählen. Gilt es, dem habituellen Absterben der Frucht zuvorzukommen, so ist in Rücksicht auf eine etwanige Verzögerung des gewünschten Erfolges 14 Tage vor dem gefürchteten Zeitpunkte bei nicht sicherer Bestimmung der Schwangerschaftsdauer ohngefähr die Mitte des achten Monats die passendste Zeit. Beabsichtigt man die Operation im Anfange des achten Monates oder des neunten zu machen, so verdient wo möglich jener Tag den Vorzug, an welchem die Menstruation eingetreten wäre, da der Uterus bekanntlich zu dieser Zeit eine größere Neigung zur expulsiven Thätigkeit besitzt, demnach auch zu erwarten steht, daß alsdann der künstl. Anstoß zur Geburt einen rascheren Erfolg hat. Die Wahl der Tageszeit hängt von dem Zustande der Frau ab; ist dieselbe schwer krank, so erscheint es vortheilhaft, die Operation des Morgens vorzunehmen, da bei dem Eintritte störender oder bedenklicher Zufälle ärztliche Hülfe, so wie der Beistand der Umgebung schneller und besser zur Hand ist, überdies auch im glücklichsten Falle die ganze Geburt bei dem meist raschen Fortschritte innerhalb des Tages ihr Ende erreicht, im unglücklichen Fall aber bei 36stünd. Dauer doch nicht während zweier Nächte der Schlaf geraubt wird. Befindet sich die Frau dagegen ganz wohl, dann ist der Abend geeigneter, da die Schwangere dann sicher im Bette verbleibt, und der Einwirkung des Mittels weniger Störungen von außen entgegentreten. — Was nun die Ausführung der Operation betrifft,

so unterscheidet der Verf. drei Fälle: 1. Die Vaginalportion ist leicht erreichbar, weich, dabei der Muttermund nachgiebig und geöffnet; 2. Die Vaginalp. ist lang, unnachgiebig, der äußere Muttermund geschlossen; 3. sie befindet sich nicht im Bereiche der Finger. Wenn nun die Vaginalp. leicht erreichbar und geöffnet ist, so verrichtet der Verf. die Operation dadurch, daß er einen flexibeln Catheter ohne Mandrin durch die Vaginalportion bis zum innern Muttermund fortleitet, ihn dann zwischen Eihäute und Uterinwand fortbewegt, und so die lose Verwachsung zwischen Chorion und Gebärmutter trennt. Der Catheter selbst bleibt liegen: er wird auf eine zweckmäßige Weise befestigt, und zwar kann man ihn so lange im Innern des Uterus lassen, bis der Muttermund hinreichend geöffnet ist und den Ausschluß der Frucht in nahe Aussicht stellt. Denn das Instrument vermag seinen Reiz zu dem des fötalen Körpers hinzuzufügen und durch Steigerung der Wehen und Beschleunigung der Eröffnung jenen gefährlichen Zustand abzukürzen, schlimmsten Falls aber durch sein Verbleiben keinen Schaden zuzufügen. Bei starker Torpidität des Uterus macht man Einspritzungen von lauwarmem Wasser zwischen Chorion und Uteruswand, welche man ebenfalls durch die Röhre des Catheters bewerkstelligen kann. Waren die Eihäute vorzeitig zerrissen und zeigt sich der zwischen ihnen und der Uterinwand eingeführte Catheter ohnmächtig zur alsbaldigen Erschließung des Muttermundes, dann mache man ebenfalls Injectionen in die Uterinhöhle, diesmal mit einer gewöhnlichen Mutterröhre, deren Spitze man möglichst hoch zwischen die Eihäute und Gebärmutter führt. Nöthigenfalls ist die Einspritzung öfter zu wiederholen und statt des ein-

fachen Wassers ein Infusum Secal. corn. zu verwenden. 2. Ist die Vaginalport. noch lang, hart, der Muttermund geschlossen, so bedient sich der Verf. eines Dilatations-Instrumentes (s. Abbild.). Dasselbe besteht in einer stark federnden Pincette von der Gestalt und Stärke eines männlichen silbernen Catheters, dessen Arme nach dem Zurückziehen des Ringes auseinander federn. Man führt die Spitze des Instrumentes durch den vom linken Zeigefinger fixirten äußeren Muttermund mittelst der rechten Hand in den Canal der Vaginalportion möglichst hoch ein, stemmt das äußere Ende des Instruments gegen die hohle Hand und schiebt den Ring ein wenig zurück. Die Spitze des Instrumentes spaltet sich sogleich und die beiden Arme legen sich vermöge ihrer Federkraft fast ganz an die vordere und hintere Wand der Vaginalportion, so daß sich das Instrument nach Entfernung der Hand in seiner Lage gewissermaßen festhält. In nicht langer Zeit werden die Wände des Canals ausgedehnt: der Gebrauch der Pincette muß mehreremale wiederholt werden. 3. Befindet sich die Vaginalport. außer dem Bereiche des Fingers, oder ist ihr Stand ein so hoher, daß der flexible Catheter oder das Dilatatorium nicht ihre Anwendung finden können, dann versuche man dies zunächst durch das Emporheben des Uterus, oder wo dies nichts hilft, durch den Scheidentampon zu erreichen. Letzterer ist das vorbereitende Mittel, welches das eigentlich die Frühgeburt erweckende Verfahren ermöglichen soll, im Fall einer von Plac. praevia herrührenden Uterinblutung aber auch oft für sich allein nicht nur die Blutung zu stillen, sondern auch die Geburt herbeizuführen vermag. Diese Operationsweisen dürften sich für alle Fälle als ausreichend

bewähren, und zwar nicht nur dort, wo es sich um die Einleitung der Frühgeburt als prophylaktische Maßregel, sondern auch dort, wo es sich bei lebensgefährlichem Zustande der Schwangeren um die schleunige Rettung der Mutter oder des Kindes handelt, da die Mittel einer Steigerung fähig sind und dadurch eine schnellere Wirkung herbeizuführen vermögen, falls die Zeit drängt und die bei Krankheit gewöhnliche Nachgiebigkeit der mütterlichen Genitalien nicht einen raschen Erfolg wahrnehmen läßt. So vermag der längere Gebrauch des Dilatatoriums in kurzen Zwischenräumen, ferner die Wahl eines dickeren Catheters, so wie endlich eine kräftigere Handhabung des Stempels und Vermehrung der Flüssigkeit bei der Uterininjection die Uterinthätigkeit intensiver anzuregen und die Geburt in einem kürzeren Zeitraume herzustellen. Nur in dem einen Falle, wo bei Erstickungszufällen durch Hydramnios, Ascites oder allgemeine Wassersucht das Leben von Minuten abhängt, da möchte der Verf. der sofortigen Entleerung des Fruchtwassers mittelst des Wenzel'schen Troikart's den Vorzug geben. — Hierauf geht der Verf. noch die andern Methoden der künstl. Frühgeburt durch; folgendes Schema, in welchem auch des Verf. Verfahren aufgenommen ist, gibt dieselben im Ueberblicke an: 1. Der Eihautstich: a. im Muttermunde, englische Methode; b. oberhalb des Muttermundes, Meißner's Methode. 2. Operationen mit Erhaltung der Eihäute. a. Uterininjection, Cohens Meth. b. Tiefes Einführen des flexiblen Catheters, entweder mit sofortiger Entfernung, Lehmanns Methode, oder mit Verbleiben im Uterus, des Verf. Meth. c. Ablösen der Eihäute vom unteren Uterussegment: entweder mittelst des Fingers, Hamiltons

Meth. oder mittelst des Catheters, Riecke's Meth. d. Dilatation des Muttermundes, entweder durch Preßschwamm, Kluge's Methode, oder durch Instrumente von Busch und dem Verf. e. Erschütterung und Reizung der Vaginalportion durch die warme Uterin-Douche, Kiwisch's Methode. f. Reizung und Dilatation der Vagina nebst Vaginalportion durch den Tampon; mittelst Charpie nach Schöller, oder mittelst der Thierblase nach Hüter, oder mittelst der Cautschukblase nach Braun. g. Galvanismus, Radforts Meth. h. Mutterkorn nach Ramsbotham. i. Reizung der Brüste, nach Scanzoni. Dabei wollen wir beiläufig bemerken, daß die S. 59 angeführte Sigmundin nicht 1600, sondern 1690 ihr daselbst verzeichnetes Werk herausgab. Ueberhaupt hätte der Verf. auf correcteren Druck mehr Fleiß verwenden müssen, eine Unterlassung, die besonders bei Anführung der Eigennamen sehr störend hervortritt. Die Methoden werden alle einzeln genau durchgegangen, mit kritischen Bemerkungen begleitet und überall mit statistischen Nachweisungen belegt. Die Resultate der Methode mittelst der Uterin-Douche gibt dem Verf. zu folgenden Ausstellungen Veranlassung: Die Douche versagte in jedem sechsten Falle den Dienst; während des Gebrauches erkrankte die sechste Schwangere; im Wochenbette die achte Frau und der Tod ereilte die zehnte Mutter. Bei einem Vergleiche mit andern Methoden ergibt sich: 1. daß die Douche eben so unsicher wie der Preßschwamm ist, weit weniger Sicherheit als das Hamilton'sche Verfahren und die Punction bietet, 2. daß die Geburtsdauer bei der Douche länger als bei andern Methoden währt; 3. daß die Mortalität der Kinder bei der Douche die größeste ist; 4. daß bei der Douche die Erkrankung der Müt-

ter während der Geburt und des Wochenbettes am häufigsten, 5. daß bei der Douche die Mortalität der Wöchnerinnen am größesten. Dazu kommt noch, daß 6. die Anwendung in der Privatpraxis umständlich, oft kaum ausführbar. Hinsichtlich der neuesten Methode von Scanzoni, Reizung der Brustwarzen ꝛc. sagt der Verf.: „Theorie und Praxis vereinigen sich in dem Urtheile, daß dies Verfahren unsicherer, qualvoller und gefährlicher ist, als irgend ein anderes. Am besten wird es daher der Vergessenheit übergeben, wie dies der Erfinder selbst zu beabsichtigen scheint, indem er in seinem Compendium der Geburtsh. Wien 1854, beim Aufzählen der verschiedenen Methoden zur Erweckung der k. Frühg. die seinige mit keinem Worte erwähnt.“ — Die bei weitem größere zweite Hälfte des Buchs bringt die Geschichte der künstl. Frühgeburt und beginnt mit den ältesten Zeiten, wobei freilich zuerst auf die Hervorbringung des Abortus Rücksicht genommen werden mußte. Der Verf. verfolgt dann das Schicksal der Operation in den verschiedenen Ländern und fängt mit England, als dem eigentlichen Vaterlande der künstl. Frühgeburt an. In gedrängter Kürze fügt der Verf. die Schilderung der einzelnen Operationen und ihre Behandlungsweise der geschichtlichen Darstellung in jedem Lande bei, gibt überall litterarische Nachweisungen und am Schlusse statistische Ueberblicke, aus denen man ersieht: 1. daß die meisten Operationen in Deutschland gemacht sind; 2. daß in England fast ausschließlich Beckenenge als Indication betrachtet wurde; 3. daß in Frankreich besonders Krankheitsverhältnisse der Mutter die Veranlassung zur künstl. Frühgeburt gaben; 4. daß Deutschland in dieser Beziehung in der Mitte zwischen England und Frank-

reich steht, indem es die Operation bei Beckenenge und Krankheit der Schwangeren in richtigem Verhältnisse zur Anwendung brachte; 5. daß die Zahl der geretteten Kinder in Deutschland eine ungleich größere ist, als in England, Holland, Frankreich, und nur Rußland, Italien und Amerika freilich nur mit einer sehr geringen Menge zur Seite stehen. Aus den Zusammenstellungen der verschiedenen Operationsweisen ergibt sich: 1. die meisten Todesfälle der Mütter ereigneten sich nach der Punction, dem Preßschwamme und der Douche; die relativ größeste Zahl gab die Douche, die relativ geringste der Eihautstich. Ueberdies wurde die Douche nur 2mal bei Krankheiten der Mütter als Operationsweise gewählt, dagegen der Preßschwamm in 23 und die Punction in 12 Fällen der Art benutzt. 2. Die Methode von Hamilton, von Lehmann, die Uterininjection und des Verf. Methode zählen 155 Fälle, wobei nur 1 Todesfall der Mutter und zwar an Eklampsie vorkam. Von 155 Kindern wurden 111 lebend geboren, 13 todt und bei 31 ist das Nähere nicht angegeben. 3. Dieser Vergleich spricht entschieden gegen jene Methode, bei welcher eine vorzeitige Entleerung des Fruchtwassers oder eine Reizung der Vaginalportion den Anstoß der Uterinthätigkeit gibt und ganz zum Vortheil jenes Verfahrens, welches das Fruchtwasser erhält und die Innenfläche des Uterus reizt und dadurch jenen Ausgangspunkt der Wehen macht. 4. Der Gebrauch des Mutterkorns als wehenerweckendes Mittel ist zwar nicht der Mutter, aber wohl dem Kinde höchst gefährlich; überdies unsicher und oft zu langsam in seiner Wirkung. 5. Die Anwendung des Meißner'schen Verfahrens ist nur unter sehr günstigen Verhältnissen möglich. 6. Die Thier-

blase, Colpeurynter, so wie der Charpietampon sind unsicher, oft schmerzhaft, ja gefährlich durch Vaginitis. 7. Die übrigen Methoden sind zu unzuverlässig, um einen ferneren Gebrauch rathsam erscheinen zu lassen. Zum Schluß spricht der Verf. aus, daß es keine allen Verhältnissen völlig entsprechende Methode gibt, sondern jedesmal eine den Verhältnissen anzupassende zu wählen ist. — Die beigegebenen zwei Tafeln Abbild. stellen einige Instrumente, wie solche zur Verrichtung der verschiedenen Methoden der künstlichen Frühgeburt nothwendig sind, in sauberer Ausführung dar.

v. S.

Leipzig

im Verlag von Otto Wigand 1856. Israeliten und Hyksos in Aegypten. Eine historisch-kritische Untersuchung von Dr. Max Uhlemann, Docent in Göttingen. VI u. 95 S. in Octav.

Wenn der Unterz. dem Aufenthalte der Israeliten in Aegypten eine besondere Monographie gewidmet hat, so fühlte er sich hierzu hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß diesem Gegenstande, welcher für die biblische Chronologie und die Geschichte überhaupt so bedeutungsvoll ist, bisher von denjenigen, welche die altägyptische Chronologie und Geschichte behandelt haben, noch nicht die gebührende Beachtung und Aufmerksamkeit zugewendet worden war. Selbst Lepsius hat in seiner „Einleitung zur Chronologie der Aegypter 1848“ durch ein Versehen nicht das Richtige finden können, sondern durch vielleicht unabsichtliche Veränderung der Ziffer 345 (S. 168) in 245 (S. 172) in Betreff des vorliegenden Abschnittes zu Widersprüchen und Irrthümern aller Art Veranlassung gegeben. Vergl. Vorwort S. III.

Es ist bekannt, daß die Mosaischen Bücher über den Aufenthalt der Israeliten in Aegypten wenig mittheilen. Mit Jakobs und Josephs Tode endet das erste Buch, und in dem zweiten werden wir sogleich in eine viel spätere Zeit eingeführt, in welcher das Volk herangewachsen und ein neuer König über Aegypten gekommen war, der von Josephs Verdiensten nichts mehr wußte. Da aber, wie Ewald so treffend sagt, Aegypten damals „eine Hochschule für die wandernden, die siegenden oder besiegten Völker war", der auch das Volk Israel einen großen Theil seiner Ausbildung verdankte, so haben Gelehrte aller Zeiten in anderen Schriftstellern des Alterthums Aufschluß über diese für das jüdische Volk so einflußreiche Epoche gesucht, und das Hauptaugenmerk derselben fiel dabei auf Manetho und dessen Bericht von den Hyksos oder Hirtenkönigen. Diesen Bericht des Manetho hat der Unterz. S. 5—15 kurz angegeben, und hierauf die Frage zu beantworten versucht, ob, wie Josephus und viele Andre nach ihm gemeint haben, die Israeliten und die Hyksos für identisch gehalten werden können? Diese Frage mußte wegen der großen augenfälligen Verschiedenheit des Mosaischen und Manethonischen Berichtes von vorn herein entschieden verneinend beantwortet werden S. 16; da jedoch früher auch andre Hypothesen aufgestellt worden sind, z. B. Hyksos und Israeliten seien stammverwandt gewesen, Joseph sei während der Herrschaft der Hirten nach Aegypten verkauft worden, sei unter einem Hyksos zu Ehren gelangt, und der neue König, welcher in den ersten Versen des Exodus erwähnt wird, sei der Begründer einer neuen echt nationalen ägyptischen Dynastie gewesen; oder die Hyksos seien nach Jo-

sephs Tode eingefallen und unter ihnen sei der neue König zu suchen, welcher von Josephs Verdiensten um das Land nichts mehr wußte; oder Joseph sei unter einem Hyksoskönige oberster Staatsbeamter gewesen und die Hyksos seien mit den Israeliten gleichzeitig und zusammen vertrieben worden; — so entstand eine neue Frage, nämlich die: Konnten die Israeliten unter der Herrschaft der Hyksos ein- oder ausziehen?

Diese Frage führte den Unterz. zu einer genauen und gewissenhaften Zergliederung des Mosaischen Berichtes von dem Ein- und Auszuge S. 17—71, und er hofft mit Benutzung der neusten über das alte Aegypten bekannt gewordenen Untersuchungen an jedem einzelnen Zuge nachgewiesen zu haben, daß es ein ägyptischer Hof und eine echt ägyptische, keine Hyksosdynastie war, unter welcher Joseph das Land verwaltete, unter welcher die Unterdrückungen Statt fanden, Moses geboren wurde und endlich der Auszug erfolgte.— Sind aber einerseits die Hyksos des Manetho mit den Israeliten nicht identisch, ist es andrerseits höchst unwahrscheinlich und der Mosaischen Erzählung nach unglaublich, daß Israeliten und Hyksos beim Einzuge und Auszuge in irgend einer Beziehung zu einander gestanden haben, so ist weiter zu bestimmen, wenn wir nicht die Hyksos als in unser Thema nicht gehörend ganz fallen lassen wollen, wen Manetho unter denselben habe verstanden wissen wollen, zumal da weder die Bibel, noch Herodot oder Diodor, noch irgend ein andrer Schriftsteller derselben Erwähnung thut. Mit der Frage: „Wer waren die Hyksos?“ S. 71 geht daher der Unterz. zu einem neuen Abschnitt über, und es ergibt sich als Endresultat selbst den

hieroglyphischen Forschungen derjenigen gegenüber, welche in einem ägyptisch-hieratischen Papyrus (Pap. Salier) einen Bericht aus der Hyksoszeit gefunden zu haben vorgeben (S. 77), daß der Bericht des Manetho über die Hyksos durch das Bestreben entstanden sei, die durch die gleichzeitige Uebersetzung der Bibel ins Griechische unter Ptolemäus Philadelphus bekannt gewordene Schuld und Schmach der Aegypter von diesen abzuwälzen und auf die Israeliten zu übertragen, daß also dieser Bericht allerdings die Israeliten und denen stammverwandte unter ähnlichen Bedingungen ostwärts von Aegypten wohnende Völkerschaften unter dem Namen der Hyksos begreift, jedoch in den Punkten, in welchen er der Bibel widerspricht, als eine von Manetho ersonnene und erdichtete Fabel zu betrachten ist.

Der letzte Abschnitt handelt S. 80—95 von der Zeitbestimmung dieser Epoche, und ist es dem Unterz. gelungen, in demselben nachzuweisen, daß die biblische Zeitrechnung bei nothwendiger schon früher vorgeschlagener Verbesserung zweier Zahlenangaben vollständig mit der ägyptischen Chronologie übereinstimme und daß nach den chronologischen Berechnungen beider Völker der Einzug in das Jahr 2082 v. Chr. (700 der ägyptischen Sothisperiode), der Auszug in das Jahr 1867 v. Chr. (545 vor der darauf folgenden Sothisperiode) zu setzen sei, so hofft er gerade hierdurch den Beweis geliefert zu haben, daß die biblische Chronologie durch die ägyptische nicht, wie Andre wollen, widerlegt und umgestoßen, sondern vielmehr in allen einzelnen Punkten auf das Schlagendste bestätigt und gerechtfertigt werde.

Uhlemann.

Gießen

J. Ricker'sche Buchhandlung 1855. Untersuchungen über die Anatomie und Mechanik des Kniegelenkes. Von Prof. Dr. Robert. 96 S. in Octav.

Die Schrift gibt eine sehr detaillirte Anatomie des Kniegelenkes und der umgebenden Weichtheile, welcher manche Bemerkungen über die Function derselben eingestreut sind. Verf. hat letztere, unzweifelhaft in der lobenswerthen Absicht, möglichst kurz zu sein, ziemlich aphoristisch gehalten, wodurch freilich für den Leser nun die Aufgabe entsteht, sich die Bemerkungen des Verfs in das Bild, welches er sich von dieser oder jener Function des Kniegelenkes macht, einzutragen. Hie und da hat aber die aphoristische Betrachtungsweise auch wohl den Nachtheil gehabt, daß der Hr Verf. sich selbst den ganzen Act, aus welchem er ein einzelnes Moment herausgreift, nicht im Zusammenhange gedacht hat. Ein auffallendes Beispiel der Art findet sich S. 95. Der Verf. hat erörtert, daß bei senkrecht stehender Tibia die obern Gelenkflächen derselben nicht horizontal sind, sondern nach hinten abhängen. Daraus soll nun sich u. a. erklären, daß man von einem Stuhle leichter aufsteht, „wenn man spitze Knie bildet, als wenn man die Knie unter einen rechten Winkel beugt." Abgesehen davon, daß wir die Folgerichtigkeit dieser Bemerkung überhaupt nicht verstehen, hätte doch gewiß hier eine Verwahrung Platz gehabt, daß in jener Lage der Gelenkflächen nicht der einzige Grund der erwähnten Erscheinung zu suchen sei. Denn es muß sich doch ein Jeder sagen, daß ein Aufstehen vom Stuhle aus einer Haltung mit rechtwinklig gebeugten Knien heraus, seine Haupt-

schwierigkeit darin hat, daß man unter diesen Umständen nicht leicht den Schwerpunkt über die Füße bringen kann.

Auch sonst möchten wir uns einige Einwendungen gegen die physiologischen Ansichten des Hrn Verf. erlauben. Wenn z. B. S. 7—8 und wieder S. 18 ein Nutzen der Kniescheibe darin gesehen wird, daß sie, als feste Einlagerung in den Strecksehnenapparat, die Berührung desselben mit den unterliegenden Gelenkflächen auf einen kleinen Raum reducire und somit die Reibung mindere, so ist das ein bedauerlicher Mißgriff, da sich, einen bestimmten Druck vorausgesetzt, die Reibungssumme gleich bleibt, mag die Berührungsfläche groß oder klein sein.

Eben so wenig verstehen wir das Beweisverfahren, durch welches Herr R. zu dem Resultate gelangt, der musc. politeus entspringe an der Tibia und die m. m. gastrocnemii laufen ebenfalls von unten nach oben. Wie man die Ausdrücke Ursprung und Anheftung in der Beschreibung gebrauchen soll, darüber gibt es ja Regeln, welche sich jedenfalls mit den Vorschlägen des Verf. nicht vereinigen lassen. Den Ausdruck Ursprung und Anheftung in Beziehung zu der Function, zu dem sog. festen und beweglichen Punkte zu setzen (wie es hier gemeint ist), kann man nicht empfehlen, weil es nicht durchzuführen Denn es bleibt nun einmal Thatsache, daß nur wenige Muskelansätze zu nennen sind, welche stets als feste oder stets als bewegliche Punkte wirkten. Und was sollten wohl solche anatomische Bemerkungen, wie sie Herr Verf. bei dieser Gelegenheit benutzt, in der Entscheidung einer solchen Functionsfrage thun? Es sind über solche Fragen dagegen oft Experimente sehr leicht anzustellen und

diese lehren, daß der m. popliteus ein Rotationsmuskel der Tibia (pronator) ist und daß die gastrocnemii sehr kräftig auf die Ferse zu wirken vermögen, sobald das Kniegelenk gestreckt gehalten wird.

Leipzig

Breitkopf und Härtel, 1855. Practische englische Sprachschule oder Anleitung die englische Sprache in kurzer Zeit richtig verstehen, sprechen und schreiben zu lernen, mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung. Bearbeitet nach einer neuen leicht faßlichen Methode zum Schul-, Privat- und Selbstunterricht von August Albrecht. IV u. 156 S. in Octav.

Eine Tabelle der Laute eröffnet das Werkchen, dann folgen 98 Stücke in englischer und deutscher Sprache, mit den nöthigen Vocabeln, betont und mit der Aussprache versehen, gut gewählt, der Umgangssprache entnommen, und mit umrißlichen Darstellungen des Sprachgebäudes zweckmäßig durchwebt (von S. 1—115), 3 kleine Erzählungen und ein Bühnenstückchen in 2 Aufzügen von Miß Edgeworth (der Herausgeber hat den Namen der Verfasserin nicht angegeben), so wie Idiotismen schließen das Ganze (von S. 115—156).

Das Buch ist besonders für Kinder und jüngere Lernende brauchbar, die dadurch ihr Gedächtniß mit vielen in der Umgangssprache nöthigen Ausdrücken und Redensarten bereichern werden, während das darin vorkommende Umrißliche der Sprachlehre sie auf ein späteres, ernsteres Studium vorbereiten und ihnen dasselbe einigermaßen erleichtern wird.

Es gibt mehrere dergleichen Anleitungen, aber

diese verdient wegen der bessern und besonders stufenweisern Anordnung den Vorzug. Wir bemerken noch, daß die Liste der unregelmäßigen Zeitwörter (S. 66—69) sehr zweckmäßig mit der Aussprache versehen ist; zu berichtigen ist: I arise, statt $\overset{2}{\text{i}}$ muß $\overset{1}{\text{i}}$ sein, bei burnt fehlt: auch regelmäßig, I bear, bore-bare, born, fehlt.

Ueber die Titelbemerkung „in kurzer Zeit —", nur so viel: daß wir gleich dem gemüthlichen Vicar, aber ganz leise und sehr gutmüthig, fudge ausrufen. Wir haben schon ein ähnliches compliment banal, das Herausgeber sich selbst machen, vor mehrern Jahren in diesen Blättern in Bezug auf eine spanische Sprachlehre zergliedert.

Wir erwähnen noch der Druckschönheit.

Mlfrd.

Berichtigung.

S. 65 Zeile 19 ist statt *Wächtern* *Mächten* zu lesen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 18. Februar 1856.

Erlangen

Verlag von Theodor Bläsing 1854. Der christliche Gemeindegottesdienst im apostolischen und altkatholischen Zeitalter. Von Dr. Th. Harnack, ordentlichem Professor der Theologie in Erlangen. XL uud 484 S. in Octav.

Der vorliegenden Arbeit des Verfs ist bereits im Jahre 1852, eine andere ähnlichen Inhalts voraufgegangen, eine bei Gelegenheit der Jubelfeier der Universität Dorpat veröffentlichte Darstellung des Cultus im apostolischen Zeitalter; da jedoch der Verf. selbst diese nicht weiter berücksichtigt, als daß er S. XXX der Einleitung bemerkt, sie erscheine hier „im Einzelnen überarbeitet und berichtigt“, so wird es auch nicht nöthig sein, daß Refer. auf dieselbe zurückgeht, vielmehr genügen, die gegenwärtige zu berücksichtigen. Diese will in die liturgische Arbeit der Gegenwart eintreten und an ihr Theil nehmen. Der Verf. ist der Ansicht, und wir können ihm darin nur beistimmen, daß es bei dem augenblicklichen liturgi-

schen Nothstande heilsam sein mag, wieder zu den Agenden des sechszehnten Jahrhunderts zurückzukehren, daß man aber bei einer bloßen Restitution derselben unmöglich wird stehen bleiben können, daß sie vielmehr zu einer Revision nöthigen werden. Da wird es denn nothwendig einer gründlichen Einsicht in die Entwickelung des Cultus vom apostolischen Zeitalter herab bedürfen — und dazu will das vorliegende Werk einen Beitrag liefern, indem es den Gemeinde-Gottesdienst in den beiden ersten Zeiträumen im apostolischen und altkatholischen Zeitalter darstellt.

Aber nicht bloß auf eine Darstellung des Gemeindegottesdienstes in dieser Zeit ist es dabei abgesehen, wir sollen ihn in seinem Werden, in seiner Entwickelung kennen lernen, im Zusammenhange mit der Gesammtentwickelung des kirchlichen Glaubens und Lebens der Zeit. „Mein Hauptbestreben", sagt der Verf. S. XXXVI, „war darauf gerichtet, den Cultus nicht als Einzelerscheinung, sondern im Zusammenhange mit der Gesammtentwickelung des kirchlichen Glaubens und Lebens jener Zeit zu verstehen und darzustellen. Demnächst bin ich bemüht gewesen, an allen Hauptpunkten den veränderten Anschauungen nachzugehen, welche den für die Kirche so verhängnißvollen Uebergang vom apostolischen zum gesetzlichen Katholicismus bedingen, und die leisen Anfänge aufzuweisen, in denen sich derselbe besonders im Cultus zu erkennen gibt." So sehr wir nun anerkennen, daß die Schrift im Einzelnen manches treffliche Material zu einer Entwickelungsgeschichte des Cultus bietet, so fürchten wir doch, daß sie das oben angegebene Ziel nicht völlig erreicht hat. Sie ist mehr eine Sammlung aneinander gereihter Einzelabhandlungen über den Ge-

meindegottesdienst bei den Judenchristen, den Heidenchristen, zur Zeit Justins, Tertullians und Cyprians, wir möchten sagen eine Reihe sorgfältig ausgeführter Querdurchschnitte durch die Geschichte des Cultus, als eine geschlossene Darstellung der Geschichte des Cultus in seiner Entwickelung während jener Zeit. Dazwischen werden dann allerdings eine Reihe von Bemerkungen eingestreut, welche uns den Faden der Gesammtentwickelung geben sollen, allein diese sind zu zerstreut, bald hier, bald dort, in Einleitungen und Schlußabhandlungen, in einem langen Vorwort und einer „Voruntersuchung" und zum Theil sogar in Anmerkungen (z. B. S. 331) gegeben, als daß sie vermöchten das Ganze zusammenzuhalten und dem Leser ein klares Bild zu geben; ein Uebel, das durch die vielen Verweisungen vorwärts und rückwärts, durch die nicht seltenen Wiederholungen und das fast noch häufigere Vorwegnehmen von Späterem, eher noch vermehrt als vermindert wird. Den eigentlichen Faden, an dem die Darstellung fortschreitet, geben im zweiten Theile (für das apostolische Zeitalter ergab sich ein solcher leicht und natürlich) die einzelnen Quellen-Schriften ab, aus denen die Darstellung geschöpft wird (Erste Hälfte: Erster Abschnitt: Der Bericht des Plinius Secundus — Zweiter Abschnitt: Justinus Martyr — Dritter Abschnitt: Irenäus — — Zweite Hälfte: Fünfter Abschnitt: Tertullian und Cyprian — Sechster Abschnitt: Die apostolischen Constitutionen). Allerdings, das verkennen wir nicht, liegt dahinter eine sachliche Eintheilung, indem diese verschiedenen Berichte über den Gemeindegottesdienst nach der Ansicht des Verf. wenigstens, auch ebenso viele Entwickelungsstadien desselben bezeichnen, allein diese selbst treten nicht

klar genug hervor. Gewiß wäre eine größere Klarheit gewonnen, wenn der Verf. statt dieser sehr äußerlichen chronologischen Anordnung, eine innere gegeben hätte, indem er uns die verschiedenen Entwickelungsstadien selbst, statt nur ihre Repräsentanten vorgeführt.

Doch dieser Mangel hängt unserer Ueberzeugung nach mit einem andern schwerer ins Gewicht fallenden zusammen. Der Verf. hat sehr treffend darauf hingewiesen, daß sich die Entwickelung des Cultus nur im Zusammenhange mit der Gesammtentwickelung des kirchlichen Glaubens und Lebens verstehen läßt. Wir verkennen auch hier nicht, daß der Verf. danach gestrebt hat, diesen Zusammenhang aufzuweisen, besonders in dem einleitenden Abschnitte von der Arcandisciplin und auch sonst finden sich viele dahin einschlagende Bemerkungen — allein zerstreute Bemerkungen konnten hier nicht genügen, es bedurfte eines fest und sicher gezeichneten Hintergrundes, einer scharfen Darstellung der Entwickelung der Kirche vom apostolischen zum altkatholischen Zeitalter. Je dunkler diese Zeit für unser Verständniß noch ist, um so weniger reichen da so unbestimmte und haltlose Schilderungen, wie der einleitende Abschnitt sie gibt, aus. Das Gemeinsame im Gnosticismus und Montanismus ist damit noch nicht charakterisirt, daß S. 51 beiden eine subjectivistische Stellung zugeschrieben wird, mit der sie gegen die objective kirchliche Haltung Opposition machen und Darstellungen, wie z. B. die S. 47 gegebene: „Die Kirche des zweiten Jahrhunderts soll nicht bloß von der Nachwirkung der apostolischen Zeit leben, sondern durch selbsteignes Erfahren und Reproduciren sich in diesem Geiste und ihn bei sich behalten; darum wird sie von dem Geiste in

die Wüste geführt und mit einander treten nun an sie heran der Ebjonitismus mit seiner Versuchung Steine zu Brot werden zu lassen, der Gnosticismus, der ihr alle Reiche und Herrlichkeiten der Welt verheißt, der Montanismus, der sie auf die Zinne des Tempels führt, um sie zum gottversuchenden Hinauf- und Hinabfahren (Röm. 10, 6. 7) zu verleiten" — werden Niemandem einen Einblick in diese große Umwälzung geben, gehören vielmehr, sollen wir aufrichtig unsere Meinung sagen, zu den „Gedankenspielen", die unsere heutige Theologie gar sehr liebt, vor denen aber der Verf. selbst S. XXXVII so eindringlich warnt, und die in der That zum geschichtlichen Verständniß auch nicht ein Titelchen beitragen.

Wie schon angedeutet, soll die „allgemeine Voruntersuchung" über „Ursprung und Entstehung der Arcandisciplin", die den ersten Theil bildet (S. 3—68), dazu dienen, dem Leser den Faden der Entwickelung in die Hand zu geben, wie denn der Verf. auch öfter auf dieselbe zurückweis't (vgl. S. 213). Der Vf. sagt, äußere Gründe hätten ihn veranlaßt sie voranzustellen — innere, glauben wir, hätten gewiß davon abrathen müssen; da der Verf. hier Vieles vorauszusetzen gezwungen ist, was erst später nachkommen kann, Vieles vorauszunehmen, was erst später seine rechte Stelle findet. Gerade durch diese Voranstellung hat das Buch alle Rundung verloren, sie ist der Hauptgrund zu dem oben hervorgehobenen Mangel, zu der das Verständniß erschwerenden Undurchsichtlichkeit gewesen. So weit der Verf. hier die Grundzüge der Entwickelungsgeschichte des Cultus im Zusammenhange mit dem gesammten Glauben und Leben der Zeit gibt, hat

er der folgenden Darstellung die eigentliche Seele genommen, während andererseits die Grundzüge, weil das Material fehlt, hier oft nackt und unvermittelt stehen. Doch zur Sache.

Die Frage nach der sog. disciplina arcani ist in der neuern Zeit vielfach verhandelt; und so viel möchte aus Frommann's und Credner's Arbeiten und vor allen aus Rothe's trefflicher Abhandlung gewonnen sein, daß die Facticität einer Arcandisciplin jetzt wohl im Allgemeinen als allseitig angenommen zu betrachten sein möchte. Nur über den Umfang derselben ist man noch nicht einig. Allerdings umfaßt sie im eigentlichen Sinne nur die Tauf- und Abendmahlshandlung, in Folge davon werden dann aber auch manche Stücke, die mit jenen beiden Handlungen in enger Verbindung standen, mit jenem mysteriösen Dunkel umgeben. So das Glaubenssymbolum, das Vater Unser, das Salböl — in späterer Zeit gewiß auch die Ordination. Außer dem vom Verf. S. 62 Anm. 1 angezogenen 5. can. des Conc. Laodic. läßt sich dafür nach Chrysostomus Hom. XVIII ad 2 Cor. anführen, wo derselbe von der Ordination redet und die gewöhnliche Formel hinzufügt: »ἴσασιν οἱ μεμνημένοι· οὐ γὰρ δὴ θέμις ἐπὶ τῶν ἀμυήτων ἐκκαλύπτειν ἅπαντα.« Auch über den Anfangspunkt der Arcandisciplin möchte jetzt wohl kaum mehr gestritten werden können, und diese mit Rothe und dem Verf. bestimmt in die Zeit von 170—180 zu verlegen sein. Dagegen ist man über die Gründe und Ursachen ihrer Entstehung nach durchaus nicht im Klaren, und der Verf. hat hier einen neuen Erklärungsversuch gemacht.

Die Ansicht Rothe's ist bekanntlich die, daß er die Ursache der Arcandisciplin in einer Umge-

staltung des Katechumenats nachzuweisen sucht. Während der Katechumenat in den ältesten Zeiten ein christliches Noviziat sein sollte, sein eigentliches Absehen mehr auf die Erforschung der Gesinnung, auf eine Erziehung zur christlichen Sittlichkeit ging, als auf eine genauere Unterweisung der Proselyten in der christlichen Lehre (obwohl „der Unterricht keineswegs ausgeschlossen war"), während demgemäß auch die Behandlung der Katechumenen sich so gestaltete, daß sie lediglich privativ beaufsichtigt und unterwiesen wurden, aber zu den geschlossenen Versammlungen der Christen nicht zugelassen — so mußte es nachher, als ein reichhaltigerer Fond kirchlicher Lehre herangewachsen war, als eine besonders wichtige Aufgabe bei der Vorbereitung der Proselyten auf die Taufe erscheinen, sie sorgfältig in der christlichen Lehre zu unterrichten. Deshalb wurden sie jetzt in zwei Klassen gesondert, von denen die eine an dem öffentlichen Gottesdienste Theil nahm. Die Folge davon war, daß man im Gottesdienste jetzt zwei Klassen von Christen hatte, die vollen getauften Christen und die Katechumenen, die man zwar schon als Christen, aber nicht als volle Christen behandelte; man hatte ein exoterisches und esoterisches Christenthum, und daraus entwickelte sich, wie Rothe im Einzelnen nachweis't, die Arcandisciplin. Diese Begründung genügt dem Vf. nicht. Verstehen wir den Verf., der sich hier leider oft nicht ganz klar ausspricht, recht, so will er gar keinen Zusammenhang zwischen dem Katechumeneninstitut und der Arcandisciplin anerkennen, ja eher den entgegengesetzten, daß die Arcandisciplin auf die Bildung des Katechumenats zurückwirkte. Die „allein berechtigte" Ansicht soll (S. 44) die sein, beide Institute auf eine gemeinsame Ursache

zurückzuführen. Mit der Aufstellung eines cultusfähigen Katechumenenstandes soll noch gar keine unbedingte Nöthigung zur Mystification des Cultus gegeben sein. Wenn dennoch der Gottesdienst einen Mysteriencharakter erhielt, wenn demgemäß auch die Katechumenen-Ordnung von diesem Charakter mitbestimmt erscheint, so kann in ihr auch nicht mehr der Entstehungsgrund der Arcan-Disciplin gesehen werden. Die Arcandisciplin darf nach dem Verf. überhaupt nicht als eine vorübergehende Erscheinung angesehen werden, ein „wahres Verständniß ihres Ursprungs können wir vielmehr nur zu gewinnen hoffen, wenn wir sie nicht als vereinzelte Erscheinung, sondern im Zusammenhange mit der Gesammtentwickelung des christlich-kirchlichen Geistes und Lebens im alt-katholischen Zeitalter aufzufassen suchen.“ Aus einer S. 46 ff. gegebenen Skizze dieser Gesammt-Entwickelung gewinnt dann der Verf. das Ergebniß, daß die Arcandisciplin ihren Ursprung in der gesetzlichen Richtung hat, welche die Kirche einschlug, „Wie die Erhebung des Episkopats auf dem Gebiete der Verfassung, so ist die Arcan-Disciplin in dem Bereiche des Cultus der Ausdruck der aufkeimenden gesetzlichen Richtung.“ (S. 60).

Wir gestehen, daß wir dem Verf. hier nicht beistimmen können. Was derselbe gegen Rothe geltend macht, seine Ansicht ruhe auf einer abstracten Entgegensetzung des ethischen und dogmatischen Lehrstoffs, einer ethisch-asketischen und dogmatisch-didaktischen Methode in der Heranbildung der Katechumenen, möchte Rothe wohl nicht treffen.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. 30. Stück.

Den 21. Februar 1856.

Erlangen

Schluß der Anzeige: „Der christliche Gemeindegottesdienst im apostolischen und altkatholischen Zeitalter. Von Dr. Th. Harnack."

Rothe spannt den Gegensatz in der That nicht so stark an, wie der Verf. es darstellt. Daß aber in der That hier ein Unterschied in der Behandlung der Proselyten liegt, daß dieser nothwendig in Folge der Anfänge eigentlich dogmatischer Bildungen sich ergeben mußte, das möchte eine auch nur flüchtige Vergleichung der Methode in Behandlung der Proselyten innerhalb der apostolischen Zeit und der spätern Kirche zur Genüge ergeben. Wenn nichts Anderes würde schon der Umstand es beweisen, daß der späteren Kirche das rasche Ertheilen der Taufe im apostolischen Zeitalter so auffallend war, wie Tertullians Auseinandersetzungen (De Bapt. 18) zeigen. Die Hauptsache ist aber, daß es uns unmöglich scheint, einen engen Zusammenhang zwischen dem Katechumenat (wir meinen denselben nicht in seinen Anfängen,

sondern als völlig entwickelt und organisirt) zu leugnen. Es ist derselbe, das ist wohl zu beachten, den Vätern stets bewußt geblieben; deutlich genug sprechen sie von einem pädagogischen Zweck der Arcandisciplin, die dazu dienen soll, daß die Katechumenen nicht durch halbes Verstehen und Mißverstehen geärgert werden und Anstoß nehmen. »Οὐ χρὴ τὰ μυστήρια ἀμυήτοις τραγῳδεῖν, ἵνα μὴ Ἕλληνες μὲν ἀγνοοῦντες γελῶσι, κατηχούμενοι δὲ περίεργοι γενόμενοι, σκανδαλίζωνται« erklärte die Synode von Alexandrien gegen die Meletianer (bei Athan. apol. II. Tom. I, 131). »Si catechumenis«, sagt Augustin (Hom. XCVI in Joan.), »sacramenta fidelium non produntur, non ideo fit, quod ea ferre non possint, sed ut tanto ardentius ab iis concupiscantur, quanto eis honorabilius occultantur (vgl. Hom. XLVI de verbis domini u. ö.). Doch die spätere Zeit kann hier etwas hineingetragen haben, was ursprünglich nicht darin lag; entscheidender für den Zusammenhang zwischen dem Katechumenat und der Arcandisciplin ist, daß sie zusammen auftreten und zusammen verschwinden. Das erstere läßt allerdings noch die vom Verf. geltend gemachte Möglichkeit zu, daß beide einer gemeinsamen Ursache entspringen (S. 44), allein schon das muß bedenklich machen, daß die Ursache, welche der Verf. als die geltend macht, aus der die Arcandisciplin entstammen soll, sich schwerlich auch als Ursache des ausgebildeten Katechumeneninstituts geltend machen lassen möchte. Wichtiger noch gerade der Ansicht des Verfs gegenüber ist der Umstand, daß beide Erscheinungen zusammen verschwinden. Wäre die Arcandisciplin nur, wie der Verf. sagt, der Ausdruck für die gesetzliche Rich-

tung auf liturgischem Gebiete, so hätte sie nicht nur nicht mit dem Katechumenat aufhören können, sondern hätte in der griechischen wie in der römisch-katholischen Kirche bis heute bestehen bleiben, ja sich noch steigern müssen, da die gesetzliche Richtung nicht bloß bestehen geblieben ist, sondern sich noch in einer Weise gesteigert hat, daß jene Zeit als eine vergleichungsweise höchst unschuldige gelten muß. Doch dieser Argumentation glaubt der Verf. wohl S. 45 vorgebaut zu haben. „Als der Katechumenat", lesen wir dort, „mit der allgemeinen Verbreitung der Kindertaufe und des christlichen Hausstandes aufhörte, ward zwar die Geheimlehre und auch die äußere Zweitheilung des Cultus aufgegeben; aber die Form der Liturgie und mit ihr eine nominelle Scheidung von Katechumenen- und Gläubigen Messe - wurde im Orient bis auf den heutigen Tag beibehalten; und auch im Occident hat die römische Meßordnung, die zwar diese Form fallen ließ, im Abendmahlsvollzug noch bis zur Stunde den Charakter wesentlich bewahrt, den ihm die Arcandisciplin aufgeprägt hat." Soll dieser Satz etwas beweisen, so kann er das nur, wenn sein Sinn ist, die Arcandisciplin ist ihrem Wesen nach nicht mit dem Katechumenat verschwunden, sondern bis heute noch im Bestand. Das kann man aber nur behaupten, wenn man den Begriff der Arcandisciplin in ganz unberechtigter Weise alterirt, ganz ungebührlich ausdehnt. Hat der Verf. S. 22 mit Recht die ungebührliche Erweiterung des Begriffs der Arcandisciplin bei Credner, welche den specifischen Charakter derselben vermischt, getadelt, so fällt er hier nur nach einer andern Seite hin in denselben Fehler. Der Punkt, auf den Alles ankommt, ist das Geheimhalten des Vollzugs

Digitized by Google

der beiden Sacramente und wo dieses Geheimhalten aufhört, da hat die Arcandisciplin ihr Ende erreicht. Das ist aber ohne Frage der Fall mit dem Aufhören des Katechumenats, als es keine Subjecte mehr gab, denen man etwas zu verbergen brauchte, ja denen man etwas geheim halten konnte. Daß die griechische Kirche die alten Formeln (aber auch nur die Formeln) noch immer mit sich herumschleppt, thut nichts zur Sache. Noch weniger freilich kann man sich auf die römische Kirche berufen, die schon seit Gregor d. Gr. selbst alle Hindeutungen auf die Arcandisciplin getilgt hat. Daß der Abendmahlsvollzug in der römischen Kirche aber nicht mit der Arcandisciplin zusammenhängt, sondern ganz andere Bildungsgründe in einer andern Anschauung des Sacraments hat, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden, wir würden sonst die Beweise nur aus des Vfs eigenen Auseinandersetzungen entnehmen können.

Hier liegt unserer Ansicht nach der Punkt, wo die Ansicht des Verfs sich am bestimmtesten als verfehlte ausweis't. Der Begriff der Arcan-Disciplin ist so sehr alterirt, daß, mag immerhin dasjenige, was der Verf. als Arcan-Disciplin faßt, erklärt sein, die Arcandisciplin selbst noch unerklärt bleibt. Daß wir dem Verf. hier kein Unrecht thun, dafür noch einen Beweis. Soll die Arcandisciplin der Ausdruck für die in der Kirche sich mehr und mehr geltend machende gesetzliche Richtung sein, so bedarf das doch noch einer weitern Erklärung, wie denn eigentlich die gesetzliche Richtung sich gerade in der Arcandisciplin ausprägt. Der Verf. entwickelt dieses S. 62: „Was ist die Arcandisciplin mit ihrer ängstlichen Abgeschlossenheit nach außen, ihrer furchtvollen Geheimhaltung

und Behandlung der Sacramente, ihrer angespannten Feierlichkeit und ihrem ceremoniellen Element Anderes, als die liturgische Darstellung jener abstracten Objectivität und gesetzlichen Heiligkeit, mit welcher als mit einem dem Gesetzesstandpunkte entlehnten Nimbus die Heilsmittel nun umgeben und dem innersten subjectiven Glaubensleben der Gemeinde entrückt werden? Was ist sie Anderes, als der liturgische Ausdruck für die sich selbst idealisirende und ihren Episkopat erhebende Kirche?" So leicht wir begreifen, daß die gesetzliche Richtung im Leben der Kirche auch im Cultus sich als ceremonial-gesetzliche geltend machte — weshalb aus der gesetzlichen Richtung gerade die Arcandisciplin mit Nothwendigkeit hervorgehen mußte, haben uns diese Worte nicht klar zu machen vermocht. Daß es auch ohne Geheimhaltung (und das ist, wir müssen immer wieder darauf dringen, wenn auch nicht der einzige, doch der Hauptpunkt der Arcandisciplin, der vor allen Erklärung verlangt) einen ceremonial-gesetzlichen Cultus geben kann, beweisen doch wohl hinreichend sowohl die spätere griechische als die römische Kirche. So viel aber scheint uns aus dieser Argumentation klar hervorzugehen, daß der Verf. den strengen Begriff der Arcandisciplin verschwimmen läßt. Er identificirt Arcandisciplin mit der ceremonialgesetzlichen Cultusrichtung, wenn wir sie kurz so nennen dürfen, die sich seit dem dritten Jahrhundert Bahn bricht; und dieser, nicht der eigentlichen Arcandisciplin gelten seine Auseinandersetzungen.

Doch wir müssen einlenken, um nicht mißverstanden zu werden. Es liegt in der Ansicht des Verf. eine Wahrheit, die wir um so weniger verkennen möchten, als wir glauben, daß sie gegenüber einseitiger Anschauungen ein Recht hat her-

Digitized by Google

vorgehoben zu werden, die Wahrheit nämlich, daß allerdings zwischen der Arcandisciplin und der gesetzlichen Richtung im Leben der Kirche ein Zusammenhang besteht. Gewiß hätte die Kirche nicht diesen starken Zug aufs Gesetzliche gehabt, sie wäre auch durch die Nothwendigkeit eines organisirten Katechumeneninstituts nur zu einer Arcandisciplin gekommen; es prägt sich in dieser Gestaltung wie überall die Lebensrichtung der Kirche ab — aber den Anstoß kann das nicht gegeben haben, der mußte anderswoher kommen und kann unserer Meinung nach nie von dem Katechumeneninstitut ausgegangen sein. Der Verf. selbst hat sich dieser Anerkenntniß nicht ganz erwehren können, denn während er S. 44 behauptet, beide Erscheinungen, die Erweiterung des Katechumeneninstituts und die Arcandisciplin, seien unabhängig von einander, wenn auch aus derselben Ursache zu erklären, ja geneigt war, das Verhältniß gerade umzukehren, gesteht er S. 63 zu, „daß durch die Einrichtung jenes officiellen Katechumenen-Standes sich der Abendmahls-Cultus sehr leicht und natürlich mit einem Geheimniß umgeben konnte"; ja S. 447 spricht er sich dahin aus, daß die Arcandisciplin „in Veranlassung sowohl der Verfolgungen, als auch des neu entstandenen officiellen Katechumenats" entstanden sei, obwohl freilich mit dem Zusatze, daß „deren eigentliches Motiv allein in der gesetzlichen Wendung des Katholicismus" gefunden werden könne.

Wir haben die Frage nach der Entstehung der Arcandisciplin ausführlicher besprochen, einmal weil sich hier am leichtesten ein abgerundetes Ganzes der Besprechung darbot, sodann weil wir glauben, daß die Ansichten des Verfs in diesem Punkte

von bedeutendem Einflusse auf die ganze Darstellung des Buches gewesen sind. Indem er nämlich auf die Entstehung der Arcandisciplin ein großes, unserer Ansicht nach übergroßes Gewicht legt, diese als den Ausdruck der in der Entwickelung des Cultus sich vollziehenden Umwandlung auffaßt, so kann er den eigentlichen Wendepunkt in der Geschichte des Cultus auch erst da erblicken, wo die Arcandisciplin heraustritt, d. h. am Ende des 2. und im Anfange des 3. Jahrhunderts. Sehen wir von der apostolischen Zeit ganz ab, so zerfällt dem Verf. die Zeit der altkatholischen Kirche in zwei Perioden. Die erste Hälfte, die besonders Justin und Irenäus charakterisiren, ist die Zeit „der traditionellen Fortbildung“, die zweite Hälfte „die der beginnenden Verbildung“ der Liturgie. Wie die mit diesen Worten ausgesprochene Charakteristik schon andeutet, sieht der Verf. die Liturgie im 2. Jahrhundert noch auf dem Wege ganz gesunder und richtiger Entwickelung. Er führt S. 303 ff., das Gesammtergebniß dieses ersten Abschnittes zusammenfassend, aus, daß „der Gottesdienst dieser Zeit noch an keinem Punkte und in keiner Weise seine apostolische Herkunft verleugnet; er bewahrt den genuin-christlichen Charakter durchaus und ungetrübt.“ Dagegen tritt nun im 3. Jahrhundert die Verbildung hervor, wir sehen die Entwickelung von dem rechten Wege abgelenkt; wie der Verf. das in einem dem eben angezogenen correspondirenden Abschnitte, der das „Schlußresultat“ aus den Untersuchungen über diese zweite Periode zieht, S. 446 ff. ausführlich darthut. Man braucht nur die beiden citirten entsprechenden Abschnitte mit einander zu vergleichen, um zu fühlen, wie plötzlich diese Aen-

derung eintritt. Im zweiten Jahrhundert ist noch Alles auf rechtem Wege, ja selbst zu Irenäus Zeit sieht der Verf. nur „Genuin-christliches" und plötzlich ist der Schauplatz wie verwandelt, ohne daß es uns gelingen wollte, einen rechten Einblick in die Motive dieser Umwandlung zu thun. Wir glauben, hier liegt der tiefste Schaden in der Darstellung des Vfs; er liegt in der irrigen Auffassung des zweiten Jahrhunderts, das wahrlich noch ganz andere Dinge in sich schließt als eine „traditionelle Fortbildung" des apostolischen Zeitalters. Hier vielmehr sind die Keime des großartigen Umschwungs zu suchen, den wir im 3. Jahrhundert immer noch räthselhaft und plötzlich genug eintreten sehen. Der Verf. hat das nicht ganz verkennen können, die Einleitung enthält mehrfache dahin zielende Winke, allein er hat es doch in der Darstellung selbst viel zu wenig hervortreten lassen, und diese muß entschieden auf den Leser den Eindruck machen, als trete die ganze Umwandlung zwischen Irenäus und Tertullian urplötzlich, man begreift nicht woher? ein. Es hat uns bedeutsam scheinen wollen, daß der Verfasser das zweite Jahrhundert schon zur „altkatholischen Zeit" rechnet, während man doch dasselbe sonst seinem größeren Theile nach als „nachapostolische Zeit" zu bezeichnen pflegt. Am Ende kommt es dabei nur auf einen Namen an, allein was in dem Namen „nachapostolische Zeit" liegt, der Uebergangscharakter des Jahrhunderts, den hat der Verf. nicht zur Darstellung kommen lassen. Und doch glauben wir, hätte er von all' den Ursachen, aus denen er den Umschwung ableitet, hier die Keime aufweisen können und müssen. Die gesetzliche Richtung, auf die der Verf. so großes, wir fürchten einseitiges, Gewicht legt, so daß über die-

sem Punkte andere höchst wichtige, freilich damit zusammenhängende, namentlich auch das Rückwirken heidnischer Elemente, welche die Kirche während des großen Kampfes, in dem sich die christliche Welt von der heidnischen losreißt, in sich aufgenommen hat, und die sich namentlich in dem dramatischen Zuge, der sich in der Ausgestaltung der Liturgie bald geltend macht, erkennen lassen, nicht zu ihrem vollen Rechte gekommen sind, läßt sich ja in ihren Keimen bis auf die unmittelbar nachapostolische Zeit verfolgen. Versteht doch schon der Pauliner Clemens Romanus die Paulinische Rechtfertigungslehre nicht mehr und trägt sie durch einen ergistischen Zug wesentlich getrübt vor — wir schweigen von dem Pastor Hermae und andern Producten des zweiten Jahrhunderts. Wenn der Verf. so gern die Epistola ad Diognetum citirt, so darf man ja nicht vergessen, wie isolirt diese herrliche Schrift dasteht. Die in ihren Einflüssen auf den Cultus so bedeutsame Gestaltung des Episkopats liegt ja schon bei Ignatius vor, und ist hier keineswegs noch so ganz rein, wie sie der Verf. zu denken scheint. Besonders in der Zusammenfassung der Eucharistie mit dem Episkopat, die wir schon bei Ignatius finden, liegt, so unverfänglich die Worte lauten, der Keim ganz neuer liturgischer Principien. Gar bei Irenäus findet sich nicht bloß schon die vollständige Ueberordnung des Bischofs über die Presbyter, die der Verf. S. 55 Anm. 1 erst in die Zeit der Novatianischen Streitigkeiten zu verlegen scheint, sondern deutlich genug die Anfänge des falschen Systems einer durch die successio der Bischöfe und ihnen zukommendes charisma veritatis vermittelten Tradition, deren Bedeutung für die Entwickelung des Cultus der Vf.

mehrfach richtig würdigt. Alle diese Keime und nicht minder die Keime der falschen gesetzlichen Askese, der falschen Werthlegung auf das Märtyrerthum rc. — mußten im zweiten Jahrhundert nachgewiesen werden, wenn sie damals auch noch nicht so bestimmt im Cultus selbst, von dem unsere Nachrichten ja nur sehr dürftig sind, hervortreten; dann hätte man den Umschwung, der so mächtig im 3. Jahrhundert auch auf liturgischem Gebiete hervortritt, verstehen können, während jetzt zwischen dem zweiten und dritten Jahrhundert ein klaffender Spalt sich aufthut.

Wir haben offen darzuthun versucht, wo uns die Mängel des besprochenen Werkes zu liegen scheinen. In das Einzelne einzugehen würde zu weit führen, obwohl uns auch da manche Bedenken gekommen sind. Doch können wir nicht umhin, gerade in Rücksicht auf die einzelnen Untersuchungen dankend anzuerkennen, daß das Buch reiches und schätzenswerthes Material zu einer Geschichte des Cultus in der ältesten Zeit bietet, und so möge uns zum Schluß der Wunsch erlaubt sein, daß es dem Verf. gelinge, seine weiter greifenden Pläne für die Geschichte des Gottesdienstes bald auszuführen.

Hannover. G. Uhlhorn Lic. theol.

Dublin

Printed at the University Press. James Mc Glasham. An elementary Treatise on the Calculus of Variations. By the Rev. John Hewitt Jellett, A. M. Fellow of Trinity College, and Professor of natural Philosophy in the University of Dublin. XX u. 377 S. in Octav. Mit 1 Figurentafel.

Refer. muß gleich von vorn herein bemerken: daß das vorliegende „Lehrbuch der Variationsrechnung“ alle ihm bisher bekannt gewordenen und zum Theil auch in d. Bl. besprochenen ähnlichen Werke an Eleganz, Einfachheit und objectiv richtiger Behandlung seines Gegenstandes weit übertrifft. Hier findet man keine Spur von dem unnützen, Geist und Begriff tödtenden Formalismus, der jede Einsicht in das Wesen der Sache verhindert — wo man den Wald vor Bäumen nicht sieht — sondern eine Darstellung der Variationsrechnung, die den besten Behandlungsweisen der Differential- und Integralrechnung mit vollem Rechte zur Seite gestellt werden kann, worunter aber nicht diejenigen deutschen Lehrbücher dieser letzten Wissenschaft zu verstehen sind, denen die richtig verstandene Theorie des Unendlichen ein ewiger Stein des Anstoßes, das Imaginäre bloß etwas Symbolisches, 2c. ist — die nur von der sog. Grenzmethode, als der einzig sichern Führerin, etwas wissen wollen, aber trotz der strengen Grenzcontrole, ungeachtet des fortwährenden Geredes von Euklidischer Strenge — von der strengen neuern Richtung — von der strengen Restbetrachtung — und ähnlicher stereotyper Redensarten, doch manche verdächtige Contrebande, wie:

$$\int_0^\infty \frac{x^{n-1}dx}{1-x} = \frac{\pi}{\tang n\pi}, \int_{-\infty}^{+\infty} \frac{(x-\alpha)dx}{(x-\alpha)^2+\beta^2} = 0, \int_0^\infty \frac{dx}{1-x^2} = 0$$

2c. 2c. **enthalten — ja deren Verfasser selbst nicht recht wissen, worin der geheimnißvolle „Grenzübergang“ besteht, welchen Zweck derselbe hat! — u. s. w. u. s. w.**

In Kap. 1 bemerkt der Verf. zunächst: daß

Digitized by Google

der Werth einer abhängigen Veränderlichen oder einer Function $u = \varphi(x_1, x_2 \ldots)$ von zweierlei abhängt — nämlich von der durch φ bezeichneten Form derselben, und von den Werthen der unabhängigen Veränderlichen $x_1, x_2, \ldots$, worauf er die Functionen in bestimmte, d. h. solche, deren Form als unveränderlich gedacht wird — und in unbestimmte, deren Form als veränderlich angesehen wird, unterscheidet, welche Eintheilung der gewöhnlichen bei Größen: in constante und veränderliche analog ist. — Es wird dann bemerkt: daß die Werthsänderung bestimmter Functionen bloß von der Werthsänderung einer oder mehrerer der unabhängigen Veränderlichen herrührt, wie in der Differentialrechnung näher untersucht wird — während die Werthsänderungen unbestimmter Functionen auch von ihrer Formänderung herrühren können, und hauptsächlich den Gegenstand der Variationsrechnung bilden. — Offenbar kann die Form einer Function von der Form einer oder mehrerer anderer Functionen so abhängen, daß, wenn die Form der letztern bestimmt ist, auch die Form der erstern bestimmt ist — so z. B. ist die Form des Differentialquotienten durch die der ursprünglichen Function bestimmt — und umgekehrt. Functionen, deren Form unabhängig ist, nennt der Verf. primitive — ursprüngliche — und Functionen, deren Form von der Form solcher primitiven Functionen abhängt, werden derivirte — abgeleitete (abhängige) Functionen genannt. Auch diese Eintheilung entspricht der in der Differentialrechnung üblichen Unterscheidung der Größen in unabhängige und abhängige Veränderliche — und F. φ bedeutet eine Function, deren Form von der der Function φ abhängt, wobei der Verf. noch ausdrücklich in einer kleinen

Note bemerkt: »**It must be carefully kept in mind that v is not a function of u, as the** symbol F denotes a relation between f o r m s, not between m a g n i t u d e s (?). — Aendert also φ ihre Form, so ändert auch F die ihrige; aber wenn die R e l a t i o n zwischen der Form von φ und der von F ungeändert bleibt, so ist die F o r m-änderung von F nicht willkürlich, sondern durch eine feste Relation mit der von φ verbunden. — Die Bestimmung der (W e r t h s -)Aenderung von F in Folge einer F o r m änderung von φ wird im Allgemeinen als Object der Variationsrechnung bezeichnet — aber der Verf. fügt sogleich hinzu: daß auch hier, wie in der Differentialrechnung, die Aenderungen nach dem Gesetze der Stetigkeit erfolgen, d. h. unendlich klein sein müssen — und zwar für alle zulässigen Werthe der independenten Veränderlichen. Wenn also $u = \varphi(x_1, x_2, \ldots)$ die ursprüngliche und $u' = \varphi'(x_1, x_2, \ldots)$ die in der Form geänderte Function und i eine unendlich kleine Größe bedeutet; so muß:

$$\frac{u'-u}{i} = \frac{\varphi'(x_1, x_2, \ldots) - \varphi(x_1, x_2, \ldots)}{i} = \psi(x_1, x_2, \ldots)$$

für alle zulässigen Werthe von $x_1, x_2, \ldots$ endlich sein, also $u' - u = i\,\psi(x_1, x_2, \ldots)$ (α) unendlich klein, so daß also die Function $\psi(x_1, x_2, \ldots)$ durch weiter keine Bedingung beschränkt ist, als die: daß sie für keine zulässigen Werthe von $x_1, x_2, \ldots$ unendlich wird. — Den Ausdruck (α) nennt der Verf. **properly a variation**, und definirt sie als **»the indefinitely small change in v a l u e which a function receives in consequence of a change in its f o r m«** — und fügt hinzu: **»that the variation of a primitive function is perfectly arbitrary, and that the variation of a derived function depends on that of its primitive.«** —

Hierauf zeigt der Verf., wie die Variation der von $u = \varphi(x_1, x_2, \ldots)$ abgeleiteten (derivirten) Function $v = F \cdot u$ gefunden wird, wo also v eine Function ist, deren Form von der Form von u abhängt. Man setzt nämlich in $v = F.u$ für $\varphi(x_1, x_2, \ldots)$ bloß $\varphi(x_1, x_2, \ldots) + i\,\psi(x_1, x_2, \ldots)$ und nimmt von $F \cdot [\varphi(x_1, x_2, \ldots) + i\,\psi(x_1, x_2, \ldots)]$ nur den mit i behafteten Theil, worauf es heißt: »This appears by precisely the same reasoning as that employed in the Differential Calculus in the investigation of a differential. —« Wie man sieht, ist diese Begründung der Variationsrechnung im Wesentlichen dieselbe, als die, welche Ref. in d. Bl. bei Gelegenheit der Anzeige der Werke von Strauch und Heymann angedeutet hat, ohne daß ihm damals das vorliegende englische Werk bekannt war — denn leider ist die jetzt so reichhaltige und ausgezeichnete engl. mathematische Litteratur in Deutschland noch sehr wenig bekannt und nur um sehr hohe Preise zu bekommen. Nur ist zu bemerken: daß man auch nicht einmal so weit auszuholen braucht, wie der Verf., weil unmittelbar $\delta v = F(u + \delta u) - F \cdot u = \frac{dF}{du}\,\delta u$ ist, da δu nach der Voraussetzung unendlich klein ist — und im Calcul immer als eine Werthsänderung von u gedacht werden muß, obgleich dieselbe von einer Formänderung von $u = \varphi(x_1, x_2, \ldots)$ herrührt — und ebenso in Bezug auf δv. — Man braucht also nur ganz einfach den Regeln der Differentialrechnung zu folgen, wie es in den wirklichen Anwendungen auf bestimmte Fälle auch geschieht — und die vermeintlichen „Begründungen" durch Reihenentwickelungen, Argumente $\varkappa$, t, Hülfsfunctionen rc. sind nicht nur unnütze formelle Weitläufigkeiten — sondern machen den Anfänger nur

verwirrt. — Wenn ferner in $v = F . u$ das u, also auch v nur als der Form nach variabel gedacht wird, so ist diese Gleichheit im Calcul doch nicht bloß als eine Formgleichung, sondern als eine Größenrelation zu betrachten — namentlich, wenn von Max. und Min. die Rede ist. Weiter heißt es: »This is the most general problem of the Calculus of Variations. But as, in the present state of mathematical science, we are concerned with but two species of derived functions, sc., those by the process of differentiation and integration, the investigation of so general a problem is quite unnecessary. We shall, therefore, proceed to consider a particular case, which is, however, sufficiently general for all purposes to which the Calculus of Variations has been hitherto applied. —«

Wenn nun F ein distributives Operationssymbol ist, wie das d und $\int$, so ergibt sich aus der allgemeinen Gleichung:

$$F . \varphi + F . \varphi_1 = F . (\varphi + \varphi_1), \quad (1)$$

wo φ, φ_1 Functionen von $x_1, x_2, \ldots$ sind, auf der Stelle:

$$F . (\varphi + i\psi) = F . \varphi + F . i\psi,$$

also: $F . (\varphi + i\psi) - F . \varphi = F . i\psi = iF . \psi$. (2)
d. h.: $\delta d\varphi = d\delta\varphi$ oder $\delta\int\varphi = \int\delta\varphi$, je nachdem d oder $\int$ für F gesetzt wird.

Weiter bemerkt der Verf.: daß er bisher nur die eigentliche von der Formänderung der primitiven Functionen $\varphi, \ldots$ herrührende Variation der derivirten Function F betrachtet habe — und, daß sehr oft Fälle vorkommen, wo auch die unabhängigen Veränderlichen x_1, $x_2, \ldots$ als unendlich kleine Werthsänderungen annehmend betrachtet werden müssen. Er bezeichnet die von der Formänderung der primitiven Functionen $\varphi, \varphi_1, \ldots$

allein herrührende Variation mit δ, die von der Aenderung der independenten Veränderlichen $x_1, x_2, \ldots$ herrührende Aenderung, wie in der Differentialrechnung, mit d, und endlich die von beiden Ursachen herrührende Totaländerung mit D. Wenn also u eine bestimmte Function veränderlicher Größen ist, so ist $Du = du$; ist u eine unbestimmte Function constanter Größen, so ist $Du = \delta u$, und wenn u eine unbestimmte Function veränderlicher Größen ist; so ist:

$$Du = \delta u + du.$$

Es wird dann noch bemerkt: »As an independent variable is capable but one species of increment, it is immaterial what symbol be employed to express it« — und der Verf. bezeichnet es im Allgemeinen mit d.

Hierauf werden die Grundformeln der Variationsrechnung mit einer Einfachheit, Klarheit und Eleganz entwickelt, die nichts zu wünschen übrig läßt — nämlich: 1. wenn $u = f(x_1, x_2, \ldots)$ eine bestimmte Function von $x_1, x_2, \ldots$ ist — 2. wenn $u = \varphi(x_1 \ldots)$ eine primitive unbestimmte Function von $x_1, x_2, \ldots$ ist — 3. wenn $u = F . \varphi(x_1, x_2, \ldots)$ ist — 4. wenn $u = F . \varphi(x_1, x_2, \ldots)$ eine derivirte Function ist, und das Symbol F distributiv ist — 5. wenn $V = f(x_1, x_2, \ldots u_1, u_2, \ldots)$ eine bestimmte Function ist, und $u_1, u_2, \ldots$ unbestimmte Functionen von $x_1, x_2, \ldots$ sind — und 6. wenn $U = F . V$ und das Symbol F distributiv ist — den diesen verschiedenen Fällen entsprechenden Ausdruck der Variation zu finden.

Diese Grundformeln werden dann in Kap. 2 auf die Fälle angewandt, in which the functions are derived from one another by the processes of differentiation and integration.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

31. Stück.

Den 23. Februar 1856.

Dublin

Schluß der Anzeige: »An elementary Treatise on the Calculus of Variations. By the Rev. John Hewitt Jellett.«

Nämlich es werden die Variationen der Ausdrücke:

$$\frac{d^n y}{dx^n}, V = f\left(x, y, \frac{dy}{dx}, \ldots \frac{d^n y}{dx^n}\right), U = \int_a^b V dx \;(\beta)$$

u. s. w. mit derselben Eleganz entwickelt, wobei, wie schon gesagt, keine Spur zu finden ist von der unnöthigen Einmischung von unendlichen Reihenentwickelungen, variirenden Argumenten $\varkappa$, t, ..., variirenden Functionen Φ(t), ... 2c. 2c. wie solche in den frühern, namentlich deutschen Werken über Variationsrechnung mit großer Weitschichtigkeit und oft wunderlicher Logik angewandt worden sind. — Kurz man sieht hier: daß in diesem Werke der „Gedanke“ — die „begriffliche Erkenntniß“ der Sache der formellen Exposition vorangegangen ist.

Am Schlusse dieses Kapitels ist auch von der

zweiten Variation der Ausdrücke (β) die Rede, welche in der einfachsten und evidentesten Weise entwickelt werden, indem zuvor gezeigt wird, daß für eine primitive unbestimmte Function $u = \varphi(x_1, x_2, \ldots)$ die zweite Variation $\delta^2 u = 0$ ist — und der Verf. fügt hinzu: »This completes the analogy between a primitive function and an independent variable.«

Wenn nämlich F ein distributives Operationssymbol ist, so ist nach der obigen Gleichheit (2):

$$\delta F . \varphi = F . \delta\varphi = F . i\psi$$

es mag ψ der Form nach veränderlich, oder constant gedacht werden, was aber bei der zweiten Variation:

$$\delta^2 F . \psi = F . \delta^2\varphi = F . i\delta\psi$$

nicht mehr einerlei ist. Denn wenn hierin ψ von constanter Form ist, so ist $\delta\psi = 0$, also:

$$\delta^2 F . \varphi = 0.$$

This we shall, in general, suppose to be the case. Von einer primitiven (unabhängigen) Function braucht man in der That ebensowenig höhere Variationen, als von einer independenten Veränderlichen höhere Differentiale zu betrachten — und Ref. hat bereits bei andern Gelegenheiten in diesen Blättern bemerkt: daß es ganz unnütz ist, zu setzen:

$$\delta u = \varkappa\delta u + \frac{\varkappa^2}{1.2}\delta^2 u + \frac{\varkappa^3}{1.2.3}\delta^3 u + \ldots$$

und zugleich zu behaupten: die Variationen δu, $\delta^2 u$, $\delta^3 u$, ... seien völlig unabhängig von einander! —

Wie gesagt, es entwickelt der Verf. nur die zweite Variation der Ausdrücke (β), indem er ganz richtig bemerkt: »it is unnecessary, for any practical purpose, to pursue this discussion any further. —«

Kap. 3 handelt vom Maximum und Minimum unbestimmter abhängiger (derivirter) Functionen einer independenten Veränderlichen — und als Definition wird gesagt: »A maximum or minimum may be defined to be a value of a derived function which exceeds or falls short of all other values which can be produced by an indefinitely small change in the form of its primitive. — Let φ be a primitive indeterminate function, and let $u = F . \varphi$ be a function derived therefrom; find what form of φ will render u a maximum or minimum. —« Als die allgemeine method of solution des fraglichen Problemes will der Verf. die Entwickelung von $F(\varphi + i\psi)$ nach Potenzen von i zum Grunde gelegt wissen (?), indem er bloß kurz bemerkt: daß die Schlußweise dieselbe sei, wie bei dem analogen Probleme in der Differentialrechnung, d. h. »if the form only of φ be varied, we must have $\delta u = 0$; and if both form and independent variables be varied, we must have $Du = 0$. —«

Die Theorie des Max. und Min. auf die nach **Potenzen von i fortschreitende Reihenentwickelung zu basiren, ist in der Variationsrechnung ebenso unnöthig und unpassend, als in der Differentialrechnung — oder bei der „Begründung" der Variationsrechnung — und wir hätten diese Ansicht der Sache hier gar nicht erwartet — da der Vf. sich sonst der Reihenentwickelungen gar nicht bedient, wodurch sich seine Behandlung der Variationsrechnung ebenso vortheilhaft vor den frühern von Lagrange, Strauch zc. auszeichnet, wie die neuern Darstellungen der Differentialrechnung vor den ältern. Aus dem, was der Verf. in den beiden Noten B und C (S. 355—356) über die**

zweite Variation und über die Theorie des Max. und Min. sagt, scheint auch hervorzugehen: daß er hier nicht so ganz zur völligen Klarheit und Sicherheit gelangt ist, wodurch sich sonst sein Vortrag so sehr auszeichnet. In der Note A heißt es: „The term „second variation", as generally used, is ambiguous. 1. It may signify the variation of the variation. 2. It may denote the quadratic part of the series which is obtained by the substitution of y + dy (or y + iψ) for y. These significations will become identical if $\delta^2 y = 0$." In der Theorie des Max. und Min. meint der Verf.: „we are only concerned with the latter signification (?). I have, therefore, introduced the condition $\delta^2 y = 0$, in order to obviate any confusion which might arise from the double meaning! —" Gleichwohl soll Delauney, der die zweite Variation in der ersten der beiden angeführten Bedeutungen nimmt, zu keinem Fehler verleitet sein — „this error (if it be an error) does not affect M. Delauney's conclusion", obgleich der Verf. auch sagt: For in this signification of the term the second variation has not (as it seems to me) any connexion with the theory of maxima and minima (?). —«

Uebrigens ist sonst Alles, was in dieses Kapitel gehört, sehr klar, methodisch, elegant und hinreichend ausführlich erörtert und durch passende Beispiele erläutert — namentlich wird auch Jacobi's hieher gehörige Arbeit und deren weitere Entwickelung durch Delauney gehörig berücksichtigt. — Der Raum gestattet uns hier nicht, die von dem Verf. in diesem Kapitel (von S. 31—136) behandelten einzelnen Hauptprobleme näher zu besprechen.

Kap. 4 enthält von S. 137—203 Anwendungen der Variationsrechnung auf die Theorie der Curven. — Kap. 5 handelt von S. 203—219 über vielfache Integrale im Allgemeinen. — Kap. 6 von der Entwickelung der Variationen der Differential- und Integralfunctionen mit zwei und mehr independenten Veränderlichen (von S. 219—239). — Kap. 7 vom Max. und Min. solcher Functionen (von S. 239—276). — Kap. 8 enthält Anwendungen der Variationsrechnung auf die Theorie krummer Flächen (von S. 276—287). — Kap. 9 Anwendungen derselben auf Mechanik (S. 287—335) und endlich Kap. 10 Anwendungen auf die Integration von Differentialfunctionen mit einer und mehr independenten Veränderlichen.

Alle diese Gegenstände sind, wie die frühern, mit Klarheit, Gründlichkeit und gehöriger Ausführlichkeit behandelt — und wir wollen bloß über Kap. 9, d. h. die Anwendungen der Variationsrechnung auf Mechanik, hier noch Einiges sagen. Diese mechanischen Anwendungen zerfallen in zwei Abtheilungen, nämlich 1. Aufgaben über Maxim. und Min., wobei Functionen von veränderlicher Form vorkommen (Brachistochrone, elastische Linie, Kettenlinie ꝛc. ꝛc.), und 2. Aufstellung der Gleichungen des Gleichgewichtes und der Bewegung eines Systemes von bekannter Constitution.

Bei den Untersuchungen der ersten Abtheilung ist der frühere Begriff der Variation unmittelbar anwendbar, weil hier nur Formveränderungen von Functionen in Betracht kommen — also das Zeichen δ immer Incremente andeutet, welche von solchen Formänderungen herrühren — während in den Untersuchungen der zweiten Abtheilung das δ

Incremente andeutet, die von Lagenänderungen herrühren, indem sich ein materielles Theilchen des betrachteten Systemes aus einem Punkte des Raumes in einen andern bewegt. — Die Incremente sind also hier keine eigentlichen Variationen in dem frühern Sinne, sondern Verrückungen — und dennoch müssen Untersuchungen, wobei solche Incremente vorkommen, im Allgemeinen nach den Regeln der gewöhnlichen Variationsrechnung behandelt werden — und der Verf. fügt mit Recht hinzu: »No small obscurity has been thrown over the purely mathematical science by the introduction of principles which properly belong only to the mechanical science.—« Deshalb sucht der Verf. den Unterschied zwischen der analytischen oder geometrischen und der mechanischen Variation immer genau anzugeben. Wenn z. B. x eine independente Veränderliche ist, so ist bei analytischen oder geometrischen Untersuchungen δx gleichbedeutend mit dx, während bei Untersuchungen über Gleichgewicht und Bewegung dx den Abstand zwischen zwei verschiedenen Moleculen, und δx dagegen die Verrückung desselben Molecules bedeutet. — Bei Untersuchungen der ersten Art kommt ferner keine Variation wie $\delta . dx dy dz$ vor, wohl aber bei denen über Gleichgewicht und Bewegung stetiger Systeme, weil die Variation eines Massenelementes in Folge der Verrückung seiner Molecule nicht unbeachtet bleiben kann. Solche mechanische Variationen werden durch zweierlei Ursachen eingeführt; nämlich: 1. durch die Natur der Moleculenkräfte, und 2. durch die Natur der Bedingungsgleichungen, welche in stetigen Systemen Statt finden. Der

Verf. bestimmt deshalb zunächst die mechanische Variation:

$$\delta . dx\,dy\,dz = \left(\frac{d\delta x}{dx} + \frac{d\delta y}{dy} + \frac{d\delta z}{dz}\right) dx\,dy\,dz$$

eines Massenelementes — dann die Gleichungen des Gleichgewichtes einer biegsamen Fleise, welche ausdehnbar ist, oder nicht — und auf welche irgend ein System von Kräften wirkt — und zeigt zuletzt noch: daß die Bestimmung des Gleichgewichtes einer stetigen Masse, worauf ein System von Kräften, die der Bedingung:

$$Xdx + Ydy + Zdz = d\Pi$$

genügen, so wie eine Kraft wirkt, die das Massenelement zu vergrößern, oder zu verkleinern sucht — auf eine Untersuchung über gewöhnliche Max. und Min. zurückkommt.

Zuletzt folgen noch mehrere Noten, welche hier nicht näher besprochen zu werden brauchen.

Die Ausstattung ist, wie bei fast allen englischen mathematischen Werken, ganz ausgezeichnet.

Dr. Schnuse.

London

printed for the Sydenham Society 1851. The Principles of Physiology by John Augustus Unzer; and a Dissertation on the Functions of the nervous system by George Prochaska. Translated and edited by Thomas Laycock, M. D. physician to the York Dispensary. XV u. 463 S. in Octav.

Selten nur geschieht es, daß von der jetzt lebenden Generation unserer Aerzte ältere deutsche medicinische Werke berücksichtigt und gewürdigt,

und noch seltner, daß sie von Ausländern benutzt werden. Die Uebersetzung eines solchen muß man daher als ein ungewöhnliches Ereigniß betrachten. Wer kümmert sich in Deutschland noch um die physiologischen Arbeiten von Unzer und Prochaska? Daß sie in England eine erneuerte Anerkennung und Uebertragung fanden, wurde auch bloß durch Vermittlung der Sydenham Society möglich. Auf die verdienstvollen Tendenzen dieser Gesellschaft haben wir gleich nach Gründung derselben aufmerksam gemacht (s. diese Anzeigen 1843. St. 80. S. 798 und 1845. St. 68), und wir freuen uns, es bei dieser neuen Probe ihrer Thätigkeit wie ihrer Achtung vor dem alten Verdienste wieder thun zu können. Es ist nämlich ein Hauptaugenmerk dieser ehrenwerthen Gesellschaft, frühere klassische medicinische Schriften, welche entweder jetzt wenig mehr bekannt oder schwierig zu erhalten sind, in neuen Ausgaben dem Publicum zugänglich zu machen. Dabei beschränkt sie sich nicht auf das eigene Vaterland oder auf Werke des griechischen und römischen Alterthums. Auch die vorzüglichen Erzeugnisse anderer Völker aus früherer oder späterer Zeit zieht sie, theils in Uebersetzungen, theils in zweckmäßigen Auszügen in den Kreis ihrer Bekanntmachungen, wie ja durch ihre Begünstigung die treffliche Bearbeitung von Rhazes durch Greenhill geliefert wurde (diese Anz. 1849. St. 41). So wird, bei allem rüstigen Mitwandeln auf der Bahn der neuesten Fortschritte, auch der Erwerb vergangener Jahrhunderte gesammelt und geehrt und auch in diesem Felde und Fache der Anspruch an jenes, wenn gleich oft bespöttelte, doch nicht genug zu würdigende Lob der „Erbweisheit" bewährt.

Was nun das vorliegende Werk selbst betrifft, so liefert es den Beweis, daß die Reflextheorie vor Marshall Hall und zwar in Deutschland, wenigstens ihren Grundzügen nach, aufgestellt wurde.

Es enthält die Uebersetzung zweier deutschen Schriften, deren Verfasser oder Titel nicht vielen, namentlich jüngeren Aerzten, auch bei uns, dürften kaum bekannt sein, die aber durch die Eigenthümlichkeit und Tüchtigkeit ihres Gehalts ebenso sehr der Erhaltung werth sind, als sie von Bedeutung waren für die Geschichte der Medicin.

Unzer (1727—1799), der zu seiner Zeit besonders durch seine medicinische Wochenschrift „der Arzt" eine große Popularität genoß, gründete seinen Namen in der Wissenschaft vorzüglich durch das hier übertragene Werk: Erste Gründe einer Physiologie der eigentlich thierischen Natur. Leipzig 1771. Er ging darin weit über die Ideen seiner Vorgänger und Lehrer in Halle, Stahl, Hoffmann, Junker hinaus. Welchen Werth die Resultate seines Denkens und Forschens auch jetzt noch haben, ist in bezeichnender Weise hier so ausgedrückt: Introd. p. VIII: He lived and wrote far in anticipation of his age and his contemporaries. That which he established hypothetically, but logically, has since been demonstrated by dissection and experiment; what he thought to be only perceptible to the eye of reason, has been revealed to the eye of histologist; what he discovered, intuitively but speculatively, has been duly enrolled on the record of science as a proved thing. Yet, after the lapse of eighty years, much that he advanced remains to be duly appreciated; and

the present age has still to acknowledge, that his work is a model of psychological inquiry, and a mine of suggestive ideas.

Prochaska (1749—1820) in Wien mit eindringenden physiologischen und anatomischen Studien beschäftigt, ging in die von Unzer eröffnete Bahn ein, und seine Dissertatio de Functionibus Systematis nervosi, die hier fast ganz übersetzt und zum Theil im Auszuge wiedergegeben ist, legt zahlreiche Zeugnisse ab von der auf Beobachtung und Nachdenken gegründeten weiteren Fortbildung jener Grundprincipien.

Der Herausgeber ist Dr Laycock, derselbe, welcher im Rigoroso bei unserer Facultät den höchsten Grad: summa cum laude sich errang, dessen ersten litterarischen Versuch wir in diesen Blättern (1841. Stück 13) als ausgezeichnet hervorhoben, und der, nachdem er lange in York als Arzt thätig gewesen, vor kurzem die durch die Resignation von Dr Alison vacant gewordene Professur der praktischen Medicin in Edinburg erhielt. In seiner Concurrenzschrift um diese Stelle (A chronological Catalogue of the Papers, Essays, Reviews, and Treatises in the various Departments of the Theory and Practice of Medicine York. 1855. 8.) finden sich bereits von ihm 155 größere und kleinere litterärische Leistungen aufgeführt. Da er mit deutscher Sprache und Litteratur vertraut ist, so war er besonders zu der vorliegenden Arbeit befähigt. Mehrfache biographische und bibliographische Notizen war auch Referent in der Lage seinem vieljährigen Freunde mitzutheilen, wie dieses denn auch in der Vorrede mit anerkennenswerther Offenheit angegeben ist.

Marx.

Gießen

Ferber'sche Universitätsbuchhandlung, 1856. Die Religion, in das Licht der Betrachtung gestellt von C. Decher, evangelischem Pfarrer und Großh. Hessischem Decan zu Pfungstadt bei Darmstadt. VIII u. 186 S. in Octav.

Dieser Schrift, etwa aus derselben ländlichen Gegend kommend, welcher Lichtenberg entstammte, und in manchen Ausdrücken an diesen erinnernd, widmen wir eine kurze Anzeige, da sie in gewisser Hinsicht als eins der Zeichen dieser Zeit gelten kann. Man sieht leicht aus der Aufschrift, daß sich von dem Verf. schon vermöge seines öffentlichen Amtes keine zu niedrige und verderbliche Ansicht vom Wesen der Religion erwarten läßt: was sich denn auch durch das Lesen derselben bestätigt. Er spricht vielmehr mit großer eigner Liebe und ungeheuchelter Selbsterfahrung von ihr. Aber in den neuesten Zeiten hat man sich an vielen der einflußreichsten Orte von Deutschland so sehr bemühet, Alles was eine richtigere Vorstellung über Religion und Christenthum betrifft, zu verwirren und unsicher zu machen, namentlich hat man auch auf die unmittelbar im Dienste der Religion angestellten Geistlichen einen solchen Druck auszuüben versucht, um sie zu einem Dienste nicht des christlichen Geistes, sondern des alten Buchstabens zu zwingen, daß sich nun bereits die seltsamsten Folgen zu entwickeln anfangen. Die Dinge wollen und werden sich eben nicht so entwickeln, wie unsre Buchstabentreiber wünschen; vielmehr bringt der Druck schon jetzt an nicht wenigen Stellen das gerade Gegentheil von dem hervor, was er bezweckt. Kann die wahre Reli-

gion, wie doch immer wieder schon das bloße Gefühl sehr Vielen sagt, das nicht sein was ihre verkehrten Beschützer heute mit ihren Forderungen eines Buchstabenglaubens aus ihr machen wollen, und ist sie, wie die Besten dieser nun durch das Spiel des Kampfes in den Gegensatz geworfenen mit Recht fühlen, dennoch etwas für alle Zeiten des Menschengeschlechtes und namentlich auch für unsre jetzige deutsche Zeit Nothwendiges: was ist sie denn ihrem tiefsten Wesen nach? was ist das Festeste und Gewissefte von ihr, wie das Kleinste und äußerlich Geringste was aber doch als das Sicherste ewig bleiben muß? Man sieht, es wollen beinahe die Zeiten Kant's unter uns wiederkehren: und während unsre scheinbar starren und doch so schwachen bequemen Buchstabenmänner den Kant mit allen seinen deutschen Nachfolgern längst überwunden zu haben meinen, erhebt er sich mit einer ganz neuen Kraft.

Der Verfasser, dessen Schrift wir in dieser Hinsicht der Beachtung der Leser empfehlen, redet hier Vieles mit ganz richtiger Erkenntniß und treffendem Urtheile: doch die Frage nach dem Wesen und der Nothwendigkeit der Religion beantwortet er dahin, daß er Ideen und vorzüglich die sittlichen Ideen als ihren Inhalt annimmt; von dem was man gewöhnlich Offenbarung nennt, spricht er vorne, sowie in dem ganzen Haupttheile des Buches gar nicht, sondern erst gegen das Ende nimmt er auch auf sie einige Rücksicht. Man sieht also, daß in dem durch die Schuld der neuesten Streitigkeiten zu arg durchstürmten Lande nur erst wieder einiger fester Boden gesucht wird: und man kann sich freuen, daß ein

solcher hier mit so viel Geschicklichkeit gefunden und mit so viel gutem Muthe behauptet wird. Allein wenn Religion Ideen und vorzüglich die sittlichen zu ihrem Inhalte haben soll, so frägt es sich doch sofort weiter, woher denn die Ideen überhaupt kommen, und ob nicht bloß vielleicht die Idee, sondern alle die einzelnen Ideen in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit und in ihrer dennoch möglichen Bestimmtheit bei dem menschlichen Geiste etwas Ursprüngliches seien. Und haben sittliche Ideen erst durch die Sitte einen Sinn, so entsteht sofort auch hier, ja hier noch nothwendiger, die Vorfrage, woher die Sitte selbst komme und ob sie etwas Ursprüngliches und also im Wesentlichen ewig Gleiches sei. Zeigt nun die Geschichte, wenn man sie im Großen richtig versteht, unstreitig, daß die Sitte auch in dem, was dem Menschen und was vorzüglich uns jetzt mit Recht als das Heiligste gilt, sehr gewechselt habe, und bildet sich das was man Ideen nennt, so wie man dabei auf mehr als etwas ganz Allgemeines und Unbestimmtes sieht, ebenso unbestreitbar erst recht in und mit der Geschichte aus: so erhellet, daß man in den letzten Fragen über Religion von der Geschichte nicht wohl absehen darf. Dann aber drängt sich von selbst die Frage über das Wesen und die Bedeutung der Offenbarung so gewaltig in den Vordergrund, daß man, ohne sie bereits etwas richtiger gelöst zu haben, auch nicht wohl begreifen kann was Religion sei. Wir können zugeben, daß diese das ewig Bleibende, jene mehr das Geschichtliche ist: aber dieses Beides kann nicht so äußerlich neben einander stehen; noch weniger läßt sich, wo auch das ewig Bleibende sich im Verlaufe der uns

bekannten Geschichte und nach deren großem Stufengange immer vollkommner bis zu seiner nun ewig dauernden höchsten Gestaltung ausgebildet hat, das Geschichtliche in der Betrachtung und Erkenntniß gleichsam bloß nachholen, um es doch nicht ganz zu übergehen. Aber ist die Religion wirklich nichts als der Inhalt der sittlichen Ideen, wie diese im Geiste liegen oder vielmehr liegen können? kommt es nicht zuletzt noch weit mehr darauf an, solche Wahrheiten, Ideen oder wie man diesen Inhalt sonst nennen mag, im Leben trotz aller Hindernisse festzuhalten und das Leben für sie zu lassen? Es gibt wenigstens Zeiten, wo diese starke Seite der Religion desto deutlicher hervorgekehrt werden sollte, je mehr man sie aus sehr verschiedenen Beweggründen abschwächen will. H. E.

Greifswald

In Commission von C. A. Kochs Verlags-Buchhandl. (Th. Kunike) 1854. Die Pommersche Kirchenordnung und Agenda nebst den Legibus praepositorum, statutis synodicis und der Visitations-Ordnung von 1736. Herausgegeben von dem Superintendenten Otto in Naugard. 16 S. u. X u. 142 S. u. 604 S. in Octav.

Wer da sehen will, wie wahr der Satz sei, daß die Grundsätze der lutherischen Kirche die rechte christliche Mitte halten zwischen der menschlichen Selbsucht der römischen Hierarchie, welche das Menschliche (die traditiones humanas) für göttlich ausgibt, und dem falschen Protestantismus, der das wirklich Göttliche durch das Menschliche aufhebt und nicht zu seinem Rechte kommen

läßt, den laden wir ein, die vorstehende Pommersche Kirchenordnung und Agenda ꝛc. genau anzusehen und zu prüfen. Die Kirchenordnung ist von dem würdigen Gehülfen Luther's und Melanchthons, Joh. Bugenhagen, bekanntlich ebenso ausgezeichnet durch ein seltenes Talent neue, kirchliche Ordnungen zu schaffen, als durch tiefe Einsicht in die reine Lehre des Evangeliums und wahre Frömmigkeit, aufgesetzt worden und schon 1535 erschienen. Die Agenda ist zuerst von dem Generalsuperintendenten Paulo a Rhoda zu Stettin und dem Wolgastischen Generalsuperintendenten Joh. Knipstrov verfaßt und dann von Bugenhagen revidirt und approbirt, erschienen schon 1542. Die Leges praepositorum sind in der weiteren Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse eine Instruction für die praepositi (= den Superintendenten in Nord- und Mitteldeutschland, und den Decanen in Süddeutschland, eine Behörde zwischen der höchsten kirchlichen Behörde und dem Pfarramte), zur Ueberwachung und Leitung der kleineren Sprengel, namentlich der Synoden, gegeben 1621. Die statuta synodica sind Satzungen, welche für die Ordnung und Leitung von wiederum mehr speciellen Fragen und Verhältnissen, namentlich in der Einzelgemeinde, z. B. von der Lehre und vom Studiren der Prediger, von der Synode zu Greiffenhagen 1574 vorgeschrieben sind. Doch berühren sie natürlich auch ganz allgemeine Interessen, z. B. das Recht der Synode, wie des einzelnen Pfarrers, die Rechtgläubigkeit des obersten kirchlichen Beamten, des Superintendenten, zur Untersuchung zu bringen. Die Visitations-Ordnung ist eine Instruction, wie in den Königlich Preußischen Vor- und Hin-

ter-Pommerschen auch Camminischen Landen die Special-Kirchen-Visitation von denen Praepositis alle drei Jahre abgehalten werden sollte. Diese Kirchenordnung und Agenda waren ursprünglich zugleich in plattdeutschem und in hochdeutschem Dialekte verfaßt und gedruckt, später auch mehreremale verbessert und vermehrt herausgegeben worden. Herr Superintendent Otto hat nun, da der plattdeutsche Text, wie er selbst sagt, nur noch ein linguistisches Interesse haben könnte, nur den hochdeutschen Text abdrucken lassen und zwar nach den 3 Hauptausgaben von 1569, 1690 und 1731, und dabei zwar nichts an den Worten, dagegen an der Rechtschreibung und Interpunction sehr Vieles geändert, damit das Ganze der heutigen Art näher komme und lesbarer werde. Der Inhalt ist aber nun ein so ungemein reicher, Standpunkt und Ausführung ist bei Allem ein so durch und durch echt biblisch-christlicher, daß wir hier alles Eingehen auf das Einzelne ganz vermeiden und uns begnügen wollen, auszusprechen, daß Herr Superintendent Otto sich ein wahres Verdienst durch diese Ausgabe erworben hat und wir für die kirchlichen Kreise und Fragen diesen Ordnungen die möglichst größte Beachtung wünschen.

Köllner.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 25. Februar 1856.

Paris

bei Jules Renouard et Cie. 1855. Histoire des règnes de Charles VII. et de Louis IX. par Thomas Bazin évêque de Lisieux, jusqu'ici attribuée à Amelgard, rendue à son véritable auteur et publiée pour la première fois avec les autres ouvrages historiques du même écrivain par J. Quicherat. Tome premier. CLXIV u. 336 S. in Octav.

Der vorliegende erste Band dieses Werkes führt in fünf Büchern die Erzählung vom Anfange des funfzehnten Jahrhunderts bis zum Tode Karls VII. Der Herausgeber hat nicht nur dem lateinischen Text erläuternde Noten jeder Art beigegeben und ein umfangsreiches Inhalts-Verzeichniß angehängt, sondern auch, was mit besonderem Danke entgegengenommen werden wird, die Biographie des Verfs und eine Reihe historischer Untersuchungen über dessen Arbeit vorausgeschickt. Daß er die Orthographie der Handschrift mit der jetzt geltenden vertauscht hat, wird ihm schwerlich,

wie er zu befürchten scheint, zu einem erheblichen Vorwurfe gemacht werden; in Betreff der mit Barbarismen überfüllten Latinität irgend eine Correctur vorzunehmen, trug er dagegen mit Recht Bedenken.

Als Verfasser dieser Chronik, von welcher bis dahin nur kurze Bruchstücke veröffentlicht waren, wurde geraume Zeit der Lütticher Priester Amelgard hingestellt. Man verließ sich in dieser Beziehung nur zu sehr auf den in der **Bibliotheca Belgica** enthaltenen Ausspruch von Foppens, der sich wiederum auf eine hingeworfene Bemerkung in der **Amplissima collectio** stützt. Was Dom Martene täuschte, war die Ueberschrift einer dem Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts angehörigen Handschrift.. Hatte doch schon Jacob Meyer in seinen flandrischen Annalen den Verfasser richtig bezeichnet, über welchen, als solchen, nach den Auseinandersetzungen des Herausgebers auch nicht der leiseste Zweifel mehr obwalten kann.

Die im Jahre 1471 begonnenen Niederzeichnungen erlitten mehrfache, durch äußere Verhältnisse herbeigeführte Unterbrechungen und wurden wahrscheinlich erst sechszehn Jahre später zum Schluß geführt.

Thomas Bazin, der Sohn eines bemittelten Bürgers zu Caudebec in der Normandie, erblickte 1412 das Licht der Welt, also zu einer Zeit, als ganz Frankreich durch die Parteiungen von Orleans und Burgund gespalten war. Als es nun Heinrich von Lancaster 1415 gelang, sich in den Besitz von Harfleur zu setzen und er von hier aus auf die nächste Umgegend einen unleidlichen Druck übte, siedelte der Vater mit dem dreijährigen Knaben nach Rouen, dann nach Rennes, endlich nach dem am meisten Sicherheit ver-

heißenden Nantes über. Schon im zwölften Lebensjahre bezog der Sohn in Begleitung eines ihm beigegebenen Führers die Hochschule zu Paris, wo er nach einem Quinquennium, also bevor er noch das statutenmäßige Alter erreicht hatte, die Magisterwürde davon trug. Weil aber Paris damals noch keinen Lehrstuhl für bürgerliches Recht besaß, begab sich Thomas Bazin zur Fortsetzung seiner juristischen Studien nach Löwen und von hier nach Pavia. Von da führte ihn Ueberdruß an den begonnenen Studien nach der Heimath zurück; er entschloß sich zu dem eine glänzendere Laufbahn verheißenden geistlichen Stand, beschäftigte sich seit seinem abermaligen Besuche Löwens vorzugsweise mit dem canonischen Recht, trat dann die übliche Wanderung nach Italien an, wohnte dem Concil in Ferrara und Florenz bei und begleitete (1439) den Cardinal-Erzbischof von Otranto auf dessen Legation nach Ungarn. Acht Monate später wandte er sich, mit einer Pfründe an der Kathedrale zu Rouen beschenkt, seiner heimathlichen Normandie wieder zu.

Zu eben jener Zeit sah es England ungern, daß die Jugend der ihm unterworfenen französischen Landschaften ihre höhere Bildung in Paris suchte und stiftete, um dem entgegenzuwirken, in Caen Lehrstühle jeder Art, von denen der des canonischen Rechts auf Thomas Bazin übertragen wurde. Seitdem verbreitete sich der Ruf seiner Gelehrsamkeit, und bald finden wir ihn als Canonicus zu Bayeux, dann als Generalvicar des Bischofs zu Caen, endlich (1447) als Bischof zu Lisieux. Er war damals erst 35 Jahr alt. Zwei Jahre darauf fiel Lisieux in die Hände von König Karl VII. Der Bischof hatte die Capitulation abgeschlossen, kraft welcher die Bürger im

Besitze ihrer Habe verblieben und den dort angesiedelten englischen Familien ein freier Abzug gewährt wurde. Es konnte nicht fehlen, daß nach diesem Ereignisse Thomas Bazin die Aufmerksamkeit des französischen Hofes auf sich zog. Der König, an dessen Seite er dem feierlichen Einzuge in Rouen beiwohnte, nahm ihn unter die Zahl seiner Räthe auf. Nach Beendigung des Krieges sehen wir den Bischof fast ausschließlich mit den Angelegenheiten seiner Diöcese beschäftigt; er war es, der sich damals, auf das besondere Geheiß des Königs, eifrig mit der Rehabilitation der Jungfrau von Orleans beschäftigte, die Nullität des in Rouen gegen sie geführten Processes durch seine scharfsinnigen Erörterungen zur Geltung brachte und es bewirkte, daß Jeanne von der letzten Beschuldigung der Häresie frei gesprochen wurde.

Bei der Thronbesteigung Ludwigs IX. schien der Bischof anfangs in seiner einflußreichen Stellung nicht verkürzt werden zu sollen, obgleich er früher den ehrgeizigen Plänen des Dauphins mit Nachdruck widerstrebt hatte. Aber des Königs eigenmächtiges Verfahren, namentlich dessen Eingriffe in die Rechte der Kirche und Privaten, trieb ihn in die Reihen derer, die den Bund pour le bien public eingegangen waren. Er war nicht ohne Mitwissenschaft, selbst nicht ganz ohne Theilnahme an dem Verrath, welcher Rouen in die Hände des Herzogs von Bourbon spielte, er übernahm sogar für Letzteren die freilich erfolglose Botschaft an den burgundischen Herzogshof. Dadurch wurde der volle Haß des Königs geweckt, der ihn seines Bischofssitzes beraubte und aus dem Reiche verbannte. In Löwen, wo er jetzt seinen Wohnsitz aufschlug, erfreute sich der Flüchtling der zuvorkommendsten Aufnahme von Seiten der dor-

tigen Prälaten und seines herzoglichen Beschützers. Das war es, was Ludwig IX. beunruhigte. Er nahm den Spruch gegen den Verbannten zurück, sicherte ihm die Wiedereinsetzung in seine Güter zu und bewog ihn dadurch zur Rückkehr nach Frankreich. Sobald er aber den Gefürchteten in seiner Gewalt wußte, widerrief er alle demselben gemachten Verheißungen, untersagte ihm den Wiederantritt seines bischöflichen Amtes und sandte ihn nach Perpignan, um die Leitung des neuerdings für den Roussillon gegründeten Gerichtshofes zu übernehmen.

Anstatt nun, wie er gehofft, nach Verlauf einiger Zeit in sein Bisthum Lisieux wieder eingesetzt zu werden, sah sich Bazin bald darauf zum Gesandten beim Herzoge von Calabrien ernannt, der damals mit der Eroberung von Aragon beschäftigt war, wurde aber auf dem Wege zu seiner Bestimmung von dem unversöhnlichen Könige zurückgerufen.

Jetzt glaubte Bazin diese Chicanen nicht länger ertragen zu können und als nun gar das wohlbegründete Gerücht zu ihm drang, daß er auf Befehl des Königs verhaftet werden solle, eilte er, stets verfolgt, der Grenze zu und begab sich auf das Gebiet von Savoyen. Den Aufenthalt in Genf vertauschte er nach kurzer Zeit mit dem in Flandern. Aber auch das Fürwort des Herzogs von Burgund reichte beim Könige nicht aus, um für den Gestürzten die Wiedereinsetzung in Amt und Güter zu erwirken. Gebeugt durch das Unglück seiner Brüder, auf welche sich die Rache Ludwigs IX. geworfen hatte, zeigt sich der Bischof endlich geneigt, den Forderungen des Königs gemäß, auf seine kirchliche Stellung zu verzichten. Zu dem Behufe begab er sich nach Rom;

er wollte das Bisthum Lisieux in die Hände des Papstes zurückgeben. Das geschah 1474. Dagegen ernannte ihn der Papst zum Erzbischof in partibus.

Seitdem verlebte Bazin eine geraume Zeit in Trier, ausschließlich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Hier schrieb er seine Apologie und die erste Hälfte der Geschichte seiner Zeit. Seine spätern Jahre brachte er in Breda und Utrecht zu. Ihm war sein Heimathland zu sehr verleidet, als daß er von der durch Karl VIII. ihm frei gestellten Rückkehr hätte Gebrauch machen sollen; die Abgeschiedenheit in Utrecht, wo er sich der Fortsetzung seines geschichtlichen Werkes hingab, sagte seinem Alter zu. Dort erfolgte am 3. December 1491 sein Tod.

Bazins Darstellung der älteren geschichtlichen Ereignisse beruht vornehmlich — er selbst nennt seine Gewährsmänner nicht — auf den Chroniken von Jean Jouvenel und Monstrelet. Seit der Zeit, wo seine eigenen Erlebnisse mit der Erzählung zusammenfallen, gelingt es ihm nicht immer, im freien Ueberblick dem politischen Entwickelungsgange des französischen Reichs zu folgen. In dieser Hinsicht steht er selbst den mönchischen Chroniken von St. Denis entschieden nach. Er haftet zu sehr an den engen Kreisen dessen, was ihn selbst betroffen und kann die Erinnerung an die erlittenen Drangsale zu wenig zurückdrängen, um zu einer objectiven Anschauung von Zuständen und Persönlichkeiten zu gelangen. Seine Leidenschaftlichkeit reißt ihn zu manchem schwer zu rechtfertigenden Urtheile hin und indem er nach rasch gewonnenen Eindrücken schildert, kann derselbe Gang der Dinge hinsichtlich Frankreichs seinen bittersten Tadel, hinsichtlich Burgunds seine rücksichts-

lose Bewunderung wecken. Wenn er in seiner Erzählung zu der Zeit von Ludwig IX. gelangt, läßt ihn Groll auch die der Anerkennung würdigen Seiten des Königs übersehen; er trägt kein Bedenken, ihm sogar Schärfe des Urtheils abzusprechen und zollt jedem Widersacher desselben, als solchem, seinen vollen Beifall. Man möchte sagen, er schwelge in dem Genusse, sich für Jahrhunderte an einem Herrn rächen zu können, der ihm das Leben verkümmerte.

Es läßt sich überall nicht behaupten, daß der Bischof von Lisieux in der Wahl seiner Mittel immer mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen sei. Zu der Eitelkeit auf den Ruf des Gelehrten gesellte sich bei ihm der derbe Stolz des Prälaten, der in jeder ihm widerfahrenen Kränkung einen Angriff auf die Kirche erkannte.

Seit dem Augenblicke, daß Bazin Frankreich als Flüchtling verlassen hat, bleiben ihm keine andere Quellen für seine Erzählung als Correspondenzen und Gerüchte, deren Begründung er nur selten einer Untersuchung unterzieht. In Auffassung und Darstellung nimmt er noch ganz den Standpunkt des Mittelalters ein und darf mit dem feinen, tiefsinnigen, durch Anmuth des Stils und ernstes Belauschen der Bewegungen seiner Zeit ausgezeichneten Comines nicht zusammengestellt werden.

Bei alle dem ist das vorliegende Werk von Werth, weniger freilich in Bezug auf die Geschichte des französischen Reichs als der Normandie. Wenn auch, wie oben bemerkt ist, das Urtheil über Persönlichkeiten mit der höchsten Vorsicht aufgenommen sein will, so liegt doch kein Grund vor, an der Wahrheit der mitgetheilten Thatsachen zu zweifeln. Die Erzählung ist ebenso weit

von der Frische und Naivetät eines Froissart entfernt, als von der Vollendung der Form, welcher wir bei Comines begegnen.

New York

bei G. Putnam, 1855. Journal of the American Oriental Society. Fifth volume. Number I. XXII u. 274 S. in gr. Octav.

Dieses Heft der unsern Lesern bereits wohlbekannten Zeitschrift enthält auf S. 1—180b eine Abhandlung, welche, wenn der Druck fast aller bis heute wenig gelesener orientalischer Bücher zumal in Amerika nicht noch immer mit so vielen großen Schwierigkeiten verbunden wäre, vielmehr besser für sich als eine besondre Schrift hätte erscheinen können: Grammar of the modern Syriac language, as spoken in Oroomieh, Persia, und in Koordistan; by Rev. D. T. Stoddard, Missionary of the American Board in Persia.

Man wußte in Europa seit zwanzig bis dreißig Jahren, daß die alte syrische Sprache, obwohl sie seit den Zeiten der Seleukiden, ja der Perser, beständig das Joch fremder Sprachen getragen hat und endlich dem Arabischen an allen uns bekannteren Gegenden völlig gewichen ist, doch noch in einigen entlegeneren Landstrichen sich wie vor der Welt verstohlen erhalten habe, jetzt aber zu einer ziemlich veränderten bloßen Volkssprache herabgesunken sei.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. 34. Stück.

Den 28. Februar 1856.

New York

Schluß der Anzeige: »Journal of the American Oriental Society. Fifth volume. Numb. I.«

Es sind besonders die Ueberbleibsel der alten Nestorianer, welche auf ihren Bergen und in ihrer so ganz besondern volksthümlichen Kirchengesellschaft die alte Sprache in einer unmerklich, aber doch zuletzt sehr stark veränderten Gestalt beibehalten haben: und im J. 1838 brachte uns die Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes nach Aufzeichnungen des in jenen Gegenden ganz heimisch gewordenen amerikanischen Missionars Perkins die ersten etwas näheren Begriffe dieser neusyrischen Sprache. Seitdem haben mehrere amerikanische Glaubensboten fortgefahren, diese Sprache sich immer vollkommner anzueignen, sie zu einer Schriftsprache umzubilden, ja zum besten der Nestorianer Bücher in ihr zu verfassen: diese unermüdlichen Männer scheinen sich in diesem Felde fast allein alle Verdienste um die Förderung höherer Bildung erworben zu haben, obgleich Nord-

amerika mit dem in einem Winkel Asiens wohnenden Völkchen der Nestorianer und den übrigen syrischen Christen bis jetzt keinerlei Handels- und Verkehrsbeziehungen hat, Alles also was hier geschieht, rein aus dem höhern christlichen Mitleide fließt. Die ziemlich vollständige Lehre nun von dieser neusyrischen Sprache, welche uns Hr Stoddard mit einigen Liedern und Redestücken der jetzigen Nestorianer in der vorliegenden Schrift gibt, hat freilich, wissenschaftlich betrachtet, nicht wenige Mängel, und hätte von einem in unsrer heutigen Wissenschaft semitischer Sprache ganz erfahrenen Manne viel richtiger und lehrreicher abgefaßt werden können: wir wollen solche Mängel hier nicht aufzählen, bemerken sie aber im Allgemeinen, da es allerdings aus vielen Gründen zu wünschen ist, daß die Auffassung und Beschreibung zumal noch fast ganz unbekannter Sprachen künftig wissenschaftlicher werde. Doch kann sie uns auch so manchen Nutzen bringen, wie hier in der Kürze gezeigt werden mag.

Das Neusyrische ist uns schon als der Sproß einer sehr alten Sprache wichtig, welche nach vielen Seiten hin unsre volle Aufmerksamkeit verdient. Wir kennen das Syrische oder Aramäische zwar bis jetzt nur aus den Zeiten seit der persischen Herrschaft näher, wo es noch mehr als das ihm im Norden benachbarte, aber stammverschiedene Armenische stets von den Sprachen der herrschenden Völker viel zu leiden hat: und wir können jetzt nur hoffen, daß seine noch ältere Gestalt aus der Zeit seiner ersten Blüthe uns künftig wieder offenbar werden möge. Aber auch als Sprache eines nicht mehr in der großen Weltgeschichte herrschenden Volkes ist es durch ein sehr umfassendes Schriftthum früh verewigt, dessen Reich-

thümer wir seit zwei bis dreihundert Jahren immer mehr wieder aufzusuchen und zu schätzen gelernt haben, ohne daß wir bis jetzt auch nur ein vollständiges und sicheres Wortverzeichniß (Lexikon) von dem ganzen Umfange dieser Sprache haben. Die späte Tochter einer solchen Mutter muß uns schon an sich sehr willkommen sein, wäre es auch nur, weil ihr Wortschatz noch so vieles von der alten Sprache treu bewahrt hat und uns zum bessern Verständnisse wohl manches in dieser dunkler gewordenen Wortes dienen, oder auch manchen in der alten Sprache noch vereinzelter erscheinenden Sprachtrieb näher erläutern kann.

Sodann ist uns nicht bloß die Art dieser neuen Sprache, sondern auch ihre Entstehung selbst so lehrreich. Zwar die Art des Neusyrischen im Vergleiche zu seiner Muttersprache verhält sich im Großen etwa nur ebenso wie die so vieler andern in den letzten Jahrhunderten oder Jahrtausenden neugebildeten Sprachen: wie die neuindischen Sprachen zu der altindischen, das Neupersische zu dem Altpersischen, die romanischen Sprachen zum Römischen, ebenso verhält sich im Großen das Neusyrische zu seinem alten Stamme. Nicht bloß die Laute, vor allen die Selbstlaute sind sehr durchgängig verändert, und nicht bloß eine Menge fremder Wörter hat sich eingedrängt, auch die ganze Wortbildung ist wesentlich eine andre geworden, so daß es des erfahrenen tieferen Blickes bedarf, um in diesen so gänzlich verwachsenen Zügen wenigstens noch die Grundzüge auch der einstigen Mutter wiederzuerkennen. Wie alle menschliche Sprache sich zwar mit den feinsten und geistigsten Andeutungen in dem Zusammenwogen aller Laute begnügt, so lange die Andeutung selbst noch lebendig gefühlt wird, aber stets die Deut-

lichkeit selbst für das höchste Gesetz hält, und daher stets neue und stärkere Sinnzeichen schafft, sobald die älteren sich zu sehr abgeschwächt haben, oder ein ganz neues Geschlecht entsteht, welches für diese keinen Sinn mehr hat: so sind auch im Neusyrischen eine Menge der älteren leichteren Bildungen durch neue schwerere ersetzt, welche sich dann freilich selbst wieder so bald und so weit als möglich abkürzen, da das Bestimmteste mit den möglich sparsamsten Mitteln zu erreichen und so die höchste Deutlichkeit in die kürzeste Gestaltung zusammenzudrängen stets ein Gesetz aller lebendigen Sprachthätigkeit bleibt. Dabei verfahren auch die verschiedensten neu sich gestaltenden Sprachen nach wesentlich gleichen Trieben. Man hat z. B. längst in den verschiedensten neuern Sprachen finden können, daß sie, um den Begriff einer vergangenen That zu bilden, ein älteres Partic. Pass. zu Grunde legen und von diesem aus ein neues Verbum mit der Bedeutung eines Perf. Act. gestalten. Dieses ist nun auch im Neusyrischen ganz durchgreifend geworden: aber dasselbe hängt in ihm noch mit einer andern dem ganzen semitischen Sprachstamme eigenthümlichen Erscheinung zusammen, welche für alle Sprachgeschichte von der größten Bedeutung ist. Das Semitische hat bekanntlich nur zwei ganz einfache Zeitbildungen; es hat diese aus der entferntesten Urzeit aller menschlichen Sprachbildung treuer beibehalten, als die meisten andern Sprachstämme und namentlich unser mittelländischer; und bildet daher diese seine zwei Zeiten, welche sich mit denen in unsern Sprachen herrschenden noch gar nicht vergleichen lassen, auch noch ganz anders als diese die ihrigen. Ueber diese älteste Gestaltung des Semitischen, wie wir sie im Hebräischen, im Phö-

nikischen und am meisten im Aethiopischen noch ganz in ihrer Ursprünglichkeit erblicken, gehen nun zwar das Arabische und das Syrische schon etwas weiter hinaus, durch Zusammensetzungen jene einfachsten zwei Zeiten vielfach verdeutlichend: sie lassen aber sonst doch die zwei alten Zeitbildungen noch bestehen. Allein das Neusyrische hat sie beide ganz aufgegeben, alle Zeitverhältnisse, welche von dem Kreise des alten Perf. ausgehen, neu von einem Part. Pass. und alle, welche von dem Sinne des alten Imperf. ausgehen, von einem Part. Act. oder auch einem Infinitive aus bildend. Dadurch tritt das Semitische nun erst in diesem seinem jüngsten Zweige in dieselbe Bahn, welche unser Mittelländisches in mancherlei Bildungen schon in vorgeschichtlichen Zeiten einschlug; und was wir hier in den jüngsten Jahrhunderten klar vor unsern Augen sich bilden sehen, das kann uns dienen, die weit dunkleren Wortbildungen wiederzuverstehen, welche das Mittelländische schon in den von uns entferntesten Urzeiten sich schuf. Denn man sollte nicht bezweifeln, daß die meisten Präsensbildungen im Sanskrit, Griechischen (wie λαμβάνω) und andern verwandten Sprachen von einem activen Participe ausgehen, oder daß das persische Perf. auf *-de* oder *-d* von einem passiven Participe sich neugebildet hat.

Aber das Neusyrische ist uns auch seiner bloßen Entstehung nach so denkwürdig. Es hat manche fremde Bestandtheile, arabische, persische, kurdische, auch türkische mit sich verschmolzen: aber nur, weil die Nestorianer von der Herrschaft dieser Völker so viel zu leiden hatten, nicht, weil das Volk an sich etwa durch stärkere Vermischung mit andern ein anderes geworden wäre; und dazu

ist es noch weit mehr durch innere Umwandelung als durch Aufnahme solcher fremder Einflüsse eine neue Sprache geworden. Es hat sich erst in den letzten drei oder vier Jahrhunderten so völlig vom Altsyrischen verschieden ausgebildet, und ist so eins der neuesten Beispiele fortgehender Sprachschöpfung. Am meisten noch läßt es sich mit den aus dem Arabischen hervorgebildeten neuern Mundarten außerhalb und innerhalb Arabiens, z. B. mit dem jetzigen Maurischen und Beduinischen vergleichen, obschon es in einer solchen Hauptsache wie die Verbalbildung ist, sich weit mehr von seinem Stamme entfernt hat. Fragen wir nun, wie solche neueste Sprachen nach ihrer geschichtlichen Möglichkeit sich bilden, so können wir dieses hier sehr deutlich erkennen. Solche Völker wie die Nestorianer haben in den letzten Jahrhunderten ihre frühere Bildung völlig verloren und ihr altes Schriftthum so gut wie vergessen: diesem gewaltsamen Stillstande ihres Geistes und der neuen Richtung, welche er nun nehmen mußte, ist aus dem tiefsten und daher immer noch am thätigsten neuschaffenden Grunde des Volkslebens emportauchend eine neue Sprache entsprossen. Das Altsyrische wird kaum noch von den Priestern verstanden, welche es sonntäglich vorlesen müssen.

Uebrigens ist schon oben angedeutet, wie wenig Hr Stoddard diese neue Sprache wissenschaftlich genau beschreibe. Manches ist dabei wirklich auffallend. So ersehen wir aus S. 118, daß im Neusyrischen auch wohl ein *-i* die Wortanziehung (den sog. stat. constr.) andeutet, wie ܩܫܬܝ ܡܪܢ *geshli máran* der Bogen des Herrn, ܢܬܝ ܥܙܐ das Ohr der Geis. Dieses *-i* oder *-a* ist zwar

ursprünglich semitisch, hat aber schon im Altsyrischen gar keine äußerlich erkennbare Spur mehr. Sollte es sich dennoch im Neusyrischen etwa aus der geheimnißvollen Tiefe des Volkslebens erhalten haben? oder sollte es aus dem neupersischen Izâfet entlehnt sein? Letztere Mischung wäre stark: doch ist sie vielleicht nicht unmöglich. In einem solchen Falle kann man etwas zweifelhaft sein, bis alles sich noch näher ergibt: während sonst hier Alles hätte weit erschöpfender und lehrreicher beschrieben werden können.

— Was den übrigen sehr bunten Inhalt des Buches betrifft, so wäre besonders über die zwei Erklärungen der phönikischen Inschrift von Sidon weiter zu reden, hätten wir über sie nicht schon in St. 3 der Gel. Anz. dieses Jahres genug geurtheilt. Wir bemerken aber hier noch die Mittheilung von zwölf griechischen Inschriften aus dem Haurân, welche der Missionar J. L. Porter zu Damask auf seinen Reisen entdeckt hat: sie sind sämmtlich noch unbekannt, enthalten manches Wichtige, und erscheinen hier mit einigen Erläuterungen von Woolsey begleitet. Sehr lesenswerth ist auch S. 195—218 W. D. Whitney's Beurtheilung des Buches über die Accente im Sanskrit und Griechischen von Bopp: da wir schon längst in diesen Blättern St. 19 f. des vorigen Jahrganges eine Beurtheilung dieses Werkes gaben, so wird man auch die später hier gedruckte nützlich damit vergleichen. Wir können aber dem übrigens so kundigen Sanskritgelehrten nicht zugeben, daß der Name स्वरित: für den einen der beiden Sanskritaccente dem griechischen Circumflexe entspreche. Allerdings mag er von स्वर: in der Bedeutung Vocal abgeleitet sein, da dieser Kunst=

ausdruck der indischen Sprachlehrer sowohl Vocal als Accent bezeichnen kann: trifft doch der Accent immer nur den Vocal im Worte, so daß man wohl begreift, wie dieses Wort Beides bedeuten kann, und wie die Bedeutung eines Vocales die nähere ist. Allein nur, wo die Lehre von den Vocalen abgehandelt oder etwas dahin Gehöriges erklärt wird, kann das Wort den Vocal bedeuten: wo von Accenten die Rede ist, muß also auch seine Ableitung svarita etwas Anderes, nämlich den durch den ersten zweier zusammenstoßender Vocale gemilderten, also wie vocalischen Accent bedeuten. Dies ist aber eher das Gegentheil des Circumflexes. H. E.

London

bei John Weale 1851—53. **Manual of the Mollusca by S. P. Woodward, Esq., F. G. S.** 2 Bändchen. 330 S. in kl. Octav.

Ueber schlechte Bücher Etwas zu sagen, ist ein undankbares Geschäft. Der Unterschriebene befaßt sich damit nicht gern, und freut sich sehr über das vorliegende kleine Mollusken-Handbuch, über welches sich vorzugsweise Lobendes mit gutem Gewissen berichten läßt.

Das vortreffliche Werkchen, welches sich durch einen beispiellos billigen Preis trotz der vielen und guten Illustrationen in Holzschnitt und Stahlstich sehr vortheilhaft auszeichnet, steht in wissenschaftlicher Hinsicht auf dem neuesten Standpunkte und empfiehlt sich am besten selbst.

Ueber minder vorzügliche ausländische Werke fällt die deutsche Uebersetzungslust mit wahrer Gier und Leidenschaft her. Daß dies herrliche Handbüchlein bis jetzt noch keinen deutschen Be-

arbeiter gefunden hat, ist kaum zu begreifen, da ein unternehmender Buchhändler sicher eine schöne Speculation damit machen könnte. — Der Unterzeichnete gesteht gern ein, daß er, obwohl er vielleicht auf diesem Gebiete der Naturwissenschaft auch nicht ganz unbewandert sein dürfte, sehr viel aus dem schönen und gründlich gearbeiteten Buche gelernt hat und noch lernt.

Morphologie und Physiologie sind stets in richtigem Verhältnisse berücksichtigt. Die Darstellung ist sehr geschickt und lebendig. Vielleicht geschieht einzelnen Fachgenossen und auch Liebhabern der Conchyliologie und Paläontologie ein Gefallen damit, wenn ihnen eine kurze Uebersicht über das genannte Buch dargeboten wird.

Nachdem Woodward in den 5 ersten Kapiteln die allgemeinen Gesichtspunkte erörtert hat, geht er in Kap. 6 auf die Nomenclatur (Synonyme, Autoren, Typen) ein und gibt noch eine kurze Notiz über die Abkürzungen. Dann folgt die Synopsis der einzelnen Mollusken-Gattungen in systematischer Anordnung und zwar Klasse I. Kopffüßer, Cephalopoda, welche wieder zerfallen in Ordn. 1. Dibranchiata Zweikiemer mit den Sectionen Octopoda und Decapoda, deren erstere die Familien Argonautidae und Octopodidae umfaßt, die zweite die Familien Teuthidae, Belemnitidae, Sepiadae und Spirulidae begreift. Die zweite Ordnung Tetrabranchiata oder Vierkiemer enthält die Familien: Nautilidae, Orthoceratidae und Ammonitidae. Ref. braucht nicht specieller hervorzuheben, daß hier schon für den Paläontologen und Geologen eine reiche Quelle der Belehrung geöffnet ist. Um später nicht darauf zurückkommen zu müssen, bemerken wir nur, daß das von Alcide d'Orbigny 1847 aufgestellte

Genus: Stenoceras mit des Ref. Bactrites (1842) von Woodward richtig parallelisirt worden ist. Vgl. Verstein. d. Rhein. Schichtensystems von F. und G. Sandberger 1850—1856. Textband S. 129.— Bei der Gattung Ammonites wäre es wünschenswerth gewesen, eine etwas ausführlichere Behandlung zu finden, wobei die von Franz von Hauer schon 1846 gegebenen sehr interessanten Entwickelungsstufen des Amm. floridus hätten beachtet werden können. Daß dies vom Verf. übersehen worden ist, befremdet um so mehr, weil er Hauer's Arbeit kennt und auch in Bezug auf Amm. Metternichii benutzt hat, vgl. S. 95, woselbst die reiche Sutur dieser Species durch einen Holzschnitt wiedergegeben ist.

Klasse II. Bauchfüßer, Gastropoda (nicht so richtig Gasteropoda) beginnt auf S. 97. Woodward theilt diese Klasse in folgender Weise ein: Ordo I. Prosobranchiata. A. Siphonostomata: Fam. I. Strombidae, II. Muricidae, III. Buccinidae, IV. Conidae, V. Volutidae, VI. Cypraeidae. B. Holostomata: I. Naticidae, II. Pyramidellidae, III. Cerithiadae, IV. Melaniadae, V. Turritellidae, VI. Litorinidae, VII. Paludinidae, VIII. Neritidae, IX. Turbinidae, X. Haliotidae, XI. Fissurellidae, XII. Calyptraeidae, XIII. Patellidae, XIV. Dentaliadae, XV. Chitonidae. — Ordo II. Pulmonifera. A. Inoperculata: I. Helicidae, II. Limacidae, III. Oncidiadae, IV. Limnaeidae, V. Auriculidae. B. Operculata: VI. Cyclostomidae, VII. Aciculidae.— Ordo III. Opisthobranchiata. A. Tectibranchiata: I. Tornatellidae, II. Bullidae, III. Aplysiadae, IV. Pleurobranchidae, V. Phylliadae. B. Nudibranchiata: VI. Doridae, VII. Tritoniadae, VIII. Aeolidae, IX.

Phyllirhoidae, X. Elysiadae. — Ordo IV. Nucleobranchiata. I. Firolidae, II. Atlantidae.

Die Klasse III Flossenfüßer, Pteropoda wird eröffnet S. 202. Sie zerfällt in 2 Sectionen mit 3 Familien A. Thecosomata: I. Hyaleidae, II. Limacinidae. B. Gymnosomata: III. Cliidae. Bei der zur ersten Familie gezählten Gattung Conularia Miller. deutet Woodward durch ein vorangestelltes (?) an, daß hier noch Zweifel obwalten und trotz neuerer Untersuchung noch mancherlei Punkte sicher zu stellen sind. Das von dem Ref. 1847 aufgestellte Genus: Coleoprion, welches mit Conularia allerdings verwandt genug ist, glaubt er nur als Subgenus ansehen zu müssen. Ref. kann diese Ansicht nicht theilen. Abbildung und Beschreibung, welche in „Versteinerungen des Rhein-Schichtensystems" Textband S. 246 und Atlas Taf. XXI. Fig. 8 genau genug vorliegt, können jeden Fachgenossen überzeugen, daß die Gattung doch wohl als selbständig festzuhalten sein möchte. —

S. 209 beginnen bei Woodward die Brachiopoda oder Armfüßer, welche die IV. Klasse der Conchylien bilden. Diese Familie hat zwar schon seit ihrer Begründung durch Cuvier (1805) vielfache Umarbeitungen in ihrer Gliederung erfahren. Die zahlreichen fossilen Gattungen und Arten sind von Woodward mit einer rühmenswerthen Ausführlichkeit und Klarheit behandelt worden, und wir dürfen dabei nicht unerwähnt lassen, daß der Hauptreformator dieser Familie, Th. Davidson, dem Verfasser des in Rede stehenden Büchleins noch wesentliche Beihülfe geleistet hat, was Woodward dankend selbst erwähnt. Die Klasse IV hat sonach folgende Eintheilung erhalten: Fam. I. Terebratulidae, II. Spiriferidae,

III. Rhynchonellidae, IV. Orthidae, V. Productidae, VI. Craniadae, VII. Discinidae, VIII. Lingulidae. — Anatomie und Physiologie dieser schwierigen Klasse sind durch gute Holzschnitte sehr verdeutlicht worden.

Den Rest des Büchleins S. 240—330 nehmen die Conchifera, die Muscheln im engeren Sinne ein. Sie bilden die Klasse V.

Auch davon sei es Refer. erlaubt, noch einen übersichtlichen Auszug aus dem trefflichen Werke zu entnehmen:

A. Asiphonidae: Fam. I. Ostreidae, II. Aviculidae, III. Mytilidae, IV. Arcadae, V. Trigoniadae, VI. Unionidae.

B. Siphonidae integropallialia. VII. Chamidae, VIII. Hippuritidae, IX. Tridacnidae, X. Cardiadae, XI. Lucinidae, XII. Cycladidae, XIII. Cyprinidae.

C. Siphonidae sinupallialia. XIV. Veneridae, XV. Mactridae, XVI. Tellinidae, XVII. Solenidae, XVIII. Myacidae, XIX. Anatinidae, XX. Gastrochaenidae, XXI. Pholadidae.

Die Bryozoen sind von Woodward noch nicht zu den Mollusken gerechnet, mit welchen sie wohl bald von der Mehrzahl der Zoologen verbunden werden dürften. Wir machen dem Verf. daraus keinen Vorwurf und scheiden für diesmal von dem trefflichen Manual mit dem Wunsche, daß bei ferneren Auflagen außer der vorhandenen guten Inhaltsübersicht noch ein recht genaues und bequemes Register beigefügt sein möge.

Zoologen, Paläontologen und Geologen werden dies Buch gewiß sehr brauchbar finden. Auch Liebhaber dieser Wissenschaften werden sich desselben mit Nutzen bedienen und bald ihre Freude daran haben.

Wiesbaden. Guido Sandberger.

Mainz.

Druck und Verlag von Florian Kupferberg 1856. Der heilige Thomas, Erzbischof von Canterbury und Primas von ganz England und sein Kampf für die Freiheit der Kirche. Von F. J. Buß. 720 S. in Octav.

Dieses dem Erzbischofe Hermann von Freiburg, einem der Verfechter des Romanismus in Deutschland, von dem Verf., der ebenfalls als Streiter für dasselbe Princip bekannt ist, gewidmete Werk, soll zu einer Zeit, wo die katholische Kirche Deutschland's das eilfhundertjährige Gedächtniß des Märtyrertodes des Erzbischofs Bonifazius feierte, der uns Deutschen Kirche und Reich gegründet, das Leben, Kämpfen und Leiden eines andern großen Blutzeugen, der in England der Kirche und Nation die Freiheit mit seinem Blute erkaufte, ins Gedächtniß rufen. Der Geschichtsforschung liegt neben ihrer eigentlichen Aufgabe, der objectiven Darstellung der Geschicke der Völker, auch die Pflicht der Rehabilitation solcher Charaktere ob, welche durch ihren Kampf und ihre Selbstaufopferung für die höchsten Ideen der Menschheit bestimmend in die Leitung der Nationen eingegriffen, die aber durch die von diesen Ideen abgefallene Wissenschaft der Folgezeit mißhandelt worden sind. Vor Allen hat sich die Kirche über eine solche Mißhandlung ihrer größten, reinsten Persönlichkeiten durch das Mißurtheil der Geschichtschreiber von der Kirche abgefallener Bekenntnisse zu beklagen. Von jener falschen Richtung hat einer der größten Blutzeugen der Geschichte, der h. Thomas von Canterbury, theils durch Unwissenheit, theils durch Schuld Arges erlitten: die anglikanische Geschichtschreibung hat an ihm schwer gesündigt. Aber auch

für ihn ist der Tag der sühnenden Gerechtigkeit angebrochen. Kirche und Staat vollführen, sich theils zu-, theils abgewandt, neben einander den Wandelgang ihrer Entwickelung; die Kirche weiß, daß, wie sie die Erstgeborne, so auch in ihrer Entfaltung durch die Größe ihrer Principien dem Staate immer voran ist. Dieser aber wähnt meistens, die Kirche im Fortschritte überflügelt zu haben, und glaubt dann, deren Satzungen aus dem Grunde verleugnen zu dürfen, weil diese mit dem angeblichen Fortschritte der weltlichen Gesetzgebung nicht mehr verträglich sei. So setzte sich in der Mitte des zwölften Jahrhunderts der König Heinrich II. von England durch seine auf dem Reichstage von Clarendon anerkannten königlichen Gewohnheiten über das gemeine kanonische Recht hinweg, wie dieses Gesetzgebungen europäischer Staaten in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts thun. Natürlich gelingt es dem Staate, solchen Gesetzen einige Zeit hindurch Geltung zu erzwingen, nach deren Ablaufe er sich auf ein Herkommen berufen zu können glaubt, und selbst mit der Kirchengewalt ausdrücklich vereinbarten Concordaten die Gültigkeit abspricht. So ward es in dem Streite zwischen Heinrich II. und dem Erzbischofe Thomas, so späterhin, und so wird es jetzt gehalten. Darum ist dieser englische Kirchenstreit für solche Conflicte der Folgezeit vorbildlich geworden; vorbildlich für alle Zukunft ward aber auch der Erzbischof Thomas als Blutzeuge der Principien. In solchen schweren Reibungen der beiden höchsten Gewalten ankert die Kirche sicher nur auf ihren Principien. In der Uebung mag sie Manches nachgeben; wahrt sie nur ihre Grundsätze, so ist sie sicher geborgen; läßt sie aber von den Grundsätzen ab, und sich auf von ihren

Grundsätzen abstehende und abgelöste Vereinbarungen ein, so ist sie geschädigt. Man sieht deutlich, wo der Verf. hinaus will. Seitdem durch Wilhelm den Eroberer das romanische Element, welches die Staatsgewalt aus dem Priesterthume entspringen läßt, in England zur Herrschaft gebracht wurde, war ein innerer Kampf zwischen diesem und dem, den Staat als selbständigen Organismus neben die Kirche stellenden, nationalen germanischen Elemente gegeben, welcher unter Heinrich II. die Richtung nahm, daß das Letztere zu neuer Kräftigung gelangte, bis dessen Sieg durch Wiklef angebahnt, und durch die Reformation vollendet wurde. Allein auch nach der Reformation bestanden beide Elemente unversöhnt neben einander fort, und konnten selbst seit Wilhelm III. nie im eigentlichen Sinne mit einander ausgeglichen und versöhnt werden, nur daß an die Stelle der Hierarchie das absolute Königthum und die Adelsherrschaft, und an die Stelle einer selbständigen kirchlichen Gemeindeverfassung die politische Demokratie trat. Seit der Rehabilitation des katholischen Kirchenthums in England in der neuesten Zeit hat dieser Kampf, besonders mittelst des romanisirenden Puseyismus, eine neue Wichtigkeit erhalten, und diese Angelegenheit ist für den Protestantismus von einem um so größern Interesse, als grade England dasjenige Land ist, wo derselbe am meisten eine positive Grundlage gewonnen hat, und welches am ersten eine Stütze für dessen ferneres Fortbestehen abgeben kann.

Nach einer gegebenen Uebersicht der Quellen, welche in Briefen von und an Thomas, von den Anhängern und Gegnern des Thomas, in Lebensbeschreibungen, historischen Urkunden, Chroniken und neuern Bearbeitungen der Geschichte des heil.

Digitized by Google

Thomas bestehen, stellt Verf. in der Einleitung sein geschichtliches Princip auf, daß die Kirche, als ein den Staaten, diesen Ordnungen nationalen Rechts, über- und eingebautes Reich ihr eigenthümliches Recht hat, das in seinem Grundstocke, den göttlichen Satzungen, jedes menschliche Recht überragt, und ferner als das Recht einer der ganzen Menschheit bestimmten Ordnung durch seine Universalität jedes von ihm umschlossene volksthümliche Recht beherrschen und sich unterordnen soll. Die Kirche gibt auch dieses ihr eigenthümliche Recht grundsätzlich nie auf; aber genöthigt, unter und in die Völker zu treten, kann sie vielfache Verbindungen ihres Rechtes mit den nationalen Rechten nicht abweisen. So entspinnt sich zwischen der Gewalt der Kirche und der Gewalt des Staates ein vielfacher Widerspruch, oft Reibung und Streit. Die Kirchengewalt sucht ihr Recht als das höhere und allgemeinere dem volksthümlichen Rechte einzubilden; die Staatsgewalt dagegen strebt, als die in der Regel materiell stärkere, das weltliche Recht über das kirchliche zu erhöhen. Je nach den Zeiten siegt jene der beiden Gewalten, welche für ihr Streben die allgemeine Ueberzeugung zu gewinnen versteht. Der Sieg des kirchlichen Rechts fällt daher jedesmal in die Zeiten hoher religiöser Begeisterung, der Sieg des weltlichen Rechts dagegen in die Zeiten religiöser Gleichgültigkeit. Verf. setzt an die Stelle der Kirche die Hierarchie, und sieht das Nationale nicht als sittliche Idee, mithin den Staat als rein physische Macht an.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

35. Stück.

Den 1. März 1856.

Mainz

Schluß der Anzeige: „Der heilige Thomas, Erzbischof von Canterbury und Primas von ganz England, und sein Kampf für die Freiheit der Kirche. Von F. J. Buß.“

Nach dieser Anschauung wurzelt weder die christliche Kirche, noch die christliche Welt überhaupt in einer sittlichen Ordnung der Dinge, sondern in einem geistlichen Despotismus und einem Dualismus zwischen Kirche und Staat, als der Quelle eines nothwendigen Kampfes zwischen beiden, welcher nur dann zur Ruhe gelangen kann, wenn das eine Institut das andere niederkämpft und mit Unterdrückung seines eigenen Wesens beherrscht, während Staat und Kirche, gemeinschaftlich einer höhern sittlichen Ordnung angehörend, nebeneinander und sich gegenseitig durchdringend, als selbständige Organismen sich gestalten sollen.

Die Schrift zerfällt in fünf Bücher, wovon das erste eine Uebersicht der Geschichte der Kirche England's und ihrer rechtlichen Stellung zum Staate,

von der Gründung der englischen Kirche bis zur Regierung Heinrich II., gibt, das zweite den Ausbruch des Kirchenstreites zwischen dem Könige Heinrich II. von England und dem Erzbischofe Thomas von Canterbury, das dritte das Exil des Erzbischofs Thomas und die vorbereitenden Handlungen zu der Wiederherstellung der Ordnung in der Kirche England's, das vierte die endgültigen Verhandlungen über den Kirchenfrieden England's und das fünfte die Heimkehr und den Märtyrertod des Erzbischofs Thomas, sowie das unglückliche Geschick und Ende Königs Heinrichs II. darstellt.

Die englische Kirche wird als von Rom aus gegründet gesetzt, und die erst aus dieser Annahme entsprungene Sage als geschichtlich erklärt, daß im zweiten Jahrhunderte der britische König Lucius Abgeordnete an den Papst Eleutherius nach Rom mit der Bitte um seine Bekehrung geschickt, und der Papst Fugatius, Damianus und andere Sendboten nach Britannien abgeordnet habe, welche nicht bloß den König, sondern auch das Volk bekehrten, und eine Hierarchie unter Bischöfen und andern Geistlichen gründeten, ähnlich der Sage, daß der schottische König Donald den römischen Bischof Victor zu Ende des zweiten Jahrhunderts gebeten habe, Prediger zu senden, und daß diese Schottland bekehrt haben. Zum Erweise, daß die britische Kirche ursprünglich vom Rom aus gegründet sei, wird die geschichtliche Darstellung auf folgende Weise fortgeführt. Allerdings hatten sich in der britischen und irischen Kirche einige Unterschiede von der Disciplin der römischen Kirche eingeschlichen, aber diese ließen die Glaubenslehre unberührt. Dafür zeugen das völlige Erlöschen der pelagianischen Irrlehre, der stete Verkehr mit

Rom, unterhalten durch die Pilgerfahrten der alten Briten und Iren nach Rom, das denkwürdige Leben des heil. Samson, Erzbischofs von Dole, worin behauptet wird, daß die britischen Bischöfe am Tage der Cathedra des h. Petrus zur Weihung der Bischöfe zusammenzukommen pflegten, ferner die Bußpredigt des britischen Mönchs Gildas an seine Landsleute, in welcher von der katholischen Hierarchie, dem Meßopfer, der Beichte, dem Cölibat, den Wallfahrten nach Rom gehandelt wird; dafür zeugen die um 540 und späterhin bis 604 gehaltenen britischen Synoden, namentlich die von Brery und unter dem Namen der Victoria bekannte, welche beide, vom apostolischen Stuhle bestätigt, allen Kirchen von ganz Cambrien die Richtschnur gaben. Die lange vor der Einwanderung der Angelsachsen christlich gewordenen Briten waren auch während ihres langen Kampfes mit ihren Besiegern dem katholischen Glauben treu geblieben, wichen aber von den römischen Sendboten an die Angelsachsen in mehrern Puncten der Disciplin ab. Diese waren eine verschiedene Zeit der Osterfeier, die Weglassung der Salbung bei dem Taufritus, die halbmondförmige Gestalt der Tonsur, der Gebrauch des ungesäuerten Brotes bei der Eucharistie, die Ertheilung der Bischofsweihe durch einen Bischof, wozu noch mehrere Mißbräuche kamen, z. B. die Verletzung des Cölibat's. Die Glaubenslehre war bei diesen Abweichungen ganz unbetheiligt; diese betrafen vielmehr bloß die Disciplin. So entstand die Abweichung von der Osterfeier bloß dadurch, daß die Briten, statt des zu Rom inzwischen angenommenen dionysischen, sich noch immer des alten römischen Cyclus mit der Verbesserung des Sulpicius Severus bedienten, wodurch sich der

Unterschied der britischen Osterfeier von der kleinasiatischen ergab. Die britische Tonsur wich gänzlich von der morgenländischen ab. Der Gebrauch des ungesäuerten Brotes war der morgenländischen Kirche ganz fremd, sowie daß die Bischofsweihe bei den Briten lediglich durch einen Bischof geschah. — Wenn schon in England selbst seit der ältesten Zeit besonders bei den Mönchen das Bestreben vorhanden war, den Ursprung der alten britischen Kirche von Rom abzuleiten, so läßt sich doch durch eine unbefangene kritische Forschung darthun, daß die alte britische Kirche die römische Kirche, als die angesehenste Kirche des Abendlandes, vorzüglich in Ehren hielt, aber dennoch ihren Ursprung zunächst von der gallischen, und mittelbar von der kleinasiatischen Kirche herleitete. Die beiden gallischen Bischöfe, welche 429 nach Britannien zur Bekämpfung der Pelagianer kamen, führten daselbst, um das Kirchenwesen in Ordnung zu bringen, die gallische Liturgie ein, woneben auch die römische beobachtet wurde, aber gewiß weniger als jene, weil sonst später der Missionar Augustin Gregor d. Gr. nicht gefragt haben würde, welche von beiden er zur alleingültigen erheben solle. Wenn auch dem irländischen Missionar Patrik Rom in vielen Stücken zum Muster diente, so zeigt sich doch bei ihm keine Spur der Anerkennung eines römischen allgemeinen Pontificats. Die Ehen der Kleriker waren in Irland sehr gewöhnlich. Gregor d. Gr. schickte dem Augustin das Pallium als Erzbischof von Canterbury, welches anfangs für London, den ältesten Metropolitensitz, bestimmt war. Wäre Augustin Erzbischof von London geworden, so schien er ein Nachfolger der alten britischen Metropoliten zu sein, und ein Recht von ihnen abzuleiten, da er doch einen

neuen, von Rom aus gestifteten Sitz haben sollte. Die wahre christliche Kirche in diesem Lande sollte gleichsam erst den Anfang mit der römischen Mission nehmen, das Alte sollte theils wegfallen, theils erst durch eine neue Bestätigung seine Gültigkeit erhalten. Augustin hielt mehrere Synoden oder doch Conferenzen mit britischen Bischöfen und Aebten, um sie nach seinen Absichten zu leiten, allein sie gaben um desto weniger nach, da er sich stolz und gebieterisch betrug. Zuletzt beschränkte er seine Forderungen und verlangte nur, daß sie ihm in der Verkündigung des Evangeliums unter den Angelsachsen beistehen, nach römischer Weise taufen und das Osterfest feiern sollten, allein sie verweigerten auch dies, und wollten ihn überall nicht als ihren Erzbischof anerkennen. Der Erzbischof Theodor von Canterbury brach den Widerstand der antirömischen Partei, gleichwohl sind in den von ihm herausgegebenen Kirchengesetzen griechische und römische Gebräuche gemischt. Die irländischen Aebte und Missionare Columba und Columbanus waren wider die römische Sitte Ostern zu feiern. Noch der König Heinrich II. wurde durch den Papst Hadrian IV. bevollmächtigt Irland zu erobern, um es römisch zu machen.

Das angelsächsische Kirchenthum soll ein specifisch römisches gewesen sein. Der König Ina ordnete die jährliche Entrichtung der Römersteuer (Rome-scot) oder des Peterspfennigs von jeder Feuerstätte an. Der König Offa von Mercien pilgerte nach Rom, und legte ehrfurchtsvoll den von ihm gesammelten Peterspfennig dem Papste Hadrian zu Füßen. Sorgsam pflegte die angelsächsische Kirche ihren Verband mit Rom. Schon Ethelbert von Kent und Gregor d. Gr. wechselten Briefe und Geschenke. Angelsächsische Könige,

Digitized by Google

Geistliche und Laien pilgerten zahlreich nach Rom; Könige ordneten Gesandte und Geschenke ab, um den päpstlichen Segen zu holen. Römische Liturgie, römischer Kirchengesang, Bilderdienst galten allein in der angelsächsischen Kirche. König Ethelwulf pilgerte gegen das Ende seiner Regierung nach Rom, um dem Papste Leo IV. seine Verehrung darzubringen. Sein jüngster Sohn Alfred ergriff 872 die Herrschaft des angelsächsischen Reiches, hörte jeden Tag die h. Messe, pflegte selbst in der Nacht die Kirche zu besuchen, und hielt mit Priestern und Mönchen die Stundengebete. Edgar, seit 959, hielt mehrere Synoden mit den Bischöfen über kirchliche Angelegenheiten, über Fasten, Beichte, priesterliche Ehelosigkeit. Er bestätigte und schärfte das Gebot des Peterspfennigs mit Strafen. Canut unternahm 1031 eine von ihm angelobte Wallfahrt nach Rom, wo er bedeutende Opfer auf Petri Grab niederlegte. Seine mit der Geistlichkeit vereinbarte Gesetzgebung erstreckte sich über die Zehntpflicht, die Entrichtung der ersten Früchte und des Peterspfennigs, das Verbot der Eheschließung innerhalb des sechsten Grades. In alle dem liegt aber doch weiter nichts, als daß der angelsächsische Staat das römische Kirchenthum hochhielt, und dasselbe als die nothwendige Bedingung des Zusammenhanges mit der allgemeinen Kirche ansah. Von einer Lehenspflichtigkeit gegen den römischen Stuhl, als deren Zins der Peterspfennig angesehen worden sei, wußte der angelsächsische Staat nichts; denn als später, nachdem einige Jahre der Peterspfennig nicht war bezahlt worden, und Gregor VII., der ihn als Lehenszins betrachtete, seinem Legaten Hubert auftrug, den Zins und die Huldigung von Wilhelm dem Eroberer zu fordern, so zahlte dieser

den Zins, verweigerte aber die Huldigung, weil er sie nie versprochen habe, seine Vorgänger sie auch nie geleistet haben, und er auch keinen Rechtsgrund dieser Forderung einsehe. Der König Ina von Wessex stiftete während seines Aufenthalts zu Rom eine Schule, die **schola Saxonum**, in welcher Unterthanen von ihm in den heiligen Wissenschaften unterrichtet werden sollten. Er bezeigte damit dem römischen Stuhle seine Verehrung, wie wenn nur in der Nähe desselben die rechten Unterweisungen in göttlichen Dingen ertheilt und echte Kleriker gebildet werden könnten. Er verordnete, daß zur Unterhaltung dieser Schule jährlich aus jedem Hause in seinem Reiche ein kleiner Geldbeitrag bezahlt werden sollte. Eben dies führte gegen das Jahr 780 der König Offa in Mercien und Ostangeln ein. Man nannte diese Abgabe den Petergroschen oder Peterspfennig. Anfangs war es eine freiwillige, von den Königen veranstaltete Gabe, zum Unterhalte einer Schule; nachher forderten es die Päpste als eine Steuer, welche man ihnen zu geben schuldig sei, und da wurde es Romescot oder römischer Tribut genannt. Das angelsächsische Königthum culminirt in Alfred, welcher 872—901 auf dem Throne saß, einen durch und durch volksthümlichen Fürsten, der ebensowohl mit der Begründung einer angelsächsischen National-Litteratur und Wissenschaft umging, als er als der gefeiertste angelsächsische Gesetzgeber dastand, und sich als Gründer politischer, gerichtlicher und polizeilicher Einrichtungen den Namen **Conditor legum Anglicanarum** erwarb, wobei das eine besondere Erwähnung verdient, daß Alfred seiner Gesetzgebung einen tiefen Einfluß des Christenthums aufprägte, indem er in dieselbe die 10 Gebote, die mosaischen Gesetze und die apostolischen

Vorschriften als Grundlagen des bürgerlichen Rechts aufnahm. Während Karl d. Gr. den Katholicismus zur alleinigen Herrschaft gebracht hatte, wollte Alfred auf der katholischen Grundlage ein nationales Volks- und Kirchenthum erbauen. Wozu Alfred in England den Grund legte, das konnte niemals wieder ausgetilgt werden. Von dem angelsächsischen Kirchenthume sagt daher Palgrave (The Rise and Progress of the English Commonwealth) mit Recht, it was a National Church in every sense of the worth. Eduard der Bekenner, seit 1042, erwarb sich durch die vollständige Sammlung der zu seiner Zeit durch ganz England hin geltenden Gesetze den Namen Restaurator legum Anglicanarum. Die Kirchengewalt in der angelsächsischen Kirche wurde auf der Grundlage des kanonischen Rechts, jedoch in mancher Beziehung gemeinsam mit dem Landesherrn und dessen Behörden und verfassungsmäßigen Versammlungen geübt. Die kirchliche Gesetzgebung wurde regelmäßig von dem Episkopat auf den Synoden ausgeübt, aber auch auf der Whitenagemot. Die geistliche Gerichtsbarkeit übte der Episkopat; aber auch in dem jährlich zweimal gehaltenen Grafschaftsgerichte und in dem Hofe des Königs wurde über geistliche Personen und Sachen gerichtet, und gegen das kanonische Recht ging die Berufung von den Urtheilen des Erzbischofs und seiner Synode an den königlichen Hof. Das kirchliche Vollzugsrecht übten der Primas, die Erzbischöfe und Bischöfe, in manchem Bezug aber mit dem Landesherrn. Das kirchliche Organisationsrecht übten der römische Stuhl und der Episkopat stets mit Zuziehung der königlichen Gewalt. Dasselbe galt bei der Besetzung der höhern Kirchenämter. Das kirchliche Besteuerungsrecht

übte der römische Stuhl und der Episkopat mit der Unterstützung der weltlichen Regierung. Es wurden Diöcesan=, Provinzial= und Nationalsynoden gehalten. Bei den Diöcesansynoden erschien neben den Priestern eine Anzahl auserwählter Laien. Zu den Provinzialsynoden berief ein Erzbischof, zu den Nationalsynoden der Erzbischof von Canterbury, als der Primas des Reiches; aber auch die Könige und die Magnaten waren oft bei diesen Versammlungen gegenwärtig und unterschrieben ihre Beschlüsse, und wenn sie auch abwesend waren, so hatten die Canones nicht eher Gültigkeit, bis sie der König bestätigt hatte. Die Bilderverehrung wurde in dieser Periode von den Vorstehern der englischen Kirchen nicht anerkannt. Als Karl der Gr. dem Könige Offa von Mercien eine Copie der Beschlüsse der nicänischen Synode, welche den Bilderdienst anordnete, zusandte, theilte sie der König den englischen Bischöfen mit, welche diese Lehre als ketzerisch verwarfen, und den Alcuin veranlaßten, wider dieselbe zu schreiben.

Eine andere Wendung nahm die Sache durch Wilhelm den Eroberer, welcher den Papst Alexander II. in seinem Streite mit dem letzten angelsächsischen Könige, dem Harald, zum Schiedsrichter aufforderte, und von demselben eine geweihte Fahne und einen Ring, in welchem ein Haar des Apostels Petrus eingefaßt war, zugesandt erhielt, sowie er der römischen Kirche die Hauptfahne, die er von Harald erobert hatte, sammt einer großen Geldsumme zusandte. Als Folge des Bedürfnisses der Niederhaltung einer nationalen Opposition war es Grundsatz des Eroberers, die wichtigsten Würden in Kirche und Staat Normannen zu vertrauen, und er fühlte sich zu diesem Schritte, durch die Verwaltung das neueroberte Land zu

entnationalisiren, um so mehr gedrungen, als es ihm nicht gelang, demselben sein volksthümliches Recht zu entreißen, indem ihn die Sachsen bei der Seele des Königs Eduard beschworen, ihnen die Gesetze und Gewohnheiten zu lassen, unter welchen sie und ihre Kinder erzogen worden, so daß das angelsächsische Recht, selbst nach der Festsetzung des Eroberers, der Hauptstock des Rechts England's blieb. Der Eroberer wußte, daß er nur durch die vom römischen Stuhle abhängigen Prälaten im Parlamente seine Entwürfe durchsetzen, und mittelst der Macht der kirchlichen Großen sein widerspenstiges und aufständiges Reichsfürstenthum niederhalten konnte. So war er bei der Gründung seines neuen Reiches an die Hülfe der Kirche gewiesen, und deren mußte er sich würdig machen. Und das hat er gethan, wie der Briefwechsel Gregors VII., der den Eroberer vor allen Fürsten des Abendlandes auszeichnet, und ihn den Edelstein unter den Fürsten nennt, bezeugt. Um das Jahr 1085 erließ der Eroberer das Gesetz über die Trennung der geistlichen und weltlichen Gerichte, welcher Freibrief die Immunität der Geistlichen von den weltlichen Gerichten feststellte. Unter der Regierung Stephan's erfolgte die Einführung des römischen und des kanonischen Rechts in England. Mit großer Hartnäckigkeit sträubte sich das nationale Recht gegen die Aufnahme dieser fremdländischen Elemente. Bei jedem Thronwechsel hatte sich die Nation ihr angelsächsisches Recht von der Krone verbürgen lassen. Erst auf dem Wege des von der Kirche gepflegten Schulunterrichts kam von der, unter dem Schutze der Kirche erwachsenen Universität zu Bologna das der Hierarchie zur Zeit vortheilhafte römische Recht nach England, wo über dasselbe

unter König Stephan ein aus Italien gekommener Rechtslehrer, Vicarius, in Oxford Vorträge hielt. In dem Maße aber der Eifer der englischen Geistlichkeit das Studium des römischen Rechts pflegte, erwachte der Eifer der einheimischen Rechtsgelehrten zum Schutze des volksthümlichen gemeinen Rechts. Diese vertilgten die Handschriften des römischen Rechts, und erwirkten einen Befehl vom Könige Stephan, der dem Vicarius Stillschweigen gebot, und das Lesen von Büchern des römischen Civilrechts verbot. Aber die die Zeit beherrschende Geltung der Universitäten schützte und hob das Studium des römischen Rechts, welches die Geistlichkeit immer mehr in ihre Gerichte, aus welchen sie das gemeine Recht ausschloß, und die unter ihrem Einflusse stehenden Gerichte einführte. Das kanonische Recht wurde aber nicht bloß auf dem Wege der Schule, sondern auch amtlich in England eingeführt, und zwar in dem Maße, als die seit der Eroberung erstarkte Einwirkung des römischen Stuhls auf die Kirche des Landes sich erweitert hatte. Es kam durch die gegen das Ende des eilften Jahrhunderts entstandene Sammlung Ivo's von Chartres und durch das Decret Gratian's nach England, und trat mit dem römischen Rechte in die Gerichtshöfe ein, wenn auch mit Beschränkungen, welche ihnen von den Gerichten des gemeinen Rechts auferlegt wurden. — Derjenige, welcher das volksthümliche Recht gegen das eindringende römische sicher stellte, war König Heinrich II., der große Rechtskenner und Gründer des gemeinen Rechtes von England. Ohne die Selbständigkeit der Kirche und des geistlichen Amtes beeinträchtigen zu wollen, hob er durch die 16 Constitutionen von Clarendon vom Jahre 1164 das Gesetz

Digitized by Google

Wilhelm des Eroberers über die Immunität der Geistlichen von der weltlichen Gerichtsbarkeit zu einer Zeit auf, wo der Kampf zwischen dem Papstthume und den Hohenstaufen entbrannt war, welcher die Selbständigkeit des Staates neben der Kirche oder die göttliche Einsetzung desselben betraf, die neben den Hohenstaufen auch von Heinrich II. vertreten wurde. Den hartnäckigsten Gegner fanden die Constitutionen von Clarendon in England an dem Erzbischof Thomas von Canterbury, welchen Verf. als einen Kämpfer für die Freiheit der Kirche und in dieser Hinsicht als ein strahlendes Vorbild der Kirchenfürsten der Nachwelt darstellt, ohne zu bedenken, daß grade die Anmaßung der Hierarchie, wofür derselbe kämpfte, die Kirche später unter den Staat brachte, und daß die Kirche gegenwärtig ebensowohl vom Papismus als vom Staatskirchenthume frei werden will.

Holzhausen.

Paris

V. Masson 1855. Maladies des organes du mouvement, par P. N. Gerdy. VIII und 594 S. in Octav, 8 Tafeln.

Dieser Band bildet die dritte Monographie des unter dem Titel: Chirurgie pratique complète, en sept monographies. 3 Vol. in 8o angekündigten Werkes des bekannten Verf. und umfaßt die Krankheiten der Muskeln, Bänder, Knochen und Gelenke; die in Steindruck recht gut ausgeführten Abbildungen enthalten fast ausschließlich Darstellungen macerirter kranker Knochen. Der Verf. stützt sich bei seiner Darstellung fast durchweg auf eigne Beobachtungen und Untersuchungen, von der Litteratur wird fast nur die

französische angezogen, so genau und sorgfältig die Beschreibungen der anatomischen Veränderungen sind, so weit sie sich mit bloßen Augen verfolgen lassen, so radical ist die, jedenfalls principielle, Vernachlässigung der pathologischen Histologie, so daß die wissenschaftliche Medicin viel weniger Gewinn aus diesem Werke ziehen kann, als es wünschenswerth ist. Wir können also an die Darstellung auch nur den Maßstab legen, den wir überhaupt an die Werke der älteren Medicin zu legen gewohnt sind, so ist z. B. die Beschreibung der pathol. Anatomie der Osteitis ein wörtlicher Auszug des in den Arch. gén. im Jahre 1836 von G. publicirten Mémoire sur l'état matériel des os malades, und wir finden, daß die für die pathologische Anatomie so wichtigen 19 Jahre, welche zwischen beiden Darstellungen liegen, im Wesentlichen spurlos an dem Verf. vorübergegangen sind; abgesehen hiervon ist übrigens gerade die Beschreibung der Osteitis sehr ausführlich und ganz vortrefflich. Symptome und Verlauf der Osteitis sind ein Auszug aus einem Artikel unseres Verf. in l'Expérience 1843 T. II, p. 33, der Periostitis aus den Arch. gén. Août et Sept. 1853, der Caries aus Gaz. hebdomad. Avril 1853. Während die Knochenentzündungen mit Einschluß der Nekrose in ausgezeichneter Weise bearbeitet sind, können wir die Darstellung der Neubildungen und Geschwülste der Knochen nicht anders als dürftig und mangelhaft nennen, und man sieht deutlich, daß es in diesem Gebiete dem Verf. an eignem, reichen Material der Beobachtung gefehlt hat, so daß viele Seiten lang nur fremde Fälle kommen. Dasselbe gilt auch für die Rhachitis *).

*) Es ist in neuerer Zeit in Deutschland der Gebrauch

In der folgenden Abtheilung über die Wunden und Fracturen nimmt der therapeutische Abschnitt den größten Raum ein und es finden sich alle Verbände des Verf. bei den verschiedenen Fracturen beschrieben. Unter den Gelenkkrankheiten ist die pathologische Anatomie der Entzündungen sehr unvollkommen, so fehlen z. B. alle neueren Untersuchungen von Redfern, Meyer u. A. über die Veränderungen der Knorpel, doch finden sich unter den einzelnen Fällen einige, die nicht ohne Interesse sind. Den Schluß bilden die Luxationen. Die Krankheiten der Muskeln und Bänder sind verhältnißmäßig kurz abgehandelt und der anatomische Theil der Darstellung ebenfalls unvollständig. Fr.

aufgekommen, Rhachitis nicht mit einem Rh = ῥ, sondern mit einfachem R zu schreiben, weil Glisson diesen Namen nicht nach dem griechischen ῥάχις, sondern dem englischen rickets gebildet habe. Glisson nennt diese Krankheit aber selbst νόσος ῥαχῖτις = morbus spinalis und gibt als Grund dieser Benennung an: „est enim spinae dorsi inter partes primo in hoc morbo affectas princeps.“ Allerdings läßt er sich dann auf einen Vergleich der beiden Worte Rhachitis und rickets dem Wortklange nach ein, schließt aber diese Discussion mit den sehr unzweideutigen Worten: „Sed taedet diutius immorari in hisce trivialibus. Est ergo Graecum morbi nomen νόσος ῥαχῖτις vel ῥαχίτης vel τῆς ῥάχεως; Latinum, Morbus spinalis vel Spinae dorsi: item ficta voce Latina Substantiva ex Graeca Adjectiva Rachitis -idis Anglicum usitatum, the rickets retineatur, vel ejus loco in curiosorum gratiam substituatur in libet, the Rhachites. Atque haec de nomine.“ Hätte also Glisson das griechische ῥ mit rh wiedergegeben, wie es jetzt in Deutschland allgemein gebräuchlich ist, so würde über Ableitung und Schreibart des Wortes Rhachitis nie Zweifel haben eintreten können, da es aus seinen eignen Worten klar hervorgeht, daß er das Wort von ῥάχις abgeleitet hat.

Leipzig

Wengler, 1856. L'art poétique par Boileau-Despréaux, avec des notes explicatives, littéraires et philologiques par G. H. F. de Castres. 63 S. in Octav.

Aeltere französische Kunstrichter und Kunstkenner im Allgemeinen betrachten diese treffliche Dichtung, wegen der Schwierigkeit des Unternehmens, welche der Dichter so glücklich besiegt hat, der Schönheit des Versbaues und der Nützlichkeit des Werkes, als das Meisterstück Boileau's; sie rühmen die Anordnung und die Vollständigkeit der Regeln, und behaupten, daß sie der Epistel des Horaz vorgezogen zu werden verdient. Neuere sagen, daß sie das nicht geringe Verdienst besitzt, nicht pedantisch zu sein, und daß eine Menge Episoden und Beschreibungen die Regeln natürlich und würdevoll in schönen Versen entwickeln, daß es endlich nicht die Schuld des Dichters ist, wenn, indem er das rechte Talent zu unterscheiden gelehrt hat, Einige verleitet worden sind, schöne Verse für schöne Gedanken, und Styl für Genie zu halten.

Da nun dieses Gedicht, so viel uns bekannt ist, weder in Frankreich noch in Deutschland einzeln erschienen ist, so wird dieser Abdruck, dem es an Druckschönheit nicht fehlt, gewiß Vielen willkommen sein.

Wir halten uns verpflichtet über die Noten einige Worte zu sagen.

Der Titel läßt vermuthen, daß sie von dem Herausgeber seien, aber dieses ist nur in Bezug auf einige derselben der Fall.

Die 1716 zu Genf erschienene vollständige Ausgabe der Werke B's mit einem Commentar von

Brossette, veranlaßte eine noch vollständigere zu Amsterdam 1718, in Folio und Quarto, sowie eine in 4 Bänden in Duodez von demselben Druckorte; alle viere enthalten den obenerwähnten Commentar. Die vielen angeführten, von Boileau nachgeahmten Stellen aus den Werken des Horaz u. a. lat. Dichter in der hier zur Anzeige gebrachten Ausgabe, veranlaßten uns zu einem Vergleiche, und es ergab sich, daß der Herausgeber sie, bis auf 2 oder 3, aus einer dieser vier Ausgaben gezogen hat, ebenso einen großen Theil der franz. Noten (die von ihm ergänzten sind ganz zweckmäßig), ja sogar die erste Stelle der Notice sur Boileau, die sich in dem Avertissement (von Brossette) der Amsterdamer Ausgabe ebenfalls als Einleitung befindet. Der Herausgeber hat nur aus »de nos bons écrivains« —, des bons écrivains de ce pays gestaltet, ebenso sind einige andere Stellen des Avertissement's ganz oder umgemodelt zu ihm übergegangen.

Es war dem Herausgeber allerdings gestattet, die besten Ausgaben zu benutzen, und daß er dieses gethan, gereicht ihm zum Lobe, aber eine hierauf beziehliche Anzeige desselben findet sich nicht, und es ist billig, daß derselbe bei einer etwaigen neuen Auflage dieses bemerke, damit man ihn nicht einer Absicht verdächtige, die mühevolle Arbeit Anderer für die seinige gelten lassen zu wollen.

Es wäre nicht unzweckmäßig gewesen, wenn wir am Ende der Notice die bessern Ausgaben der Werke Boileau's verzeichnet gefunden hätten.

Mlfrd.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 3. März 1856.

Göttingen

Dieterichsche Buchhandlung 1855. Commentar über den Prediger Salomo von Ernst Elster, Repetenten der theologischen Facultät zu Göttingen. 133 S. in Octav.

Das Buch Koheleth, von welchem diese Schrift eine neue Auslegung versucht, ist besonders deshalb schwierig zu verstehen, weil dasselbe seinem ganzen Charakter nach im Alten Testamente gewissermaßen isolirt dasteht und keine Beleuchtung empfängt durch verwandte Erzeugnisse der heiligen Litteratur. Zwar schließt sich das Buch der Form nach zunächst der Spruchdichtung an, doch überschreitet es andrerseits die Grenzen derselben völlig, indem es fortlaufende Gedankenentwicklungen gibt, welche dem Charakter der Spruchform gänzlich fremd sind. Und noch mehr trennt sich das Buch Koheleth seinem Inhalt nach von den Salomonischen Sprüchen, da sein wesentlicher Inhalt nicht wie bei jenen in unmittelbaren einzelnen Belehrungen besteht, als deren stützender Hintergrund

der feste Glaube an die Untrüglichkeit der göttlichen Gesetzesoffenbarung dasteht, sondern vielmehr im Koheleth der ringende Gedanke erst die Grundlagen des Glaubens wiedergewinnen muß. Außer dieser isolirten Stellung des Buches in der hebräischen Litteratur erhöht die Schwierigkeit des Verständnisses desselben ferner, daß die Person des Verfassers in ein völliges Dunkel gehüllt ist, sodann der erregte Charakter der Darstellung, das Durcheinanderwogen der Gedanken, welches das Auffinden des leitenden Fadens erschwert.

Der vorliegende Commentar sucht einen sicheren Ausgangspunkt für das Verständniß des Buches Koheleth zunächst dadurch zu gewinnen, daß derselbe, wenn auch auf jede Bestimmung über die Person des Verfassers durchaus verzichtet werden muß, doch wenigstens ein Bild der historischen Verhältnisse, unter denen derselbe gelebt haben mag, aus dem Inhalte des Buches zu entwickeln sucht. Es liegen in dieser Hinsicht in Sprache und Darstellungsform des Buches, in einzelnen Andeutungen, in der ganzen Gedankenrichtung und Stimmung des Verfassers, im Verhältniß des Inhalts zu der älteren Spruchlitteratur, genugsame Spuren, die den historischen Hintergrund des Buches mit ziemlicher Deutlichkeit erkennen lassen. Durch solches Eingehen auf die concreten historischen Verhältnisse, unter denen das Buch entstanden ist, wird die Willkürlichkeit von unbestimmt ins Allgemeine gehenden Auffassungen, die das Buch so häufig erfahren hat, von vornherein bedeutend beschränkt, und es tritt auf diese Weise die echte Lebendigkeit und der praktische Charakter des Buches in ein helleres Licht, welcher, wie bei allen biblischen Büchern, vorzugsweise mit in der engen Berührung mit den jedesmaligen concreten Zeitverhältnissen beruht.

Den Grundgedanken des Buches findet der Verfasser dieses Commentars in den Stellen, wo am Schlusse der einzelnen Abschnitte des Buches dieselbe nur verschieden variirte und motivirte praktische Ermahnung wiederkehrt, in welcher demnach das Resultat der Erörterungen, das Ziel aller angestellten Betrachtungen am natürlichsten gesehen wird (2, 24—26. 3, 12. 13. 3, 22. 5, 17—19. 7, 14. 8, 15. 9, 7—10. 11, 9. 10). Was aber die wahre sittlich-religiöse Bedeutung dieser Ermahnung sei, und wie sich dieser Grundgedanke des Buches zu den scheinbar widerstreitenden, skeptischen Aeußerungen des Buches verhalte, dies wird in § 4 der Einleitung zu entwickeln versucht. Die nähere Begründung der dort aufgestellten Ansichten kann der Natur der Sache nach nur in der Erklärung des Einzelnen gesucht werden. Deshalb verwendet der Commentar besondere Sorgfalt darauf, den Entwicklungsgang der Ideen des Verfassers bei der Erläuterung der einzelnen Aussprüche und Gedanken möglichst genau zu skizziren und insbesondere darauf, das wechselseitige Verhältniß der einzelnen, oft scheinbar widersprechenden, Gedanken darzulegen. Der Verfasser des Commentars spricht in der Vorrede die Hoffnung aus, daß es ihm gelungen sei, auf diese Weise eine höhere Einheit der in dem Buche niedergelegten Gedanken nachgewiesen zu haben, obwohl zugegeben wird, daß in dem Buche sich noch die Spuren des inneren Geistesringens des Verfassers abprägen, daß in demselben sich noch die Gegensätze erkennen lassen, deren die schließlich gewonnene Wahrheit abgekämpft werden mußte. In Bezug auf die Erklärung einzelner Stellen, deren Beurtheilung natürlich der Prüfung des Lesers anheimgestellt werden muß, mag hier nur erwähnt

werden, daß in dem merkwürdigen Kap. 12 dieser Commentar im Widerspruch gegen die meisten älteren und neueren Erklärer nicht eine detaillirte Beschreibung der Gebrechlichkeit des Alters, sondern eine Schilderung des Todestages unter dem Bilde eines schrecklichen Ungewitters findet.

Die Geschichte der Auslegung dieses Buches bildet eine interessante Episode in der Geschichte der biblischen Exegese, da die Dunkelheit des Buches und der allgemeine Charakter seines Inhalts der tendenziösen Erklärung einen besonders dehnbaren Stoff darbot. Es ist lehrreich zu sehen, wie in dem begrenzten, scheinbar abgeschlossenen Raume der Exegese dieses Buches immer die großen Strömungen der theologischen Gesammtentwicklung nachwirken, wie, wenn allegorisirende, rationalisirende, falsch moralisirende, speculative, negative oder irgend welche andere Richtungen in einer Periode der theologischen Entwicklung herrschend waren, dieselben auch jedesmal in der Auffassung dieses Buches sich Platz zu verschaffen wußten, wie sehr auch der Inhalt des Buches solcher Behandlung widerstreben mag. Außerdem hat aber die Geschichte der Auslegung dieses Buches dadurch ein vorzügliches Interesse, weil die Betrachtung derselben für das richtige Verständniß des Buches bedeutende Förderung gewährt, da von den vielen Erklärungsversuchen eine große Anzahl wenigstens nach einer Seite hin Recht hat und auf neue, wichtige Gesichtspunkte führt, indem häufig das Irrthümliche der Auffassungen, welche dieses Buch erfahren hat, nur in der Einseitigkeit derselben besteht.

Durch diese Erwägungen veranlaßt hat der Verfasser dieses Commentars die Geschichte der Auslegung des Buches Koheleth vollständiger zu-

sammengestellt, als dies bisher geschehen ist, insbesondere sind die Auffassungen der Kirchenväter, der mittelalterigen Theologen und der Reformatoren genauer und ausführlicher, als bisher geschehen ist, vorgelegt. Bemerkenswerth ist, wie bei einigen der Reformatoren, insbesondere bei Luther, schon die richtige Auffassung des Buches im Wesentlichen sich findet, nur noch gehemmt durch den Mangel an richtiger historischer Würdigung desselben.

Möge es erlaubt sein, hier den Wunsch zu wiederholen, welcher in der Vorrede des Commentars ausgesprochen ist, daß diesem Auslegungsversuche des Buches Koheleth eine wohlwollende Theilnahme theologischer Leser werden möge.

E. Elster.

Brüssel

Société pour l'émancipation intellectuelle. Alex. Jamar. Calcul des Probabilités et théorie des erreurs, avec des applications aux sciences d'observation en général, et à la Géodésie en particulier, par J. Liagre, capitaine de Génie, Correspondant de l'académie royale des sciences. 416 S. in kl. Octav mit eingedruckten Holzschnitten.

In der Préface spricht der Verf. im Allgemeinen über Wesen und Tendenz der Wahrscheinlichkeitsrechnung, über die Begriffe: certain, probable, douteux, improbable, impossible; aber daraus: daß es zwischen der absoluten Gewißheit und der Unmöglichkeit unendlich viele Grade der Wahrscheinlichkeit gibt, folgt noch nicht: »que la Probabilité peut se mesurer, et que les lois des nombres lui deviennent applicables«

— wie der Verf. so ohne Weiteres behauptet — denn es gibt sehr viele Wahrscheinlichkeiten, die sich nicht durch Zahlen ausdrücken lassen. Es wird hierauf sehr richtig bemerkt: daß man gegen die Anwendbarkeit der Wahrscheinlichkeitsrechnung seit ihrem Entstehen bis heute viele unbegründete (aber auch manche begründete) Einwürfe gemacht habe. Auf die Bemerkung: »Vouloir soumettre le hasard à des règles géométriques parait une utopie, ...« antwortet der Verf.: »Préjugé. — Non, le hasard n'est pas aussi bizarre qu'on le dit; on est vivement frappé de ses rares anomalies; ses innombrables effets réguliers passent inapperçus; et tout ce qu'on attribue au hasard n'est qu'une conséquence forcée et mathématique de la théorie des combinaisons. —« Diese Bemerkungen sind sehr richtig; aber sie stehen mit dem, was der Verf. später nach Laplace über den „Zufall" sagt: »Rien dans la nature n'est livré au hasard. Tous les événements, ceux même qui nous paraissent les plus fortuits, sont une conséquence nécessaire de lois primordiales et éternelles. — Mais pour l'homme, dont la raison est bornée, il y a l'équivalent du hasard, c'est l'ignorance où il se trouve relativement aux véritables causes —« im offenbaren Widerspruche (?). Diese Begriffsbestimmung des Zufalles ist total (?) falsch; denn es läßt sich leicht an zahllosen Beispielen zeigen: daß es viele Erscheinungen gibt, zwischen welchen keine gegenseitige Abhängigkeit oder kein solidarischer Zusammenhang Statt findet — und Erscheinungen, welche durch ein Zusammentreffen solcher, hinsichtlich der Causalität von einander unabhängiger Erscheinungen hervorgebracht werden — sind „zufällige" Erscheinun-

gen — oder Wirkungen des Zufalles, bei welchen allein die Gesetze der mathematischen Combinationslehre anwendbar sind! —

Weiter wird richtig bemerkt: daß man sich in der Wahrscheinlichkeitsrechnung, wie in allen andern Theilen der angewandten Mathematik, allerdings oft mit bloßen Annäherungen begnügen und die Beobachtung zu Hülfe nehmen müsse — daß man im praktischen Leben nur durch Wahrscheinlichkeitsurtheile geleitet werde — daß uns durch die Beobachtung gleichsam nur ein mehr oder weniger enger Kreis vorgezeichnet werde, in dessen Mittelpunkt die gesuchte Wahrheit liege — daß besonders das Wort „wahrscheinlich" Ursache sei, weshalb gewöhnlich jede reelle Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung bezweifelt wird — »changez le titre de cette science, elle ne tardera pas à dépouiller le caractère conjectural qu'on lui attribue dans le monde; et elle prendra rang parmi les applications les plus curieuses et les plus utiles des mathématiques.«

Die Einwürfe, welche man gegen die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung gemacht hat, beziehen sich besonders, wie auch der Verf. ganz richtig sagt, auf die applications aux sciences judiciaires, politiques et morales. Da aber in seinem vorliegenden Werke dergleichen Anwendungen nicht vorkommen, so geht er auf den streitigen Gegenstand nicht näher ein, sondern bemerkt nur: »ces objections cependant ne sont pas sans réplique« — und führt dann die Autoritäten Dupin, Poinsot, Cousin rc. einerseits, so wie die Condorcet, Laplace, Poisson, Quetelet, rc. andererseits an. Auch historische Bemerkungen fehlen nicht — und selbst als un simple exercice intellectuel sei das Studium der Wahrscheinlich-

Digitized by Google

keitsrechnung éminemment propre à donner l'esprit de la pénétration et de la flexibilité, ... elle nous met en garde contre une foule de préjugés vulgaires ou illusions captieuses — und durch die vielfachen Anwendungen elle fortifie le sens pratique, etc. — namentlich Laplace habe sich bei allen seinen großen Entdeckungen durch die Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung leiten lassen — et les philosophes les plus illustres, les géométres le plus distingués se sont tous portés vers l'étude de cette science avec une singulière prédilection.

Wegen der großen Ausdehnung, welche die Wahrscheinlichkeitsrechnung bereits erlangt hat, beschränkt sich der Verf. in dem theoretischen Theile seines vorliegenden Werkes à l'esprit des méthodes und in dem praktischen Theile aux questions dont l'utilité est incontestable. Sein Buch zerfällt in drei Sectionen — wovon die erste die theoretische Wahrscheinlichkeit (W. a priori), die zweite die physische Wahrscheinlichkeit (W. a posteriori) und die dritte Anwendungen auf Beobachtungen und Experimente enthält — d. h. die sog. Methode der kleinsten Quadrate, wovon der Verf. selbst sagt: »Les auteurs allemands: Gauss, Bessel, Encke, Gerling, etc. nous ont laissé à ce sujet d'admirables modèles théoriques et pratiques.«

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. 38. Stück.

Den 6. März 1856.

Brüssel

Schluß der Anzeige: »Calcul des Probabilités et théorie des erreurs, avec des applications aux sciences d'observation en général, et à la Géodésie en particulier, par J. Liagre.«

Die Aufgaben, auf welche der Verf. die Methode der kleinsten Quadrate anwendet, sind aus der Astronomie, Meteorologie, Statistik, Physik, Artillerie und besonders aus der höhern Geodäsie genommen — in Bezug auf welche letzte Wissenschaft der Verf. selbst bemerkt: »Mais depuis une vingtaine d'années, la Géodésie, entre les mains de Schumacher, Gauss, Bessel etc., a pris en Allemagne une forme nouvelle, basée entièrement sur l'application de la théorie des moindres carrés.«

Die beiden ersten Abschnitte enthalten die gewöhnlichen hieher gehörigen Gegenstände in einer klaren, methodischen, möglichst einfachen Darstellung nach den besten Hülfsmitteln von Laplace, Lacroix, Cournot ꝛc., worüber Refer. nur die eine

Bemerkung machen will: daß der Verf. in § 34 mittelst der Hagen'schen Hypothese (der Statt findende Beobachtungsfehler ist die algebraische Summe aus unendlich vielen (?) elementaren Fehlern, die alle gleich groß sind (?) und wovon jeder einzelne ebenso leicht positiv als negativ sein kann) für den Fall, wo die Wahrscheinlichkeiten p, q der beiden entgegengesetzten ungewissen Ereignisse einander gleich sind, das Wahrscheinlichkeitsgesetz:

$$y = Ye^{-h^2x^2}, \qquad (1)$$

herzuleiten sucht, wo x die Größe des Fehlers, y die Wahrscheinlichkeit desselben, Y das Maxim. von y für x = 0 und h eine Constante (Maß der Genauigkeit) ist. —

Der dritte Abschnitt (S. 175—377) enthält, wie schon bemerkt, eine ziemlich ausführliche Darstellung der Methode der kleinsten Quadrate, welche im Allgemeinen nach deutschen Autoren (besonders Gerling: Ausgleichungsrechnungen ꝛc.) bearbeitet ist, so daß es auch hier nicht nöthig sein wird, in Einzelnheiten näher einzugehen. — Aber um so nothwendiger ist es: über die in neuster Zeit wiederholt gemachten, aber ganz verfehlten Versuche einer festeren „Begründung" der Theorie der kleinsten Quadrate in einige Erörterungen hier einzugehen; denn es ist die erste Pflicht einer gründlichen, unparteiischen wissenschaftlichen Kritik: die objective wissenschaftliche Wahrheit gegen jede unbegründete Verdächtigung in Schutz zu nehmen! —

Unser Verf. sagt: »On s'écartera le moins possible du témoignage immédiat apporté par l'observation, en réduisant à sa moindre valeur la somme des corrections (?). Mais une erreur pouvant être regardée comme le rayon d'un cercle tracé autour de la vérité comme cen-

tre, son effet est proportionnel à la surface du cercle, ou au carré du rayon: il faut donc adopter pour la véritable valeur de l'inconnue »celle qui rend un minimum la somme des carrés des corrections.« Tel est, au point de vue philosophique, l'origine (?) de cette loi importante sur laquelle repose tout ce que nous avons à voir dans cette section.« Das ist doch wohl nur eine ziemlich unbegründete, bildliche Auffassung, die bloß in dem Falle einigen Sinn hat, wo es sich um das Treffen eines bestimmten Punktes in einer „Ebene" handelt, wie in dem § 114 untersuchten Beispiele des „Scheibenschießens" — und schon in dem Falle, wo der fragliche Punkt in einer „Linie", oder im „Raume" liegen soll, nicht mehr passend ist. Treffender ist nun folgender Vergleich einer Beobachtung hinsichtlich der positiven, oder negativen zufälligen oder irregulären Fehler und deren Compensation mit dem Zuge einer weißen, oder einer schwarzen Kugel aus einer Urne mit unendlich vielen weißen und unendlich vielen schwarzen Kugeln — wobei aber immer wohl zu bemerken ist: daß eine stetige Größe (eine Länge, ein Winkel ꝛc.) nicht mit einer „unbegrenzten" Genauigkeit durch Beobachtung erhalten werden kann, wie oft die Beobachtung derselben auch wiederholt werden mag!

In § 102 will der Verf. nun mittelst des aus der Hagen'schen Annahme deducirten Wahrscheinlichkeitsgesetzes (1) oder vielmehr mittelst der Gleichheit:

$$y = \frac{h}{\sqrt{\pi}}\, e^{-h^2x^2}$$

»demontrer que: La valeur la plus probable de l'inconnue sera la moyenne arithmétique

prise entre tous les résultats d'observation.—« Die ganze Beweisführung ist aber, wie bei Hagen ebenso illusorisch, als unnütz — denn der objective Grund der Annahme des arithmetischen Mittels ist eben der: daß man kraft des Begriffes des „zufälligen" Beobachtungsfehlers annimmt: daß gleichgroße positive und negative Fehler gleich leicht möglich (gleich wahrscheinlich) sind. Denn wenn Letzteres nicht der Fall wäre, so müßte eben eine constante Ursache angenommen werden, welche das Uebergewicht der positiven, oder das der negativen Fehler bewirkte, was der Voraussetzung widerspricht. Daß gleich große positive oder negative Fehler gleich leicht möglich sind, wird auch in der zu Grunde gelegten Hagen'schen Hypothese angenommen — und was sie sonst noch enthält, ist ebenso unnütz, als unstatthaft.

Wer es für nöthig hält: das Princip des arithmetischen Mittels zu „beweisen" — der muß auch die Richtigkeit des Ausdruckes für das Maß der mathematischen Wahrscheinlichkeit „beweisen" — u. dgl. m.! Hier kann man füglich sagen: Il y a des esprits auxquels le simple et le naturel ne suffisent pas.« Uebrigens gesteht unser Vf. zuletzt selbst: Il ne faut pas se dissimuler en effet que la marche que nous venons de suivre, quoique parfaitement rigoureuse en apparence, repose sur une espèce de postulatum, savoir la loi de répartition des erreurs suivant la courbe de probabilité« — und führt dann die betreffenden Worte von Gauß (Theoria Comb. Observ. § 6) selbst an.

Am Schlusse des 3. Abschnittes handelt unser Verf. auch noch recht gut von den besten Mitteln zur Abkürzung und Erleichterung der bei Anwendung der Methode der kleinsten Quadrate er=

forderlichen numerischen Rechnungen — ebenfalls nach Gauß, Encke 2c. — und sagt mit Recht: »Il faut avoir la force, ou plutôt le courage de les faire, et tel calcul, qui parait effrayant dans les commencements, se simplifie à mesure qu'on le pratique, et enfin ne devient plus qu'un jeu.«

Zuletzt folgt noch eine **Uebersicht** der wichtigsten in dem Buche enthaltenen Resultate (Sätze, Formeln 2c.) und einige Tafeln zur Erleichterung der Rechnungen.

Ref. kann das in Rede stehende „Lehrbuch" der Wahrscheinlichkeitsrechnung angehenden Mathematikern im Allgemeinen sehr empfehlen, da es sehr klar und methodisch geschrieben und hinreichend ausführlich ist. Daß der Verf. seinen Standpunkt richtig erkannt hat, erhellet schon aus der Bemerkung: daß der Verfasser eines Lehrbuches »ne doit pas ambitionner le titre d'**inventeur**« — sondern daß er suchen muß »l'unité dans la conception de l'ensemble, l'ordre dans la disposition des parties, la simplicité dans le choix des méthodes, et enfin la clarté dans l'exposition du sujet.«

Die Ausstattung ist sehr schön und correct.

Dr. Schnuse.

Berlin

bei G. Reimer, 1855. Verhandlungen der Gesellschaft für Geburtshülfe. Achtes Heft. Mit einer Tafel. XIII u. 225 S. in Octav.

Wir haben vom siebenten Hefte der Verhandlungen, welche 1853 erschienen sind, in diesen Blättern 1854. St. 30 u. folg. Nachricht gegeben. Mit vorstehendem achten Hefte sind diesel-

Digitized by Google

ben geschlossen, indem sich die Gesellschaft mit den Herausgebern der Monatsschrift für Geburtshülfe und Frauenkrankheiten dahin verbunden hat, daß sie ihre bisher in größeren Zwischenräumen herausgegebenen Verhandlungen vom Jahre 1856 ab in der Monatsschrift veröffentlichen wird. Dieser Entschluß muß dankbar anerkannt werden: die Arbeiten der ehrenwerthen Gesellschaft werden dadurch einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht und durch ihre möglichst schnell nach den Statt gefundenen Sitzungen bewerkstelligte Mittheilung werden sie sich sicher noch eine größere Theilnahme erwerben, als sie sich bisher schon zu erfreuen hatten. — Das achte Heft beginnt mit einem Nekrologe des Dr H. Fr. Münnich, Mitgliedes der Gesellschaft, eine schöne Sitte, den Verstorbenen Worte der Liebe und Trauer nachzurufen. In der ersten Sitzung las Dr Schauer eine Abhandlung über die Menstruation. Dieser Proceß setzt sich aus zwei Acten zusammen, aus einem primären oder ursächlichen, wohin die Vorgänge in den Eierstöcken gehören und aus einem secundären oder consecutiven, dem Menstrualflusse selbst. Dr Veit sprach über die Dauer der Schwangerschaft und über die Unzuverlässigkeit jeder Zeitrechnung. Dabei werden zwei Fälle von Spätgeburten mitgetheilt. — In einer andern Sitzung theilte der Präsident, Dr C. Mayer, seine Erfahrungen über das Zwanck'sche Pessarium mit. Er kann sich nur lobend für dasselbe aussprechen, nur muß auch für jeden Fall das passende Instrument gewählt werden, auch versteht sich von selbst, daß bei der Anwendung desselben die pathologische Beschaffenheit der prolabirten Theile genau erforscht, die etwa vorhandene Hyperämie, Schmerzhaftigkeit, chronische Entzündung ꝛc. gehö-

rig berücksichtigt und nöthigenfalls durch eine passende Behandlung beseitigt werden muß, bevor das Instrument in Gebrauch gezogen wird. — Dr Diesterweg erzählte die Geschichte einer Drillingsgeburt. Die Kinder waren wohlgebildet, zwei davon blieben am Leben, eins starb am zweiten Tage. Das erste Kind ward mit der Zange hervorgezogen, das zweite folgte in der Fußlage, und das dritte, welches sich quer stellte, mußte gewendet und dann extrahirt werden. Dr Benda theilt eine beobachtete Selbstwendung auf den Steiß bei vorhergegangener Schulterlage mit. Das anfangs scheintodte Kind erholte sich. — Einen größeren Vortrag über Geschwülste im Douglas'schen Raum hielt Dr Kauffmann. Der Präsident sprach dann über das Clarke'sche Blumenkohlgewächs, Cancroid der Gebärmutter, und theilte einen Fall der Operation mit. Hinsichtlich der Schleimpolypen des Uterus bemerkt Dr Mayer, daß es krankhaft vergrößerte Naboth'sche Eier sind, meist nur kleine erbsengroße, aus dem Muttermunde hervortretende polypöse Wucherungen, welche sich leicht abschneiden und durch Betupfung der Wundfläche mit Höllenstein heilen lassen. — Ueber die Heilbarkeit der tiefgehenden angeborenen Atresien, der Fälle, wo ein Theil der Urethra oder Vagina, oder des Rectums gänzlich fehlte, sprach Dr Roser aus Marburg, Gast der Gesellschaft. Er führte an, daß die Formation neuer Schleimhautkanäle, wie diese bei manchen angeblichen Heilungsfällen solcher Atresien vorausgesetzt wird, mit den bisherigen Ergebnissen physiologischer Experimente und pathol. anatom. Untersuchungen im Widerspruch sei. Nirgends komme die Formation neuer mit Schleimhaut ausgekleideter Kanäle durch Einstechen spitzer Instrumente und Einlagen fremder

Körper zu Stande, vielmehr beobachte man bei allen Experimenten, Verletzungen, Operationen eine unermüdliche Tendenz zur Obliteration und Verschrumpfung solcher Wundkanäle. Ein permanentes Offenbleiben trete nur in dem besonderen Falle ein, wo durch künstliche Nähte oder durch Narbenzusammenziehung eine Verwachsung der inneren Schleimhaut mit der äußeren Haut oder des einen Schleimhautkanals mit einem anderen (wie bei Blasenscheidenfisteln) eingetreten sei. Und doch gäbe es noch jetzt angesehene Autoren, welche den Rath geben, daß man einen fehlenden Theil der Urethra oder Vagina oder des Rectums durch den Trokar oder ähnliche Instrumente künstlich formiren oder gleichsam erbohren soll. Wirft man einen näheren Blick auf erzählte Fälle, so zeigen sich dieselben theils so mangelhaft berichtet, daß man gar nichts damit machen und keine Kritik derselben unternehmen kann, theils sind es evident unwahre Erzählungen, theils endlich sind verschiedene Beobachtungsfehler vorgekommen, aus welchen sich die falsche Ansicht von der Heilbarkeit solcher Atresien herleiten läßt. Dagegen bemerkt Dr Langenbeck, er gebe zu, daß die älteren Beobachtungen über geheilte Atresien und Herstellung längerer Schleimhautkanäle allerdings mit großer Vorsicht aufzunehmen seien, es scheine ihm aber nicht zweifelhaft, daß es auf operativem Wege gelänge, Kanäle von Dauer, Absonderungsflächen mit Epithelien, wenn auch natürlich ohne Drüsen, herzustellen. — Ueber Diphtheritis und Croup hielt Dr Koerte einen ausführlichen Vortrag. Als Ultimum refugium empfiehlt er dringend die Tracheotomie, deren Werth ihm noch lange nicht allgemein genug anerkannt scheint. Er erwähnt die Verdienste Trousseau's um diese Operation, wobei

Refer. nicht umhin kann, darauf aufmerksam zu machen, daß bereits van Swieten in seinen klassischen Commentarien zu Boerhaave's Aphorismen die Operation trefflich beschrieben (Ed. 3. Lugd. Batav. tom. II. 1759. § 813), wie denn überhaupt bei diesem ausgezeichneten Arzte „manches Neue" zu finden ist. Auch sei hier bemerkt, daß unser Baum hier die Operation, sowie früher in Greifswald, mehreremale mit dem besten Erfolge gemacht hat. — In einer andern Sitzung wurden zwei der Gesellschaft eingesendete Krankengeschichten vorgelesen, nämlich ein Kaiserschnitt mit glücklichem Erfolge für Mutter und Kind und eine Extrauterinal-Schwangerschaft außerhalb der Bauchhöhle. Ersteren hatte Dr Genth in Schwalbach bei einer Rhachitica verrichtet, die Extraut.schw. ward von Dr Widerstein, zu Herborn im Nassau'schen, beobachtet. Eine Frau hatte eine Geschwulst in der Weiche, welche schon von ihrer frühesten Jugend an bestanden. Es traten bei ihr Zeichen der Schwangerschaft ein, und dieser Tumor fing an sich zu vergrößern. Es ward hier eine Explorativpunction vorgenommen. Nach Entfernung des Stilets flossen einige Unzen Wasser, sodann arterielles Blut in Menge aus. Die Geschwulst blieb unverändert, hatte nur an Prallheit etwas verloren; den Inhalt konnte man aber nicht durchfühlen, ebensowenig durch Einführen einer Sonde erkennen. Dr W. schnitt daher der Länge nach ein. Unter den äußeren Bedeckungen zeigte sich eine fest gespannte schräge Membran, nach deren Trennung man in eine ziemlich geräumige runde Aushöhlung gelangte. In derselben fühlte der Zeigefinger eine leicht bewegliche Frucht, die ausgezogen einige Augenblicke lebte. Sie war etwa 4—5 Monate alt, und vollkommen wohl gebildet.

Der Kuchen faß ringsum in der Höhle und wurde unter starker Blutung zum größten Theile mit den Fingerspitzen getrennt und weggenommen. Die Kranke genaß. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Geschwulst in der Weiche durch das Ovarium gebildet wird, welches, ähnlich wie die Hoden, 'aus der Bauchhöhle getreten ist und die Tuba mit sich geführt hat. Der Eintritt des hier befruchteten Eies in die Bauchhöhle war irgend wie behindert, vielleicht durch Compression der Bauchmuskeln und so geschah die Entwickelung der Frucht nicht nur außerhalb des Uterus, sondern sogar außerhalb des Cavum abdominis. — In einer andern Sitzung las Dr Hecker einen Vortrag über Syphilis congenita, und theilte beobachtete Fälle mit. — Ueber die Anwendung des Chloroforms in der Geburtshülfe sprach Dr Krieger. Wir erfahren daraus, daß die Zahl der Geburtshelfer in Berlin äußerst gering ist, welche in den Geburtsfällen, zu denen sie gerufen werden, Chloroform anwenden. Der Verf., welchem eine bedeutende Erfahrung zur Seite steht, stimmt in das von Chailly-Honoré gegebene Resumé überein (s. Gött. gel. Anz. 1854. St. 76), daß Aether und Chloroform, mit der weisen Mäßigung angewandt, daß man bei dem Eintritte der Insensibilität inne hält, weder der Mutter noch dem Kinde Gefahr bringen, kein Hinderniß erzeugen, die Zusammenziehungen des Uterus in keiner Weise beeinträchtigen, vielmehr durch Verminderung des Schmerzes die Gebärende während der Geburt in eine ungleich günstigere Lage versetzen, derselben häufig ernste Zufälle ersparen, das Wochenbett mehr von Complicationen frei machen und die Wiederherstellung beschleunigen kann. Der Verf. glaubt aber noch weiter gehen und für die An-

wendung der Anästhetica nur diejenigen Geburtsfälle als ungeeignet bezeichnen zu müssen, welche mit einem erheblichen Herzleiden complicirt sind, und diejenigen, bei denen während der ersten vorsichtig angestellten Einathmungen aus irgend einem nicht vorher erkannten Grunde bedenkliche Erscheinungen eintreten. Die unglücklichen Fälle von Tod durch Chloroformvergiftungen, die bei oder nach chirurgischen Operationen beobachtet sind und den Gegnern eine willkommene Waffe bieten, um gegen den Gebrauch dieses Mittels in der Geburtshülfe zu Felde zu ziehen, sind auf dem Gebiete der letzteren noch nicht wahrgenommen; zum großen Theil wohl deshalb, weil das Anästheticum hier in liegender Stellung eingeathmet wird, weil man kleinere Quantitäten auf einmal verwendet, und weil die Einathmung, wenn nicht gerade eine geburtshülfliche Operation verrichtet wird, häufige Unterbrechungen erleidet. Der Vf. bemerkt, daß er seit dem December 1847 unter 235 Geburten, die er geleitet, überhaupt 96 mit Chloroform behandelt, und zwar hat er in 43 Fällen die Zange angelegt, darunter einmal nach vorgängiger Perforation des Kopfes, einmal bei Eklampsie, 3mal nach gemachter Wendung auf die Füße; in 10 Fällen ward die Wendung gemacht, 5mal die vorgefallene Nabelschnur reponirt, 2mal die adhärirende Nachgeburt mehrere Stunden nach der Geburt entfernt. In 43 Fällen war eine manuelle oder instrumentale Kunsthülfe nicht nöthig. Unter diesen war in 40 Fällen der Geburtsverlauf ein sehr langsamer und die Gebärenden durch die vorhergegangene Anstrengung sehr erschöpft, in 4 weiteren Fällen waren die Wehen krampfhaft, ungewöhnlich schmerzhaft und ohne Wirkung auf die Förderung der Geburt, 2

andere Gebärende waren so unruhig, daß sie die Wehen nicht verarbeiteten, und dadurch den Fortgang der Geburt hinderten, in den 17 übrigen Fällen endlich ward das Chl. theils auf den besonderen Wunsch der Gebärenden, theils wenigstens ohne andere Absicht angewendet, als um den Schmerz zu lindern. Dazu hat nun der Vf. einzelne Fälle mitgetheilt und hauptsächlich solche gewählt, bei welchen irgend ein unerwünschter Umstand eintrat. Wenn man dem Chloroform den Vorwurf gemacht hat, es könne irgend wie störend auf den Verlauf des Wochenbettes einwirken, so hat der Verf. bei allen in der Chloroformbetäubung entbundenen Frauen nur einen sehr günstigen Verlauf des Wochenbettes und keine Krankheit irgend welcher Art beobachtet, während bei den ohne Chloroform Entbundenen einmal ein sehr anhaltender nervöser Kopfschmerz, einmal Pneumonie, einmal Entero-Peritonitis und in einer ganzen Reihe von Fällen Metritis von größerer oder geringerer Heftigkeit, selbst bei ganz normalen Geburten vorgekommen ist. Endlich wird als ein Vorzug des Chloroforms die erschlaffende Wirkung gerühmt, welche dasselbe auf das Mittelfleisch ausübt, eine Wirkung, wodurch Dammrisse fast ganz verhütet werden sollen. Der Verf. hat eine solche erschlaffende Wirkung ebenfalls wahrgenommen und glaubt derselben die Erhaltung einer großen Anzahl von Dämmen verdankt zu haben. — Ein Fibroid in der vorderen Uteruswand legte Dr C. Mayer der Gesellschaft vor. Die Kranken- und Sectionsgeschichte einer an skirrhöser Entartung der Gebärmutter verstorbenen Frau trug Dr Koerte vor. Eine Entartung der Nieren und dadurch erschwerte Extraction des Kindes theilte Dr Diesterweg mit. — Dr Gedike

las Andeutungen über einzelne Geistesstörungen und zugleich deren Verschiedenheit, je nachdem dieselben beim männl. oder weibl. Geschlechte zur Erscheinung gelangen. Daran knüpfte Dr Leubuscher einige Bemerkungen über Nymphomanie. — Dr Wegscheider sprach über einen Fall von Beckengeschwulst als Gebärhinderniß, welchen er beobachtet hatte, und las später einen Aufsatz über das Verhältniß der Bright'schen Krankheit zur Eklampsie der Gebärenden. Er ging dabei auf die neuesten Untersuchungen über diesen Gegenstand, namentlich auf die Arbeiten von Frerichs, Litzmann und Braun ein und bemühte sich das Unhaltbare der chemischen Theorie von der urämischen Intoxication und der Umwandelung des Harnstoffs in kohlensaures Ammoniak, worauf man die Puerperalconvulsionen zurückführen wollte, nachzuweisen. Hinsichtlich der Therapie betrachtet er trotz der modernen Lehre, welche den Aderlaß verwirft, denselben als das Hauptmittel. Eisumschläge auf den Kopf zur Mäßigung der Congestionen zum Gehirn sind allerdings sehr wirksam, aber keineswegs ausreichend, ebensowenig die von Litzmann empfohlenen örtlichen Blutentleerungen durch Blutegel an die Stirngegend oder hinter die Ohren. — Dr Credé lenkte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf die gegenwärtig von einer Commission behandelte Frage über die wirksame Beschränkung des Contagiums des Puerperalfiebers in der Charité. Alle Maßregeln, das Contagium zu vertilgen, zeigten sich fruchtlos: die Commission erwog daher, ob es nicht zweckmäßig sei, die Entbindungsanstalt ganz aus dem Gebäude der Charité zu verlegen, und auch die neue Anstalt so einzurichten, daß sie zeitweise ganz frei gelassen werden könnte. Ein diese Neugestal-

tung bezweckender Antrag an das Ministerium ist von der Commission beschlossen worden. Dr v. Meckel war der Meinung, daß Isolirung der Schwerkranken das einzige Aushülfsmittel sei; er führte an, daß in den Spitälern zu Cairo dadurch, daß jeder Typhuskranke in ein besonderes Zimmer verlegt würde, im Ganzen vortreffliche Erfolge erzielt würden und Pyämie gar nicht vorkäme. Dr Hecker verzichtete auf jede wirksame Vernichtung der Contagien in den Spitälern und war der Ansicht, daß man aus diesem Grunde mit der Zeit dahin gelangen würde, sämmtliche Krankenhäuser und Entbindungsanstalten aufzuheben (!?). Noch gab Dr von Meckel eine Reihe von interessanten Mittheilungen über seinen den Winter hindurch Statt gehabten Aufenthalt in Cairo. Er zeigte zunächst Abbildungen, um den landschaftlichen Charakter zu veranschaulichen, Abbildungen von einzelnen hervorragenden Gebäuden, Pläne und Karten der Stadt und Umgegend und Bilder der verschiedenen Trachten und Körperbildungen. Er schilderte die Stellung der Weiber in den höheren und niederen Ständen und die Einrichtung und Wirthschaft in den Harems. Die Kinder, erzählt er unter andern, werden in Aegypten sehr lange gesäugt, oft bis ins zweite und dritte Jahr und immer nur im Sommer entwöhnt, Scrophulosis und Rhachitis ist deshalb sehr häufig, verliert sich aber meistens nach dem vierten oder fünften Jahre. Zu einer Kenntniß der Frauenkrankheiten in Aegypten zu gelangen, ist schwer. Der europ. Arzt wird wenig gesucht, die Weiber halten sich bei Krankheiten an ihren alten Aberglauben, vertrauen Koransprüchen, merkwürdiger Weise auch christlichen Reliquien, z. B. Stücken vom Kreuz Christi und lassen höchstens

einen Aderlaß zu; innerliche Arzneien sind ohne Ansehen. Wird ja einmal ein Arzt zu einer Kranken citirt, so geschieht dies nur unter großen Vorsichtsmaßregeln und es wird ihnen nur gestattet, der übrigens verhüllten Kranken den Puls zu fühlen, andere Arzneien als wohlschmeckende Syrupe werden verachtet, ein Aderlaß gut honorirt. Unter Mehemet Ali und Clot Bey ist ein Spital für Frauen eingerichtet, was hauptsächlich nur von Sclavinnen belegt wird, chronische Hautkrankheiten kommen dort sehr häufig vor. In diesem Spitale ist auch eine Unterrichtsanstalt für Hebammen unter Leitung eines französ. Arztes; Sectionen werden nur an Männerleichen gestattet. Anders gestaltet sich natürlich die Praxis bei den Europäern, auch benehmen sich die Jüdinnen gegen den Arzt sehr vernünftig; während bei den koptischen Christen dem Arzte der Zutritt zu den Frauen nur im Beisein der Männer gestattet ist. — Mit einem Vortrag von Dr Biesel über Aphthen und Soor schließt dieses Heft. Wir wünschen der Gesellschaft, indem wir diese Anzeige schließen, auch ferneres Wohl und Gedeihen: sie kann auf ein zwölfjähriges segensreiches Wirken zurückschauen (am 13ten Februar feierte sie ihr diesjähriges Stiftungsfest), acht Hefte ihrer Verhandlungen geben uns Kunde von dem echt wissenschaftlichen Geiste, welcher die ehrenwerthe Societät beseelt; die wichtigsten Fragen aus dem Gebiete der Geburtshülfe und Gynäkologie haben ihre Erörterung gefunden, und zwar von Männern, welchen die reichste Erfahrung, wie sie eine große Hauptstadt nur bieten kann, zur Seite steht; mögen sie fortfahren in ihrem Wirken und Forschen und des Dankes der Wissenschaft gewärtig sein.

v. S.

Digitized by Google

London

Walton and Maberly 1855. Chloroform; its properties and safety in Childbirth. By Edward William Murphy, M. D. Professor of Midwifery, University College London. VIII u. 72 S. in Octav.

Der Verfasser in der Geburtshülfe durch seine »Lectures on Midwifery« besonders bekannt, hat sich im vorliegenden Schriftchen die Aufgabe gestellt, denjenigen, die in der Anwendung der geburtshülflichen Narkose unerfahren sind, aber dieselbe zu benutzen wünschen, einen Leitfaden zu geben, nach dem sie verfahren können. Er geht deshalb durchaus nicht auf Controversen ein, es ist nur seine Absicht, die ganze Sache so darzustellen, wie sie ihm erschienen ist; und da er einer der Ersten war, die nach der Einführung des Chloroforms in die geburtshülfliche Praxis durch Simpson den Muth hatten, diesem Beispiele zu folgen, da er überall von den Resultaten der Anästhesie sich befriedigt gefühlt und sich schon früher an verschiedenen Stellen (zuletzt im Monthly Journal of Med. Science 1849 und in s. Lehrbuche der Geburtshülfe 1852) nur lobend und empfehlend über dieselbe ausgesprochen, so geschieht dies auch in dieser Monographie, Neues ist aus eben dem Grunde nicht in ihr zu finden. Der Verf. hat nur seine Ansichten und die der mit ihm Gleichdenkenden zusammengestellt, die Haupteinwürfe der Gegner widerlegt und passende Anleitung für die Praxis gegeben.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

39. Stück.

Den 8. März 1856.

London

Schluß der Anzeige: »Chloroform; its properties and safety in Childbirth. By Edward William Murphy.«

Abgesehen von einigen Ungenauigkeiten, die sich hin und wieder vorfinden, hat er seinen Zweck, die mancherlei über die Chloroformfrage verbreiteten Irrthümer zu beseitigen, den Ungeübten vor Vorurtheilen zu hüten und ihm als Rathgeber in der Praxis mit seinem Buche zur Seite zu stehen, auch erreicht.

Im 1. Kapitel wird ein Ueberblick über die Geschichte der geburtshülflichen Anästhesie geboten. In kurzen und treffenden Zügen schildert Murphy die Schwierigkeiten, mit denen sie bei ihrer Einführung in England zu kämpfen hatte; wie man alle üblen Zufälle der Geburt und des Wochenbettes dem Chloroform zuschrieb, die Thatsachen absichtlich verdrehte, selbst die Hülfe der Kirche gegen die Neuerung in Anspruch nahm, wie aber das Publicum trotz dessen

den einfachen Thatsachen folgte, die es von den Vortheilen der Methode überzeugten, wie dann auch die Aerzte ihre fast allgemeine Opposition aufgaben, bis man dahin kam, das Mittel als eine große Wohlthat für die kreissenden Frauen zu betrachten.

Im 2. Kapitel werden zunächst die Eigenschaften des Chloroforms besprochen; daß nach Verf. dasselbe seine anästhesirende Wirkung hauptsächlich dem Kohlenstoff verdanke, ist nur eine Hypothese (Refer.). Er glaubt diese so erklären zu können, daß das durch die Inhalationen schnell ins Blut aufgenommene Chloroform vermöge seiner großen Affinität zum Sauerstoff die Bildung von Kohlensäure verhindere, Kohlenstoff deshalb nicht in hinreichendem Maßstabe aus den Lungen entfernt werde, wodurch Narkose entstehe. Als Unterstützung dieser Ansicht führt er die Thatsache an, daß nach Snow während der Aether- oder Chloroformnarkose die Kohlensäureausscheidung aus der Lunge vermindert sei, daß letzterer Umstand immer Anästhesie bedinge und diese bei Trunkenheit, beim Erfrierungstode auch nur auf diesem Wege zu Stande komme (Prout). Der Beweis aber, daß die Ausscheidung von Kohlensäure während der Narkose vermindert sei, ist noch nicht gegeben; und wie will Verf. auch die schnelle Wirkung des Chloroforms, die in manchen Fällen schon nach einigen Secunden eintritt, auf diese Art erklären? (Ref.). Sehr gut dagegen ist die graduelle Wirkung des Chl. geschildert; zuerst wird Bewußtsein und Wille aufgehoben, dann die reflectorische Thätigkeit und zuletzt das System des Sympathicus afficirt. Hieraus erklärt es sich denn, wie schon früh von Tyler Smith an Thieren durchs Experiment nachgewiesen ist, daß der Uterus eins von

den Organen ist, die zuletzt in ihrer Thätigkeit beeinträchtigt werden. — Den Chloroformtod erklärt Verf. aus directer Lähmung des Herzens, indem er annimmt, daß wenn eine zu große Quantität des Agens durch das Blut zum Herzen geführt ist, dasselbe gelähmt wird, weshalb auch schon im Beginne der Narkose bei zu sehr concentrirten Inhalationen dies unglückliche Ereigniß eintreten könne. Kann man die Möglichkeit dieser Todesart auch nicht leugnen, so lehrt doch die Beobachtung an Thieren und bei Operationen, daß wenn der Tod eintreten würde, dies allmälig durch Behinderung und zuletzt Aufhebung der Respiration, also nicht durch Synkope, sondern durch Asphyxie geschieht (Ref.). Vollständig beistimmen jedoch muß Ref. dem Verf., wenn er sich gegen die Meinung entschieden verwahrt, welche auch Todesfälle, die oft Stunden, ja Tage lang nach dem Chloroformgebrauche eintreten, letzterem zuschreibt; das Chloroform verschwindet so schnell wieder aus dem Körper, daß eine so späte nachtheilige Wirkung nicht möglich ist.

Das 3. Kapitel ist der Schilderung des Nutzens des Chl. in der geburtshülflichen Praxis gewidmet. Verf. unterscheidet 3 Stadien der geburtshülflichen Wirkung: Das erste (das für natürliche Geburten ausreichend ist), in dem die Wehenschmerzen aufgehoben oder gemindert sind, das Bewußtsein etwas getrübt, in den Wehenpausen aber immer klar vorhanden ist; das 2., in welchem Bewußtsein und Wille erloschen, die Patienten aber in einem Zustande von Excitation sich befinden, und das 3., in dem vollständiger Sopor vorhanden ist, wie er zu geburtsh. Zwecken fast nie nöthig ist. Gegen das erste Stadium hat Refer. nichts einzuwenden, es kann

Digitized by Google

bei jeder natürlichen, unter Chloroform verlaufenden Geburt beobachtet werden; er glaubt aber, daß Verf. besser gethan haben würde, das 2. Stadium nicht als ein besonderes hinzustellen, da es nicht constant ist und wenn vorhanden, schnell vorübergeht. Passender wäre es gewesen, die 3 Stadien so einzugrenzen, daß das 1. den geringsten Grad der Wirkung, in dem nur die Sensibilität verringert und das Bewußtsein getrübt ist; das 2. den Grad, in welchem die Reflexaction beeinträchtigt wird, und das 3. den Grad umfaßt, in dem Chloroform letztere ganz aufgehoben hat und anfängt, seine Wirkung auch auf das sympathische System geltend zu machen und somit die Gefahr des Todeseintrittes sehr nahe gerückt ist. Bis zu diesem letzten Stadium darf es natürlich nie kommen (Ref.).

Verf. erklärt sich weiter für den Gebrauch eines Inhalers.— Von den vielen behaupteten Vortheilen kann Ref. nur dem einen beistimmen, daß man mit einem solchen Apparate Chl. spart, sonst sind dieselben lästig und unreinlich, vor Allem aber überflüssig. Verf. empfiehlt den von ihm angegebnen, der dem Ferguson'schen fast gleich ist. Die Vorschriften, die er über die anzuwendende Quantität des Agens, die Zeit der Einleitung der Anästhesie, das Verhalten in den Wehenpausen über die nothwendige reine Beschaffenheit des Chl. gibt, sind beherzigenswerth. — Er bespricht dann ferner den Einwurf der zu befürchtenden Aufhebung der Uterusthätigkeit, den er treffend zurückweis't und zeigt, wie große Rücksicht man einer passenden Methode der Anwendung, besonders aber in solchen Ereignissen dem Einfluß der Gemüthsbewegungen auf die Wehen, und der verschiedenen Empfänglichkeit der einzelnen Indi-

viduen zu tragen haben, weshalb man immer mit einer sehr kleinen Dosis beginnen müsse.

Im 4. und letzten Kapitel werden die Vortheile, die möglichen Nachtheile der geburtshülflichen Narkose, und die dem Chl. gemachten Einwürfe besprochen. Verf. hebt als Hauptvortheil in natürlichen Geburten die Beseitigung der Schmerzen und demzufolge schnellere Erholung im Wochenbette hervor, außerdem aber auch schnellere Eröffnung der weichen Geburtswege, erwähnt dagegen der bei abnormen Fällen zu erlangenden gar nicht. Treffend ist die Bemerkung, daß man noch immer bei der Chloroformanwendung nur den Sopor im Auge habe und gar nicht bedenke, daß eine Aufhebung der Sensibilität ohne die vollständige des Bewußtseins und des Willens möglich ist.

Die große Masse von Einwürfen, die man der geburtsh. Anästhesie gemacht, und die fast so zahlreich wie die Gegner selbst sind, beruhen meist auf falschen Thatsachen oder auf Vorurtheil. Deshalb widmet Verf. hauptsächlich auch nur dem wichtigsten und am meisten hervorgehobenen derselben, der Gefahr eines plötzlichen Todesfalles, seine Betrachtungen. **Bis jetzt jedoch hat sich in der geburtshülflichen Praxis noch kein Todesfall durch den Chloroformgebrauch, wenn auch nach ihm, ereignet, der Chloroformtod gehört noch der chirurgischen Praxis an, ist aber auch hier sehr selten; auch ist ja fast kein Arzneimittel von der Möglichkeit einer solchen gefährlichen Wirkung frei. Die Möglichkeit der Gefahr, die bis jetzt aber noch nie eingetreten ist und sich bei einer passenden Methode auch vermeiden läßt, kann demnach die Anwendung eines so viel Segen bringenden Agens nicht verbieten!**

Digitized by Google

Die Regeln für die Anwendung des Chl., die Verf. am Schlusse gibt, sind praktisch und ausreichend. — Aus den vorhergehenden Zeilen ergibt sich, daß Verf. bei Abfassung seiner Schrift nur die Anästhesie bei natürlichen Geburten im Auge gehabt hat; werthvoller und belehrender wäre dieselbe, hätte er auch über die Anwendung des Chl. in abnormen Fällen seine Erfahrungen veröffentlicht. Jedoch bedarf es zur allgemeinen Einführung desselben in letztern Fällen nicht mehr vieler Worte, die Fachmänner sind so ziemlich einig hierüber. Anders ist es mit der Anästhesie in natürlichen Geburten; noch immer ist der größte Theil unserer Landsleute derselben direct feind, meist indeß nur aus Vorurtheil. Wollten sie sich nur von diesem losmachen und einen Versuch wagen, sie würden sich nicht bloß von der Sicherheit der Methode, sondern auch von den großen Vortheilen derselben überzeugen und den Frauen nicht ein Mittel vorenthalten, das sie den Stunden der Angst mit Ruhe entgegensehen macht. Dr. Spiegelberg.

Haag

Bei Gebrüder van Langenhuysen 1854. 55. **Répertoire de Cartes, publié par l'Institut royal des ingénieurs Néerlandais. Livraison 1. 2. 3. VIII u. 142 S. in gr. Octav.**

Die vorliegenden Hefte bringen uns den Anfang eines Unternehmens, welches mit Freuden von jedem Freunde der geographischen Wissenschaft begrüßt werden wird, indem der Mangel eines Katalogs der geographischen Charten auch nur von der Art, wie wir deren für Bücher so viele und so sorgfältig zusammengestellte haben, gewiß

schon von Jedem, der nur einmal in der Lage gewesen ist, über ein bestimmtes Land nach den vorhandenen Charten nachzuforschen, schmerzlich empfunden ist. Das hier anzuzeigende Unternehmen bezweckt aber nicht allein einen Charten-Katalog in der Art der gewöhnlichen Bibliographien, sondern ein beschreibendes Repertorium und dies ist, abgesehen von dem wissenschaftlichen Werth solcher Beschreibungen schon deshalb um so wichtiger, weil bei Charten eine Herbeischaffung durch den Buchhandel zur vorläufigen Ansicht viel schwieriger ist als bei Büchern. Verschiedene Versuche zwar sind in neuerer Zeit gemacht worden, diese Lücke auszufüllen, leider wurden sie aber bald wieder aufgegeben oder wenigstens nicht eifrig genug fortgesetzt. Das bedeutendste Unternehmen dieser Art war die von dem preußischen Obersten und Dirigenten des trigonom. Bureaus, von Oesfeld zu Berlin im J. 1840 angefangene Herausgabe des „Kartenfreundes", der leider aber von Seiten des Publicums wenig Unterstützung fand und nach dem Erscheinen des 2ten Heftes i. J. 1844 mit dem Tode des Begründers ganz einging. In neuerer Zeit hat der Königl. Preußische General-Stab ein ähnliches, wenn gleich in seinen Zwecken von dem Oesfeld'schen Kartenfreunde etwas abweichendes Unternehmen begonnen durch Herausgabe einer „Beurtheilenden Uebersicht derjenigen durch den Druck vervielfältigten Karten-Situations- und Festungspläne von Europa, welche für deutsche Militairs vom praktischen Interesse sind" (Erster Theil: Central-Europa 1849, Quart, lithographirt) — und wenn gleich diese Sammlung zunächst nur den Nutzen der Militairs im Auge hat, so ist es doch auch im Interesse der geographischen Wissenschaft sehr

Digitized by Google

zu beklagen, daß sie seitdem nicht fortgesetzt werden, da sie doch auch alle geographisch wichtigen Charten berücksichtigte und in ihren kurzen Beschreibungen derselben ein gediegenes Urtheil zu erkennen gab. Wahrscheinlich steht für eine größere Verbreitung und Anerkennung auch dieser Uebersicht, wie dem Oesfeld'schen Kartenfreunde, der Gebrauch der deutschen Sprache und der deutschen Schrift im Wege, da sie dadurch der Benutzung durch Fremde fast ganz unzugänglich wird und in Deutschland selbst für genauere Chartenkunde wenig Sinn ist. Daß unter diesen Umständen das Königl. niederländische Ingenieur-Institut sich zur Herausgabe des Repertoriums entschloß, von dem hier die drei ersten Lieferungen vorliegen, muß um so mehr mit aufrichtigem Dank nicht allein von allen Geographen, sondern auch von den Historikern und den Militairs anerkannt werden, als gegenwärtig nur Institute dieser Art im Stande sein möchten, eine so schwierige und gewiß große Opfer erfordernde Arbeit mit Aussicht auf Erfolg anzufangen, und als nach dem Vorliegenden das Institut im Ganzen die Aufgabe wohl erkannt zu haben scheint. „Das Institut", heißt es in dem Vorworte, „hat sich an das Werk begeben, ohne sich irgend über die Schwierigkeiten, welche ein solches Unternehmen darbietet, zu täuschen, und mit dem festen Vorsatze alle seine Kräfte und alle seine pecuniären Mittel daran zu wenden. Da der Erfolg dieser Arbeit allein durch das Zusammenwirken aller derjenigen möglich ist, die Charten-Sammlungen besitzen oder darüber verfügen können, so hat das Institut sich an diese wegen der nothwendigen Nachweisungen gewendet. Eine unter den Mitgliedern des Instituts gewählte Commission hat gedruckte, eine

Reihe von Fragen enthaltende Listen an mehrere seiner Correspondenten und an Vorsteher geographischer Institute mit der Einladung geschickt, in dieselben die detaillirtesten Antworten einzutragen. Dank den Bemühungen der Directionen der topographischen Bureaus zu Wien und Stuttgart, des Directors des Spectateur militaire de Paris, des Gouverneurs der Militair-Akademie zu Breda, des Herrn Ph. van der Maelen, Gründers des geographischen Instituts zu Brüssel, des Herrn Ingenieurs Conrad zu Arnheim und einiger Andern, sind mehr als 1500 Antworten während der letzten zwei Jahre eingelaufen. Dennoch ist man in Betracht der ungeheuren Menge von Charten, welche publicirt sind und welche täglich erscheinen, noch weit davon entfernt, ein wirklich vollständiges Ganze der allgemeinen Chartographie vorlegen zu können. Um jedoch dies Werk nicht noch länger aufzuschieben, hat das Institut einen Plan entworfen, der es ihm erlaubt, die Ausführung schon jetzt zu beginnen, und darnach werden die Charten in folgender (französisch-alphabetischer) Ordnung erscheinen:

A. Atlanten und Weltcharten.
B. Europa; Generalcharten und Charten einzelner Theile.
C. Deutschland oder die deutschen Bundesstaaten (ohne Preußen und Oesterreich).
   1. Generalcharten.
   2. Charten der einzelnen Bundesstaaten.
D. Oesterreichische Monarchie.
   1. Generalcharten.
   2. Charten der einzelnen Kronländer.
E. Königreich Belgien.
F. Vereinigtes Königr. von Gr. Britannien und Irland.

G. Königreiche Spanien und Portugal.
H. Französisches Kaiserreich.
I. Italien.
1. Generalcharten.
2. Charten der verschiedenen Staaten.
K. Türkisches Reich mit den Donau-Fürstenthümern, dem Königr. Griechenland und der Republik der Jonischen Inseln.
L. Königr. der Niederlande mit dem Großherzogthum Luxemburg.
M. Königr. Preußen.
N. Russisches Reich mit Polen.
O. Skandinavien (Schweden, Norwegen, Dänemark [mit Holstein, wie Luxemburg mit den Niederlanden?]).
P. Schweizer Bund.
Q. Asien, General-Charten und Charten einzelner Theile mit den Charten der europäischen Colonien in Asien.
R. Afrika desgleichen.
S. Amerika desgleichen.
T. Australien desgleichen.

„Die Publication beginnt nun mit der Section D; Oesterreichische Monarchie, welche die vollständigste (bis jetzt?) ist. Die übrigen Sectionen sollen folgen, sobald das Material vereinigt ist. Die Sectionen werden jede besonders paginirt, um sie leicht sammeln und ihnen die Supplemente so wie sie erscheinen hinzufügen zu können."

„Diese erste Publication wird, wie das Institut hofft, alle, welche ein Herz für den Fortschritt der geographischen Kenntnisse haben, veranlassen, der Direction ihre Nachweisungen mitzutheilen und auf diese Weise ein Werk zu unterstützen, dessen Gemeinnützigkeit nicht in Frage gestellt werden kann."

„Die Mehrzahl der in diesem Repertorium aufgeführten Charten sind von einem Datum nach d. J. 1800, diejenigen von älterem Datum sind aus dem Handel verschwunden, einige von ihnen sind wieder abgedruckt, andere durch bessere und genauere ersetzt. Diese alten Charten sollen nur in dem seltenen Falle berücksichtigt werden, wenn ihr Werth als historisches Document ihre specielle Erwähnung rechtfertigt. — Als allgemeine Regel sollen Special-Charten von einem kleineren Maßstabe als dem von 1:500,000 nicht mit aufgeführt werden, die General-Charten von einzelnen Staaten in einem kleineren Maßstabe als dem von 1:1,500,000, welche zum großen Theil in den Atlanten der allgem. Geographie enthalten sind, werden nicht erwähnt, außer, wenn ihr historischer Charakter oder irgend ein anderer wichtiger Umstand eine Ausnahme fordert. — Zur Reduction in Metres und Francs hat man sich der vergleichenden Tabellen der Münzen, Maaße und Gewichte in Adrian Balbi's Abregé de Géographie bedient, welchem Schriftsteller man auch in der Orthographie der Eigennamen gefolgt ist."

Da wir uns eines Urtheils über die Ausführung dieses Unternehmens enthalten wollen, bis von demselben mehr vorliegt, so erlauben wir uns hier nur einige Bemerkungen zu dem hier mitgetheilten Programme hinzuzufügen. Wenn daraus, daß von topographischen Bureaus, die das Unternehmen durch Mittheilungen unterstützt haben, nur das von Wien und Stuttgart genannt werden, zu folgern ist, daß das Institut mit anderen topographischen Bureaus noch in keine directe Verbindung getreten ist, so stände allerdings ein gedeihlicher Fortschritt des Unternehmens noch sehr in Frage. Doch können wir kaum glauben, daß

Bemühungen des Instituts um Unterstützung seines wichtigen Unternehmens an allen andern Stellen ohne Erfolg geblieben sein sollten. Wir denken dabei vorzüglich an Berlin, von wo bis jetzt die einzigen wichtigen Arbeiten dieser Art ausgegangen sind, und wo auch die werthvollsten Privat-Charten-Sammlungen (wie z. B. die des verstorbenen Generals v. Scharnhorst) sich befinden, ferner an das Perthes'sche Institut zu Gotha und endlich an die geographischen Gesellschaften zu Paris, London, Berlin und St. Petersburg, deren Beihülfe für das in Rede stehende Unternehmen gewiß von Wichtigkeit und auch wohl leicht zu erreichen sein würde.

Sodann haben wir ein Bedenken in Betreff eines Punktes des Plans, wonach Charten von älterem Datum als 1800 nur ausnahmsweise, d. h. „in dem sehr seltenen Falle, daß ihr Werth als historisches Document dazu berechtigt", speciell erwähnt werden sollen. Sollte dieser Grundsatz durchgeführt werden, so würde zum großen wissenschaftlichen Nachtheile des Repertoriums eine nicht unbedeutende Zahl älterer Charten unerwähnt bleiben, die nicht sowohl einen historischen als recht eigentlich einen geographischen Werth haben. Wir machen hier nur aufmerksam auf die älteren Charten der ehemaligen portugiesischen und spanischen Colonien in Amerika. Für große Theile der Neuen Welt sind diese älteren Charten, wie z. B. die spanische von D. Juan de la Cruz Cano y Olmedilla (Madrid 1775, copirt 1799), auch noch jetzt die einzigen, die sich auf zuverlässige Beobachtungen gründen und einen wirklichen Werth haben, während die neuen Charten dieser Länder nur so weit zuverlässig zu sein pflegen, als sie jene älteren copirten. Daß diese älteren Charten

aus dem Handel verschwunden sind, kann unmöglich Grund sein, sie nicht zu erwähnen, da das beabsichtigte Repertorium doch mehr sein will, als ein bloßer Katalog der im Handel befindlichen Charten. Nach unserer Meinung müßte es recht eigentlich ein Hauptzweck dieses Repertoriums sein, auf solche ältere Charten, die noch nicht durch neue bessere Originalcharten ersetzt sind, und die sich nur noch in einzelnen Chartensammlungen und Bibliotheken befinden, aufmerksam zu machen und durch Angabe dieser Fundorte solche Schätze für die Wissenschaft gewissermaßen wieder neu zu entdecken.

Auch gegen die Annahme der bezeichneten Tabellen von Balbi als Norm für die Reduction der Maaße, ließe sich Mancherlei einwenden, doch wollen wir nicht leugnen, daß hiebei Rücksichten auf Erleichterung und Vereinfachung der Operationen bei einer so großen Arbeit auch ihr gutes Recht haben, wie wir denn überhaupt dem Institut für sein Unternehmen zum aufrichtigsten Dank verpflichtet sein und ihm für einen glücklichen Fortschritt die herzlichsten Wünsche aussprechen müssen.

Wir fügen noch eine kurze Angabe des Inhalts der vorliegenden Hefte bei, welche die österreichische Monarchie umfassen, aber noch keinen besonderen Titel noch Register haben. 1) General-Charten N. 1—21 (darunter auch ethnographische, linguistische und geologische Charten zum Theil in sehr kleinem Maßstabe, sowie hydrographische einzelner Flüsse). 2) Charten der einzelnen Kronländer: Erzherzogthum Oesterreich N. 22—56, (darunter auch hydrographische, geologische, verhältnißmäßig viele Eisenbahn-Charten und Städtepläne); Böhmen 57—91; Mähren und Schlesien 92—114; Tyrol 115—128; Steier-

mark 129—144; Illyrien 145—166; Lombardisch-Venetianisches Königreich; 167—258 (darunter auch See- und Hafen-Charten); Dalmatien 259—268; Militair-Grenze (Kroatien, Slavonien und das Banat) 269—281; Siebenbürgen (282—290), Ungarn 291—323 (zum Theil mit Einschluß der Länder der drei vorhergehenden Abtheilungen), Galizien 324—347. —. Die Ausstattung des Werks ist sehr gut. Wappäus.

Lemgo und Detmold

Meyersche Hofbuchhandlung 1856. Beiträge zur Geschichte des Fürstenthums Lippe, aus archivalischen Quellen von A. Falkmann. Zweites Heft. XIII u. 224 S. in Octav.

Bei der Anzeige des vor neun Jahren erschienenen ersten Heftes des vorliegenden Werkes *) konnte Refer. sich nicht enthalten, die Hoffnung auszusprechen, daß der Verfasser seine Thätigkeit demnächst einer zusammenhängenden Geschichte des Fürstenthums Lippe zuwenden werde. In den Vorbemerkungen des vorliegenden Heftes wird diese Aufgabe als eine zur Zeit unlösbare bezeichnet, weil, wenn auch das fürstliche Haus- und Landesarchiv einen höchst beträchtlichen Vorrath von Urkunden und Acten aufzeige, der Mangel an Geschichtsquellen von „rein historischer Tendenz" allzu empfindlich sei und eine durch Vorarbeiten gebildete Grundlage gänzlich vermißt werde.

Ref. kann diese Gründe nicht als ausreichend gelten lassen, so bereitwillig er auch einräumt, daß sich aus ihnen der ganze Umfang der Schwierigkeiten ergibt, die einer fortlaufenden geschichtlichen

*) Jahrgang 1847 dieser Blätter, Stück 57.

Darstellung entgegenstehen. Die Aufgabe, eine historische Untersuchung auf weitschichtigen Actenfascikeln und zahlreichen, in keinem inneren Zusammenhang mit einander stehenden Urkunden zu stützen, ist eine ebenso mühsame als zeitraubende, lohnt aber von der andern Seite durch die Ergebnisse unumstößlicher Thatsachen und gewährt damit den ausreichenden Stoff für einen Entwurf, zu dessen weiterer Ausführung ein von allen Seiten sich herandrängendes Material mit geringeren Schwierigkeiten verwendet werden kann. Hier darf die Furcht, in Mikrologie zu verfallen, nicht zurückschrecken. Je specieller die einzelnen Erscheinungen verfolgt, je sorgfältiger der Charakter derselben bezeichnet, ihre Verwandtschaft und ihr Zusammenwirken der Erörterung unterzogen werden, um so anschaulicher und belohnender wird die Darstellung in ihrer Totalität dem Leser entgegentreten. Die unentbehrlichen Erfordernisse zu einer Arbeit der Art, Treue im Sammelfleiß, zweckmäßige Verwerthung des Gefundenen, eine glückliche Gabe der Combination, um das Vereinzelte durch Anreihung der ihm gebührenden Stelle zur Geltung zu bringen und dadurch nach und nach die unheilbar scheinenden Lücken auszufüllen — es hat der Verf. in seinen Mittheilungen hinlänglich erhärtet, daß er über sie zu verfügen vermag, und seine eigenen Vorarbeiten verheißen ihm für einige der wichtigsten Abschnitte bequeme Haltpunkte, um welche sich die Landesgeschichte gruppiren kann.

Das vorliegende zweite Heft gibt uns zunächst eine Reihenfolge von Monographien über lippische Burgen, deren Fortsetzung in Aussicht gestellt wird. So über die Burg zu Lippe, über Lipperode und Holzminden. Hinsichtlich der vor=

letzten kann Ref. den Wunsch nicht zurückdrängen, daß der Verf., wenn überhaupt die ihm vorliegenden Urkunden in dieser Beziehung Aufschluß gewähren, die Erwerbung von dortigen Burgmannschaften abseiten solcher Adelsgeschlechter, deren Stammsitze in dem Lande zwischen Weser und Elbe lagen, verfolgt haben möchte. Holzminden anbelangend, welches sich geraume Zeit im Mitbesitze der edlen Herrn von der Lippe befand, so scheint es dem Verf. nicht gelungen zu sein, über einige dunkle Punkte in dem ihm zu Gebote stehenden Archive Aufschluß gefunden zu haben und er stützt sich deshalb im Wesentlichen auf den bekannten Mittheilungen von Spilckers. — Hieran knüpfen sich fünf auf die Zeit von der Mitte des funfzehnten bis zum Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts vertheilte Abhandlungen, welche die landgräflich hessische und kaiserliche Lehensherrschaft zum Gegenstande haben und für die Geschichte des hessischen und braunschweigischen Fürstenhauses, sowie der Bischöfe von Paderborn, manche interessante Aufschlüsse enthalten. Bei der Gründlichkeit, mit welcher diese Untersuchungen geführt sind, möchte man die einmal (S. 91) geschehene Anführung Vehse's, als eines Gewährsmannes, gern für einen die Ansprüche an Kritik beleidigenden Druckfehler gelten lassen. — Hierauf folgt eine Geschichte aus der Zeit der Kipper und Wipper." Den Beschluß geben „Städtebilder": ein geistliches Pasquill, Lemgoer Sitten, der Lachsfang zu Horn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 10. März 1856.

Leipzig

apud G. Engelmannum 1855. Operationum in arte obstetricia examinatio critica et historica auctore Hugone Pernice, med. et chir. Dr. in acad. Frideric. Halensi privatim docente. Pars prima. 53 S. in Octav.

Wenn wir die medicinischen Schriften unserer Zeit mit kritischem Auge betrachten, vorausgesetzt, daß wir selbst mit der Geschichte unserer Wissenschaft genau vertraut sind, so finden wir gar Manches den älteren Aerzten längst bekannt, was jetzt für eine neue Entdeckung ausgegeben wird. Ein Gleiches findet in der Geburtshülfe Statt: manche sogenannte neue Lehre oder Operationsmethode gehört der längst dahin geschwundenen Vergangenheit an, Prioritätsstreite werden von Jenseits her nicht mehr erhoben, und die Jünger staunen während ihrer Lehrjahre die Meister, welche ihnen die neue Wissenschaft predigen, mit der größten Bewunderung an, bis sie in gereifteren Jahren, wenn sie sich selbst eigenen Forschungen

hingeben und der Wissensdurst sie nach anderen Quellen, als den bisher gebrauchten neuesten Compendien zuführt, einsehen lernen, daß doch so Manches schon früher dagewesen und der Ursprung dieser oder jener Lehre in viel älterer Zeit zu suchen, als ihnen vorgespiegelt wurde. Ist es nun böser Wille, ist es Unwissenheit aus Geringschätzung historischer Studien hervorgegangen, was Jene frühere Verdienste verschweigen heißt, Eins ist fast so schlimm wie das Andere und verdient seine volle Rüge. Der Verf. vorstehender Abhandlung hat sich nun der Mühe unterzogen in einem Theile der praktischen Geburtshülfe eine solche Rechtfertigung der älteren Zeit zu führen und darzuthun, daß auch noch über Boër hinaus treffliche Geburtshelfer gelebt, von denen gar manche Lehren, die jetzt als neu erfunden ausgegeben werden, zuerst aufgestellt wurden. Er hat besonders diejenigen Operationen zu beleuchten gewählt, deren Zweck Erhaltung des Kindes ist, und nur die Zangenoperation ausgeschlossen, welche er in einer späteren Arbeit zu berücksichtigen verspricht. Er beginnt mit der künstlichen Eröffnung des Muttermundes und zeigt, daß diese schon in früherer Zeit in Anwendung kam, ja der blutigen Erweiterung erwähnt schon Portal, später Smellie und Burton, von welchem besonders der Erstere die einfachste und sicherste Methode angegeben. Die wenigen Indicationen, welche jene Männer aufgestellt, haben noch heute ihren vollen Werth, während man dieses von den neu hinzugekommenen nicht behaupten kann, ja von welchen letzteren einige sogar geradezu verworfen werden müssen. Unter den Dilatationswerkzeugen der Aelteren führt der Verf. das von Walbaum 1758 empfohlene auf, welches in einer Schweins-

blase besteht, die in den Muttermund eingeführt mit warmer Milch, Wasser oder Luft angefüllt und dann verschlossen wurde. In unserer Zeit hat man bekanntlich den Kolpeurynter erfunden, des Walbaum'schen Instrumentes aber nicht weiter gedacht. — 2. Das künstliche Eihautsprengen. Dazu hat Deventer treffliche Indicationen aufgestellt, die noch ihre volle Gültigkeit haben, unter welchen die wichtigste sich auf einen während der Geburt entstandenen Blutfluß bezieht. Eben so trefflich hat Smellie über das künstliche Wassersprengen geschrieben. Wie überflüssig die Wassersprenger sind, mit welchen der Scharfsinn neuerer Geburtshelfer das geburtshülfliche Armamentarium vermehrt hat, brauchen wir hier nicht weiter zu erwähnen. — 3. Die Wendung, und zwar zuerst die auf die Füße. Um diese Operation machten sich bekanntlich Paré, Guillemeau, Portal, Peu, Mauriceau, De la Motte, Levret u. And. im höchsten Grade verdient, und da vor der Erfindung der Zange die Wendung das einzige Verfahren war, bei Kopflagen ein lebendes Kind zu erzielen, mithin die Wendung viel öfters und selbst da noch angestellt wurde, wo wir jetzt zur Zange unsere Zuflucht nehmen, so behaupten wir nicht zu viel, wenn wir annehmen, die ältere Zeit sei im Wenden viel geschickter gewesen als die heutige, wo die Operation nicht mehr so viel geübt zu werden braucht, was der Verf. mit folgenden Worten ausdrückt, die wir gern unterschreiben: »Perpetuo autem operationis, alia nulla admissa, exercitio facile docemur, qui factum sit, ut manipulationes in facilibus et difficilibus casibus pedibus et quaerendis et extrahendis inservientes tam praeclare enumeraverint, ut nostra aetate nihil fere

mutandum restitisse contendam, licet multorum hoc admirationem movere possit.« Nur unternahmen die Alten nach der Wendung jedesmal die Extraction, was durch Boër's und Jörg's Verdienste heutigen Tags anders geworden, obgleich Deventer schon sehr wohl auf den Unterschied beider Operationen, der Wendung und Extraction, aufmerksam machte. Zu den Indicationen, welche die ältere Geburtshülfe aufstellte, konnte die heutige kaum neuere hinzufügen. Der Verf. benutzt hier die Gelegenheit, sich gegen das neue Verfahren, bei Placenta praevia das Accouchement forcé zu verdrängen (Wigand, Braun, Seyfert), zu erklären, und die ältere Methode zu vertheidigen. Es hat schon De la Motte, dem auch Andere in der neuesten Zeit nachgefolgt sind, darzuthun sich bemüht, daß gerade bei Placenta praevia der Muttermund sehr weich und nachgiebig sei, daher leicht erweitert werden könne. Die Lagerung der Gebärenden bei der Wendung haben die älteren Geburtshelfer vortrefflich beschrieben, ja die Vortheile, welche in gewissen Fällen Scanzoni für die Wendung in der Seitenlage in Anspruch nimmt, finden sich schon bei Smellie angegeben. Das Sprengen der Eihäute vor den Füßen hat schon Peu (1694) auf das dringendste empfohlen, in welchem Rathe ihm auch Smellie nachgefolgt ist. Ueberhaupt ist das Manuell der Wendung von den älteren Geburtshelfern so ausgebildet worden, daß die neuere Zeit nur wenig hinzusetzen konnte, und was sie Neues vorbrachte, hat sich in der Erfahrung nicht bewährt, z. B. die Wendungsmethode von Deutsch. Dagegen weis't unser Verf. nach, daß die Wendung auf den Steiß unserer Zeit angehört (Betschler, Schmitt). Was endlich die Wen-

dung auf den Kopf betrifft, so ist allerdings, da sie nach der Wiedereinführung der Wendung auf die Füße dieser nachstehen mußte und vernachlässigt wurde, in der neueren Zeit Manches wieder für sie geschehen: allein auch schon ältere, so Deventer und Smellie, haben sie nicht ganz außer Acht gelassen, und die Regeln, welche d'Outrepont und Busch für ihre Ausführung gegeben, finden sich eben schon bei den genannten Geburtshelfern. — 4. Ueber die Extraction des mit den Füßen oder dem Steiße vorliegenden Fötus. Bei den Ansichten der älteren Geburtshülfe, jede Fuß- und Steißlage als solche schon operativ zu behandeln, ebenso der Wendung auf die Füße auch jedesmal die Extraction nachfolgen zu lassen, ist das ganze Verfahren, was bei dieser Operation beobachtet werden muß, recht vollkommen unserer Zeit übergeben worden, so daß die neuere Geburtshülfe hier wenig hinzuzusetzen brauchte, und für neu Gehaltenes sich auch schon bei den Alten findet. So hat die Entwickelung des Kopfes nach geschehener Extraction an den Füßen nicht durch directes Anbringen der Hände an den Kopf selbst, sondern durch Anziehen des kindlichen Rumpfes zu bewerkstelligen, nach dem Verf. schon Portal gelehrt, welche Methode sich bekanntlich Kiwisch angeeignet hat; der Verf. hat es zwar unterlassen, die Stelle näher zu bezeichnen, wo Portal solches Verfahren gelehrt, es ist aber richtig: P. Portal hat in seinem trefflichen (selten gewordenen) Buche: La pratique des accouchemens etc. 1685 überall, wo er von der Extraction an den Füßen Beobachtungen mittheilt, bei der Lösung des Kopfes die stehenden Worte gebraucht: »J'appliquay ma main gauche sur le sternum ou poitrine de l'enfant, et je mis ma main

droite sur les vertebres de son col, pour avoir plus de force à le tirer«, und nur ausnahmsweise brachte er eine Hand unmittelbar an den Kopf selbst. — So viel über den Inhalt der Schrift selbst, welche Refer. mit großem Interesse gelesen, und des Verf. Bekanntschaft mit der Geschichte unsers Fachs und seine darauf gegründeten Forschungen um so rühmlicher anerkennen muß, als dergleichen Studien heutigen Tags immer seltener werden. Dagegen fühlt sich Refer. gedrungen, noch über eine andere Seite des Buchs ein paar Worte zu sagen, welche nicht so günstig ausfallen können. Es betrifft dies die Sprache, in welcher die Schrift verfaßt ist. Hier hätte der Verf., der nun einmal die lateinische gewählt hat, sich mehr Mühe geben können, um manches Anstößige zu vermeiden: Ausdrücke, als nostra tempora superficialia; ratio abominabilis (besser wäre allenfalls noch »abominanda«, was bei Livius vorkommt); scriptores praetervideruni; aquis etiamnunc stantibus (wenn das Fruchtwasser noch zugegen; in uterum intrare; foetus si in funiculo equitaret, sind doch gar zu barbarisch und hätten vermieden werden können. Der Verfasser, wenn er doch einmal lateinisch schreiben mußte oder wollte, hätte nur des trefflichen Roederer Elementa artis obstetriciae zur Hand nehmen können, um daraus zu lernen, wie man auch in der Geburtshülfe echt römisch zu schreiben im Stande ist, daher jenen Schriftsteller auch Naegelé einst »Celsus inter embryulcos« nannte. Nun ist aber unser Verf. noch weiter gegangen, und hat sämmtliche Namen der in dem Buche citirten Geburtshelfer aller Länder auf eine Weise romanisirt, daß man kaum weiß, wer darunter zu verstehen ist: da finden wir einen Walbomius

(Walbaum), einen Outrepontius, Rigadosius (Rigaudeaux), Guillemovius, Poeius (Peu), Bartelsius, Moricovius (Mauriceau), Busenius (Bunsen), Bodeloccius, Velpovius, sogar Verleger und Drucker mußten sich diese Umänderung gefallen lassen (Engelmannus und Hendelius): nur der Verf. selbst hat sich wohl gehütet, seinen Namen auf dem Titelblatte in »Pernicius« oder »Perniceius« oder sonst wie umzuändern, wo freilich der Ablativ »auctore Hugone Pernice« auch daran kann denken lassen, daß er sich »Pernix« im Nominativ übersetzt wissen wollte. War aber Letzteres nicht der Fall, ließ er seinen Namen mit Willen intact, so hätte er beherzigen sollen: »Quod tibi fieri non vis, alteri ne feceris«. Endlich sind die Titel aller citirten Bücher, welche deutschen Verfassern angehören, lateinisch übersetzt, wo dann auch der richtige Titel unmöglich immer herauskommen kann, wenn man wieder zurückübersetzt; auch gehört schon eine genauere Litteraturkenntniß dazu, um zu wissen, ob ein solches Werk zurückübersetzt werden müsse, um seinen wahren Titel zu erfahren, oder ob es nicht wirklich in lateinischer Sprache geschrieben sei. So sind z. B. Heister's »Observationes medic. chirurg. et anatomic.« citirt, und es kann zweifelhaft sein, ob das Werk ursprünglich lateinisch geschrieben, oder ob nur der Titel übersetzt ist. Letzteres ist aber der Fall: es sind die Medic. chirurg. und anatomischen Wahrnehmungen gemeint, die aber nicht 1733, sondern 1753 erschienen sind. Es geht auch noch an, wenn der Verf. ein »Manuale artis obstetriciae«, oder die Collata ad artem obstetriciam, oder Sermones clinici (Klinische Vorträge) rc. citirt: aber kaum wußten wir, was unter »Horreum

Hamburgense« gemeint sei, wenn uns nicht der beigefügte Herausgeber daran erinnerte, daß unter diesem „Hamburger Getraideboden" — das „Hamburgische Magazin der Geburtshülfe" zu verstehen. Wenn der Verf. mit solchen Dingen eine Persifflage der durch das Gesetz erzwungenen lateinischen Abhandlungen geben wollte, — und fast glauben wir das —, so ist ihm seine Absicht trefflich gelungen. v. S.

Straßburg

Verlag von Treuttel und Würtz 1855. Mittheilungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche des Elsasses. Von Timotheus Wilhelm Röhrich, Pfarrer zu St.-Wilhelm. Erster Band, enthaltend Mittheilungen aus der Vorgeschichte der Reformation und Elsässische Kirchenordnungen. 439 S. Zweiter Band, enthaltend Evangelische Zeitbilder und die Kirche der Väter unter dem Kreuze. 531 S. in Octav.

Es hat Verf. oft mit wahrer Herzenswehmuth erfüllt, wenn er bemerkte, wie wenig das evangelische Volk des Elsasses seine Vergangenheit kenne. Für die Meisten beginnt die Geschichte erst mit der Revolution; was darüber hinausgeht ist ihnen ein unbekanntes Land. Sein Kosmopolitismus weiß besser, was in Ostindien und Amerika, in Australien und unter den Hottentotten für und wider das Evangelium geschieht, als was im eigenen Elsaß geschehen ist. Wenn auch jene Wirksamkeit für die Heidenmission keineswegs zu tadeln ist, so muß sie doch nachstehen, wo noch so viel zu evangelisiren ist in der Nähe.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. 42. Stück.

Den 13. März 1856.

Straßburg

Fortsetzung der Anzeige: „Mittheilungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche des Elsasses. Von T. W. Röhrich."

Um den Sinn für das vaterländische Kirchenthum zu beleben, wurde vom Verf. die Geschichte der Reformation im Elsaß und besonders in Straßburg verfaßt, und in drei Theilen, in vier Bänden zu Straßburg in den Jahren 1830 bis 1832 gedruckt. Gegenwärtige Mittheilungen enthalten vornehmlich Specielles, das in eine allgemeine Darstellung nicht wohl hätte eingeflochten werden können, und sollen, wenigstens zum Theil, die Geschichte der Reformation im Elsaß ergänzen und vervollständigen; auch werden hier das 17. und 18. Jahrhundert in Betracht gezogen, um das Bild des evangelischen Lebens und Strebens der Elsasser Landeskirche in den vier letzten Jahrhunderten veranschaulichen zu helfen. Ein Theil der hier erscheinenden Abhandlungen wurde schon früher in den, vom Jahre 1834 bis 1848 in

Straßburg erscheinenden, protestantischen Kirchen- und Schulblatte für das Elsaß, in Illgens Zeitschrift für die historische Theologie, in den Straßburger Beiträgen zu den theologischen Wissenschaften von Dr Reuß und Dr Cunitz, endlich in Pipers evangelischem Kalender veröffentlicht; sie sind aber sämmtlich bedeutend vermehrt und zum Theil ganz umgearbeitet, und eine nicht geringe Anzahl dieser Studien ist noch nie gedruckt worden. Auch beabsichtigt Verf. einer Directorialverordnung vom 11. November 1851, welche historische und statistische Notizen über die einzelnen Pfarreien des Elsasses fordert, entgegenzukommen.

Der erste Band zerfällt in zwei Abtheilungen, wovon die erste Mittheilungen aus der Vorgeschichte der Reformation, und die zweite elsässische Kirchenordnungen enthält. Die erste, bisher ungedruckte Mittheilung bezieht sich auf die Winkeler in Straßburg sammt deren Verhöracten, um 1400, wobei zu bemerken ist, daß es eigentlich eine Secte der Winkeler nicht gegeben hat, sondern die zu Straßburg verhörten Ketzer nannten ihre geheimen Beichtväter Winkler. Ihre eigenen Meinungen gehen alle gegen das veräußerlichte katholische Kirchenthum; sie mögen daher zu den am Oberrhein verbreiteten Gottesfreunden gehört haben, die sich freilich gewöhnlich in Lehre und Ceremonien nicht von der herrschenden Kirche unterschieden, sondern beiden durch eine mystische Deutung einen möglichst tiefen Sinn unterzulegen, und dadurch neues Leben einzuhauchen suchten, aber durch ihre innere Richtung zuletzt zum Separatismus hingetrieben wurden. Verf. findet in ihnen Waldenser. Das Protokol des Verhörs, dessen Original sich im alten Kirchenarchive zu Straßburg befindet, gibt bloß allgemeine Aussagen und gibt

für die Ketzergeschichte des Mittelalters eine geringe Ausbeute.

Der zweite interessante Artikel handelt von der Schule zu Schlettstadt im 15. Jahrhunderte, welcher zwar schon 1834 in Illgens Zeitschrift für die historische Theologie abgedruckt wurde, aber hier verändert und viel vermehrt erscheint. Wenn gesagt wird, daß der Magistrat von Schlettstadt um die Mitte oder bald nach der Mitte des 15. Jahrhunderts eine gelehrte Schule gegründet und den Westphalen Ludwig Dringenberg als Rector derselben berufen habe, daß jedoch das Jahr der Gründung der Schule zu Schlettstadt nicht genau ermittelt werden könne, so erscheint das zu auffallend, daß nicht die Frage aufgeworfen werden könnte, ob der Magistrat von Schlettstadt eine neue Schule gegründet habe, oder ob nicht vielmehr mit der Berufung des Humanisten Dringenberg nur eine neue Epoche der Schlettstädter Schule begonnen habe, so daß eigentlich nur das Jahr der Berufung von Dringenberg ungewiß ist. Bisher wurde die Berufung Dringenbergs nach dem Berichte von Hermann Hamelmann in das Jahr 1480 oder 1482 gesetzt; dagegen wird aus dem Berichte Wimphelings nachgewiesen, daß die Berufung Dringenbergs zwischen 1450 und 1460 falle. Wie bei allen humanistischen Schulen war auch in Schlettstadt Latein reden und schreiben das letzte Ziel des Unterrichts. Die Rectoren, über welche einzelne Notizen mitgetheilt werden, sind: Ludwig Dringenberg bis 1490, Craft Hofmann von Udenheim bis 1501, Hieronymus Gebwiler bis 1509, Johannes Witz oder Sapidus, unter welchem die Schule 900 Schüler zählte. Da aber Sapidus sich an die Reformation anschloß, und der Magistrat seit dem Bauernkriege,

Digitized by Google

besonders seit dem schrecklichen Ausgange der vor den Thoren Schlettstadts gelieferten Schlacht zwischen Scherweiler und Kerstenholz, sich immer stärker gegen jede Religionsumänderung erklärte, verließ er, besonders da der berühmte Schlettstädter Jacob Wimpheling, einst der Vertheidiger der Freiheit der deutschen Kirche gegen Rom, wider ihn auftrat, Schlettstadt und ging nach Straßburg, worauf die Schlettstädter Schule in ihre frühere Unbedeutsamkeit zurücksank.

Der dritte Artikel, „der Ablaß vom Jahre 1518 und das Waisenhaus in Straßburg", gibt zwei Actenstücke von dem Jahre 1518, einen lateinischen Ablaßbrief, von Wolfgang Böcklin, Propst zu Jung-St.-Peter und päpstlichem Ablaßcommissarius, ausgestellt, und eine Ankündigung des Ablasses in deutscher Sprache, wie er 1518 in Straßburg feilgeboten wurde. Von dem Straßburger Waisenhause geschieht zuerst in einer Urkunde von 1481 Erwähnung, und im Jahre 1500 erließ der Magistrat eine „Ordnung der Waisen", deren Anzahl sich in der damaligen Zeit auf dreihundert belief. Im Jahre 1523 wurde die große Armenanstalt, welche später den Namen St. Marx bekam, gestiftet, und im Jahre 1534 das St. Katharinenkloster zum Waisenhause bestimmt, sowie die geistliche Pflege der Waisen den Pfarrern der nahe gelegenen Kirche St. Wilhelm zugewiesen wurde. Auch übergab der Magistrat dem Waisenhause noch die Güter des ebenfalls eingezogenen Nonnenklosters St. Clara auf dem Wörth, und im Jahre 1613 beschloß derselbe, daß den im Waisenhause aufgezogenen Bürgerskindern das Bürgerrecht gratis aufgehoben bleibe. Da die Gebäude des alten Katharinenklosters baufällig geworden waren und der Regierung zu anderwei-

tigen Zwecken abgetreten werden mußten, wurden im Jahre 1836 die Gebäude des ehemaligen Magdalenenklosters den Waisen angewiesen. Weiter unten wird die Stiftungsurkunde der Armenanstalt von Michaelis 1523 mitgetheilt. — Nachdem über die Sitten der Geistlichkeit zur Zeit der Reformation eine Erklärung an das Publicum von Johann Murner, Bruder des bekannten Baarfüßers Thomas Murner, über zwei Stiftsherrn der Jung-St.-Peter-Kirche in Straßburg, welche seine Schwester verführt hatten, vom Jahre 1520, und der unentschiedene Proceß des Johann Hepp, von Kirchberg, Canonicus zu St. Thomä, der 1512 eines ehrsamen Bürgers Tochter gewaltsam entehrt hatte, mitgetheilt worden sind, folgt eine Urkunde über den moralischen Zustand der katholischen Geistlichkeit des Elsasses in der Reformationszeit, nämlich ein Circularschreiben des Bischofs Wilhelm III. von Straßburg an die Geistlichkeit seines Sprengels, erlassen am 12. August 1524, worin derselbe, als einer der würdigsten Kirchenfürsten seines Jahrhunderts, seine pflichtvergessenen untergebenen Kleriker an die Pflichten ihres Amtes erinnert, und eine Protestation etlicher flüchtiger Stiftsherrn zu Straßburg, erlassen aus Freiburg den 13. November 1525 gegen die Beschlagnahme der Stiftsgüter durch die evangelischen Stiftsherrn und durch den Magistrat und gegen die Verwendung etlicher Pfründen zum Unterhalte der evangelischen Geistlichen. Endlich enthält die erste Abtheilung ein kaiserliches Mahnschreiben an Heinrich, Christoph und Bernhard von Than (einem Schlosse zwischen Weißenburg und Landau), erlassen aus Worms den 26. Januar 1521, keine ausgetretenen Mönche in Schutz zu nehmen.

Die zweite Abtheilung handelt von den elsässi-

Digitized by Google

schen Kirchenordnungen, und ist im höchsten Grade schätzenswerth. Dieselben zerfallen in zwei Hauptkategorien, in die reformirten oder Butzerischen und die Lutherischen. Die älteste derselben erschien 1524 bei Wolfgang Köpfel unter dem Titel: Teutsche Meß und Tauff, wie sye yetzundt zu Straßburg gehalten werden u. s. Das Taufformular ist nach Dr Luthers Taufbüchlein eingerichtet. Dieselbe erschien nach kurzer Zeit mit wenigen Abänderungen wieder abgedruckt bei Köpfel unter dem Titel: Ordnungen und Innhalt teutscher Meß und Vesper, so jetzund in Gebrauch haben Evangelisten und christliche Pfarrer zu Straßburg. Ein anderer Abdruck erschien um dieselbe Zeit. Eine vierte Ausgabe besorgte der Buchdrucker Johann Schwan, unter dem Titel: Ordnung des Herrn Nachtmal, so man die Meß nennt, samt der Tauf und Insegnung der Ee, wie jetzt die Diener des Wortes Gottes zu Straßburg 2c. Diese Ordnung, worin das Zwinglische Dogma bei der Abendmahlsfeier erscheint, ist S. 191 ff. abgedruckt. Die fünfte und vollständigste Ausgabe der Straßburger Liturgie erschien bei Wolfgang Köpfel 1525 unter dem Titel: Teutsch Kirchenampt mit lobgesengen und göttlichen psalmen, wie es die gemeine zu Straßburg singt 2c., eignete sich aber wegen ihres Umfanges nicht wohl zum Abdrucke. Diese sämmtlichen Ordnungen waren ohne öffentliche Autorität erschienen. Im Jahre 1533 wurde durch den Magistrat eine Synode zu Straßburg zusammenberufen, in welcher auch eine Kirchenordnung und besonders eine Disciplinarordnung in Antrag gestellt und dringend gefordert wurde. Die dem Lehrbegriffe der Tetrapolitana huldigende erste Straßburgische Kirchenordnung erschien im Jahre 1534 im Drucke, und

im folgenden Jahre die sie ergänzende Disciplinarordnung. Beide sind nach den Originalausgaben S. 214 ff. und S. 244 ff. abgedruckt. Als die französisch reformirte Gemeinde in Straßburg im Jahre 1538 durch Johann Calvin gestiftet wurde, erhielt auch sie eine Forme des Prières et chants ecclesiastiques etc., und eine Forme d'administrer le Baptême et la Sainte Cène, welche Calvin von Genf aus der Straßburger Gemeinde zusandte, und welche zu Straßburg bei Johann Knobloch beide 1545 gedruckt erschienen. Auch ein Catechismus Ecclesiae Genevensis. Authore Jo. Calvino wurde zum Gebrauche der Schüler 1545 zu Straßburg bei Wendelin Rihel gedruckt. Erst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wurden die evangelischen Gemeinden des Elsasses eigentlich lutherisch, während sie früher, wie Straßburg, Hanau, Würtemberg, dem Zwinglischen Bekenntnisse näher standen. Die Reihe der vormals im Elsaß geltenden lutherischen Kirchenordnungen eröffnet die Kirchenordnung für die Graf- und Herrschaft Mümpelgart und Reichenweyer u. s., welche im Jahre 1560 zu Tübingen deutsch, dann auch lateinisch, zum Gebrauche der Mümpelgartischen Pfarrer, die der deutschen Sprache unkundig waren, erschien. Zu eben diesem Behufe wurde auch eine französische Uebersetzung derselben gefertigt, und zu Basel im Jahre 1568 gedruckt. Sie stimmt im Wesentlichen mit der im Jahre 1536 von Erhard Schnepf verfaßten würtembergischen Kirchenordnung überein. Die Kirchenordnung der Grafschaft Hanau und der Herrschaft Lichtenberg erschien auf Befehl des Grafen Philipp IV. von Hanau zu Straßburg 1573, und ist aus der kölnischen, würtembergischen, badischen und pfälzischen entlehnt. Im Jahre 1659 erschien

ebenfalls zu Straßburg, die hanauische vermehrte Kirchen= und Schulordnung. Die Kirchenordnung, welche die Reichsstadt Münster im Gregorienthal im Jahre 1575 ausgehen ließ, wurde nie gedruckt, weshalb ihr Inhalt S. 279 ff. näher angegeben wird. Die Straßburgische Kirchenordnung erschien auf Befehl des Magistrats im Jahre 1598 zuerst im Drucke, dann aber 1603 und 1605 unverändert wieder abgedruckt. Im Jahre 1670 erschien diese Kirchenordnung in revidirter Gestalt, und war als solche, nach der hanauischen, die im Elsasse verbreitetste, so wie sie auch noch jetzt im Elsaß vielfach bekannt ist. Die Kirchenordnung von Lützelstein, zu Straßburg 1605 gedruckt, ist ein modificirter Abdruck der Zweibrückischen Kirchenordnung des Herzogs Wolfgang. Die Colmarsche Kirchen= und Schulordnung, hauptsächlich nach der würtembergischen Agende abgefaßt, erschien 1637, und verbessert 1648 zu Colmar gedruckt. Eine Landauer Kirchenordnung, welche mit der Straßburger viel übereinstimmte, wurde 1657 verfaßt, aber nie gedruckt. Die jüngste unter den elsässischen lutherischen Kirchenordnungen ist die pfalzgräflich Zweibrücken=Birkenfeldsche Kirchenordnung, welche Herzog Christian III. von Zweibrücken=Birkenfeld, Herr zu Rapoltstein, im Jahre 1721 zu Straßburg drucken ließ, an Form und Gehalt unter den im Elsaß vormals geltenden Kirchenordnungen die vorzüglichste. Nur mittelbar unter die elsässischen kann die Lutherisch-churpfälzische Kirchenordnung gerechnet werden, welche von dem Lutherischen Churfürsten der Pfalz, Ludwig, im Jahre 1577 zu Heidelberg veröffentlicht wurde, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aber, durch den Consistorialrath Carl Benjamin List zu Mannheim umgearbeitet, in einer

damaliger Zeit angemessenen Gestalt zu Heidelberg 1783 erschien; ferner die Nassau-Saarbrückensche Kirchenordnung, die 1576, und später mehrmals mit Aenderungen gedruckt erschien; endlich die Kirchenordnungen der Wild- und Rheingrafschaften, gedruckt im Jahre 1693. „So viele Kirchenordnungen in dem Einen kleinen Elsaß! ruft Verf. aus, und doch weht in ihnen allen Ein Geist, der heilige Geist des Glaubens und der Zucht. Und heute? Wie zertheilt ist unsere Kirche! Das Subjective herrscht vor. Viele hängen sich an eine menschliche Person, an ein Ich, und wäre es das eigene.“ Das ist ein merkwürdiges Geständniß, und wir wünschten nur, daß sich Verf. näher darüber ausgesprochen hätte, was den vor der Reformation durch Kunst und Litteratur blühenden Straßburger Freistaat bestimmt hat, an dem Protestantismus, der ihn in diese trostlose Lage versetzt hat, der mächtigen Reaction von Seiten des Katholicismus ungeachtet, festzuhalten, um daraus eine Anschauung zu gewinnen, was das Elsaß für die Zukunft in kirchlichen Dingen für einen Beruf habe.

Indem Verf. zu einer nähern Erklärung der Lutherischen Kirchenordnungen in Rücksicht auf Liturgie und Cultus fortschreitet, schickt er eine allgemeine Bemerkung über den Unterschied zwischen dem liturgischen Gottesdienste der Lutherischen und reformirten Kirche voraus. Die evangelisch-Lutherische Kirche, sagt er, hat in dem Zeitalter der Reformation ihren liturgischen Gottesdienst nach andern Grundsätzen eingerichtet, als die reformirte Kirche. Während diese letztere, ihrem Grundsatze absoluter Schriftmäßigkeit folgend, von dem katholischen Cultus alles das wegthat, was sich nicht als schon der apostolischen Zeit und dem frühesten

kirchlichen Alterthume angehörig auswies, hielt die Lutherische Kirche zwar auch an dem Kanon der Schriftmäßigkeit fest, und schied somit aus, was der heiligen Schrift offenbar widerstreitet; jedoch wollte sie nicht den Zusammenhang mit der ganzen frühern Kirche durchaus zerreißen. Sie verschmähte es nicht, auf die überlieferten gottesdienstlichen Formen sorgfältig einzugehen, sie zu prüfen nach Gottes Wort. Sie schied das Schriftwidrige in Cultus und Liturgie unbedingt aus, stand aber nicht an, diejenigen Bestandtheile des Gottesdienstes mit herüber zu nehmen, welche wenigstens der Idee nach mit der heiligen Schrift übereinstimmten. Damit ist aber nur die verschiedene Stellung der Lutherischen und reformirten Kirche zum katholischen Cultus bezeichnet, was nicht hinlänglich ist, um die Lutherische Liturgie des Elsasses in ihrem Verhältnisse zu der vorausgehenden reformirten zu charakterisiren. Es mußte noch dazu der positive Charakter der Lutherischen und reformirten Liturgie in seinem Unterschiede dargelegt werden, daß nämlich die Lutherische mehr den positiven Charakter des Cultus festhält, die reformirte dagegen die subjective Theilnahme der Gemeinde hauptsächlich im Auge hat, um den Uebergang des Elsasses von der einen Cultusform zu der andern richtig zu würdigen, daß damit kein naturwidriger Sprung, sondern vielmehr nur eine gegenseitige Ergänzung bezweckt wurde. Als Nachwirkung der frühern reformirten Liturgie im Elsaß auf die spätere Lutherische heben wir Folgendes hervor. Für die sämmtliche Jugend, sowie für die Erwachsenen waren in den Straßburgischen, Hanauischen und Colmarischen Agenden vierteljährige Katechismuspredigten angeordnet, in welchen, statt der gewöhnlichen Perikope, ein Stück des

Digitized by Google

Lutherischen Katechismus ausgelegt, und die Wichtigkeit des Katechismus-Unterrichts und überhaupt einer religiösen Erziehung in Kirche, Schule und Haus, Eltern und Kindern eingeschärft wurde. Unter den in den alten Agenden befindlichen Gebeten finden sich viele recht erhebende und salbungsvolle, die sich besonders durch ihren biblischen Geist und ihre biblische Einkleidung empfehlen, und so ihren wahrhaft kirchlichen und christlichen Charakter bewähren. Es zeichnen sich in dieser Hinsicht die Straßburgische und Birkenfelsische Agende aus. Es war aber der Prediger durchaus nicht stets an den ausschließlichen Gebrauch dieser Formeln gebunden, vielmehr werden z. B. in der Hanauischen Agende, mehrere andere der damals (nämlich im Jahre 1659) beliebtesten Gebetsammlungen (Ludw. Rabus, Betbüchlein; Joh. Jak. Beck, Himmelsleiter; Sigmund Schwarz, **Fuga melancholiae**) angegeben, welche der Prediger benutzen könne. Die die Kinderlehre betreffenden Verordnungen nehmen in den Agenden eine bedeutende Stelle ein, und bezeugen den hohen Grad von Wichtigkeit, den man diesem Theile des öffentlichen Gottesdienstes beilegte. Die sechs Hauptstücke des Lutherischen Katechismus, sammt der Haustafel, wurden überall dabei zum Grunde gelegt; die meisten Agenden enthalten auch einen kurzen Katechismus. Dem Sinne der Tauffeier gemäß, als Einweihung in die Christengemeinschaft, verordneten die Colmarische, Nassauische, Zweibrückische und Hanauische Agende, daß die Taufe stets (die Nothtaufe ausgenommen) nach geendigter Predigt an Sonntagen oder zu andern kirchlichen Zeiten vor versammelter Gemeinde Statt haben sollte, daß der Täufling mit in das gemeine Gebet nach der Predigt eingeschlossen werde, und

Digitized by Google

daß die zur Noth getauften Kinder hernach in der Kirche der Gemeinde vorgetragen würden. Die Straßburgische Agende läßt den Exorcismus aus. Der feierlichen Erneuerung des Taufgelübdes in der Confirmation geschieht in der Nassauischen, Hanauischen, in der Zweibrückischen Agende Erwähnung, und die letztere bestimmt den Sonntag Exaudi für diese Feierlichkeit, während sie nach der erstern mehrmals des Jahres vorgenommen worden zu sein scheint. Nach der Zweibrückischen dauerte der Confirmandenunterricht von Ostern bis Pfingsten; die Nassauische setzte drei oder vier Wochen für diesen Unterricht an. In der Hanau-Lichtenbergischen Kirchenordnung, welche 1659 zu Straßburg gedruckt wurde, und in der Kirchenordnung von Nassau-Saarbrück von 1675 und 1699 wird die Confirmation angeordnet, sowie in der Pfalz-Birkenfeld'schen von dem Jahre 1721. Nach der Colmarischen und Straßburgischen Kirchenordnung mußte der zu Ordinirende sich nicht bloß auf die heilige Schrift, sondern auch auf sämmtliche symbolische Bücher der Lutherischen Kirche, und selbst auf die Concordienformel eidlich verpflichten; in den übrigen Agenden aber wurde dem jungen Geistlichen die heilige Schrift allein als Lehrnorm vorgehalten. Oeffentliche Sünden, die der Gemeinde ein Aergerniß verursachten, wurden allenthalben durch öffentliche Kirchenbuße bestraft. In der Reichsstadt Münster wurde durch einen Beschluß des Rathes vom Jahre 1578 dem Kirchenvorstande die Macht gegeben, den Bann auszusprechen; nach der Hanauischen Kirchenordnung ist dem Pfarrer nur die Suspension vom heiligen Abendmahle gestattet. In der Straßburgischen Kirchenordnung finden wir das Fürbeschicken d. h. das Vorfordern vor den Kirchenvorstand

mit ernstlicher Ermahnung, auch Ehrenstrafe. In Straßburg erfolgte die Berufung oder Wahl der Prediger durch das Ergebniß der Stimmenmehrzahl der durch die Kirchenpfleger berufenen angesehensten Gemeindeglieder. Die specielle Verwaltung der einzelnen Kirchen hatten, nebst dem Pfarrer, die Kirchenpfleger (Censoren, Sündschöffen); besonders aber sollten diese letztern über Erhaltung der Kirchenzucht, über Besuchung des Gottesdienstes, des Katechismusunterrichts und über die Sittlichkeit in der Gemeinde wachen.

Auf den Auszug aus einem Berichte über die erste evangelische Kirchenvisitation in den Straßburgischen Landgemeinden 1535 folgt ein Artikel über die Pfarrerwahlen in Strasßburg. Nach der Kirchenordnung von 1534 vollzogen zwölf Gemeindeglieder die Predigerwahl, nach der im Jahre 1598 herausgegebenen und im Jahre 1670 revidirten die vornehmsten Gemeindeglieder, und seit den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts traten allmälig unbeschränkte Gemeindewahlen ein, welche zuletzt, da auch die politischen Bande sich zu lösen anfingen, mit einer völligen Anarchie endigten. So blieb es bis zur Errichtung der Consistorien und der Reorganisation der Landeskirche 1802, und durch das Decret vom 26. März 1852 wurde den Consistorien und Gemeinden das Vorschlags- und Wahlrecht bei Pfarrbesetzungen genommen und der bischöflichen Gewalt des Directoriums allein übergeben. Wenn dabei bemerkt wird, daß es von den Meisten anerkannt werde, daß der evangelischen Gemeinde eine Stimme bei der Wahl ihrer Seelsorger, wenigstens eine abwehrende, ein Veto, gebühre; wie aber die Gemeinde bei dieser Wahl oder bei Abgeben dieses Veto betheiligt werden solle, damit, unbeschadet

Digitized by Google

der evangelischen Freiheit, auch Gerechtigkeit, Ordnung, Gesetzmäßigkeit, ohne welche keine Gesellschaft Bestand habe, nach allen Seiten hin gehandhabt werden, das sei ein Problem, dessen allgemein befriedigende Lösung seit drei Jahrhunderten gesucht werde, aber noch nicht gefunden sei, so scheint dieses Problem darin seine Lösung zu finden, daß der Gemeinde als solcher zur Besetzung des Amtes kein Recht zusteht, daß sie aber, vermöge ihres allgemeinen Priesterthums, ein Recht hat, aus mehrern von der kirchlichen Behörde vorgeschlagenen Candidaten durch ihre Vertreter oder Wahlmänner einen wählen zu lassen.

Den Schluß bildet ein schätzenswerther Artikel über die alten Gesangbücher im Elsasse. Wiewohl die Straßburger Reformatoren sonst manche Lehransichten der Schweizer Theologie theilten, verfielen sie doch nicht wie diese auf das Extrem, den Kirchengesang ganz zu verwerfen, und hierin lag der Zug zum Lutherthume. Das alte Straßburgsche Gesangbuch, herausgegeben durch Martin Butzer, erschien 1534, revidirt 1620 und 1734. Die Anordnung dieses Gesangbuchs war im 17. Jahrhunderte: Festlieder, Psalmen, Lieder über die Hauptstücke des Katechismus; im 18. Jahrhunderte: Festlieder, Katechismuslieder, Psalmlieder, Lehrlieder (von der christlichen Heilsordnung), moralische Lieder, Lieder auf besondere Stände und Zeiten, sonn- und festtägliche Evangelienlieder. Das neue Straßburgische Gesangbuch, herausgegeben durch Blessig und Haffner, erschien 1801 gedruckt und wurde 1807 in allen Stadt- und Landgemeinden eingeführt. Das Gesangbuch für die evangelischen Gemeinden Frankreichs, welches 1850 zu Straßburg gedruckt erschien, wurde 1851 in sämmtlichen Stadt- und Landgemeinden ange-

nommen. Das Hanauische Gesangbuch, herausgegeben von Günther Heyler, erschien 1679, in einer neuen Ausgabe von M. Adam Sellius 1699. Die Ordnung der Lieder ist folgende: Morgen- und Abendlieder, Sonntags- und Festlieder, Katechismuslieder, Beicht- und Bußlieder, Lob- und Danklieder, Lehrlieder, Kreuzlieder, Trostlieder, Psalmen, Tischlieder, Wetterlieder, Kriegs- und Friedenslieder, Todtenlieder, Höllenlieder, Himmelslieder. Eine neue Ausgabe besorgte im Jahre 1736 M. Joh. Jac. Engelbach, und abermals eine neue Ausgabe im Jahre 1783 Christian Heinrich Lange, welche einen großen Theil der alten Lieder wegließ, und die Lieder nach Art eines dogmatischen und moralischen Compendiums eintheilte in Lieder: Von Gott, von Jesu Christo, vom heil. Geiste, vom Menschen, von der Sünde, von der Rechtfertigung, Erneuerung, Gnadenmittel, Buße, Glauben, dann von den Pflichten, vom Gebete, Kirche, Obrigkeit, Eltern, Morgen- und Abendlieder, zuletzt vom Tode und der Auferstehung. Dieses Gesangbuch konnte nur mit großer Schwierigkeit, und nicht einmal im ganzen Hanauischen Gebiete eingeführt werden. Das neue Hanauische Gesangbuch besorgte im Jahre 1818 Johann Friedrich Thiele, woneben bis auf den heutigen Tag in manchen Gemeinden aus dem alten Hanauischen Gesangbuche gesungen wird. Das früheste Colmarer Gesangbuch ist vom Jahre 1709; ein Colmarisches verbessertes Gesangbuch von Billing erschien 1781 mit folgender Anordnung: Allgemeine Loblieder, Lehr- und Glaubenslieder, Heilsordnung, thätiges Christenthum, Bittlieder, letzte Schicksale des Menschen. Dasselbe wurde durch Matthias Engel neu eingerichtet und in den Jahren 1819 und 1832 abermals herausgegeben, und

Digitized by Google

ist noch jetzt in einigen Gemeinden des Oberelsaß gebräuchlich. Eine neue Ueberarbeitung desselben vom Jahre 1840 blieb bloß auf die Stadt Colmar beschränkt. In dem Elsässischen wurde auch gebraucht das Marburger Gesangbuch von 1765 und das Zweibrückische von 1772. Das Mühlhäuser Gesangbuch erschien 1818 und das Gesangbuch der reformirten Gemeinde zu Straßburg von Andreas Laroche 1789.

Auch der zweite Band zerfällt in zwei Abtheilungen, wovon die erste Mittheilungen über evangelische Zeitbilder, der zweite Mittheilungen über die Kirche der Väter unter dem Kreuze enthält, wobei nur zu erinnern ist, daß in der ersten Abtheilung auch von dem dreißigjährigen Kriege, den Jesuiten u. s. die Rede ist, welche Gegenstände, wofern die Darstellung einen innern Zusammenhang gewinnen sollte, zum zweiten Abschnitte gezogen werden mußten. Wir werden daher diejenigen Mittheilungen, welche sich auf die Begründung der protestantischen Lehre im Elsasse beziehen, und darauf diejenigen, welche sich auf die Bekämpfung und Unterdrückung derselben erstrecken, zusammenfassen.

Vorauf geht ein Verzeichniß evangelischer Gemeinden, deren Gründungsjahr sich mit Gewißheit, oder doch mit großer Wahrscheinlichkeit bestimmen ließ, und es werden in demselben 159 Gemeinden des Elsasses aufgezählt, von denen später 22 wieder katholisch wurden.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

43. Stück.

Den 15. März 1856.

Straßburg

Schluß der Anzeige: „Mittheilungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche des Elsasses von T. W. Röhrich.“

Darauf wird von den Evangelisten der Reformationszeit geredet, wandernden Missionarien, die den evangelischen Glauben nicht Einer, sondern vielen Gemeinden verkündigten, seien sie nun ordentlich zu diesem Amte berufen worden, oder seien sie als Nichtgeistliche bloß aus innerm Antrieb des Geistes in diesen Wirkungskreis getreten. Unter den erstern verdient Georg Wickenhauer, der mit Familie und von Nahrungssorgen gedrückt von Gemeinde zu Gemeinde wandern mußte, eine Erwähnung. Von der zweiten Klasse machte ein Bauersmann, Namens Karsthans, im Sommer des Jahres 1522 unter den Bürgern Straßburgs großes Aufsehen, nachdem er bereits im Schwabenlande, zu Bahlingen und zu Freiburg gepredigt hatte. Dieser Bauer wird vom M. Matthäus Zell ein armer guter Mensch genannt, der mit

Frömmigkeit umgehe; es geschah also wohl nur wegen der Bedeutung des Namens, daß Ulrich von Hutten sein Gespräch zwischen einem Bauern und Franz von Sickingen, worin der Bauer ein über das andere Mal ausruft: „Ei, da muß man ja mit Flegeln und Karsten drein schlagen!“ — „Neu Karsthans“ überschrieb. Es ist auch von dem herumziehenden Laienprediger Melchior Hofmann, einem Kürschner, der in Schwaben und Sachsen, in Schweden und Holland, in Holstein und Liesland als Evangelist seiner schwärmerischen Meinungen herumreis'te, bis er zu Straßburg 1534 sein Leben im Gefängnisse beschloß, die Rede, es wird jedoch sonst über diesen in seiner Art merkwürdigen Mann während seines Aufenthaltes zu Straßburg weiter nichts berichtet. Wegen dieser Laienprediger ist in der ersten Straßburgischen Kirchenordnung vom Jahre 1534 ausdrücklich bestimmt, daß ein Jeder, der öffentlich lehren will, zuvor verhört und bewährt werden soll, damit nicht also an christlicher Lehre, daran doch all unser Heil steht, von einem Jeden seinem Muthwillen nach gefrevelt, und die Einfältigen verwirrt werden, wie leider bisher geschehen. Dazu wird die Bemerkung gefügt, daß erst vor kurzem dieser Eifer wieder erwachte, seitdem das religiöse Leben sich wieder reger kund thut, daß Colporteurs und Evangelisten in großer Zahl besonders in Frankreich wieder aufgetreten sind, worin ein gutes Zeichen der Zeit zu sehen, aber dabei zu wünschen sei, daß der Eifer dieser neuen Evangelisten ein Eifer aus Gott sei, mit Klugheit und Liebe verbunden, und daß dabei, im Rückblicke auf die lehrende und warnende Geschichte, auf die Gefahr hingewiesen werden müsse, die der evangelischen Kirche durch allerdings wohl-

meinende, aber nicht durch gründlichen Unterricht befähigte und ohne Aufsicht wirkende Evangelisten drohe. Daran schließt sich passend die Gründung des geistlichen Studienstifts St. Wilhelm. Schon im Jahre 1524 wurden in Straßburg durch Buzer, Capito und Hedio theologische Vorlesungen für solche eröffnet, die sich dem christlichen Lehramte widmeten, und Jacob Sturm und Martin Butzer faßten den Gedanken, eine Unterstützungsanstalt für solche einzurichten. Butzer gewann dafür seinen Freund, den Ambrosius Blaurer, den Reformator Oberschwabens, welcher die Städte Constanz, Memmingen, Lindau, Isny, Ulm und Biberach zur Theilnahme an dem gemeinnützigen Werke der Straßburger vermochte, um ein Band um die oberländischen Städte zu schlingen, die auch in dogmatischer Hinsicht ihre Uebereinstimmung durch die gemeinschaftliche Uebergabe der Tetrapolitana gezeigt hatten. Jede dieser Städte setzte die Kosten für einen Zögling aus, Straßburg unternahm den Unterhalt der Lehrer, und machte sich anheischig, für die Wohnung zu sorgen. Die sämmtlichen auf der Synode 1533 versammelten Straßburgischen Prediger und Kirchenpfleger erklärten sich laut für dieses christliche Unternehmen und im Jahre 1534 wurde den jungen Studirenden ein Theil der weitläufigen Gebäude des vormaligen Dominicanerklosters eingeräumt, im Jahre 1544 aber das Wilhelmerkloster, nachdem das Jahr zuvor bestimmt worden war, daß 24 Knaben, 12 Auswärtige und 12 Bürgersöhne aufgenommen werden sollten. Wer aufgenommen zu werden wünschte, mußte die klassischen und philosophischen Studien beendigt haben und geloben, die Theologie studiren zu wollen, der Kirche von Straßburg, wenn sie es von ihm

Digitized by Google

begehre, vor andern zu dienen, sich nicht ohne der Schulherrn Willen von hier weg an andere Orte zu begeben. Als erster Pädagog wurde Christoph Söll, Diakonus in der Kirche St. Wilhelm, eingesetzt, und ein Geistlicher dieser Kirche als Inspector oder örtlicher Aufseher des Stiftes gewählt. Die Zahl der Zöglinge ward bald auf 35 und dann auf 40 erhöht. Im Jahre 1660 wurde das theologische Studienstift in die Gebäude des vormaligen Predigerklosters verlegt. Es wird die Ordnung für das Studienstift angegeben und bemerkt, daß die jungen Leute zur fleißigen Benutzung der akademischen Vorlesungen, zum unausgesetzten Kirchenbesuche und zur Beihülfe in der Kinderlehre der Stadtkirchen angehalten wurden; das ist aber noch lange nicht hinreichend, um uns ein Bild von einem protestantischen geistlichen Seminare, wie sich ein solches von Anfange an gestaltete, zu gewähren, und doch thut uns ein solches so ganz vorzüglich noth. — Bei der Einführung der Reformation in der elsässischen Herrschaft Hanau-Lichtenberg unter dem Grafen Philipp IV. durch den evangelischen Prediger Theobald Groscher zu Buchsweiler im Jahre 1595 wurde die kölnische Reformation zu Grunde gelegt, die auch bei der eigenen Kirchenordnung von 1573 neben der würtembergischen pfälzischen (vom Churfürst Otto Heinrich), der zweibrückischen und markgräflich-pforzheimischen Kirchenordnung benutzt wurde, so daß katholisirende und reformirte Elemente neben einander stehen: der Gottesdienst, wo lateinische Schulen sind, durch ein lateinisches Lied beginnt, die Taufe immer vor versammelter Gemeinde geschehen soll, u. s. Bei der Reformation in der Herrschaft Rappoltstein im Obrelsaß werden über Philipp Jacob Spener, welcher

im Jahre 1635 zu Rappoltsweiler geboren wurde Einzelnheiten mitgetheilt, vorzüglich über den Hofprediger Joachim Stoll zu Rappoltsweiler, der die älteste Schwester Speners heirathete, und von welchem Spener sagte, daß er ihm, unter Menschen, die ersten Funken eines wahren Christenthums und Antrieb und Anleitung, seine Studien zu dem rechten Zwecke zu richten, zu danken habe. In der Kirchenordnung von 1721 findet sich eine ausführliche Vorschrift über die Feier der Confirmationshandlung. Die ehemalige Grafschaft Saarwerden, sowie die angrenzenden Herrschaften Finstingen, Diemeringen und Aßweiler, Deutsch-Lothringen genannt, gehörten nie zu dem Elsaß, wurden aber bei der Reorganisation des protestantischen Cultus in Frankreich im Jahre 1802 sämmtlich unter die Oberverwaltung der elsässischen Kirchenbehörden gestellt, und deshalb wird die Geschichte der evangelischen Kirche in diesen Ländern hier gegeben, wobei wir nur bemerken, daß sich auch in der Kirchenordnung für Saarwerden vom Jahre 1618, welche in vielen Stücken der hessischen folgt, die Feierlichkeit der Confirmation angeordnet wird.

Die Geschichte der Straßburgischen Kirche in der Mitte des 17. und 18. Jahrhunderts gibt zunächst eine Darstellung von der Wirksamkeit der theologischen Facultät an der Universität zu Straßburg. Mitglieder der theologischen Facultät zu Straßburg waren in der Mitte des 17. Jahrhunderts Dr Johann Schmidt, Dr Johann Georg Dorschäus, Dr Johann Conrad Dannhauer. Dannhauer, der Lehrer Speners, hatte eine vorherrschend praktische Richtung. Seine Kanzelvorträge waren im hohen Grade populär, freilich bisweilen an das Triviale streifend; dabei enthielt

er sich möglichst polemischer Ausfälle, und richtete seine Kräfte auf das praktische Christenleben. Zwar findet man auch in Dannhauers Predigten Latein, Griechisch und selbst Hebräisch eingemischt, aber es war dieses die Sitte der Zeit, und demohngeachtet sind dieselben Muster der Textbenutzung, Popularität und Freimüthigkeit. Er pflegt seinen Text auf analytische Weise zu behandeln als Homilie, seine von tiefer Menschenkenntniß zeugenden Anwendungen laufen nie schief aus. Seine Sprache ist körnigt, seine Darstellung bilderreich und belebt durch eingestreute Beispiele aus der Geschichte und aus dem gewöhnlichen Leben. Dabei beweis't er eine Naivität, die oft an den alten Dr Geiler erinnert, aus dessen Schriften er auch nicht selten ganze Stellen in seinen Predigten anführt. Die Mitglieder der theologischen Facultät in Straßburg waren in der Mitte des 18. Jahrhunderts Dr Johann Leonhard Fröreisen, Dr Johann Michael Lorenz, Dr Friedrich Jacob Reuchlin, Dr Johann Peter Lufft. Der rührigste und einflußreichste Mann unter denselben war Fröreisen. Nach seiner Ansicht, welche er in einer academischen Rede De misero Ecclesiae Augustanae confessioni addictae permultis in locis statu ausspricht, haben die Reformatoren zwar für die Reinheit der Lehre treulich gesorgt, haben es aber durchaus vernachlässigt, die äußere Kirchenregierung zur Erhaltung der Eintracht zu ordnen und festzusetzen, den Aerzten gleich, welche wohl für den Blutumlauf, für Magen und Speisen besorgt sind, aber nicht daran denken, die zerbrochenen Knochen zu heilen, und darauf hinzuarbeiten, daß der Körper stehen und gehen könne. Weil nichts Festes da ist, so geschieht, daß die eine Particularkirche nach Carpzovianischen, die

andere nach Hobbes-Thomasianischen oder nach Böhmerschen und andern Principien ihr Kirchenrecht sich nach Willkür bildet. Unklugerweise hat man die alten, festen Kirchengesetze abgeschafft, ohne andere gleichberechtigte an deren Stelle zu haben. Man darf das alte, wenn auch abgetragene Kleid, nicht wegwerfen, bevor man ein neues, besseres hat, auf die Gefahr hin, nackt umherlaufen zu müssen. Diesen Mangel eines festen Kirchenrechts fühlen insbesondre die kleinern Particularkirchen, die keine Consistorien und keine Kirchenconvente haben. Wären die deutschen Reformatoren vorsichtiger gewesen, so hätten sie, wie in Schweden und Dänemark, die bischöfliche Hierarchie beibehalten, oder hätten doch ein oberstes und allgemeines Consistorium eingesetzt, vornehmlich im Interesse der kleinern Particularkirchen, um ihre Kirchenfragen zu entscheiden. In Ermangelung eines festen Kirchenrechts geht es der evangelischen Kirche wie einem Wurme, der, in einzelne Theile zerschnitten, zwar in seinen einzelnen Theilen sich fortbewegt, so lange noch Lebenskraft da ist, dessen getheiltes Leben aber allmälig erstirbt. Fröreisen war ein heftiger Gegner von Zinzendorf, man sieht aber aus seinem Standpunkte, daß ihm an Zinzendorf hauptsächlich der Sectengeist mißfiel. Uebrigens galt Straßburg wie Wittenberg für die orthodoxeste Lutherische Universität, und war mit der Einseitigkeit dieser Orthodoxie behaftet. Die oberste Leitung der Kirchenregierung war seit den Zeiten der Reformation dem großen Rathe, als der damals höchsten und einzigen Obrigkeit der Reichsstadt, überlassen. Seitdem aber Straßburg an Frankreich gekommen war, und der römische Katholicismus daselbst Fortschritte gemacht hatte, und durch königlichen Be-

Digitized by Google

fehl seit dem Jahre 1683 der große Rath zur Hälfte katholisch sein mußte, so setzte der Magistrat aus seinem Schooße eine Commission ein, welche die evangelischen Kirchenangelegenheiten besorgte. Diese Commission führte anfänglich den Namen: „Die Herrn Deputirten von den geistlichen Bedächten"; erst seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts wurde sie das Collegium der Oberkirchenpfleger genannt. Während das Collegium der Oberkirchenpfleger ausschließlich aus weltlichen Mitgliedern bestand, bildete dagegen der Kirchenconvent eine fast bloß geistliche, jenem untergeordnete Behörde. Jeder Sitzung des Kirchenconvents sollten drei weltliche Kirchenälteste beiwohnen, und der Präses wurde auf den Vorschlag der Oberkirchenpfleger vom Magistrate ernannt. Der Kirchenconvent bestimmte die Texte für die Sonntags- und Wochenpredigten, berieth, wer zu dem theologischen Examen und zu der Ordination zuzulassen sei, wohnte den akademischen Prüfungen der Theologie-Studirenden bei, empfing über die bestandenen Examina Berichte, und ertheilte den Studirenden die Erlaubniß zum Predigen. Außer dem Kirchenconvente bestand noch ein besonderer Pfarrconvent, welcher die besondere Aufsicht über das Seminarium, in welches die ordinirten Candidaten des Predigtamtes, Seminaristen genannt, aufgenommen wurden, hatte. Ueberdies hatte jede einzelne Kirche der Stadt drei Kirchenpfleger: einen aus dem sogenannten beständigen Regimente oder der höhern Magistratur ernannten Oberkirchenpfleger, einen aus den Schöffen oder den gewöhnlichen Rathsherrn und einen aus den Bürgern, welche nebst einigen Beisitzern in den größern Gemeinden und den Geistlichen das Presbyterium bildeten. Sie ergänzten die erle-

Digitized by Google

digten Stellen unter sich durch freie Wahl, doch unter Genehmigung des großen Raths. Unter dem Presbyterium standen die Fabrikschaffner und die niedern Kirchenbeamten. Die Presbyterien hatten die besondern Angelegenheiten ihrer Kirchen zu besorgen, über Ordnung und Zucht zu wachen, die Rechnung des Fabrikschaffners abzuhören. Almosen war damals keines zu verwalten, da der Ertrag der Opferstöcke an die städtische Almosenpflege zu St. Marx abgeliefert werden mußte. Bei allem Festhalten an der Lutherischen Orthodoxie nahm dennoch die Straßburgische Kirche manche wesentliche und wichtige Einrichtungen und Gebräuche der reformirten Kirche bei dem Gottesdienste in sich auf: die durch besondre Kirchspielpfleger geübte Kirchenzucht, die öffentlichen Katechismusübungen durch die Prediger, die Abendmahlsfeier ohne Privatbeichte und Beichtgroschen, die Taufe ohne Exorcismus. In allen Kirchen der Stadt war außer dem sonntäglichen mehrfacher Wochengottesdienst, und derselbe wurde auch fleißig besucht. Nach dem Berichte einer handschriftlichen Straßburgischen Chronik wurde während des Jahres 1713 in dieser Stadt nicht mehr als 3787mal gepredigt, was auf jede der sieben Pfarrkirchen 541mal, und wöchentlich auf jede Kirche 10 bis 11 Predigten ausmacht. Mit der Volksschule sah es dagegen übel aus, indem laut Bericht der Kirchenvisitation vom Jahre 1660 die Dorfschulmeister größtentheils alte Soldaten und verkommene Handwerker waren. Die Privatbeichte, welche in der St. Nikolaigemeinde aus der frühern Reformationszeit noch übrig geblieben war, wurde im Jahre 1653, wie längst in den andern Pfarrkirchen, in die allgemeine Beichte nicht ohne Widerspruch umgewandelt. Als

ascetischer Schriftsteller ist Dr Siegmund Friedrich Lorenz, Professor der Theologie und Prediger zu Jung=St.=Peter, zu nennen, der Verfasser des 1785 zu Tübingen gedruckten Erbauungsbuchs: „Gottgeheiligte Sonntagsruhe“, unter dem Volke das „Lorenzbüchel“ genannt. Neben der im Jahre 1538 durch Calvin zu Straßburg gestifteten französisch=reformirten Gemeinde wurde im Jahre 1682 ebendaselbst eine französische Gemeinde Augsburgischen Bekenntnisses gestiftet, für welche ein eigenes Gesangbuch mit dem Titel: Cantiques spirituels. u. s. erschien, dessen Lieder Nachbildungen deutscher Gesänge sind. Diese Gemeinde erhielt bei der Reorganisation des protestantischen Cultus in Frankreich 1802 einen eigenen Prediger. Wider die Pietisten erließ das Collegium der Oberkirchenpfleger 1755 ein Verbot der Privaterbauungen. Unter den Bürgern blieb jedoch seit jener Zeit eine kleine Herrnhutische Gemeinde, welche noch jetzt das Gedächtniß des 19. Octobers 1745, als ihres Gründungstages, feiert.

Die zweite Abtheilung handelt von den evangelischen Landgemeinden während des dreißigjährigen Krieges, von dem Aufkommen der Jesuiten und der Kapuziner in dem Elsaß, von dem Simultaneum in den elsässischen Kirchen, von den evangelischen Märtyrern des Elsasses, von den evangelischen Rheindörfern, von den Protestanten zu Marlenheim, Nordheim, Landersheim und Düttlenheim, von der evangelischen Gemeinde in Hagenau, von den evangelisch=reformirten Gemeinden in Oberseebach und Schleithal, und gibt ein Bild von dem Zustande der evangelischen Kirche des Elsasses seit der Zeit, als durch den westphälischen Frieden und die französischen Reunionen das Elsaß an Frankreich kam, und unter der Einwirkung

desselben wieder katholisch gemacht werden sollte. Das ist ein in jeder Hinsicht trauriges Bild, und wir können nur einige Züge davon bemerklich machen. Erasmus, Schenk von Limburg, Bischof zu Straßburg, kam zuerst auf den Gedanken, durch Jesuiten dem Einreißen der neuen kirchlichen Grundsätze einen Damm in dem Elsasse entgegenzusetzen, aber erst unter seinem Nachfolger, Johann von Manderscheid, wurden die Jesuiten feierlich in das Elsaß eingeführt, und bekamen darin sechs stattliche Niederlassungen zu Molsheim, Hagenau, Schlettstadt, Ruffach, Ensisheim und Colmar. Im Jahre 1701 wurde das Jesuitencollegium von Molsheim nach Straßburg verlegt, und zu einer katholischen Universität erhoben. Der Pater Dez eignete Ludwig XIV. eine Schrift unter dem Titel: La reunion des protestants de Strasbourg à l'église romaine, die im Jahre 1687 erschien, zu, pries seine Verdienste um die Unterdrückung der Ketzerei, und suchte zu beweisen, daß der Uebertritt der Protestanten zur römischen Kirche eben so nothwendig als leicht sei. Was die Jesuiten für die höhern Kreise der Gesellschaft waren, das wurden die Kapuziner für die niedern Volksklassen. Das erste Kapuzinerkloster im Elsaß wurde zu Oberensisheim im J. 1603 erbaut; die elsässische Provinz wurde 1729 errichtet und zählte in der Mitte des 18ten Jahrhunderts 21 Kapuzinerklöster. Oeffentliche und geheime Gewaltmittel wurden in Bewegung gesetzt, zwei Drittheile der Bevölkerung des Elsasses katholisch zu machen, aber unzählige Katholiken verabscheuen jenen harten, unduldsamen Glaubenseifer, und sind, wenn sie auch in einer andern Sprache ihren Gottesdienst üben, mit den Protestanten im Geiste einig. Der dritte

Theil des Werkes ist von uns früher angezeigt worden. Holzhausen.

Darmstadt

Hofbuchhandlung von G. Jonghans 1855. Notizblatt des Vereins für Erdkunde und verwandte Wissenschaften zu Darmstadt. N. 1—20. October 1854—Juli 1855. Mit 6 lithographirten Tafeln. 144 S. in Octav.

Diese in monatlichen Nummern erscheinende Zeitschrift des genannten Vereins in Darmstadt, welche zufolge eines Beschlusses seiner Generalversammlung vom 2. Sept. 1854 „nicht nur die Bestimmung hat, Mittheilungen über Angelegenheiten des Vereins schneller zur Kenntniß der Mitglieder zu bringen, sondern auch Originalaufsätze geographischen, naturhistorischen und statistischen Inhalts namentlich aus dem Bereiche des Großherzogthums, sowie kurze Auszüge und Notizen aus andern Schriften in Verbindung mit literarischen Nachweisungen bringen soll", gibt einen erfreulichen Beweis von der Thätigkeit dieses auch schon durch die Herausgabe der Beiträge zur Landes-, Volks- und Staatskunde des Großherzogthums Hessen (2 Hefte Darmstadt 1850. 1853. 8) vortheilhaft bekannten Vereins und verdient auch von der Wissenschaft beachtet zu werden. Dies Notizblatt enthält nämlich außer zahlreichen größeren und kleineren freilich sehr bunt gemischten und bei dieser, eine eigentliche Kritik ausschließenden Art der Mittheilung und Auswahl in ihrem wissenschaftlichen Nutzen fraglichen Auszügen und Notizen aus Büchern, Zeitschriften und Zeitungen auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl Original-Mittheilungen, von denen mehrere von wissenschaftlicher Bedeutung insbesondere für die Kenntniß des Großherzogthums

Hessen sind. Es sind dies: 1) Resultate der meteorologischen Beobachtungen des Grh. Katasterbureaus zu Darmstadt in den Jahren 1850 — 1853 vom Geh. Obersteuerrath Dr Hügel, S. 11. 33. 57 u. 73 mit vier interessanten graphischen Darstellungen. Dieselben schließen sich an die Beobachtungen aus den Jahren 1845 — 1849 an, welche von demselben Herausgeber in den schon oben genannten Beiträgen zur Landeskunde ꝛc. des Großherzogth. Hessen mitgetheilt sind, so daß diese sehr interessanten und sorgfältig bearbeiteten Beobachtungen nunmehr schon eine zusammenhängende Reihe von 9 Jahren umfassen. Möchten doch durch solches Beispiel auch die Behörden anderer deutscher Staaten, wo dies bisher noch nicht geschehen ist, zur Einrichtung und Mittheilung solcher meteorologischer Beobachtungen, deren Wichtigkeit nicht allein für die Wissenschaft, sondern auch für die Landescultur ja auf der Hand liegt, zur Nachfolge angetrieben werden. — 2) Nachweisung über Producten-Einfuhr, Ausfuhr und Consumtion von Branntwein im Großherzogthum Hessen. Diese Uebersicht, welche die Jahre 1843 bis 1853 umfaßt, ergibt im Durchschnitt pr Jahr eine Production von 55269 Ohm, eine Einfuhr von 8160 Ohm und eine Consumtion 54470 O., davon jedoch 3980 O. zur Darstellung von Essig. Vergleicht man die einzelnen Jahre unter einander, so ergibt sich, daß die innere Consumtion (mit Ausschluß der Verwendung zu Essig) sich im Ganzen nicht bedeutend von der Production entfernt, daß in der Production gleichwie in der Consumtion eine stetige Abnahme, in der Verwendung zu Essig dagegen eine stetige Zunahme Statt findet. Die Consumtion (einschließlich der Verwendung zu technischen Zwecken, mit Ausnahme jedoch

derjenigen zur Essigfabrication) verglichen mit der Bevölkerung ergibt in den Jahren 1843—1848 im Durchschnitt 4,46 Maas, in den Jahren 1848—53 aber nur 4,04 Maas pr Kopf, was ohne Zweifel verglichen mit der Consumtion in anderen namentlich norddeutschen Staaten ein günstiges Verhältniß genannt werden kann. An Kartoffeln und Frucht wurden zur Branntweinbrennerei in der bezeichneten Periode jährlich im Durchschnitt 436,583 Malter Kartoffeln, 464 Ctn. Weitzen, 7297 Ctn. Roggen und 45,406 Ctn. Gerste verbraucht. Das Verhältniß der zur Branntweinbrennerei verbrauchten Gerste zu der gesammten Gersteproduction des Großherzogthums betrug im J. 1849 5,8 Proc., i. J. 1850 3,8 Proc. und i. J. 1851 2,4 Proc.; das der verbrauchten Kartoffeln zur Kartoffelproduction aber in denselben Jahren resp. 8,3, 9,1 und 6,9 Proc. Da im Großh. Hessen nicht allein aus Kartoffeln und Getreide, sondern 2) auch aus Weintrebern und Kernobst und 3) noch aus Trauben- und Obstwein so wie aus Weinhefen oder Steinobst Branntwein gebrannt, und die Brennerei nach diesen drei Bereitungsarten verschieden besteuert wird, so würde in dieser interessanten Nachweisung auch noch eine Mittheilung über den ungefähren Umfang dieser drei Klassen von Brennereibetrieben wohl leicht möglich und gewiß ebenfalls von Interesse gewesen sein. — 3) Uebersicht der Bevölkerung des Großherz. Hessen nach der Zählung im Dec. 1852. (S. 59 u. 65), welche vorzüglich im Anschluß an die ausführliche und sehr gründliche Darstellung der Bevölkerungsverhältnisse des Großh. Hessen nach den früheren Zählungen (in den Beiträgen zur Landeskunde rc. des Großh. Hessen) von Bedeutung ist. Wir bemerken daraus nur, daß die Zählung von 1852 854,314 Ew. gab, was gegen die von

1843 nur eine Zunahme von 19,603 Indiv. oder von ungefähr 0,26 Proc. pr. Jahr ergibt. Das deutet auf eine bedeutende Auswanderung hin, zumal in den Jahren 1815—1843, zufolge der angeführten größeren Abhandlung der jährliche Zuwachs nahe ein ganzes (0,96) Proc. betragen hat. Es wäre deshalb sehr erwünscht, wenn der Verein auch über die Auswanderung aus dem Großh. Hessen etwa während der letzten 10 Jahre einmal genauere Nachrichten mittheilte. — 4) Der Soolsprudel zu Nauheim, mit 1 Tafel S. 80—82, worin eine Erklärung des bekanntlich im May i. J. 1855 plötzlich erfolgten Ausbleibens des Nauheimer Sprudels und eine Mittheilung über die Bohrungen gegeben wird, durch welche man den Sprudel nicht allein in seiner alten Kraft wieder zu erhalten, sondern auch für die Zukunft vor ähnlichen Störungen sicher zu bewahren hofft. — 5) Versuch einer geographischen Darstellung von Hessen in der Tertiärzeit, mit einer geognost. Charte, von Salineninspector R. Ludwig zu Nauheim S. 97—102, S. 105—110 u. 113—119, ein längerer Aufsatz, der denen, welche überhaupt an solchen mehr Phantasie- als Naturgemälden Geschmack finden, seiner lebendigen Darstellung wegen empfohlen werden kann, der jedoch wohl eigentlich nicht in diese Zeitschrift gehört, weil Schilderungen dieser Art, bis jetzt wenigstens, noch überwiegend als Spielereien, nicht als Forschungen auf dem Gebiete der „Erdkunde und verwandter Wissenschaften" anzusehen sein möchten. — 6) Der Glimmerschiefer des westl. hess. Odenwaldes, vom Lehrer Seibert in Bensheim, S. 130—133, worin vornehmlich über das Vorkommen von Graphit in diesem Glimmerschiefer und über die i. J. 1854 von einer Actiengesellschaft angefangene Gewinnung dieses Graphits Mittheilungen gegeben

Digitized by Google

werden. — Sehr anzuerkennen sind auch die gut angeordneten Inhaltsübersichten, wodurch die Benutzung dieser Zeitschrift sehr erleichtert wird, der wir aufrichtig einen guten Fortgang wünschen. W.

Gröningen

Ap. K. de Waard. 1855. De fide et auctoritate Appiani in bellis Romanorum civilibus narrandis exploratis fontibus, quibus usus esse videtur. Scripsit Dr. I. A. Wijnne. 129 S. in gr. Oct.

Appian (unt. d. Kaisern Trajan, Hadrian u. Antoninus Pius) wird so vielfältig als Quelle in der Geschichte der röm. Bürgerkriege benutzt, daß es wohl der Mühe werth war, zu untersuchen, aus welchen Quellen er seine Erzählung geschöpft hat. Und dies ist in dieser Abhandlung auf eine sehr gelehrte und gründliche Weise von dem sehr bescheidenen Vf. geschehen. Die Untersuchung ist mit besondern Schwierigkeiten verbunden, da Appian selten seine Vorgänger nennt und viele Schriftsteller, aus denen er geschöpft haben mag, verloren gegangen sind. Diese Schwierigkeiten haben indessen den Vf. nicht abgeschreckt und hat derselbe in 8 Kapiteln das Resultat seiner Nachforschungen in guter lateinischer Sprache niedergelegt. Er gibt an (Cap. I—III), welche Quellen App. in den 5 Büchern über die röm. Bürgerkriege wahrscheinlich benutzt oder nicht benutzt hat, was und wie viel er aus seinen Quellen entnommen (C. IV), handelt darauf (C. V—VII) über Appians Werth als Historiker und spricht zuletzt (C. VIII) über die bei Appian vorkommenden Reden. Wenn man auch nicht in Allem, was nur auf Vermuthungen gestützt ist, mit dem Vf. wird übereinstimmen können, so möchte doch im Ganzen die Untersuchung für geschlossen zu erachten und die Schrift jedem, der sich für den Schriftsteller und die Geschichte der röm. Bürgerkriege interessirt, besonders zu empfehlen sein.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 17. März 1856.

Paris

Imprimerie Impériale, 1854. Recherches sur le culte du cyprès pyramidal chez les peuples civilisés de l'antiquité; par M. Félix Lajard. 362 S. in Quart mit XXI Bilderplatten.

Diese uns erst eben zugekommene Abhandlung füllt allein die ganze zweite Hälfte des 20sten Bandes der Mémoires de l'académie des Inscriptions: und wir wollen nicht verkennen, daß auch ein scheinbar so wenig allgemein bedeutsamer Gegenstand wie die Verehrung der Cypresse als eines heiligen Baumes in den Religionen der alten Völker wohl Wichtigkeit genug habe so ausführlich behandelt zu werden. Kommt doch Alles auf die Art an wie etwas erforscht, erkannt und abgehandelt wird. Daß gewisse Steine und Bäume einst viele Jahrtausende hindurch bei Völkern, welche schon sehr hoch gebildet waren, als heilig galten und zum Theil noch heute an gewissen Stellen der Erde so gelten, verdient schon an sich eine nähere Beachtung und Erforschung: aber es

hängt auch mit aller geschichtlichen Entwickelung der Menschheit zusammen; und eine einzelne Erscheinung dieser Art kann mit den wichtigsten Ereignissen der Geschichte und den fruchtbarsten Stoffen unserer Erkenntniß só eng verflochten sein, daß wir ohne sie auch diese nicht vollkommen und sicher genug verstehen würden. Und dazu reichen die breiten Spuren der Begriffe ebensowohl als der sinnlichen Ueberbleibsel des Alterthumes überall noch in unsre Zeiten hinein: sowie die vorliegende Abhandlung auch noch im Christenthume allerlei Spuren der einstigen Heiligkeit der Cypresse nachweisen zu können meint.

Der Verf., welchem eine ausgebreitete Gelehrsamkeit überall zur Hand steht, meint die Cypresse sei in entferntester Urzeit der assyrischen Venus geheiligt worden, ja dieser fast gleichgesetzt und als ihr irdisches Ebenbild betrachtet; sie sei ihr aber in ihrer dreifachen Bedeutung als Königin des Himmels und der Erde wie auch der Unterwelt und damit des Todes heilig gewesen, und komme daher auch auf den Bildwerken der Alten in der verschiedensten Bedeutung vor, als Sinnbild des Lebens und der Liebe, wie als das des Todes und der Trauer. Nun habe aber dieser himmelanstrebende Baum in seiner eigenthümlichen Art nur in Westasien seinen ursprünglichen Boden: von dort also sei er mit der Verbreitung des Glaubens an diese assyrische Göttin und der Gebräuche ihrer Religion erst über die übrigen Länder verbreitet, wo man ihn irgend im Alterthume finde. In diesen Sätzen liegen etwa die Grundansichten über den Gegenstand, welche der Verf. in seiner Schrift entwickelt. Nach ihnen sammelt er mit großem Fleiße Alles was die Alten über die Cypresse melden, auch die orientalischen Schriftsteller sowie alles übrige Schriftthum

und die neuern Reisebeschreiber nicht vernachlässigend. Nach ihnen deutet er gerne überall sowohl die geschichtlichen oder mythologischen Nachrichten, welche sich zerstreut bei den Alten finden, wo sie irgend auf die Cypresse sich beziehen oder sich beziehen zu können scheinen, als auch die Bildwerke der griechisch-italischen oder der ägyptisch-orientalischen Kunst, in deren Aufsuchen und Zusammenstellen er eine große Gewandtheit zeigt. Der Reichthum der vorliegenden Abhandlung ist in dieser Hinsicht só groß und só mannichfach, daß wir hier nur darauf hinweisen, unmöglich das Einzelne beurtheilen können. Und gewiß ist es von Nutzen, hier mit so viel Fleiß und Beharrlichkeit Alles zusammengestellt zu sehen, was sich auf diesen Gegenstand beziehen kann. Auch hat der Verf., wo es sich um die ihm weniger bekannten Sprachen und Inschriften handelt, die Vorsicht und die Selbstverleugnung gehabt, lieber die Urtheile von Fachkennern einzuziehen: wie er S. 174 — 182 eine kleine, aber recht lehrreiche Abhandlung des Vicomte Emm. de Rougé über ein Denkmal der ägyptischen Hathor (Venus) mit der Erklärung der Hieroglyphen desselben einschaltet. Allein alles Sprachliche wird von unsern gewöhnlichen Mythologen noch immer zu sehr vernachlässigt; auch das Geschichtliche in seiner strengen Wahrheit scheint uns der Verf. noch immer zu wenig beachtet, und vor glänzenden, vielleicht aber grundlosen Zusammenstellungen und Schlüssen sich nicht genug gehütet zu haben.

Mythologische Forschungen, wie man sie auch nach ihrer heutigen Ausbildung schätzen mag, treiben jedenfalls den tieferen Beobachter, welcher weite Strecken der alten Religionen und Sagen übersehen und beurtheilen will, vorzüglich auch die Ursprünge vieler Dinge bis in ihre entferntes-

sten Winkel zu verfolgen. So wäre es nach vielen Seiten hin schon von großem Vortheile, wenn der Verf. überzeugend bewiesen hätte, daß die Cypresse nur in den Ländern Westasiens ursprünglich heimisch und von dort erst überall hin verbreitet sei, wo wir sie jetzt oder wo wir sie etwa schon im Alterthume sonst finden. Der Verf., welcher in seiner großen Abhandlung fast durchaus nur nach den Ländern der alten Welt mit Rücksicht auf die jetzige Alles beschreibt, meint, sie sei weder in Ostasien und in Indien, noch in Aegypten und Afrika ursprünglich, und möchte ihre Verbreitung in Europa gerne von den Phöniken ableiten. Allerdings weis't schon die weite Verbreitung des griechischen Namens Cypresse darauf hin, daß einst der Baum selbst weit wanderte; dazu ist aber auch dieser Name wiederum sicher nicht ursprünglich griechisch, und es bildet sich sogleich weiter die Frage, woher ihn die Griechen hatten. — Allein, indem der Verf. annimmt, und einen großen Nachdruck darauf legt, daß der Baum auch nicht in Arabien einheimisch gewesen sei, weil die Araber keinen eigenthümlichen Namen für ihn besäßen, bringt er eine große Ungewißheit in diese ganze Frage. Aus dem Himjarischen und Aethiopischen ist zwar bis jetzt kein einheimischer Name für den Baum uns bekannt; vielmehr haben auch die Aethiopen das Wort *κυπάρισσος* in ihre eigne Sprache aufgenommen. Dieses dient also allerdings mit zu beweisen, daß der Baum in Afrika wohl nicht ursprünglich sei: und wir bemerken dieses hier ausdrücklich, um die Sammlungen des Verf. nach dieser Seite hin zu vervollständigen. Allein wenn der Verf. den von den persischen und türkischen Dichtern und Schriftstellern so oft gebrauchten Namen سرو serv für einen ursprünglich persischen hält, so

spricht er damit eine Meinung aus, welche zwar sehr verbreitet zu sein scheint, dennoch aber keinen guten Grund hat. Schon die Bildung eines Wortes wie serv klingt wenig persisch; kaum findet sich der bekannte persische Stadtname Merv als ein ähnlicher. Dagegen kann سَرْو im Arabischen eine sehr gute Bildung und Ableitung haben: es würde die Cypresse als den edeln hohen und wie königlichen Baum bezeichnen; und wenn sonst die Namen für Bäume und Gewächse oft sehr dunkel sind, so würde dieser vielmehr sehr klar seine Urbedeutung noch durchscheinen lassen. Der echt arabische Ursprung des Namens wird ferner durch die Einheitsbildung سَرْوَة bezeugt: denn solcher unterwerfen sich nicht leicht fremde Wörter. Auch ist es wohl der Mühe werth, hier noch an ein nahe verwandtes Wort zu erinnern. Man findet nämlich im jetzigen Arabischen auch einen Baum شربين sherbîn, welcher nach dem herrschendsten Sprachgebrauche zwar nicht die Cypresse, aber einen ähnlichen hohen Baum bedeutet; er wird auch in dem großen arabischen Werke über den Ackerbau erwähnt, von welchem neulich in diesen gel. Anz. S. 195 die Rede war. Allein dieses Wort klingt nicht wie ein rein arabisches: wirklich entspricht ihm das Syrische ܫܪܘܝܢܐ shervîno oder ܫܪܒܝܢܐ sherbîno (denn só sind diese in unsern syrischen Wörterbüchern ungenau wiedergegebnen Namen auszusprechen), womit syrische Ueberseßer auch das *κυπάρισσος* übertragen; auch im sonstigen Aramäischen findet sich שׁוּרְבָן für einen ähnlichen Baum. Nun aber entspricht dieses aramäische Wort den Lautgesetzen gemäß völlig jenem arabischen serv der Wurzel

Digitized by Google

nach, und bedeutete entweder die Cypresse selbst oder (da es etwas anders gebildet ist) doch einen sehr ähnlichen Baum. Desto sicherer also ist der Name serv für die Cypresse nicht erst aus dem Persischen (wo er auch gar keine Ableitung haben würde) ins Arabische eingedrungen, sondern ein echtes altes arabisches Wort, welches beweis't, daß die Cypresse wenigstens im Norden oder in der Mitte Arabiens seit den Urzeiten einheimisch war.

Wir wählen wie zufällig ein anderes Beispiel. Nach S. 89 f. und vielen andern Stellen möchte der Verf. auch den Namen der phönikischen Stadt Béruth (jetzt das heute so bekannte und vielbesuchte Bairût) mit der Cypresse und zugleich der Venus zusammenbringen. Er meint nämlich der Name Βραθύ, wie bei Sanchuniathon S. 16 (nach Orelli's Ausg.) ein phönikischer Göttersohn heißt, sei von der einen Seite einerlei mit dem weiblichen Namen Βηρούθ, einer Art phönikischer Göttin nach Sanchuniathon S. 24, von der andern mit dem Namen brathy, wie nach Dioscorides und Plinius n. h. 24, 61 auf Phönikisch die herba Sabina hieß. Alle diese zerstreuten Nachrichten und Namen müssen dem Verf. dienen, um zu beweisen, wie heilig die Cypresse auch in Phönikien war und wie sie der phönikischen Venus selbst gleich galt, so daß man von ihr auch wohl die Stadt Béruth nennen konnte. Allein, untersuchen wir dieses Alles näher, so finden wir da eher einen Knäuel der an sich unter einander fremdesten Dinge und Namen nicht ohne künstlichen Zwang zusammengedrehet. Denn das aramäische Wort בְּרוֹת oder hebräische בְּרוֹשׁ bedeutete zwar einen der Cypresse ziemlich ähnlichen Baum, so daß man es in neuern Zeiten oft selbst Cypresse übersetzt hat, obgleich diese Bedeutung des Wortes nicht ganz sicher ist; und mit diesem

Worte mag das brathy bei Dioscorides und Plinius ganz übereinstimmen. Allein so gewiß dieses ein ganz einfacher Gewächsname ist, hat jener sagenhafte Brathy bei Sanchuniathon nicht das Geringste damit gemein: denn dieser, mit dem Kasios sowie mit dem Libanon zusammengestellt, erscheint in der phönikischen Sage als eins der drei hohen Gebirge, welche die Sage etwa ebenso wie die Herculessäulen zu göttlichen Gestalten erhob; auch erscheinen diese alle bestimmt als Götter, nicht als Göttinnen, was doch nach der Annahme des Vfs am meisten nothwendig wäre. Die Béruth zwar an der andern Stelle Sanchuniathon's ist rein weiblich, hat aber auch einen ganz andern Laut, und bedeutet nach dem Zusammenhange jener Worte bei Sanchuniathon gewiß etwa so viel, wie die indische Prakritis, hat also in keiner Weise mit dem Baumnamen b'rûth oder vielmehr b'rôth etwas gemein. Und endlich der Name der Stadt Béruth könnte, wenn er auf dem Grunde einer alten heiligen Sage entstand, vielleicht mit dieser Göttin Béruth etwas Gemeinsames haben: bedenkt man aber, wie viele andre semitische Städtenamen von beér oder beéròth, d. i. Brunnen benannt sind, ebenso wie bei uns so viele auf -bronn, -brunnen, so wird man diese einfachste Ableitung für viel sicherer halten, jedenfalls aber in keiner Weise den Namen dieser alten Stadt mit dem schon dem Laute nach sehr verschiedenen Baumnamen b'rôth zusammenbringen.

Was endlich die mythologische Grundannahme des gelehrten Verf. betrifft, daß die assyrische Venus ähnlich der phönikischen, ägyptischen und anderen ursprünglich die Göttin der drei Welten gewesen sei und daher das Allerverschiedenste bedeuten und darstellen könne, so sind wir in der assyrischen sowie in aller asiatischen und ägyptischen

Mythologie bis heute wohl überhaupt noch auf einen zu wenig festen Boden von Erkenntniß und Gewißheit gekommen, um dieses zu behaupten; oder wenn es vielleicht auch für die späteren Zeiten des Alterthums zuträfe, so würde sich doch fragen, ob wir dieses für die ältesten Zeiten voraussetzen könnten, aus denen doch nach dem Vf. die Heiligung der Cypresse für diese Venus abstammen müßte. Solche Begriffe und Vorstellungen wie die mythologischen, welche im Leben aller Völker so weit und so tief zurückliegen, können, wenn man sie nicht ihrer bloßen Oberfläche nach erkennen will, gewiß nur dann etwas sicherer wiedererkannt werden, wenn Alles, was uns noch näher und leichter zu erkennen ist, schon völlig sicher wiedergefunden, alles Ungehörige wieder gesondert und alles sogleich von vorne an Verwirrte gelöst ist. Schafft hier zuvor reinen Boden: und das weiter Zurückliegende und Schwierigere wird euch dann leichter zu erkennen sein! Wie weit man von diesem Ziele in den Dingen (um hier nur davon zu reden) der asiatischen Mythologie noch entfernt sei, haben wohl die obigen Beispiele hier hinreichend gezeigt. Wir wollen deshalb aber die wirklichen Verdienste der eben etwas näher beurtheilten Schrift nicht verkennen, und weisen namentlich die Kenner und Freunde der Bildwerke der Alten auf den reichen Schatz von theilweise noch nie zuvor veröffentlichten alten Münzen, Altären und sonstigen Kunstdenkmälern hin, welche die 21 Bilderplatten enthalten. Man findet hier auch einige Kunstwerke aus den ältesten christlichen Zeiten, wo Christus als der gute Hirte dargestellt wird: der Vf. zieht sie hieher, weil er auch auf ihnen eine h. Cypresse zu sehen meint. Auch die zwei freilich schon längst bekannten palmyreischen Inschriften auf zwei Altären sind hier neu veröffentlicht, worüber der Unterz. bald anderswo weiter reden zu können hofft. H. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. 46. Stück.

Den 20. März 1856.

Philadelphia

Lippincott, Grambo and Co. London, Trübner and Co. 1854. Central Route to the Pacific, from the valley of the Mississippi to California: Journal of the Expedition of E. F. Beale, superintendent of Indian Affairs in California and Gwinn Harris Heap from Missouri to California in 1853, by Gwinn Harris Heap. 136 S. in Octav. Mit 12 Lithographien und einer Charte.

Die Reise, deren Beschreibung vor uns liegt, gehört zu den zahlreichen Versuchen, welche seit der Entwicklung der Auswanderung von den östlichen Staaten nach Californien gemacht worden sind, eine leichtere und weniger gefährliche Straße zwischen dem Mississippithale und Californien aufzufinden, als die zuerst durch die Expedition des Obersten Frémont im J. 1842—43 eröffnete. Sie wird Central-Route genannt, weil sie in der Mitte der beiden Regionen liegt, welche man bisher zur Auskundschaftung einer Linie für

eine Eisenbahn nach Californien vorzugsweise im Auge hatte, einer nördlichern nämlich, in welcher auch die Frémont=Straße liegt und einer südlicheren, auf welche zuerst durch den Marsch aufmerksam gemacht wurde, welchen Major Emory mit der Avantgarde der „Armee des Westens" im J. 1846 von Missouri über Santa Fé in Neu=Mexiko und den Rio Gila entlang nach San Diego im südlichen Californien ausführte (vgl. Jahrg. 1850 Stück 79 und des Ref. Amerika S. 995 u. 1000). Verglichen mit den Reisebeschreibungen, durch welche die bisherigen Hauptrouten bekannt geworden sind (namentlich mit denen von Frémont, Emory, Cooke, Stansbury u. A.), hat die vorliegende nur einen sehr untergeordneten geographischen Werth, indem sie uns eigentlich gar keine wissenschaftliche Nachrichten über die durchreis'te Gegend bringt. Der Verf. scheint seine Reise ganz unvorbereitet angetreten zu haben; außer einem Compaß hatte die ganze Expedition nicht ein einziges Instrument zu geographischen oder physikalischen Beobachtungen mit sich, nicht einmal ein Thermometer, welches sonst die Amerikaner auf solchen Reisen doch so gern und so vielfach zu benutzen pflegen. Das einzige geographische Interesse dieses Reiseberichts besteht darin, daß er uns zum Theil durch eine Gegend führt, über welche wir bis jetzt, obgleich sie den Spaniern früher keineswegs ganz unbekannt geblieben, so gut wie gar keine Nachrichten hatten. — Die Veranlassung zu seiner Reise erzählt der Verf. in der Einleitung folgendermaßen: Am 3. März 1853 votirte der Congreß eine Summe von 250,000 Dollars zur Ausführung eines Plans, den der Oberaufseher der Indianischen Angelegenheiten im Staate Californien, Herr E. F. Beale zur besseren Beschützung, Unterhaltung und Colo=

nisation der Indianer seines Bezirks vorgeschlagen hatte. Nach der Zustimmung des Präsidenten zu dem Plan des Hn Beale ward dieser angewiesen, ohne Verzug sich auf dem kürzesten Wege in seinen District zu begeben und die für die indianischen »Reserves« tauglichsten Ländereien aufzusuchen. Zugleich ward er beauftragt, in Verbindung mit diesem Plane die Gegend, wo die Territorien von Neu-Mexiko und Utah mit Californien zusammenstoßen, zu untersuchen um zu bestimmen, ob daselbst Ländereien vorhanden seien, nach welchen die California-Indianer mit Erfolg versetzt werden könnten. Diese Aufträge auszuführen, brachte Hr B. in wenigen Tagen eine kleine Gesellschaft zusammen, der sich dann der Verf., den gerade Geschäfte nach Californien riefen, auf die Einladung des Hrn B. gerne anschloß.

Die kleine Expedition, aus zwölf Personen bestehend, worunter ein Delaware-Indianer (den wir nebst einem in Neu-Mexiko als Führer angenommenen, lahm geschossenen Mexikaner als den ausdauerndsten, kühnsten und gewandtesten Gefährten kennen lernen), zwei Mexikaner und ein Neger, verließ Westport, den jetzigen gewöhnlichen Sammelpunkt in Missouri für die Caravanen nach dem Fernen Westen am 15. May 1853. Westport ist ein ganz neuer Ort 4 e. M. im Süden der Mündung des Kansas-Fl. in den Missouri und ungefähr ebenso weit im W. von Independence, der im schnellen Aufblühen begriffen ist und gegenwärtig schon einen eben so vollständig versehenen Stapelplatz für alle die Artikel bildet, welche die Emigranten für ihre Reise nach Californien oder Oregon gebrauchen, wie Independence, wo sich früher diese Caravanen auszurüsten pflegten. Das erste Kapitel unserer Reisebeschreibung führt nur

durch eine schon mehr bekannte Gegend. Die Reiseroute durchschneidet zuerst das Indianische Territorium. Am 18. Mai kommt sie in Council Grove an (Wegedistanz von Westport 122 e. M.), einer Indianer-Colonie, von der unser Verf. jedoch nur mittheilt, daß sie aus ungefähr 20 Fachwerk- und Blockhäusern besteht mit einem großen massiven methodistischen Missionshause, aus Kalkstein erbaut, einem vortrefflichen Baustein, der dort in Lagern von 6 Zoll bis 3 Fuß über eine Strecke von 15 Miles verbreitet ist. (Viel genauere Nachrichten über diese Gegend gibt schon die im Jahrg. 1850 St. 1. 2 dieser Blätter angezeigte Reise von Wislicenus). Mit der Abreise von Council Grove am 19. Mai fühlten die Reisenden sich erst recht eigentlich auf der Reise, weil bis dahin die hie und da vorkommenden, freilich nur von Indianern bewohnten Hütten noch das Gefühl, innerhalb des Bereichs der Civilisation sich zu befinden, erhalten hatten. Die Reise ging nun in der Richtung gegen W. durch Prärien, welche bis jetzt nur noch von herumschweifenden Indianern und von den Auswanderer-Caravanen nach Oregon und Californien durchzogen werden. Am 24. Mai erreicht die Expedition Fort Atkinson am Arkansas (früher Fort Man 365 engl. M. von Westport unter ungefähr 38° n. Br. und 100° w. L. v. Gr., ein im Verfall begriffener Militairposten der Verein. Staaten, der eben nach einem Befehl der Regierung nach dem Pawnee-Zweig (Red Fork) des Arkansas, den Ansiedelungen 100 engl. M. näher verlegt werden sollte), in dessen Nähe die gewöhnliche Straße von Independence nach Santa Fé gegen SW. den Arkansas überschreitet. Die Route unserer Reisenden verfolgte aber den Arkansas weiter gegen W. über Bent's Fort, einen ehemaligen

jetzt zerstörten Handelsposten, welcher am 31. Mai erreicht wurde, wo die alte oder obere Straße von Independence nach Santa Fé gegen S. abzweigt. Der Weg geht großentheils in dem Bottom (Thalsohle) des Flusses entlang, der in dieser Jahreszeit überall zu durchwaten ist, in welchem auch allein sich Holz (*Cottonwood*, Populus Canadensis u. a. Sp.) findet, welches jedoch mit der Zunahme der Reisenden schnell zu verschwinden anfängt, weil die Auswanderer viel mehr davon niederhauen und ruiniren, als sie für ihren Bedarf nöthig haben. Die Bemerkungen des Tagebuches während dieser Reise sind wenig wichtig und beziehen sich vornehmlich nur auf die vielen Auswandererzüge und die Indianer, mit denen man zusammentraf, so wie auf die Buffalos, welche in großen Heerden sich zeigten, und, jedoch mit wenig Erfolg, gejagt wurden. Am 1. Juni überschritt die Expedition den Arkansas da, wo an demselben die ersten Anhöhen (*Buttes*) an der Einmündung des Timpas Creek (die Timpas Buttes) vorkommen, um den Huerfano, einen südlichen Zufluß des Arkansas aufzusuchen, der nach dem Verf. unter 103° 20′ w. L. von Gr. (und unter ungefähr 38° 45′ n. Br. nach s. Charte) mündet. Von hier an verändert sich der Charakter des Landes, indem nach und nach sich mehr Hügel zeigen, gegen welche die reich mit Gras (*Bunch Grass*, *Festuca*) bedeckte Prairie allmählich ansteigt. Sehr beschwerlich war eine in Menge haufenweise wachsende Cactus-Art (*Prickly Pear*, wahrscheinlich *Opuntia vulgaris*). Auf den Hügeln entfaltete sich den Reisenden ein großartiges weites Panorama (S. 26). Im N. war der Horizont durch den hohen Pike's Peak (10,788 P. F. hoch) begrenzt, gegen NW. und W. durch die Sierra Mojada, die San-

gre de Christo = Berge (Sierra Blanca) (Special= Namen der östlichen Kette der Rocky = Mountains zwischen 36° und 39° n. Br. in Neu=Mexiko) und die Spanisch Peaks, gegen S. und O. dehnte sich die weite endlose Prairie aus, auf deren sanft= wellenförmig gegen die Hügel zu ansteigenden Theil der Lauf des Arkansas und des Sage Creek durch das in ihren Bottoms wachsende Holz verfolgt werden konnte. Der Apispah, ein südlicher, aus der Sierra Mojada herabkommender Zufluß des Arkansas wurde ihren Blicken durch einen Zug zwischenliegender Hügel verdeckt, während der Gegenstand ihrer Nachforschung, der Huerfano, vor ihren Füßen in einer Entfernung von ungefähr 3 e. M. dahinfloß und seinem ganzen Laufe nach von seinem Austritt aus den Bergen an bis zu seiner Vereinigung mit dem Arkansas zu überblicken war mit Ausnahme kurzer Zwischenräume, wo er durch Schluchtenthäler (*Cañons*) der Ebene seinen Weg nahm. Pike's Peak, dessen Spitze mit ewigem Schnee bedeckt war, bildete den beherrschenden Gegenstand der Landschaft, über alle benachbarten Gipfel weit hervorragend. Der Huerfano, an welchem die Reisenden ungefähr 5 e. M. oberhalb seiner Mündung ihr Nachtlager aufschlugen, ist ein schneller und wilder Strom mit trübem, jedoch wohlschmeckendem und kaltem Wasser. Der Fluß=Bottom ist breit und dick mit Weiden und Cottonwood bestanden, gemischt mit wilden Rosen und Wein und mit weichem Grase beraset — ein Wald = Paradies! fügt der Verf. hinzu, von dem jedoch die beigegebne Landschaftsskizze keinen rechten Begriff gibt. Der Fluß hatte ungefähr 25 Yards (ungef. 72 F.) Breite und 5' Tiefe, dicht am Ufer; Banden von Antilopen und Hirschen (*Deer*) belebten die Ebene. — Etwas oberhalb des

Digitized by Google

Lagerplatzes tritt der Huerfano aus einem Cañon hervor, von dem der Verf. eine gute Abbildung mittheilt.

Von hier an führt das Tagebuch nun bis zu den Mormonen-Ansiedelungen am Kleinen Salzsee (unter ungef. 113° w. L.) durch einen bisher noch sehr selten durchreisten Landstrich, über den unsere Charten noch sehr mangelhaft sind. Das 2. Kapitel führt uns von der Mündung des Huerfano bis zum Coochatope-Paß. Die Gegend wird mit der Annäherung gegen die Spanisch Peaks und die Sierra Mojada im Westen schöner und malerischer, die Berge erheben sich höher, einige auf den Gipfeln mit Schnee bedeckt, während der dichte Nadelholzwald an ihren Einhängen einen schönen Contrast mit den hellgrünen Matten an ihrem Fuße bildet. Leider erfahren wir wenig Genaueres über diese Gegend und scheint der Verf. auch gar keine botanische, geognostische oder mineralogische Kenntnisse zu besitzen. So spricht er z. B. von vulkanischen Massen und von Spuren vulkanischer Thätigkeit, aber offenbar ganz irrthümlich. — Um den geradesten Weg nach dem Fort Massachusetts (im nördlichen Theile des Rio Grande del Norte-Thales in Neu-Mexiko) zu nehmen, schlägt die Expedition den Weg gegen SW. ein und überschreitet das Gebirge durch den Sangre de Christo-Paß, der so bequem ist, daß er durch Fuhrwerk passirt werden könnte, und folgt dann dem Sangre de Christo-Creek (auf den früheren Charten wahrscheinlich Indian Creek genannt, der nur ein Zweig desselben ist), der nach Aufnahme des Trinchera in den Rio del Norte mündet. In Fort Massachusetts, welches die Reisenden am 14. Juni erreichten, blieb die Caravane 10 Tage, da die zur Weiterreise erforderlichen Maulthiere, so-

Digitized by Google

wie ein Führer dort nicht erlangt werden konnten und aus Taos, welches ungefähr 80 e. M. im S. davon liegt, geholt werden mußten. Der Verf. benutzte diese Zeit zu Excursionen in der Umgegend (S. 32). Das Fort, damals von 75 Mann Cavallerie besetzt, von denen jedoch nur 45 beritten waren, liegt in einer engen Schlucht, aus welcher der in den Trinchera mündende Utah hervorströmt und besteht aus einem vierseitigen Palisadenwerk mit bequemen Quartieren für 150 Mann Besatzung, Cavallerie und Infanterie. Hohe und steile Berge umgeben es von drei Seiten, seine Lage paßt jedoch besser für eine Farm wegen der umliegenden guten Weiden und Holzungen als für einen Militairposten, indem es von dem gewöhnlichen Pfad der Indianer zu entfernt liegt, um die Ansiedelungen im San Luis-Thale vor deren Einfällen und Plünderungen zu schützen. Die Utahs, welche das Sahwatch-Gebirge*) unsicher machen, fallen in das Thal von San Luis entweder von Westen her durch den Carnero- und den Coochatope-Paß oder von N. und NO. durch die Pässe Del Punche, Del Medino und Del

*) Es ist dies eine von SO. nach NW. streichende wohl nur niedrige Bergkette, welche die östliche, das Thal des oberen Rio del Norte gegen O. begrenzende Kette der Rocky-Mountains (vorhin Sierra Mojada und Sierra do Sangre de Christo genannt) mit dem dem östlichen Randgebirge des Großen Salzsee-Bassins (den Wahsatch-Mountains) vorliegenden Plateaulande verbindet und das obere Thal des Rio Grande del Norte (hier das Thal von San Luis genannt) gegen N. schließt. Einige Charten haben an dieser Stelle die Green-Mountains. Sehr zu bedauern ist es, daß der Verf. diesen interessantesten Theil seiner Charte nicht näher erläutert und auch seine eigentlichen Quellen für seine Zeichnung nicht angibt, seine eigenen „Notes“, nach denen er sie bearbeitet haben will, sind nichts weiter als Angaben von Wegedistanzen.

Mosque ein, weshalb ein am oberen Ende des San Luis-Thales errichteter Militairposten diesen Plünderern viel wirksamer würde aufpassen können. Die Umgegend des Forts Massachusetts beschreibt der Verf. als sehr fruchtbar und wegen der dort viel häufiger und regelmäßiger als weiter im S. erfolgenden Regen (weshalb die benachbarten Berge auch Sierra Mojada d. h. das feuchte Gebirge, genannt werden) für Ackerbau-Colonien sehr geeignet.

Am 15. Juni setzt die Expedition neu ausgerüstet ihre Reise fort, erst dem Utah-Creek entlang gegen SSW., bis sie in das Thal von San Luis eintritt, worauf die Richtung gegen W. z. N. eingeschlagen wird. Die Route führt über eine mit Artemisia, Cactus und einzelnen Haufen von nahrhaftem Grase (*Nutritious Grama, Panicum dactylon?*) bedeckte Ebene. Das Nachtlager wurde nach einem Marsche von 25 e. M. an einem Morast (*Slough*, *Estero* der Spanier) des Rio del Norte aufgeschlagen, dessen linken Ufern die Expedition dann in der Richtung gegen NNW. noch 10 M. weiter folgt, bis er seine Hauptbiegung gegen W. macht, worauf die Expedition in der Richtung gegen N. z. W. fortschreitet, dem Sahwatch-Thale zu, dem Anfange des Coochatope-Passes. Der Weg ging bis zum Fuße der Berge, welche das San-Luis-Thal gegen N. einschließen, über eine wasserarme Ebene mit meeresgleicher Oberfläche, in welcher in 14 M. Entfernung von dem Punkte, an welchem man den Rio Grande verlassen hatte, ein schönes Flüßchen mit klarem kühlem Wasser, der Rio de la Garita, überschritten wurde, welcher in den Sahwatch-Bergen entspringt und gegen O. z. S. fließend in eine große Lagune (Sahwatch Lake) am

Fuße der Sierra Mojada, im nordöstlichen Theile des San-Luis Thales mündet*). Das Sahwatch-Thal hat von dem von San Luis aus zwei Eingänge, die Expedition wählte den von den Spaniern El Rincon del Sahwatch (den Abschnitt, weil er einen Richteweg bildet) genannten, als den nächsten. Bei Uebersteigung der auf diesem Wege das Sahwatch- von dem San Luis-Thale trennenden Hügelreihe hat man einen schönen Ueberblick über das erstere. Es ist völlig eben, von 2—5 e. M. breit, westwärts sich allmählich verengend, sein Ansteigen ist sehr unmerklich und erscheint es ganz wie eine Fortsetzung des Thales von San Luis. Ein wasserreicher Strom, der Sahwatch, beinahe so breit wie der Huerfano, aber tiefer, fließt in seiner Mitte dahin und ergießt sich in die genannte Lagune des San Luis-Thales. Seine Oberfläche war mit nahrhaften Gräsern, und die Hügel und Berge, welche es einschließen, mit Fuhren, Tannen und Espen bedeckt. Nach einem Tagemarsch aufwärts, auf dem der Sahwatch-Fl. passirt wurde, wobei das Wasser bis an die Sättel reichte, lagerte die kleine Caravane an dem Eingange des berühmten Coochatope-Passes, der auf der Nordseite des Sahwatsch-Thales liegt, welches bis hieher und noch einige M. weiter auf-

*) In denselben See (ohne Abfluß) ergießt sich auch der Sahwatch-Fl., der ebenfalls in den Sahwatch-Bergen entspringt und gegen SO. abfließt. Wie die Wasserscheide zwischen diesem See und dem Becken des Rio Grande in demselben Thale von San Luis beschaffen sei, erfahren wir nicht. Auf dem von unserer Expedition genommenen Wege wurde sie in in einem niedrigen Bergpasse überstiegen, näher dem See zu kann sie aber wohl nur aus einer kaum bemerkbaren Erdanschwellung bestehen, dieser ebenere Weg wäre aber für die Expedition ein Umweg, mit einem Bogen gegen O. gewesen.

wärts eben bleibt und welches nach dem Verf. zu Ackerbau-Ansiedelungen sehr geeignet sein würde, wenn ein Militairposten daselbst die Ansiedler vor den Einfällen der Utah-Indianer schützte. In geognostischer Beziehung wird über diese Gegend nur mitgetheilt, daß eine ausgezeichnete Art Sandstein gefunden wurde und nach der beigegebenen Landschaftsskizze scheint dies ein horizontal gelagerter Sandstein mit ausgezeichneten Nebenabsonderungen zu sein

Das 3te Kapitel, eins der interessantesten des Buches, führt uns von dem Coochatope-Paß bis zum Grand River (Grand Fork oder Ostzweig des Rio Colorado des Golfes von California) S. 38—51. Der genannte Paß ist eine wunderbare Bergschlucht (Gap) oder vielmehr ein wahres Felsenthor. Coochatope bedeutet in der Sprache der Utahs auch Buffalo-Thor, ebenso wie der spanische Name El Puerto de los Cibolos. Diesen Namen erhielt dieser Paß wegen der großen Heerden von Buffalos, welche durch dies Thor aus den nördlicher gelegenen Hochebenen (den sogen. Three Parks, New Park, Old Park und South Park auf Frémont's Charte im Quellgebiete des Colorado des Platte- und Arkansas-Fl.) und vom Oberen Arkansas in das Sahwatch- und San Luis-Thal einzudringen pflegten, ehe sie durch die fortgesetzten Verfolgungen ausgerottet oder von diesem Zuge abgelenkt wurden. Der Boden des Passes (der rechtwinklig gegen das Sahwatch-Thal gerichtet ist) ist so eben, daß man kaum ein Ansteigen merkt, zu beiden Seiten steigen aber felsige Berge steil auf (jedoch, wie es scheint, nicht zu beträchtlicher Höhe, der Verf. gibt darüber gar keine sichere Andeutung). Der Coochatopee-Paß kann zu allen Jahreszeiten, selbst im Winter passirt werden.

Viele Utahs überwintern in den Thälern der Sahwatch=Berge, wo mexikanische Traders sie aufsuchen, um von ihnen Buffalo= und Bockleder einzutauschen. Aus dem Paß fließt ein kleiner Strom hervor, der dem Sahwatch zugeht und von den Utahs Coochumpah, von den Spaniern Rio de los Cibolos, d. h. Buffalo=Fl. genannt wird. Wenige Stunden jenseits des Felsenthors, das zu jeder Jahreszeit leicht, selbst mit Wagen, wie es scheint, passirt werden kann, sahen die Reisenden das letzte zum Sahwatch fließende Wasser und eine Viertelstunde weiter überschritten sie schon den ersten Zufluß des Grand River Fork oder des östlichen Zweiges des in den Golf von California mündenden Rio Colorado: so daß also auch hier, wie an so vielen Stellen in Nord=Amerika die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean zwar im Gebirge, aber offenbar in verhältnißmäßig sehr geringer Höhe liegt und sehr leicht zu überschreiten ist. „Neun Miles von dem Gate, sagt unser Verf., sahen wir den letzten gegen O., dem Atlantischen Ocean zufließenden Bach, fünf Minuten weiter waren wir auf dem Culminationspunkt des Passes und noch zehn Minuten weiter überschritten wir den ersten Strom, der sein Wasser dem Stillen Ocean zusendet, so daß wir fast mit dem einen Fuße in dem Wasser standen, welches dem Golf von Mexiko zufließt und mit dem anderen in dem, welches sich in den Golf von California verliert.“ Am westlichen Ende des Passes bot sich den Reisenden eine großartige unbeschreibliche schöne Landschaft dar. „Hohe Berge erhoben ihre mit ewigem (?) Schnee bedeckten Gipfel bis in die Wolken, während unsere unmittelbare Umgebung sanft gerundete mit Gras, Blumen und reichen Matten bedeckte Hü=

gel bildeten, von denen zahlreiche Rinnsale herabkamen, ihr Wasser dem Coochatope-Creek, einem Zufluß des Grand River zuzusenden."

Um den Grand River (den Ostzweig des Colorado) auf dem nächsten Wege zu erreichen, schlägt die Expedition von dem Punkte an, wo sie den Coochatope-Creek erreicht, die möglichst gerade Richtung gegen W. ein. Diesen Weg, auf dem sie in 5 Tagereisen (vom 19.—23. Juni, Wegedistanz ungefähr 150 e. M.) an den Fluß anlangte, ging durch hügeliges und zum Theil bergiges Land, ward aber sehr erschwert durch eine Anzahl stark angeschwollener östlicher und zum Theil noch auf keiner Charte verzeichneter Zuflüsse des Grand River, deren Ueberschreiten mit den größten Anstrengungen und oft mit Lebensgefahr verbunden war. Die bedeutendsten dieser Zuflüsse waren der Rio de la Laguna, der Nawaquasitch (Schaafschwanz in der Sprache der Utahs) aus zwei Zweigen bestehend, Riitos Quartos (?) und Cola de Carnero genannt, und der Uncompagre, dessen Mündung gegenüber auf der Westseite die noch fast ganz unbekannten Pareamoot-Berge (Elk-Mountains) aufsteigen, welche wohlbewaldet und wildreich sein und auf deren Plateaus sich schöne fischreiche Seen, reiche Weiden und die einladendsten Oertlichkeiten zur Ansiedelung befinden sollen (S. 44). — Den Grand River selbst (der in dem sogen. Middle Park entspringt und da, wo er aus diesem Bassin, nachdem er alles Wasser in demselben gesammelt hat, hervorbricht, nach Frémont, der ihn dort passirte, schon ein großer Strom von 130 Yards [375 F.] Breite ist) fanden sie so ungewöhnlich stark angeschwollen, daß zum Uebersetzen, namentlich der Bagage, besondere Vorkehrungen getroffen werden mußten. Es

wurde auf verschiedene Weise versucht, zuletzt mit einem schnell aus einem dicken Baumstamm hergerichteten Canoe. Nachdem aber nach ungeheuern Anstrengungen mit demselben ein Theil der Reisegesellschaft und der Effecten hinübergebracht war, kenterte das Canoe, wobei mehrere Menschen nur mit großer Mühe gerettet werden konnten, zugleich aber so viel von der nothwendigsten Bagage und dem Proviant verloren ging, daß, da auch die Aexte zur Anfertigung eines neuen Canoes oder eines Flosses unbrauchbar geworden waren, der Versuch weiter vorzudringen aufgeben werden, und unser Verf. sich entschließen mußte, mit einigen der Leute nach Taos, dem nächsten Orte in Neu-Mexiko zurückzukehren, um von dort neue für die Weiterreise nothwendige Provisionen, Maulthiere ꝛc. herbeizuholen. Wir bedauern die ausführliche und sehr lebendige Schilderung, welche der Verf. von diesem verunglückten Versuch, über den Grand River vorzudringen, da sie keinen Auszug gestattet, übergehen zu müssen, so geeignet sie auch ist, ein anschauliches Bild von den Strapatzen und Opfern zu geben, mit denen auch jetzt noch solche Expeditionen verbunden sind, und zugleich zeigen, zu welcher bewunderungswürdigen Naturbeobachtung, Kraft, Ausdauer und Kühnheit die großartige ungebändigte Natur hier noch eine Klasse von Menschen erzieht, die man leider in 50 Jahren vielleicht nur noch in Cooper'schen Lederstrumpf-Erzählungen finden wird. —

Kap. 4 enthält die Reise unsers Verfs nach Taos und zurück, so wie das Journal des Herrn Beale, der während der Abwesenheit des Ersteren mit dem Rest der Reisegesellschaft am Grand River gelagert blieb. Da das letztere wenig geographisches Interesse hat und vornehmlich nur die

freilich keineswegs langweiligen Begegnisse des Hn B. mit den in der Umgegend lagernden Utah=Indianern, so wie einige Jagdzüge betrifft, welche er von seinem Lagerplatz aus machte, so verweilen wir nur kurz bei der Erzählung des Hrn Heap, der am 30. Juni aufbrechend, zuerst den Herweg der Expedition bis in die Nähe des Coochatope=Passes verfolgt, dann aber gegen S. sich wendet, um durch einen noch etwas näher liegenden, aber auch noch weniger bekannten Bergpaß, den Carnero= oder Bergschaaf=Paß nämlich, das Sahwatch=Gebirge zu übersteigen. Er gelangt auf diesem Wege etwas früher an den Rio Grande del Norte, dem er dann auf dem linken Ufer bei Fort Massachusetts vorbei bis nach San Felipe de Taos, der nördlichsten bewohnten größeren Ortschaft in Neu=Mexiko folgt, wo er nach 7 Tagen, in denen 333 e. M. zurückgelegt wurden am 6. Juli ankommt. Wir bemerken aus den Mittheilungen unsers Verf. auf dieser Reise (die wegen Kärglichkeit der Provisionen und der Qualen durch die Musquitos, die überhaupt die Expedition auf der ganzen Reise fast im höchsten Grade belästigten, sehr beschwerlich war), nur daß der von ihm gewählte Carnero = Paß nach seiner Meinung vor dem von Coochatope noch mancherlei Vorzüge voraus hat. Er führt ebenfalls in das Sahwatch=Thal, aber in das obere Ende desselben. Unsere Reisenden verfolgten dasselbe jedoch nicht, sondern kreuzten es nur, und überstiegen den Südrand desselben auf einem kürzeren, aber eben so bequemen Wege als auf der Hinreise und gelangen so in das Thal von San Luis nahe bei dem Punkt, wo der früher schon erwähnte Garita die Berge verläßt. Dieser Weg führt anfangs durch Thäler, welche mit der Regelmäßigkeit der Straßen

einer Stadt in einander münden und allmählich breiter werden. Zuletzt kamen sie in das von dem Carnero Creek bewässerte, in welchem dieser dem Garita zufließende Bach dreimal solche Felsenthore (Gaps) passirt, wie das des Coochatope-Passes. Die Passage durch dieselben ist eben, die Reisenden ritten jedoch nur durch das oberste, vermieden das zweite durch Bäume und Gebüsch sehr versperrte durch einen Umweg über niedrige, steinige Hügel und ließen das dritte links liegen, um gegen SO. direct, den Garita überschreitend, in das San Luis Thal einzudringen. Sie erreichten dies Thal, welches sich von da gegen S. wie eine endlose Ebene ausdehnt, am 3. Juli gegen Abend und schlugen am Rio del Norte gerade ihr Nachtlager auf, als die Sonne hinter dem Paß in der Sierra de San Juan, am Austritt des Rio del Norte aus dem Gebirge, unterging. Dieser Paß, der in Sicht von ihnen lag, ist derselbe, in welchem den Obersten Frémont mit seiner Expedition im Winter 1848—49 so nahe dem Gegenstande seiner Nachforschung, dem Coochatope-Paß nämlich, ein so großes Mißgeschick getroffen hat. Von der Ebene aus erscheint dieser Paß gangbarer selbst als der von Carnero und von Coochatope, doch kann er nur mit Maulthieren und zwar auch nur von Mitte August bis zum ersten Schneefall im Anfange December passirt werden. Im Winter ist er ungangbar, wegen des Schnees, und im Frühling bis zum August bildet der alsdann vom schmelzenden Schnee angeschwollene Rio del Norte das Hauptthinderniß.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

47. Stück.

Den 22. März 1856.

Philadelphia

Schluß der Anzeige: »Central Route to the Pacific, from the valley of the Mississippi to California etc. by G. H. Heap.«

Dieser Paß ist in Mexiko unter dem Namen der Puerta del Rio del Norte bekannt, die Amerikaner aber nennen ihn William's Paß zu Ehren des „Old Bill Williams", des Führers des Obersten Frémont, der ihn entdeckte (?). Durch ihn führt der kürzeste Weg zum Grand River, da er eine Tagereise kürzer ist als der durch den Carnero- und nahe 2 als der durch den Coochatope-Paß. — Von hier ging der Weg auf dem linken Ufer des Rio del Norte bis Taos, welches nun in 3 Tagen (Wegedistanz 147 e. M.) erreicht wurde, durch eine zum Theil schon mit einzelnen Ansiedelungen bedeckte Gegend. Die Ansiedler sind meist *Peons* (abhängige Dienstleute) reicher Landeigenthümer, die in Taos wohnen, wenige sind Eigenthümer. Ueber Taos erfahren wir von dem Verf. so gut wie nichts von Bedeutung, denn

seine einzige bemerkenswerthe Mittheilung, daß der durch seine Qualität berühmte Weizen der Umgegend (Payute- oder Taos-Weizen genannt) ursprünglich von wildem Weizen abstamme, der am Sante Clara und am Rio de la Virgen (Zuflüsse des Colorado an der südlichen Grenze des Utah-Territoriums) gefunden worden, ist wohl schwerlich zu glauben. Nachdem der Verf. das zur Weiterreise der Expedition Erforderliche, namentlich auch zusammengenähete Ochsenhäute, um als Boote zum Uebersetzen über Flüsse gebraucht zu werden, besorgt hatte, verläßt er Taos am 9. Juli und kommt am 16. glücklich zum Lagerplatz des Hrn Beale (276 M. Distanz) zurück.

Kap. 5 beschreibt nun die Weiterreise der neu ausgerüsteten Expedition bis zu den Mormonen-Colonien in der Nähe der Vegas von Santa Clara (S. 71—97). Der Grand River wurde nun, da er unterdeß 6 F. gefallen war, ohne die Hülfe von Booten zu gebrauchen, glücklich am 17. Juli überschritten. Wir übergehen hier wieder die spannende Erzählung der anfangs freundschaftlichen, dann aber sehr drohend werdenden Verhandlungen mit einer großen ungefähr 250 Krieger zählenden Bande von Utah-Indianern, die in der Gegend lagernd angetroffen wurde und deren Angriff die ganze Expedition sicher schnell unterlegen haben würde. Bis zum 23ten Jun. verfolgt die Expedition den Grand River abwärts in der Richtung gegen SW. 70—80 e. M. weit auf seiner rechten Seite, wobei mehrere bedeutende Zuflüsse desselben, unter denen man den Avonkarea oder Blue River breiter und rascher fand als den Grand River selbst, nur mit Hülfe der Haut-Boote überschritten werden konnten. Die Gegend zu beiden Seiten des Flusses,

der mitunter durch sog. Cañons seinen Weg nimmt, wird als eben und unfruchtbar und, außer an den Wasserströmen, nur *Sage* (*Artemisia tridentata*) und Cactus producirend, geschildert. — Am 23. ward der Grand River verlassen und die Richtung gegen W. eingeschlagen, um den westlichen Zweig des Colorado (Green Fork of the Great Colorado) zu gewinnen. Der Weg dahin ward über ein trocknes und steiniges Hügelland (nach der beigegebenen Landschaftszeichnung offenbar aus einer mächtigen Sandsteinformation bestehend) mit vielen tiefen Schluchten in anderthalb Tagen (Wegedistanz ungefähr 40 engl. M.) zurückgelegt. Der Green River war breiter und tiefer als der Grand River (der in seinem angeschwollenen Zustande da, wo die Expedition ihn zuerst traf, auf mehr als 250 Yards Breite geschätzt wurde. S. 43) und der Avonkarea, doch war sein Strom nicht so rasch und ungestüm. Mit Hülfe ihrer Boote setzt die Expedition glücklich über diesen Fluß an einer Stelle, wo seine Ufer hoch und malerisch sind. Jenseits des Flusses gelangt sie nach einer Reise von zwei Tagen in derselben Richtung durch eine unebene, meist sterile Gegend an den Fuß der Berge, welche das Bassin des Großen Salzsees (Frémonts Bassin) im Osten begrenzen und hier den Namen der Wahsatch-Berge tragen. Sie bestehen aus mehreren von N. nach S. (oder genauer von NNO. nach SSW.) laufenden Parallelketten mit zwischenliegenden schön bewässerten Thälern, welche durch zahlreiche Pässe mit einander in Verbindung stehen. Unsere Reisenden übersteigen die östlichste nicht hohe Kette und gelangen so in das Thal des Rio Salado, der schon dem Großen Bassin angehört, indem er dem Severo (Sevier) oder Nicolet-Fl. zuströmt,

Digitized by Google

der zuerst nordwärts den Ketten parallel fließt und darauf die westlichen Ketten durchbrechend in den See gleichen Namens im Großen Bassin mündet. Im Thale des Nicollet, ungefähr unter $38\frac{1}{2}^0$ n. Br. und 112^0 w. L. angekommen, verfolgt nun die Expedition, die nahen Hauptansiedelungen der Mormonen am Großen Salzsee, wohin von da eine Fahrstraße führt, im N. liegen lassend, dies Thal gegen SSW. aufwärts und gelangt so nach drei Tagen, am 2. Aug. nach der nächsten Mormonenstadt Paragoona im Thale des Kleinen Salzsees, welche nahe dem Fuße der hier den Südostrand des Großen Bassins bildenden Berge und ungefähr 4 e. M. gegen S. von dem Kleinen Salzsee entfernt liegt. Diese Stadt bestand damals aus ungefähr 30 aus *Adobes* (getrocknete Lehmsteine) aufgeführten Häusern, hatte aber ein nettes und wöhnliches Aussehen. Die Einwohner fand unsere Expedition in großer Aufregung, weil kurz vorher zwischen den Mormonen und einem der gefürchtetsten Häuptlinge der Utah's, Walkah (Walker) mit Namen, Feindseligkeiten ausgebrochen waren und wenige Tage nach Ankunft der Expedition fingen die Einwohner sogar an, in Folge eines Befehls von ihrem Gouverneur Brigham Young, der sie wegen ihrer geringen Anzahl in Paragoona nicht sicher genug glaubte, nach der 4 M. weiter gegen S. gelegenen Stadt Parawan auszuwandern. „Es war uns ein sonderbarer Anblick, sagt der Verf., die Emsigkeit zu sehen, mit der dies Volk einem Befehl gehorchte, der sie nöthigte, auf einmal alle Früchte einer zweijährigen Arbeit zu zerstören. Keine Zeit wurde verloren, ihr Zerstörungswerk zu beginnen; ihre Häuser wurden demolirt, die Thüren, Fenster und alles transportable Holzwerk jedoch ward geschont und

mit ihrer sonstigen Habe auf Wagen gepackt, die sich bald auf der Straße nach Paraman befanden." — Auch unsere Reisenden begaben sich nach dieser Stadt, nach welcher der Weg bei einer großen Mahl- und Sägemühle vorbeiführte, wie denn überhaupt diese Straße einen ungeheuern Contrast zu den Wegen bildete, auf denen sie bisher durch die Wildniß gezogen waren. Der Weg bestand aus einer vortrefflichen in Stand gehaltenen Fahrstraße mit vielen Brücken, an allen Kreuzwegen mit Wegweisern versehen und mit Meilensteinen, die Entfernungen anzuzeigen. Parawan liegt ebenfalls am Fuße der Berge und enthält ungefähr hundert an regelmäßigen Straßen gelegene Häuser, jedes mit einem Blumengarten an der Straße und mit einem Gemüsegarten auf der entgegengesetzten Seite. Durch ein vortreffliches Bewässerungssystem wird jedem dieser Gärten das nöthige Wasser zugeführt. Die Gärten und Felder außerhalb der Stadt (mit Weizen und Mais bestellt) nehmen einen Flächenraum von ungefähr 400 Acres (ungef. 600 hann. Morgen) ein und befanden sich in ausgezeichnetem Culturstande. — Die meisten Mormonen-Familien haben hier ein oder ein paar Kinder von Pah-Utah-Indianern (die im südwestlichen Theil des Utah-Territoriums wohnen) bei sich, die von ihren Eltern gekauft worden. Sie werden gütig und selbst zärtlich behandelt, nennen ihre Beschützer Vater und Mutter und werden in den Anfangsgründen des Lernens unterrichtet. Die Mormonen-Vorsteher begünstigen dies System, welches die Verhältnisse dieser Kinder durch ihre Entfernung von dem Einfluß ihrer wilden Eltern verbessert, doch verbieten die Gesetze ihre Entfernung aus dem Territorium. Den Kindern ist der Verkehr mit ihren Eltern

Digitized by Google

nicht verboten, indem den letzteren freier Eintritt in die Stadt gestattet ist. Diese zeigen aber geringe Anhänglichkeit an ihren Sprößlingen, die sie, nachdem sie dieselben verkauft haben, nicht mehr als ihr Geschlecht betrachten. Mehrere dieser so erzogenen Indianerkinder lernte unser Vf. als sehr geschickte Handwerksgehülfen kennen. — Während der Anwesenheit der Expedition in Parawau blieb daselbst die durch den Ausbruch des Indianerkrieges erzeugte Aufregung im Steigen. Flüchtlinge aus Paragoona und von anderen kleineren Ansiedlungen kamen mit ihren Wagen und Heerden an. Berittene, wohlbewaffnete Corps zogen zu Streifzügen durch das Land und Eilboten kamen von verschiedenen Punkten mit Nachrichten über Angriffe der Indianer auf kleine unbeschützte Ansiedelungen, Farms und Häuser und vor der Abreise sandte auch Walkah noch Botschaft an den Obersten Smith, dem Militair-Commandanten des Districts, in welcher ihm „Krieg auf vier Jahre" erklärt wurde, was nicht eben zur Beruhigung der Mormonen beitrug, die in diesem District meist aus Fremden bestanden, welche vor den Indianern eine große Angst hatten. Der Utah-Häuptling, der alle diese Schrecken verbreitete, ist ein merkwürdiger Mann, von dem hier eine kurze Nachricht am Platz sein möchte, da eben jetzt wieder die Aufmerksamkeit auf die Indianer im Fernen Westen gelenkt wird, die sich dort erhoben haben, um, vielleicht zum letztenmale, auf Leben und Tod gegen die weißen Eindringlinge, ihre Vertilger, zu kämpfen. Es ist ein Mann von großer Verschlagenheit und unbesiegbarer Energie. Er ist kein Utah von Geburt, hat aber eine so außerordentliche Herrschaft über diesen Stamm durch seine kühnen Thaten gewon-

nen, daß alle unruhigen und ehrgeizigen jungen Krieger desselben sich unter sein Banner geschaart haben. Da ihm eine unbegrenzte Zahl schöner Pferde zu Gebote steht, und er an die äußersten Strapatzen und Entbehrungen gewöhnt ist, so hält er die Territorien von Utah, Neu-Mexico, so wie die Provinzen von Chihuahua und Sonora und selbst den südlichen Theil von California in fortwährendem Alarm. Seine Bewegungen sind so schnell, und seine Plane so schlau und so heimlich angelegt, daß ihm noch nie eine Unternehmung mißlungen ist, und kaum ist er aus einem District verschwunden, so hört man schon in einem andern wieder von seinen Ueberfällen. Seinen Namen Walkah (corrumpirt aus Walker) hat er von einem alten Pelzjäger, Joe Walker, dem Entdecker des Walker-Passes in der Sierra Nevada von California, angenommen, mit dem er in früheren Jahren durch die innigste Freundschaft verbunden gewesen ist. Er spricht spanisch und gebrochen englisch, so daß er ohne Dolmetscher mit den Weißen verkehren kann. — Nach den hier über das Verhältniß mit den Indianern erfahrenen Mittheilungen mußten unsere Reisenden sich doppelt glücklich schätzen bis hieher ungefährdet durch das von Walker's Kriegern besetzte Territorium am oberen Colorado gekommen zu sein, den Warnungen gegen Fortsetzung ihrer Reise konnten sie jedoch nicht nachgeben und so traten sie dieselbe denn am 3. Aug. an, nachdem sie sich in Parawan mit allem Nothwendigen neu ausgerüstet hatten.— So voll Interesse nun aber auch die weitere Reise besonders wegen der ferneren Mittheilungen über die Indianer ist, so verfolgen wir sie doch von nun an nicht mehr im Einzelnen, da die Reisenden mit ihrer Ankunft in das

Digitized by Google

Thal des Kleinen Salz-Sees in eine Gegend eintraten, welche geographisch schon bekannter ist. Wir bemerken deshalb nur, daß die Expedition von nun an der Wagen-Straße folgte, welche die Mormonen von hier aus bis zur Südseeküste eröffnet haben, daß man sich jedoch unter diesem *Wagon-Road* keine eigentliche gebahnte Landstraße zu denken hat, da dieselbe noch mehrere Tagereisen weit durch wasserleere Sandwüsten geht, in denen nur die Lage der einzelnen Oasen die Richtung der Straße bestimmt. — Ueber Cedar City, eine Hauptansiedelung der Mormonen 18 e. M. gegen WSW. von Parawan (in deren Umgegend vortreffliche bituminöse Steinkohlen und Eisenerze gefunden sind, aus denen die Mormonen schon jetzt ihren ganzen Bedarf an Eisen gewinnen), gelangt die Expedition am 4. Aug. in die schönen, das ganze Jahr hindurch frisches Gras darbietenden Vegas de Santa Clara, die zwischen 37 und 38° n. Br. und ungefähr 113—114° w. L. liegen. Nach diesen Grasebenen (*Mountain Meadows* von den Mormonen genannt) folgen bis zum Thal des Mohaveh-Flusses, ungefähr 275 e. M. weit, sterile Sand-Wüsten, in denen die *Jornadas*, d. h. die Distanz zwischen den einzelnen, Trinkwasser darbietenden Oasen zum Theil 30 und 50 e. M. betragen, so daß in denselben gewöhnlich viel Zugvieh, mitunter auch Menschen an Erschöpfung zu Grunde gehen. Unsere Reisenden hatten, obgleich von Hitze und Durst sehr gequält, doch das Glück gar keinen Verlust dieser Art zu erleiden, was von unserem Verf. als etwas bis dahin nicht Erhörtes betrachtet wird. Der Mohaweh-Fl. führt zu dem leicht zu übersteigenden Cajon-Paß in der südlichen Fortsetzung der californischen Alpenkette. Unser Verf., welcher der

Expedition etwas vorausgeeilt war, erreicht den Santa Clara, der nahe dem Mohaveh-Fluß entspringt und durch den genannten Paß dem Küstengebiet von Californien zuströmt, am 21. Aug. und am folgenden Tage gelangt er nach Los Angeles, in Süd-Californien, dem Ziel seiner Reise, wohin der übrige Theil der Expedition ihm zwei Tage später nachfolgte, so daß dieselbe von Westport aus gerade 100 Tage unterwegs gewesen war, in welcher Zeit eine Distanz von 1852 e. M. zurückgelegt wurde, während unser Verf. mit einigen seiner Gefährten wegen des Ausfluges nach Taos noch 715 M. mehr gemacht hatte; und auf dieser ganzen Reise hatte die Expedition nur drei Maulthiere, aber keinen Mann verloren.

Ein Anhang des Buches bringt noch S. 114—122 eine kurze Uebersicht der Reiseroute, S. 123—127 zwei Briefe von andern Amerikanern, welche ebenfalls die von unserer Expedition eingeschlagene Central-Route gemacht hatten und dieselbe als die vortheilhafteste zwischen den Staaten und Süd-Californien empfehlen und S. 128—131 eine bemerkenswerthe Abhandlung, in der der Verf. auf Grund eigener Beobachtungen in Asien und Afrika die Einführung von Cameelen für die Reisen durch das betrachtete Gebiet sehr empfiehlt. Ein zweiter Anhang enthält endlich noch einen, jedoch sehr ungenügenden Reisebericht eines Geistlichen Mr. Brier, der im Sept. 1849 von dem Vegas de Santa Clara auf einem nördlicheren Wege an dem Owen's See vorbei über den Walker's Paß nach Californien vorgedrungen war. — Die beigegebene Charte ist sehr dienlich zur Erläuterung der Reiseroute, hat aber sonst wenig Werth.

Wappäus.

Digitized by Google

Würzburg

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung 1855. Beiträge zur Geburtskunde und Gynäkologie. Herausgegeben von Dr. F. W. Scanzoni. 2ter Band. Mit 3 Steindrucktafeln. 324 S. in Oct.

Den ersten Band vorstehender Beiträge haben wir in diesen Anzeigen 1854. St. 4. S. 35 näher besprochen. Der zweite Band enthält folgende Abhandlungen, welche wir in Kürze hier anführen wollen: 1. Ein neuer Fall von Spondylolisthesis. Mit 2 Tafeln. Von Dr B. Breslau in München. Bekannt sind den Fachgenossen die von Kilian in neuester Zeit beschriebenen Becken, deren Abnormität er mit dem Namen „Wirbelverschiebung" bezeichnet hat. Zu den von dem Bonner Lehrer bekannt gemachten Exemplaren dieser Art gesellt sich hier ein neues, welches sich in der Sammlung der Münchener anatomischen Anstalt befindet. Es ist sehr wahrscheinlich, daß zu einer Zeit, in der schon eine dauerhaftere Consolidation der Beckenknochen Statt gefunden, also nach der Pubertät, ein Erweichungsproceß zunächst in und um den letzten Zwischenwirbelknochen aufgetreten ist, wodurch dieser allmälig eliminirt oder resorbirt wurde, während der letzte Lendenwirbel herabsank und endlich mit dem ersten Sacralwirbel eine vollkommene knöcherne Verbindung einging, wie das Becken jetzt zeigt. Dieses selbst ist auf zwei Tafeln abgebildet. — 2. Beitrag zur Lehre von der Behandlung der Placentar-Retention. Von Dr Spöndly in Zürich. Der Verf. hat mehrere Fälle aus seiner Erfahrung mitgetheilt, nach welchen er sich für die Activität bei Nachgeburtsstörungen, und gewiß mit Recht, erklärt. — 3. Uebersicht der klin. Ergeb-

nisse des Gebär- und Findelhauses in Trient. Von Dr C. Braun. Der Verf. hat über das Jahr 1854 berichtet, in welchem sich 295 Geburtsfälle ereigneten. — 4. Mittheilungen von der geburtsh. Klinik in Würzburg. Von Dr Langheinrich. 1. Beitrag zur Aetiologie der Albuminurie Kreissender und Wöchnerinnen. Die Resultate der Beobachtungen des Verfs dürften keinen Zweifel übrig lassen, daß die im Verlaufe einer Eklampsie auftretende Albuminurie und die Nachweisbarkeit der Faserstoffcylinder im Harne eine andere Deutung zulassen, als die von den Vertretern der Frerichs'schen Hypothese beliebte. Steht es nämlich fest, daß die uroskopischen Symptome im causalen Zusammenhange stehen mit den durch die Wehenthätigkeit veranlaßten Kreislaufstörungen innerhalb des Nierenparenchyms und daß sie verschwinden, sobald sich nach beendigter Geburt die Circulation in den Gefäßen des Unterleibs regelt und insbesondere die Nierenhyperämie abnimmt, so muß auch zugegeben werden, daß Jene im Irrthume sind, welche die Gegenwart der gedachten Erscheinungen für ein untrügliches Zeichen einer schon während der Schwangerschaft aufgetretenen parenchymatösen Metritis (Morbus Brightii) betrachten und die sich etwa einstellende Eklampsie stets als die Folge einer sich aus der Nierenkrankheit entwickelnden Urämie deuten. 2. Zwei Fälle von künstlich eingeleiteter Frühgeburt. In beiden Fällen wurde zuerst die Reizung der Brustdrüsennerven nach Scanzoni versucht, sie rief aber nicht die gewünschte Reaction hervor: der Grund mochte in der Widerstandsfähigkeit der Individuen liegen. Wie man aus den Geburtsgeschichten entnehmen kann, waren in dem einen Falle selbst sehr starke Reize nicht im Stande, kräftige zur Ausschließung

Digitized by Google

des Kindes hinreichende Wehen zu erwecken, und es gelang dies erst nach vereinter Anwendung von mehreren in ihrer Wirksamkeit schon bewährten Methoden. Im 2ten Falle versuchte der Vf. die Methode von Cohen, die Milchsaugglässer, den Colpeurynter, die Uterusdouche und den Preßschwamm, also fast alle zu Gebote stehenden Mittel: nur der Eihautstich konnte als ultimum refugium nicht ausgeführt werden, weil die Frau sich allem Einreden zum Trotz der weiteren Behandlung entzog: alle Bemühungen waren an der geringen Reflexerregbarkeit des Nervensystems gescheitert, welche die Frau den auf dasselbe einwirkenden Reizmitteln entgegensetzte. 3. Die blutige Erweiterung der Schamspalte als Mittel zur Verhütung des Perinäalrisses. Der Verf. berichtet günstig über diese Methode. — 5. Ueber die Anwendung der Anaesthetica in der geburtshülflichen Praxis von Scanzoni. Nach langer Prüfung des Chloroforms ist der Verf. zu folgenden Resultaten gekommen: Bei vollkommen regelmäßigem Geburtsverlaufe kann sich der Verf. zur Anwendung eines Mittels nicht entschließen, welches der Mutter mit Gefahren droht (Blutungen, Störung des Nachgeburtsgeschäftes), welche nur durch ein Mittel (Secale cornutum) beseitigt werden können, das wieder nachtheilig auf das Leben des Kindes einzuwirken vermag und auch keineswegs für die Mutter ganz unschädlich ist. Dagegen gibt es Arten von Geburtsstörungen, welche durch Chloroformirung der Gebärenden gemäßigt oder beseitigt werden können. Dahin: die präcipitirte Geburt, die Krampfwehen, die spastischen Stricturen der Gebärmutter, die unter dem Namen Tetanus uteri bekannten allgemeinen tonischen Krämpfe, vorzeitiges Auftreten der Con-

tractionen des Uterus, wo das Mittel zur Verhütung eines drohenden Abortus oder einer Frühgeburt benutzt werden kann, ferner Eklampsie: der Verf. hat bis jetzt 8 an Eklampsie leidende Frauen mit Chloroform behandelt, und kann die Ueberzeugung aussprechen, daß die Chloroform-Narkose, wenn auch kein untrügliches, so doch gewiß noch eins der verläßlichsten Mittel zur Hinterhaltung der einzelnen Paroxysmen darstellt; denn werden die Convulsionen auch nicht vollständig beseitigt, wie es nicht selten der Fall ist, so werden sie doch, besonders wenn die Inhalationen längere Zeit fortgesetzt werden, beträchtlich gemäßigt und abgekürzt, das Chloroform hat also nicht bloß einen großen Werth als Mittel zur Bekämpfung eines Symptoms, sondern es mäßigt auch die Gefahren der Krankheit selbst, weil es feststeht, daß diese mit der Zahl und Heftigkeit der Paroxysmen in gleichem Maße zunehmen. Endlich hat man das Chloroform noch in allen jenen Geburtsfällen empfohlen, wo die Wehenthätigkeit, sei es durch was immer für eine Ursache, einen ungewöhnlich hohen Grad von Schmerzhaftigkeit erreicht hat; da aber dies am häufigsten durch Krampfzustände der Gebärmutter bedingt ist, so begnügt sich der Verf. hier kurz zu erwähnen, daß ihm das Mittel auch in einigen Fällen, wo die Schmerzhaftigkeit der Gebärmutter während des Geburtsactes durch eine im Verlaufe dieses letzteren oder auch schon während der Gravidität eingetretene entzündliche Affection der Gebärmutter oder des Bauchfells veranlaßt war, behufs der Beruhigung der im höchsten Grade aufgeregten Kranken treffliche Dienste leistete. In dem Wochenbette sind es zunächst die besonders bei Mehrgebärenden sehr beträchtlich auftretenden Nach-

Digitized by Google

wehen, für welche man das Chloroform empfohlen. Der Verf. hat unter diesen Verhältnissen das Mittel Einmal versucht, wurde aber durch diesen Versuch zur größten Vorsicht aufgefordert. Eine Frau nämlich, welche durch furchtbare Nachwehen gepeinigt wurde, ließ der Verf. in einer Nacht (am 3ten Tage nach der Geburt) Chloroform einathmen. Das Mittel zeigte sich wohlthätig: ohngefähr 3 Stunden nachher legte die Wöchnerin ihr Kind an die Brust, war aber sehr erstaunt, als das kräftige, sonst mit großer Gier saugende Kind schon nach wenigen Zügen die Warze fahren ließ, und in einen tiefen Schlaf verfiel, welcher zur großen Beunruhigung der Mutter, aber auch des Verfs, durch volle acht Stunden anhielt, so daß das Kind durch Rütteln u. dergl. nicht erweckt werden konnte. Nach Ablauf der genannten Zeit machte die Schlafsucht einer bei diesem Kinde ungewöhnlichen, beinahe 2 Tage anhaltenden Unruhe Platz, welche der Verf. bei der Abwesenheit aller für eine anderweitige Erkrankung sprechenden Symptome ebenfalls noch für eine Nachwirkung der Chloroform-Inhalation zu betrachten geneigt ist. Endlich ist der Verf. zu dem festen Entschlusse gelangt, nie eine größere eingreifendere geburtshülfliche Operation vorzunehmen, ohne die Gebärende vorher anästhesirt zu haben. — 6. Beitrag zur Pathologie der Gebärmutterpolypen von Scanzoni. Hier erzählt der Verf. zuvörderst mehrere beobachtete Fälle, und geht dann zur Symptomatologie über. Die Behandlung betreffend, so ist nur in der operativen Entfernung derselben Heil für die Kranken zu suchen. Ob durch Ligatur, Excision oder Torsion, hängt von der Lage der Geschwulst in oder oberhalb der Gebärmutter,

von ihrer Größe, von der Dicke und Zugängigkeit ab. Die beste Methode bleibt aber immer die Excision mit der v. Siebold'schen Polypenscheere. Die Vortheile sind: möglichst rasche Erzielung des beabsichtigten Zweckes, die Möglichkeit, jede eingreifendere Verletzung der Gebärmutterwände zu vermeiden und die erfahrungsgemäß beinahe immer zu erreichende Verhütung einer stärkeren Blutung aus dem durchgeschnittenen Stiele. — 7. Das Secret der Schleimhaut der Vagina und des Cervix uteri, untersucht von Kölliker und Scanzoni. Bei allen Hochschwangeren fanden die Verf. stets eine beträchtliche Hypersecretion der Vaginalschleimhaut, die Reaction des Schleims constant sauer. Der Gehalt des Vaginalschleims an geformten Elementen steigt mit der Consistenz und mit der Zunahme des gelblichen Colorits der Flüssigkeit in gleichem Maße. Je dickflüssiger das Fluidum ist, je mehr es weiß-gelblich ist, rahm- oder gar eiterartig erscheint, in um so größerer Menge findet man neben den sehr zahlreichen Pflasterepithelien große, dicht an einander gedrängte Schleim- oder Eiterkörperchen, welchen in nicht seltenen Fällen eine beträchtliche Anzahl der mit dem Namen Trichomonas vaginalis (Donné) belegten, dann Pilzfäden, selten einzelne Vibrionen beigemengt sind. Ganz analog verhält sich der Schleim der Vagina bei Frauen, welche im nicht geschwängerten Zustande an Blennorrhöen der Genitalienschleimhaut leiden, so daß es nicht möglich war, einen merklichen Unterschied in dem Secrete Schwangerer und Nichtschwangerer zu constatiren, sobald die Hypersecretion einen etwas höheren Grad erreicht hatte: doch glauben die Verf. die Beobachtung gemacht zu haben, daß sich die mikroskopi-

Digitized by Google

schen Elemente des Vaginalschleims bei Schwangeren im Allgemeinen in größerer Menge und Deutlichkeit vorfinden, weshalb sich derartige Individuen für das Stadium der genannten Eigenthümlichkeiten des Vaginalschleimes vorzüglich eignen. Der beobachtete Trichomonas vaginalis ist näher beschrieben und abgebildet. — 8. Ein Fall von Motilitäts- und Sensibilitätsstörung während der Schwangerschaft und Geburt. Von Dr J. B. Schmidt. — 9. Ein Fall von tödtlich endender Urämie in Folge einer Retroversion der schwangeren Gebärmutter von Bamberger. — 10. Zweiter Beitrag zur Lehre von den Gebärmutterknickungen. Von Scanzoni. Fortsetzung des ersten Beitrages im ersten Bande. Der Verfasser theilt hier die aus seinen Beobachtungen gezogenen, die Pathologie und Therapie dieser Affectionen betreffenden Schlüsse mit. — Den Schluß dieses Bandes bildet der Bericht über die Leistungen auf dem Gebiete der Geburtshülfe und Gynäkologie im Jahre 1853 von Schmidt.

v. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 24. März 1856.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand 1856. Denkwürdigkeiten des kaiserl. russischen Generals der Infanterie Carl Friedrich Grafen von Toll. Von Theodor von Bernhardi. Erster Band. XIV u. 430 S. in Octav.

In dem aus wenigen Zeilen bestehenden Vorworte heißt es, daß eine Nachweisung der Quellen für überflüssig erachtet sei, weil der Leser leicht die Ueberzeugung gewinnen werde, „daß der Vf. über Manches gut unterrichtet ist, und einfach und redlich sagt was er weiß.“ Es möchte schwerlich von irgend einer Seite behauptet werden dürfen, daß der Verf. in dieser Beziehung seine Ansprüche zu hoch gestellt habe; bei alle dem aber bleibt der Wunsch, das der Darstellung zum Grunde liegende handschriftliche Material — daß Niederzeichnungen Tolls und Tagebücher von Officieren dem Verf. zu Gebote gestanden, ergibt sich mehrfach aus der Erzählung — bezeichnet zu sehen, um so mehr ein billiger, als Persönlichkeiten und

Ereignisse durch dasselbe zum Theil in eine völlig neue Beleuchtung gestellt werden. Dagegen berechtigt die Offenheit, mit welcher der Verf. seine Ueberzeugung ausspricht, die Unerschrockenheit, mit welcher er vererbte Ansichten bekämpft und der Wahrheit allein die Ehre gönnt, zu der Annahme, daß eine Bezeichnung der Quellen aus Gründen unterblieben sei, deren Triftigkeit leichter vermuthet, als mit Sicherheit angegeben werden kann.

Neben der Gewandtheit in der Auffassung und Erzählung macht sich bei dem Verf. jene Präcision des Ausdrucks, die Sicherheit im Entwerfen von Situationen und Persönlichkeiten geltend, denen man vorzugsweise bei militairischen Schriftstellern von Bedeutsamkeit begegnet, die Schärfe des Blicks, welche kein Verschwimmen der Erscheinungen, die Klarheit des Urtheils, welches kein Schwanken in der Begründung gestattet. Was aber mehr als Alles das Werk zu einem wahrhaft werthvollen stempelt, ist der objective Standpunkt des Vfs, die Unparteilichkeit, auf der seine Schilderungen und Erörterungen beruhen. Da gilt kein Verschweigen, kein Beschönigen, keine aus Rücksichten entsprungene Entschuldigung, während andrerseits kein Vorwalten von Bitterkeit, kein Gefallen am Tadeln, kein kleinliches Mäkeln Raum gewinnt. Es ist das unverkennbare Streben, auf Kosten persönlicher Vorliebe oder Abneigung Gerechtigkeit zu üben. In diesem Sinne sind die Schilderungen russischer, österreichischer, preußischer und französischer Zustände abgefaßt, und der Leser wird sich der Ueberzeugung nicht entziehen, daß der Verf., abgesehen von dem Standpunkte einer nicht gewöhnlichen gelehrten und politischen Bildung, seine Arbeit mit einem Muthe, der jeder Verunglimpfung und Verläum-

dung Trotz bietet, begonnen und durchgeführt hat. Deshalb hofft Referent auf Nachsicht, wenn er nicht umhin kann, bei Einzelnheiten hin und wieder länger zu verweilen. Denn es ist nicht bloß die Biographie Tolls, welche uns hier geboten wird, sondern ein wesentlicher Theil der Geschichte der neueren Zeit und zwar in ihren schwersten Momenten.

Der vorliegende Theil zerfällt in drei Bücher, deren erstes „Kindheit und erste Jugend" überschrieben, in fünf Kapiteln die Erzählung bis zum Jahre 1801 herabführt.

Einem alten, aber verarmten Adelsgeschlechte angehörig, das ursprünglich in den Niederlanden seine Heimath erkannte und im sechszehnten Jahrhundert nach den Gestadelandschaften des Deutschordens übergesiedelt war, erblickte Karl Friedrich von Toll auf einem Gute unweit Hapsal in Esthland im April 1777 das Licht der Welt. Schon im fünften Lebensjahre trat der kräftige, strebsame Knabe die Wanderung nach Petersburg an, um in dem unter der Leitung des Grafen von Anhalt freudig aufblühenden „adeligen Land-Cadetten-Corps" seine Aufnahme zu finden. Der Aufenthalt der Zöglinge in dieser Anstalt, deren Plan der Feldmarschall Münnich entworfen hatte, war auf funfzehn Jahre berechnet, dergestalt, daß die neun ersten Jahre ausschließlich der körperlichen und allgemein geistigen Entwickelung angehörten und erst für den folgenden Zeitraum die kriegerische Durchbildung der Jugend die Hauptsache abgab. Nach einem dreijährigen Aufenthalte in der letzten Altersklasse traten die Zöglinge in das Heer ein und zwar die sechs Ausgezeichnetsten derselben mit dem Range des Hauptmanns, die nächst diesen mit günstigen Zeugnissen Versehenen

als Lieutenants oder Fahnenjunker. Dieser Umgestaltung seiner Verhältnisse sah Toll mit dem Jahre 1795 entgegen. Wie schmerzlich war seine Enttäuschung, als er, wenn auch auf die freundlichste Weise, durch den musternden Kutusow für ein Jahr zurückgesetzt wurde, weil er zu klein an Wuchs sei. Nach Verlauf des Jahres, während dessen ihn vornehmlich das Studium der höhern Taktik beschäftigte, trat der Jüngling nach rühmlichst bestandener Prüfung in den Rang des Hauptmanns ein. Zu der nämlichen Zeit und als Toll im Begriff stand, in ein Regiment seiner Wahl eingeschrieben zu werden, erfolgte der Tod der Kaiserin Katharina II.

In den Kreis der Umgestaltungen, welche Kaiser Paul sofort in überstürzender Hast vornahm, wurde auch das Land-Cadetten-Corps gezogen und Toll mußte es unter diesen Umständen als ein besonderes Glück betrachten, daß er vom Kaiser zum Lieutenant „in der Suite“ ernannt wurde. Mit seinen Genossen nach dem Vorbilde von Potsdam ausstaffirt, mit steifen Locken, Zopf und dem üblichen Rohrstock versehen, lag dem Lieutenant zunächst nur ob, der täglich in der strengsten Etiquette abgehaltenen Wachtparade beizuwohnen, bis er dem neugeschaffenen Generalstabe beigegeben und mit dem Anfertigen und dem Copiren von Planzeichnungen beaufstragt wurde. War eine derartige Lage schon an und für sich wenig geeignet, um einem jugendlich aufstrebenden Geiste zu genügen, so wurde sie durch die Willkür und die Ausbrüche rohen Zornes eines Mannes wie Araktschejew, der damals dem Generalstabe vorstand, vollends unerträglich. Der Verf. kann nicht umhin, diese Persönlichkeit einer genaueren Beleuchtung zu unterziehen, um so mehr, „da vor

kurzem der bekannte General Danilewsky, in seiner Geschichte des Krieges in Finnland 1808 bis 1809 den sehr gewagten Versuch gemacht hat, auch ihn zum Helden zu stempeln — vorzugsweise wohl nur in Absicht dagegen zwei tapfere und vielgeprüfte Krieger, die aber freilich beide das Unglück hatten Deutsche zu sein — Buxhöwden und Knorring —, herabzusetzen, und namentlich den Letzteren unverdienter Weise in einem recht erbärmlichen Lichte erscheinen zu lassen." Um das Spiel einer immerwährenden Wachtparade in Gatschina möglichst zu vervollkommnen, wünschte Großfürst Paul einen brauchbaren Dirigenten für die Artillerie seines im Ganzen aus weniger als hundert Mann bestehenden Corps zu gewinnen. Dazu wurde ihm Araktschejew empfohlen und die unbedingte Unterwürfigkeit desselben, die schweigende Ergebung, mit welcher er jede die Ehre verletzende Mißhandlung von einem höher Gestellten hinnahm, besonders die Gravität, mit welcher er seiner kindischen Aufgabe entsprach, befestigte ihn in der Gunst des Gebieters, der nach erfolgter Thronbesteigung seinen Liebling zum Commandanten von Petersburg ernannte und mit Gunstbezeugungen jeder Art überhäufte. Was ihn auszeichnete, war weniger eine gewisse Summe technischer Kenntnisse, die er sich als Artillerist erworben hatte und ein nicht gewöhnliches Geschick für Verwaltung, als eine beispiellose Grausamkeit und eine dieser entsprechende Feigheit. Letztere pflegte er selbst als Folge eines allzu reizbaren Nervensystems zu bezeichnen, obwohl er dadurch nie abgehalten wurde, den von ihm angeordneten blutigen Executionen mit einer gewissen Behaglichkeit beizuwohnen.

Günstiger gestalteten sich die Verhältnisse Tolls,

seitdem der verständige und redliche General Hermann als General-Quartiermeister an die Stelle von Araktschejew getreten war. Mit Erstgenanntem trat er die Reise nach der Krimm an, um, da das Auslaufen der stark bemannten französischen Flotte in Kaiser Paul die Befürchtung aufsteigen ließ, daß Napoleon eine Landung im südlichen Rußland beabsichtige, die Befestigung von Sebastopol zu betreiben. Die Nachricht von der Ueberziehung Aegyptens und dem Siege Nelsons bei Abukir setzte dieser Beschäftigung ein Ziel, und Toll erhielt den Auftrag, in Gemeinschaft mit andern Officieren eine Charte der Otschakow'schen Steppe anzufertigen, während Hermann den Befehl erhielt, ein Chor von 10,000 Mann am Dniestr zusammenzuziehen. Mit dieser nachmals der Leitung des Generals Rehbinder übergebenen Truppe trat Toll im Frühjahr 1799 den Marsch nach Italien an.

Mit diesem Abschnitt geht die Darstellung zunächst mehr in Erörterungen über die kriegerischen Ereignisse in der Lombardei über; der Lieutenant von Toll tritt, einem Suwarow gegenüber, in den Hintergrund und der Verf. findet Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten des großen russischen Nationalfeldherrn, der mit Festigkeit an seinem Spruche hing: „die Kugel ist eine Thörin und das Bajonet ein ganzer Mann“ auf eine ebenso treffende als unparteiische Weise zu zeichnen. „Von der etwas unbehülflichen Linientactik des siebenjährigen Krieges ausgehend, war man damals dahin gelangt, sich zu sehr in Schützenschwärme aufzulösen, sich über eine oft meilenweite Bodenfläche auszudehnen und in Tirailleur-Gefechte zu verwickeln, die eben der geringen Intensität des Kampfes wegen mitunter Tage lang

ohne Entscheidung fortgesetzt werden konnten und gerade durch diese lange Dauer den Anschein einer großen Hartnäckigkeit gewannen. Es läßt sich wohl denken, daß unter solchen Bedingungen ein entschlossener Angriff in Suwarows Weise, wo ihn die Umstände begünstigten, eben weil der Feind an eine andere Fechtart gewöhnt, darauf gar nicht gefaßt und vorbereitet war, den Rückhalt jener Schützenketten leicht über den Haufen werfen und damit rasch eine entscheidende Wendung des Gefechts herbeiführen konnte." „Man hört, fährt der Verf. später fort, hin und wieder von der Allmacht des russischen Bajonets reden. Die jüngeren Officiere wiederholen das Alles in gutem Glauben und leben zum Theil wirklich der unschuldigen Ueberzeugung, daß der russische Soldat mehr für den Angriff als für die Vertheidigung gemacht, wie das bekanntlich eine jede Armee von sich behauptet, sich überhaupt auf Schießen wenig einläßt und unter allen Bedingungen gleich sein eigentliches Element, den Kampf mit der blanken Waffe aufsucht. Diese unternehmenden jungen Herren werden sich freilich in dem ersten ernsten Gefecht, in dem ihr Heldenmuth in Anspruch genommen wird, außerordentlich enttäuscht fühlen."

Das Auftreten Suwarows in Italien ist bis zur Stunde noch keineswegs einer genügenden Erläuterung unterzogen. Des Oberfeldherrn herbe Formen und der hochfahrende, wenig berechtigte Uebermuth seiner Officiere hatte Oesterreich vielfach verletzt und konnte sonach nicht ohne Einfluß auf von dort ausgehende Darstellungen des Feldzuges bleiben. Man hat sich darin gefallen, Suwarow als den wunderlichen alten Mann zu schildern, mit dessen Thorheiten die Weisheit des

Hofkriegsraths in Wien einen unaufhörlichen Kampf zu bestehen gehabt habe, ohne zu erwägen, daß der Gescholtene bei alle dem aus jeder Schlacht als Sieger hervorging. Ueber die oft schneidende Verletzung der Sitte hat man zu sehr das Großartige, das wahrhaft Dämonische und Gebietende eines Mannes übersehen, der über den von ihm eigentlich geschaffenen russischen Soldaten eine zauberhafte Gewalt ausübte. Höchst bezeichnend lauten die Worte Suwarows über sich selbst in einem hier zuerst mitgetheilten Briefe an einen Officier, der sich die Biographie des Feldherrn vorgesetzt hatte. „Gott aufrichtig und ohne Heuchelei verehrend und liebend, und in ihm meine Brüder, die Menschen, nie verlockt durch den verführerischen Gesang der Sirenen eines schwelgerischen und müssigen Lebens, bin ich mit dem kostbarsten Schatze, den es hier auf Erden gibt, immer sparsam und thätig umgegangen, sowohl auf dem weitesten Felde der Thätigkeit, als in der stillen Einsamkeit, die ich mir überall zu schaffen wußte. Entwürfe, die mit großer Anstrengung durchdacht waren und mit noch größerer ausgeführt wurden, oft mit Hartnäckigkeit und zum Theil mit der äußersten, wie mit ungesäumter Benutzung der unbeständigen Zeit —: das Alles in eine mir eigenthümliche Form gestaltet, hat mir oft den Sieg über die wankelmüthige Glücksgöttin verschafft. Das ist, was ich von mir selbst sagen darf, indem ich übrigens den Zeitgenossen und der Nachwelt überlasse, von mir zu denken und zu sagen was sie denken und sagen wollen.“

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. 50. Stück.

Den 27. März 1856.

Leipzig

Fortsetzung der Anzeige: „Denkwürdigkeiten des kaiserl. russischen Generals der Infanterie Carl Friedrich Grafen von Toll. Von Th. v. Bernhardi. Erster Band.“

Wir übergehen den vom militairischen Standpunkte aus hier beleuchteten Krieg in Italien, während dessen Toll durch Suwarow zum Hauptmann befördert wurde, sowie die auf den Höhen und in den Tiefthälern der Schweizer-Alpen durchgeführten Kämpfe, die Rückkehr des Heeres nach Krakau und Tolls nach Petersburg, wo unlange darauf Kaiser Paul, man weiß auf welche Weise, endete. „Wir waren, heißt es in den hinterlassenen Schriften Tolls, denselben Tag zu Mittag bei dem Leibarzt Beck, der die ganze Nacht bei der Kaiserin Maria Feodorowna gewesen war. Hier wurde ganz frei und unbefangen vom Tode des Kaisers Paul Petrowitsch gesprochen; alle Einzelnheiten des Ereignisses wurden verhandelt, als ob von etwas ganz Gewöhnlichem die Rede

sei, und Niemand in der Gesellschaft verrieth dabei ein anderes Interesse als das der Neugierde. Mich aber bewegte innerlich vor Allem die schändliche That der Verbrecher, besonders des Grafen Pahlen, der vom Kaiser Paul mit Wohlthaten überhäuft worden war und nun die Hauptrolle in der Verschwörung gespielt hatte.“ Alexander hatte sich dem Wahn hingegeben, daß man einen Kaiser von Rußland des Throns entsetzen könne, ohne ihm sonst ein Leid anzuthun. „Ein Beweis, wie der Verf. bemerkt, daß er noch sehr jung war in dieser alten Welt.“

Das zweite Buch mit der Ueberschrift „Allmäliges Emporsteigen zu höheren Stellungen unter Kaiser Alexander“ umfaßt den Zeitraum von 1801 bis 1811 und verbreitet sich zunächst über die Bestrebungen des neuen Regenten, seine Thätigkeit, den jugendlichen Eifer, mit welchem derselbe die Mängel in der Verwaltung und im Heerwesen zu beseitigen bemüht war. Es ist bekannt, bis zu welchem Grade in letzterem schon seit den Zeiten Katharinas grober Unterschleif und Mißbräuche jeder Art eingewurzelt waren, so wie daß unter der Regierung Pauls die Durchbildung der Regimenter wenig über den regelrechten Parademarsch hinausging. Zum ersten Male wurden jetzt Uebungen im größeren Maßstabe angestellt, bei welchen Major von Toll das Amt des General-Quartiermeisters unter dem betagten Kamensky versah.

Der Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich und die Betheiligung Rußlands an demselben bestimmt den Verf., den Entwickelungsgang der politischen Verhältnisse Europas in jener Zeit einer Beleuchtung zu unterziehen. „Napoleon, heißt es hier, war eine von

Grund aus prosaische Natur, wie dergleichen unter den Italienern nicht selten sind; er hatte keinen Sinn für das Ideale und keinen Glauben daran, und darum hat er auch nie etwas von dem Gange der Weltgeschichte begriffen (!). So hoch der Umfang und die Intensität seines geistigen Vermögens, die titanische Macht seines Willens ihn stellten — das hatte er mit den Diplomaten, den sogenannten Staatsmännern und Weltleuten des alltäglichsten Schlages gemein. Auch beging er im Ganzen und im Einzelnen, im Großen wie im Kleinen, dieselben Rechnungsfehler, welche die geschäftigen Leute der genannten Kreise so oft zu ihrer großen Verwunderung um das letzte Ergebniß ihrer klugen Berechnungen betrügen. Er verachtete nicht nur die Menschen, sondern den Menschen und ging von dem Grundsatze aus, daß Selbstsucht der trivialsten Art der einzige Hebel sei, durch den der Mensch in Bewegung gesetzt und in seinem Thun und Treiben bestimmt wird." „Ein Mensch wie der edle Stein, heißt es späterhin, bleibt für einen Mann wie Napoleon immer nicht bloß ein Räthsel, sondern ein fabelhaftes Wesen, das es in der Wirklichkeit gar nicht geben kann." Es galt nicht mehr dem Kampfe zwischen der alten und neuen Zeit, sondern es handelte sich um den Inhalt von Verträgen, um den Besitzstand, um das europäische Gleichgewicht. Daß nicht bloß die Dynastien, sondern auch die Völker sich in ihrer Ehre und Selbständigkeit gekränkt fühlten, wurde dabei über Gebühr vergessen. „Denn die leitenden Diplomaten, weit entfernt, sich diesem mächtigen Elemente redlich anzuvertrauen, wollten lieber von seinem Dasein nichts wissen, da ihnen, solchen Erscheinungen gegenüber, unheimlich zu Muthe wird, oder suchten

Digitized by Google

es nur hin und wieder theilweise, so weit man hoffen durfte es vollkommen dienstbar zu erhalten, mit schüchterner und arglistiger Halbheit zu benutzen."

Es fehlte viel, daß beim Beginn des Feldzuges von 1805 die nothwendigsten Rüstungen Oesterreichs vollendet gewesen wären; dazu kam, daß Mack eine gänzliche Umbildung des Fußvolks vornahm, und das zu einer Zeit, als es bereits unmöglich fiel, den neuen Einrichtungen eine feste Grundlage zu verschaffen. Ein ähnlicher Tadel trifft Rußland, welches gleichzeitig die eine Hälfte seines Heeres lediglich zu dem Zwecke verwandte, den Beitritt von Preußen zum Bunde gegen Frankreich zu erzwingen. Ein specielles Eingehen auf den Feldzug von 1805 weis't der Verf. von der Hand; er begnügt sich damit, auf die absichtlichen Entstellungen und das vorsichtige Schweigen des Generals Danilewsky hinzudeuten, in einer mit Frische durchgeführten Skizze die Persönlichkeit Macks zu zeichnen und bei dieser Gelegenheit namentlich die Darstellung Schlossers thatsächlich zu berichtigen. Der General gilt ihm als ein Mann von achtungswerthem Charakter und ritterlicher Gesinnung, der seinem Herrn und Kaiser mit Begeisterung anhing. Für seine geistige Befähigung spricht der Umstand, daß er sich aus untergeordneten Verhältnissen, ohne Fürsprache und ohne einflußreiche Verbindungen, zu den höchsten Aemtern aufschwang. Lacy hatte in ihm einen brauchbaren Oberanführer erkannt, Laudon sein anfängliches Vorurtheil gegen ihn mit den Gefühlen der Achtung und des Vertrauens vertauscht, und Pitt war es, der im entscheidenden Augenblicke den Oberbefehl eines Mannes verlangte, an welchem der Soldat mit hingebender Liebe hing.

Bei alle dem ist der Verf. nicht der Meinung, daß Mack zum Krieger, oder vollends zum Feldherrn geboren sei. In ihm überwog die Phantasie, das Vertrauen auf seine mit Leichtigkeit entworfenen Combinationen, an welche der Maßstab einer besonnenen Kritik nicht angelegt war. Trat denn plötzlich in ganzer Macht die Wirklichkeit ihm entgegen und zertrümmerte seine Traumgestalten, so verlor er die Fassung und gab haltungslos den Spielball eines Jeden ab, der seine Stimmung zu benutzen verstand. Was überdies seine Stellung in Ulm wesentlich erschwerte, war der Umstand, daß mehrere in der Rangliste über ihm stehende Generäle seinem Befehle untergeben waren und daß ein Erzherzog ihm nicht sowohl zur Seite als gegenübergesetzt war.

Von den drei Abtheilungen, in welche das russische Hülfsheer zerfiel, stand die eine unter dem Grafen Buxhöwden, einem Esthländer, der seine hohe Stellung zunächst der Verheirathung mit einer Tochter Katharinas II. verdankte, einem Mann ohne Scharfsinn oder Reichthum an Gedanken, aber von einer zähen, nachhaltigen, vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckenden Energie. In seinem Hauptquartier befand sich damals der Major von Toll. In Mähren schloß man sich dem bereits auf dem Rückzuge begriffenen Kutusow an, der nun dem Namen nach den Oberbefehl über die gesammten Streitkräfte übernahm, während in Wirklichkeit die eigentliche Leitung in der Hand des jungen Kaisers ruhte. Kutusow war zu sehr Hofmann, um gegen die von Letzterem ergriffenen Maßregeln, auch wo ihre Unzulässigkeit in die Augen sprang, die Stimme zu erheben. Der Kaiser aber, nicht frei von der Eitelkeit, unmittelbar als Feldherr zu glänzen, war von der Ue-

Digitized by Google

berzeugung durchdrungen, daß die Tapferkeit der durch seine Gegenwart begeisterten Russen Alles vermöge; um jedoch bei alle dem für den möglichen Fall des Mißlingens seinen persönlichen Ruf sicher zu stellen, ließ er nominell den Oberbefehl bei Kutusow. Gegen die Vorstellungen des Letztgenannten so wie des Fürsten Schwarzenberg ging der Kaiser auf die Schlacht ein; er theilte mit seinen kriegerisch gesinnten Kammerherren und den glänzenden jungen Generaladjudanten die Zuversicht auf Sieg. Wie wenig entsprach dem der Ausgang des Tages bei Austerlitz! „Im Vorbeigehen verdient wohl bemerkt zu werden, daß der Kaiser Alexander die Führung einer Colonne eigentlich dem Grafen Araktschejew zugedacht hatte, der sich in seiner persönlichen Umgebung befand und seines besondern Vertrauens genoß. Araktschejew aber, der darüber in eine große und peinliche Aufregung gerieth, mußte den ehrenvollen Auftrag ablehnen und war dabei genöthigt, ganz unumwunden von der unseligen Reizbarkeit seiner Nerven zu sprechen. Er muß das wohl in sehr überzeugender Weise gethan haben, denn der Kaiser hat ihm nie wieder die Rolle eines Helden zugemuthet. General Danilewsky nennt dann Araktschejew unter denjenigen, die den Kaiser auf das Schlachtfeld begleiteten. Das ist jedenfalls ein Irrthum, Araktschejew hat sich nie, auch nur in einem kaiserlichen Gefolge, in den Bereich eines Schlachtfeldes gewagt. Obgleich das genügt hätte, um in seinen Dienstzeugnissen die Worte „„ist nie im Feuer gewesen““ zu tilgen, hat er doch nie auch nur so viel über sich gewinnen können.“

Es hätte eines geringeren Grades nationaler Eitelkeit bedurft, wenn der Russe die bei Auster-

litz erlittene Demüthigung auch nur theilweise der eigenen Schuld hätte beimessen sollen. Man begnügte sich damit, die Schwerfälligkeit, ja selbst den Verrath Oesterreichs als Grund der Niederlage, anzugeben, und der Kaiser nahm keinen Anstand, auf das elegante Gerede der Petersburger Salons einzugehen und seine Ungnade auf den greisen Kutusow — er schied damals als Generalgouverneur von Kiew aus dem Heere — und den Grafen Langeron zu werfen. Anders dachte Toll, der, wenn er schon in sich den Mangel militairischer Durchbildung beklagte, noch ungleich entschiedener diesen bei der größeren Zahl hochgestellter Officiere wahrnahm. Seitdem betrieb er seine Studien mit verdoppeltem Eifer und fand vermöge der Theilnahme an dem darauf folgenden türkischen Feldzuge reichliche Gelegenheit, das aus Jominis Schriften Erlernte als praktisch anwendbar oder verwerflich zu prüfen. Ganz auf sich selbst verwiesen, vermöge der Geradheit und Wahrhaftigkeit seines Charakters unfähig, sich in irgend eine Coterie zu schmiegen, dabei nicht immer Herr einer rücksichtslosen Heftigkeit, mußte seine kriegerische Laufbahn eine wesentlich andere sein, als die manches Altersgenossen, der in geschmeidiger Ergebung sein Wesen den Umständen anzupassen verstand.

Die während des türkischen Feldzuges erfolgte Beförderung zum Obristlieutenant war für Toll von geringerer Wichtigkeit, als daß er mit Kutusow, welchen der hochbetagte Feldmarschall Prosorowsky sich als Gehülfen im Commando des Moldauheeres erbeten hatte, in ein nahes und bleibendes Verhältniß trat. Beide Männer fielen bald durch eine unverholene Kritik dem durchaus unfähigen Oberbefehlshaber bis zu einem solchen

Grade lästig, daß, seinen in Petersburg angebrachten Vorstellungen gemäß, ihre Entfernung vom Heer nicht mehr umgangen werden konnte. So geschah es, daß Toll, der auf eine Anstellung bei einem der an der Donau verwandten Regimenter gehofft hatte, zum Bataillonsführer eines Jägerregiments ernannt wurde, das fern vom Kriegsschauplatze in Samogitien seine Quartiere hatte. Und eben diese Versetzung, welche den Obristlieutenant anfangs mit tiefem Schmerze erfüllte, sollte ihm den Weg zu einer einflußreichen und bedeutenden Stellung bahnen. Vorläufig begünstigte ihn das Geschick durch die dargebotene Benutzung einer an kriegsgeschichtlichen Werken reichen Bibliothek auf einem Edelhofe Samogitiens. „Wer je unmittelbar nach einer Periode rühriger, ganz nach außen gewendeter Thätigkeit auf Ruhe und Studium angewiesen war, der weiß, mit welcher Begier alsdann der Geist alles Dargebotene erfaßt, welche Fülle von Ideen und Betrachtungen in uns erwacht, wenn wir einem fremden Ideengang nachgehen und ihn prüfen; welche Schätze unbewußt gesammelter Erfahrung, wie aus dem Schlummer geweckt, lebendig werden, wie überhaupt der Geist sich freudig im Besitze eines erweiterten Gebietes fühlt. Vielleicht gehört gerade die Einsamkeit dazu, den ganzen Zustand zu seiner vollen Fruchtbarkeit zu bringen.“ Uebrigens galt Toll schon damals im Heere zu entschieden für einen ausgezeichneten Officier, als daß man seiner für die Länge hätte entbehren können. Durch die Vermittelung des Fürsten Peter Wolkonsky erfolgte (Julius 1810) seine Rückversetzung zum Quartiermeisterwesen. Seitdem begegnen wir dem zum Obersten Beförder-

ten abermals in Petersburg, zunächst mit topographischen Arbeiten beschäftigt.

Das dritte Buch nimmt die volle Hälfte dieses vorliegenden Bandes ein und umfaßt ausschließlich die Begebenheiten des Jahres 1812, während dessen Toll unter dem Oberbefehl von Barclay de Tolly stand. Es war bereits niedergeschrieben, bevor das Leben Steins und die Denkwürdigkeiten von Wolzogen benutzt werden konnten, und der Verf. hielt später eine Umarbeitung für nicht rathsam, damit die Wahrheit in selbständiger Weise von verschiedenen Seiten an den Tag treten möge.

Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß früher oder später die Wiederaufnahme des Krieges mit Frankreich unvermeidlich sein werde, hatte Kaiser Alexander seit geraumer Zeit seine Aufmerksamkeit auf die Verstärkung und Heranbildung des Heeres gerichtet. Es war wesentlich des Kaisers eigener Entschluß, nicht, wie so vielfach behauptet worden ist, die Stimmung im russischen Volke, welche zum Kampfe drängte. Denn wenn damals noch weniger als jetzt von einem Mittelstande in Rußland die Rede sein konnte, so waren die Ansichten der Kaufmannschaft nicht sonderlich von Gewicht, weil diese zum überwiegenden Theile aus Fremden bestand, der Landadel entbehrte des letzten Verständnisses äußerer Politik, und die höchsten Kreise zeigten sich auch hier für Begeisterung und heroische Entschlüsse nicht sehr zugänglich. Schon damals machte sich unter dem hohen Adel nicht selten die Ansicht geltend, daß die Aufgabe der russischen Politik in einem Bündnisse mit Frankreich zur gemeinschaftlichen Beherrschung Europas zu suchen sei. Der Kanzler, Graf Rumänzow, ging in dieser Bezie-

hung so weit, daß er selbst die Zulassung französischer Zollwächter in russischen Seestädten für nicht unangemessen hielt. Die Sprache eines Mannes wie des Freiherrn von Stein fand bei keinem als dem Kaiser Gehör.

Man weiß, mit welcher Entschiedenheit Scharnhorst und Gneisenau in Friedrich Wilhelm III. drangen, nicht etwa nur im Fall der äußersten Gefahr, sondern sofort und aus freier Wahl einen Bund mit Rußland einzugehen. „Hier tritt uns wieder das Wunderbare in den Schicksalen der Völker entgegen, denen oft zum Heil gereicht, was an sich kein großes Lob verdient. Die kräftigen Männer, welche den Krieg in dieser Form herbeizuführen suchten, hatten vielfach Recht in dem was sie zu Gunsten eines solchen Entschlusses anführten. Es ist wahr, Preußen mit seinen acht Festungen, mit seinem kleinen aber vortrefflichen Heere, das leicht durch hunderttausend begeisterte Freiwillige vermehrt werden konnte, hatte eigentlich Rußland mehr zu bieten, als es in dem Fall war von diesem Verbündeten zu fordern. Der Krieg, in dem Sinne wie Stein, Scharnhorst und ihr Anhang wollten, zur Nationalsache der Preußen und der Deutschen gemacht, konnte Aussicht auf den glücklichsten Erfolg bieten. Und dennoch hätte dieser Weg wahrscheinlich zu unabsehbarem Unheil geführt; dennoch war es besser, daß Friedrich Wilhelm III. nicht den Rath derer befolgte, die Kühnheit und Weisheit zu verbinden wußten, und sich der Meinung ihrer Gegner anschloß, denen das Gefühl der eigenen Mittelmäßigkeit eine diesesmal heilsame Scheu vor jedem Außerordentlichen einflößte.“ Denn nicht nur, daß Alexanders Streitkräfte hinter der nominellen Angabe weit zurückstanden, sie würden sich auch dem Ein=

flusse des in Rußland herrschenden Geistes eigenthümlicher Beschränktheit nicht haben entziehen können.

Seit der Bildung der beiden Westarmeen im Anfange des Jahres 1812 befand sich Obrist von Toll im Hauptquartter zu Wilna und zwar als Director der Kanzlei des Generalquartiermeisters der ersten Armee angestellt. Die Lage, in welche er dadurch gerieth, war eine keinesweges günstige. Seine unmittelbaren Vorgesetzten waren zu unbedeutend, um seinen Werth aufzufassen, und dem an und für sich schwer zugänglichen Barclay war er vollkommen fremd. Anders gestalteten sich freilich die Verhältnisse, als auch Alexander in Wilna eintraf. Fürst Wolkonsky kannte aus Erfahrung die große Brauchbarkeit des Obersten, der von nun an mehrfach im Namen des Kaisers um seine Ansicht gefragt wurde. Barclay de Tolly anbelangend, der einer ursprünglich schottischen, aber seit geraumer Zeit an der Düna germanisirten Familie angehörte, so wird derselbe vom Verf. als ein Mann von mäßigen Fähigkeiten geschildert, dessen kriegerische Kenntnisse meist nur auf fragmentarischen Anschauungen beruhten, dem aber Festigkeit des Charakters und eine auch in den schwierigsten Momenten nicht zu erschütternde Besonnenheit beiwohnte; auf seine Ansichten und Entschlüsse konnte kein Dritter Einfluß gewinnen, sie gehörten nur ihm allein; die Redlichkeit der Gesinnung und die Zuverlässigkeit seines ganzen Wesens haben selbst Widersacher nicht in Abrede zu stellen gewagt. Daß es an Letzteren nicht fehlte, lag ebensowohl in seiner Persönlichkeit, als in dem Umstande, daß er als Deutscher galt und durch ungewöhnlich rasche Beförderung zum Kriegsminister gestiegen war. Daß Fürst Bagration,

welcher die zweite Westarmee, und Graf Tormassow, welcher die Reserve befehligte, in der Anciennetät als Generäle über Barclay standen, trug ebenso wesentlich zur Erschwerung der Verhältnisse bei, als daß der Kaiser den Oberbefehl über sämmtliche Streitkräfte sich selbst vorbehielt, ohne jedoch in dieser Beziehung eine bestimmte Erklärung abzugeben. Alexander stützte sich dabei mit hingebendem Vertrauen auf den Rath seines einstigen Lehrers, des Generals Phull, der seit dem Jahre 1806 den preußischen Dienst mit dem russischen vertauscht hatte. Diesem zur Seite stand der Fürst Wolkonsky, ein seinem Gebieter treu ergebener, nicht unbrauchbarer Mann, der aber mit großer Sorgfalt der ihm eigentlich zukommenden Stellung als Chef des Generalstabes auswich, weil er mit den in seiner Heimath vorwaltenden Verhältnissen hinlänglich vertraut war. „Die Kunst emporzukommen besteht hier wesentlich darin, daß man, bei großer Pünctlichkeit, nie und unter keiner Bedingung irgend eine Verantwortlichkeit übernimmt, und es auf diese Weise vermeidet, sich eine Blöße zu geben; und so ist denn auch in der ganzen russischen Armee, durch alle Grade — wenige, besonders energische, oder doch unternehmende Naturen natürlich ausgenommen — eine gewisse Abneigung vorherrschend, selbständig aufzutreten und zu handeln. Da, wenn es ein Unglück gibt, die kaiserliche Ungnade immer irgend Jemanden mit großer Gewalt treffen muß, ist in der Regel ein Jeder bemüht, gleichsam bei einem höher Gestellten unterzukriechen und die Verantwortlichkeit auf diesen zu übertragen, indem er sich selbst bestimmte Befehle und Instructionen verschafft, die ihn rechtfertigen, wenn die Sache schief geht.“ Graf Araktschejew, der

als Chef der Artillerie nicht fehlen durfte, konnte freilich in Bezug auf die Führung des Feldzuges nicht in Betracht kommen; aber als Vertrauter des Kaisers, über den er bis an sein Ende einen unbegreiflichen Einfluß ausübte, war er jedenfalls ein Mann von Gewicht.

Wenn der Natur der Sache nach das Amt eines Generalquartiermeisters im kaiserlichen Hauptquartier damals auf Phull hätte übertragen werden müssen, so stand dem der Umstand entgegen, daß der Genannte nie daran gedacht hatte, die russische Sprache zu erlernen. Mit der von Clausewitz gegebenen Charakteristik dieses eigenthümlichen Menschen zeigt sich der Verf. durchaus einverstanden. Neben diesen Männern, denen noch der in schwerfälliger Pedanterie sich gefallende Obristlieutenant von Wolzogen beigezählt werden mag, gesellte sich der ganze Troß eleganter, aber ziemlich leerer Adjudanten, die, weil ihnen kein bestimmtes Amt oblag, von einem unwiderstehlichen Drange nach Einmischung und unzeitigem Dareinreden getrieben wurden. Von ungleich größerer Bedeutsamkeit waren Armfeldt und Bennigsen, namentlich Letzterer, der sich, ohne besonders gerufen zu sein, in Wilna eingefunden hatte. „Sein eigentliches Geschäft war hier, auf die Gelegenheit zu lauern, um gleich eintreten zu können, sobald eine passende Stellung leer wurde; so viel als möglich Alles zu tadeln, über Alles bedenklich den Kopf zu schütteln, Zweifel und Mißmuth zu nähren, Einiges zu durchkreuzen und zu hintertreiben, und ein wenig nachzuhelfen, wenn keiner der höchsten Befehlshaber und leitenden Rathgeber ganz von selbst in Ungnade fallen wollte, das waren die nothwendigen Elemente der gewählten Rolle."

Digitized by Google

Mit solchen Mitteln und unter solchen Verhältnissen sollte nach einem Operationsplane verfahren werden, welchen Phull in Petersburg ausgearbeitet hatte. Aus diesem, der, wenn auch nicht im ganzen Umfange, doch vollständiger als man ihn bisher kannte, hier mitgetheilt wird, ergibt sich, daß man den Hauptangriff von einer ganz andern Seite erwartete, als er in Wirklichkeit eintraf, und daß man die Rückzugslinie von augenblicklich eintretenden Umständen abhängig machte. Dieser Plan, welchem gemäß sich das russische Heer in allen Hauptbeziehungen auf die Defensive beschränken sollte, rief unter den Officieren des Hauptquartiers eine Fülle von herben Widersprüchen hervor, so daß der Kaiser, dessen Vertrauen auf Phull allmälig zu wanken begann, ein Gutachten Tolls durch den Fürsten Wolkonsky einfordern ließ. Toll stimmte für eine entscheidende Schlacht, aber nicht bei Wilna, sondern weiter vorwärts und zwar mit den Kräften der vereinigten Armeen.

Bei dieser Gelegenheit spricht sich der Verf. mit Entschiedenheit gegen die in neuerer Zeit wieder aufgetauchte Tradition aus, als sei der leitende Gedanke in dem Plane Phulls ein Rückzug in das Innere Rußlands gewesen und zwar in der Art, wie er später wirklich Statt fand. „Phulls Operationsplan hatte mit dem, was der Gang der Weltgeschichte zur Erscheinung brachte, weder in Geist und Sinn, noch selbst in der Form des beabsichtigten Verfahrens irgend etwas gemein. Ja selbst die zufällige Veranlassung zu dem, was wirklich geschah, gab der Phull'sche Plan nur dadurch, daß er aufgegeben wurde und daß Alles, was man im Sinn dieses Plans bereits gethan

hatte, so viel als möglich wieder ungeschehen gemacht werden sollte." Derjenige, welcher zunächst der Ueberzeugung lebte, daß Napoleon an der ungeheuern Ausdehnung des russischen Reichs zu Grunde gehen müsse, sobald Rußland seine Kräfte bis zum letzten Augenblicke aufspare, war Scharnhorst. Gleichviel, ob der Major von dem Knesebeck diese Ansicht von Scharnhorst sich zu eigen macht, oder auf selbständigem Wege zu derselben gelangte, gewiß ist, daß er im März des Jahres 1812 in diesem Sinne zu Kaiser Alexander sprach, ohne jedoch damals unbedingten Eingang zu finden.

Die nachfolgenden Darstellungen, welche vornehmlich Erörterung und Kritik der militairischen Operationen zum Gegenstande haben, wird Referent in gedrängterer Kürze zusammenfassen dürfen. Schon in Drissa hatte Kaiser Alexander, zunächst in Folge der dringenden Vorstellungen des Obersten Michaud, die Ueberzeugung gewonnen, daß die dortige nach der Anweisung Phulls erfolgte Anlage eines verschanzten Lagers ebenso wenig ihrem Zweck entspreche, als der Operationsplan des Letzteren ausführbar sei. Seitdem erkaltete sein Vertrauen auf das Talent des bis dahin so hoch gestellten Lehrers; Barclay trat selbständig an die Spitze der ersten Armee und wie das Streben nach Vereinigung mit dem Heerestheile Bagrations tief in das Innere des Landes zurückführte, so mußte der Krieg von nun an einen völlig veränderten Charakter gewinnen. Als Generalquartiermeister trat der Obrist von Toll, als Chef des Generalstabes der bekannte Yermolow dem Oberfeldherrn zur Seite. Das bei dieser Gelegenheit über Yermolow abgegebene Ur-

Digitized by Google

theil interessirt um so mehr, als der Genannte bekanntlich bis zu dieser Stunde den Gegenstand nationaler Verehrung für einen großen Theil der Bewohner Rußlands abgibt. Yermolow, so äußert sich der Verf., ist so lange ein hoffnungsvoller, vielversprechender junger Mann geblieben, bis er plötzlich zum alten Mann geworden, der in seinen besten Jahren große Dinge hätte leisten können. Die Verehrung, deren er sich in Rußland erfreut, beruht der Hauptsache nach auf seinem unverholenen Haß gegen alle Fremde, namentlich gegen Deutsche, so daß er für die sogenannten Slawänophilen das eigentliche Ideal eines russischen Nationalhelden abgibt. Er war es, der damals wesentlich dazu beitrug, den Bruch zwischen Barclay und Bagration zu einem unheilbaren zu machen und den gegen Ersteren vorgebrachten Verunglimpfungen einen gewissen Nachdruck zu geben.

Sobald die Vereinigung der beiden Westarmeen unter Barclay und Bagration erfolgt war, konnten die unheilvollsten Reibungen unter den genannten Heerführern nicht mehr ausbleiben. Das Heer verlangte gegen den Feind geführt zu werden und fühlte durch das fortwährende Zurückweichen seine Ehre gekränkt; nicht minder drang der Kaiser in seinen Schreiben wiederholt auf das Uebergehen zum Angriff. Unleugbar lag auch damals noch kein fester Operationsplan vor, sondern alle Anordnungen blieben dem Feldherrn an Ort und Stelle überlassen.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

51. Stück.

Den 29. März 1856.

Leipzig

Schluß der Anzeige: „Denkwürdigkeiten des kaiserl. russischen Generals der Infanterie Carl Friedrich Grafen von Toll. Von Theodor von Bernhardi. Erster Band."

Barclay aber ließ ein richtiger Takt, „wir möchten sagen ein glücklicher Instinct" vor der blutigen Entscheidung zurückschrecken; er war von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß die ihm untergebenen Mittel zur glücklichen Durchführung eines Angriffs nicht ausreichend seien; es tritt selbst aus seinem Briefwechsel mit dem Kaiser nicht undeutlich die Besorgniß hervor, daß er kaum auf eine thatkräftige Unterstützung Bagrations zu rechnen haben werde. Am entschiedensten brach dieser Zwiespalt im Hauptquartier durch, als Bagration mit Heftigkeit auf die Vertheidigung von Smolensk bestand, Barclay dagegen den Rückzug fortgesetzt wissen wollte. Damals ereignete sich, daß eine Menge hochgestellter Officiere sich im Gefolge Bennigsens und des

Großfürsten Constantin zu Barclay begab, um einen Widerruf seines Befehls zu erwirken. „Ein Schritt von sehr zweideutigem Charakter, den die Herren sicher nicht gewagt hätten, wenn nicht eben der Bruder des Kaisers an ihrer Spitze stand. Denn das Gehaben eines solchen, zum Theil leidenschaftlich aufgeregten Kriegsraths, der sich dem Feldherrn ungerufen aufdrängt, streift ziemlich nahe an Meuterei. Aber der Zauber der gewohnten Kriegszucht wird solcher Bewegungen immer Herr, wenn sie nicht auf charakterlose Schwäche stoßen; und auf die traf man bei Barclay nie."

Der Rückzug auf der Straße nach Moskau erfolgte unter schweren Kämpfen. Die Uneinigkeit der Höchstbefehlenden fraß mit jedem Tage weiter um sich und der einheitliche Oberbefehl schien der That nach verloren zu sein, als Kutusow in der Eigenschaft eines Generalissimus beim Heere eintraf und Barclay und Bagration sich demselben untergeordnet sahen.

Paris

chez J. B. Baillière 1855. Du sommeil au point de vue physiologique et psychologique par Albert Lemoine doct. ès lettres. Ouvrage couronné par l'institut de France. VIII u. 410 S. in Octav.

Die philosophische Abtheilung der Académie des sciences morales et politiques hatte für 1855 als Aufgabe für ihre Preisbewerbung eine psychologische Analyse des Schlafes gestellt und die besonderen Fragen hervorgehoben: welche Seelenthätigkeiten während desselben fortbestehen, welche andern sich aufgehoben oder beträchtlich modificirt finden; welcher wesentliche Unterschied ferner zwi-

schen Träumen und Denken bestehe; ob im spontanen Somnambulismus Identität des persönlichen Selbstbewußtseins anzunehmen sei; endlich wenn der künstliche Somnambulismus eine Thatsache bilde, welches seine wenigst zweifelhaften Erscheinungen seien, und welche Theorie dieses Seelenzustandes versucht werden könne. Die Arbeit des Hrn Lemoine, welche das Institut des Preises würdig gefunden hat, hält sich im Ganzen an diese speciell gestellten Fragen, und eben die Anerkennung, die ihm die gelehrte Körperschaft Frankreichs geschenkt hat, wird auch unter uns einige Neugierde nach dem Geiste und der Gründlichkeit seiner Auffassung dieser interessanten Gegenstände erwecken. Wir würden ungerecht sein, wenn wir nicht eine aufmerksame und liebevolle Vertiefung in seine Aufgabe, eine ruhige und vielseitige Prüfung der mannichfachsten Controversen, endlich eine ausgebreitete Vorbildung dem Verf. zugestehen wollten; doch wird der Genuß seiner sorgfältigen Arbeit für Deutsche durch zwei Umstände etwas geschmälert werden. Die Vorstudien, die er gemacht hat, beschränken sich fast ganz auf die Litteratur seines Vaterlandes und nach seiner Darstellung könnte man Frankreich für eine einsame Insel halten, deren tiefsinnige Bewohner allein unter den Menschen sich seit Jahrhunderten mit der Lösung aller wissenschaftlichen Fragen beschäftigen. Und doch würde gerade auf diesem Gebiete die unleugbar große wissenschaftliche Kraft Frankreichs eine Ergänzung durch die des Auslands recht wohl vertragen. Auch der andere jener beiden Umstände, die uns ungünstig scheinen, hängt mit der Nationalität des Verfs zusammen. Er begnügt sich nicht, den wissenschaftlichen Inhalt seiner Untersuchungen mit Geschmack und

Digitized by Google

Eleganz vorzutragen, sondern gibt sich einem oratorischen Ausmalungsgelüste hin, dessen unendlich ermüdende und wahrhaft entnervende Weitläuftigkeit durch hin und wieder vorkommende in der That allerliebst ausgeführte Miniaturschilderungen doch nicht aufgewogen wird. Und unter dieser sorgfältigen Kleinmalerei, die unerbittlich jeden Gedanken, den der Leser schon von fern kommen sieht und gern überspringen möchte, festhält und einige Male des Breiteren ausdrückt, wird man doch an manchen entscheidenden Punkten die vollkommne kritische Schärfe des Urtheils vermissen, die der Ausführlichkeit der Erwägung angemessen wäre.

Nach einigen hübschen Bemerkungen über den Schlaf der Organe, worin die Erholung derjenigen, deren beständige Thätigkeit dem Leben nothwendig ist, in den kurzen Ruhepausen ihrer periodischen Wirksamkeit gesucht wird, während die andere diese Pausen zu dem zusammenhängenden größeren Zeitabschnitt des Schlummers addiren, wirft der Verf. die Frage auf, ob es einen Schlaf der Seele gebe? Er verneint sie, wenn Schlaf völligen Mangel der Gedanken, der sentiments, der Träume bedeuten soll. Aber er überzeugt uns nicht, sondern überredet uns nur. Denn sein Beweis besteht doch nur darin, daß auch während des Schlafs cette infinité de petits mouvements, dont la vie résulte, de chatouillements inappréciables, de frôlements d'atomes, forment en somme une cause plus que c a p a b l e d'émouvoir l'âme d'une sensation quelconque (S. 33). Niemand zweifelt hieran, aber es fragt sich, ob im Schlaf die Bedingungen vorhanden sind, welche allen diesen chatouillements einen Eindruck auf die Seele zu machen erlauben. Wenn der Verf.

S. 59 nun sagt: uni étroitement au corps, qu'il anime, l'esprit ne saurait s'en détacher un instant, so war dies gerade das, was in dieser Beziehung zu beweisen war, und von ihm durch nichts bewiesen worden ist. Die Aufhebung alles Vorstellungslaufes könnte immer noch Wechselwirkungen zwischen Körper und Seele genug übrig lassen und einen Zustand begründen, der ohne völlige Unthätigkeit der letztern doch als ihr Schlummer bezeichnet werden könnte, wenn es nämlich überhaupt großen Werth hätte, diese Redefigur zu discutiren.

Welches ist nun der Zustand der Seele während des Schlafes? A quelles lois capricieuses et bizarres obéit-elle pendant le repos des organes? (S. 63). Es findet sich natürlich, daß diese Gesetze gar nichts Besonderes haben; nur die Communication der Seele mit der Außenwelt ist unterbrochen durch die Unempfindlichkeit der peripherischen Nervenenden (?); desto lebhafter ist dagegen der Verkehr der Seele mit den Eindrücken, die aus dem Gehirn selbst und aus dem Inneren des Körpers stammen. Durch die Beschränkung auf dieses Material ihrer Thätigkeit müssen sich alle Eigenthümlichkeiten des Gedankenlaufs im Schlafe, des Traumes, erklären. Von dem Unterschiede zwischen Denken und Träumen handelt nun der Verf. weitläuftiger; er findet keinen wesentlichen; die Seele folge in beiden Fällen denselben Gesetzen; sie deute im Traume die subjectiven Empfindungen, die ihr zukommen, nach denselben Analogien auf äußere Gegenstände und Veranlassungen, wie sie es auch während des Wachens mit den an sich gleich subjectiven Empfindungen thut, die sie wirklich von außen empfängt. Allein wenn wir diesem Abschnitt des

Verf. manche gute Einzelbemerkung zugestehen, so fürchten wir doch, der Leser werde mit uns fühlen, daß mit dem wesentlichen Unterschiede zwischen Traum und Wachen bei dem Verf. auch die unwesentlichen zu sehr verschwinden; indem er beide Erscheinungen mit Fieberphantasien und Wahnsinn nahe zusammenrückt, gelingt es ihm nicht, noch eine deutliche Vorstellung der Bedingungen zu erwecken, welche alle diese Zustände doch noch von einander trennen. Diese Unklarheit erstreckt sich denn auch in den neuen Abschnitt, in welchem dem Verf. noch übrig bleibt à faire un tableau des facultés de l'âme pendant le sommeil.

Diesen umfänglichen Abschnitt können wir nur erwähnen. Die Art, wie die einzelnen facultés hier durchgegangen werden, hat für die jetzigen Gewohnheiten der deutschen Psychologie etwas sehr Veraltetes, und auch im Einzelnen finden wir zwar manche gefällige Bemerkung, aber kaum etwas Neues. Das Thema der ganzen Betrachtung können wir mit des Verfs eignen Worten, S. 187 angeben: Supposez la raison abandonnée à elle-même. Au lieu de sens véridiques, d'organes obéissants, entourez-la d'instrumens rebelles (!) et mensongers, qui ne soient dociles que pour l'erreur; confondez tous les trésors de sa mémoire, portez le désordre dans ses archives ordonnées dès long temps; faites que les objets les plus divers se succèdent avec une rapidité surprenante; ne lui offrez que des problêmes insolubles; faites concourir les causes les plus ennemies et les éléments antagonistes, multiplier les piéges . . . . Si puissant que soit le génie, à qui vous aurez fait des conditions semblables, il est né-

cessaire qu'il trébuche, tombe etc. Diese Stelle wird sowohl die Theorie des Verfs als die Lust an unnützen Uebertreibungen kenntlich machen, durch die er den Genuß seiner Darstellung schmälert.

Der zweite Abschnitt des Ganzen beschäftigt sich mit dem Somnambulismus. Auf sehr verständige Weise beginnt der Verf. mit den leisesten Spuren desselben, die im gewöhnlichen Schlafe vorkommen, und zeigt sehr richtig, que le somnambulisme est un sommeil, dont certains caractères ou quelques accidents prennent des proportions inaccoutumées sans en présenter de nouveaux. Nicht ganz ausreichend erscheint nur die Analyse der Bedingungen, welche entweder die Handlungen und Perceptionen der Schlafwandler auf eine einzige Gedankenreihe beschränken, oder dann, wenn diese Beschränkung nicht vorhanden ist, doch noch immer einen sehr bemerklichen Unterschied zwischen ihrem Seelenzustande und dem wirklichen vollständigen Wachen unterhalten. Auch die somnambulistischen Erscheinungen, welche neben starrsüchtiger Unempfindlichkeit und Unbeweglichkeit in nervösen Krisen und Ekstasen vorkommen, behandelt der Verf in derselben Weise. Les plus surprenants ont leurs analogues dans les plus petites et les plus ordinaires; ils ne s'en distinguent que parce qu'ils excèdent certaines limites indéterminables, en deçà desquelles est renfermée avec la santé la marche régulière de la nature. Sowohl hier jedoch als bei der Prüfung der auffallenden Erscheinungen, die von dem Zustande der künstlich magnetisirten Somnambülen erzählt werden, wäre es wünschenswerth gewesen, die fraglichen Vorgänge nicht nur nach dem allgemeinen Durchschnitt der Berichte zu berücksichtigen, die von ihnen mit

sehr verschiedenen Graden der Glaubwürdigkeit umlaufen. Standen dem Verf. keine eigenen Beobachtungen zu Gebote, so war es nützlicher, einige wenige bestbeobachtete Fälle in der ganzen Ausführlichkeit ihres Details und in der genauen Verkettung ihrer einzelnen, einander zur Erklärung, zur Bewahrheitung oder zur Widerlegung dienenden Züge durchzugehen. Dies allgemeine Raisonnement, mit welchem der Verf. die meisten Erscheinungen, sie nur in ihren allgemeinen Umrissen betrachtend, als mögliche Steigerungen normaler oder doch unverfänglicher Vorgänge nachzuweisen sucht, während er andere auf unwillkürliche Täuschung zurückführt, hat wenig Ueberredungskraft, obgleich wir nicht im Geringsten an der Richtigkeit der meisten von ihm aufgestellten Gesichtspunkte zweifeln. Das Verwirrende dieser Dinge liegt eben nicht in diesen allgemeinen Zügen, sondern in der überraschenden Combination derselben im einzelnen wirklichen Falle, und der Anhänger des thierischen Magnetismus, den der Verf. vielleicht wirklich von der Richtigkeit seiner hier vorgetragenen Ansichten überzeugt hätte, würde mit Recht erwiedern, daß sie doch alle nicht Stich halten gegen die unmittelbare Ueberzeugungskraft, mit der sich ihm das lebendige Bild eines wirklichen Falles von Hellsehen aufdränge. Die Richtigkeit auch dieses Scheines läßt sich nur durch Kritik der einzelnen Beispiele nachweisen, denn sie allein kann zeigen, in welchen Maßverhältnissen sich die willkürliche und unwillkürliche Täuschung, der kleine Kern realer Thatsachen und der Schweif grundloser Interpretation, welches Alles diese rationalistische Erklärungsweise voraussetzt, in Wirklichkeit zu vermischen pflegen.

Von eigenthümlichem Interesse ist der nicht ohne

Feinheit der Beobachtung und Reflexion geschriebene Abschnitt über die von der Akademie gestellte Frage, ob in dem Somnambulismus die identité personelle aufgehoben sei. Ich verstehe nicht ganz die besondere Bedeutung, welche auf diese Frage gelegt wird, und was man eigentlich beabsichtigt hat, wird mir durch die etwas sonderbare Beantwortung noch unklarer. Ganz gut erörtert der Verf., daß die Identität der Seele zwar eine nothwendige, aber nicht die hinlängliche Bedingung der Persönlichkeit sei, sie gewähre an sich nur eine substantielle Einheit, aber keine der Person. Zu der letztern ist nicht nur Bewußtsein, sondern die Möglichkeit nothwendig, in der Erinnerung eine Reihe von Zuständen, welche die Lebensgeschichte des Ich bilden, in ununterbrochenem Zusammenhange zu übersehen. Er selbst gibt zu, daß dazu nicht die Festhaltung alles Erlebten im Gedächtniß nöthig sei; Vieles könne vergessen werden; nur ein fortlaufender Faden sei unentbehrlich. Aber er hätte auch diese Forderung können fallen lassen; denn Niemandes Gedächtniß hat diesen ununterbrochenen Faden wirklich; wir haben nur die Ueberzeugung, daß in den vielen dunklen Zeiträumen, aus denen wir uns unsers wirklichen Lebensganges nicht mehr entsinnen, doch die nun vergessenen Zustände, die diese Zeiten füllten, in Zusammenhang mit Vergangenheit und Zukunft gestanden haben mögen, und wir finden jedenfalls in uns Nichts, dem wir nicht eine mehr oder weniger bestimmte Beziehung zu unserm Lebenslauf geben könnten. Beruht nun auf einem solchen Zusammenhang unsers empirischen Ich unsere Persönlichkeit, so weiß ich nicht, wie die Identität derselben dann noch bestehen kann, wenn in Krankheiten, in denen Traumparoxysmen

mit Intervallen des Wachens abwechseln, das Gedankenleben der Traumzeiten für sich und das der Wachzeiten gleichfalls für sich zu continuirlichen Entwicklungen sich zusammensetzen, und ohne daß das eine durchgehenden Einfluß auf das andere übt. Was anders, als einen solchen Zustand könnte man sich unter einer als denkbar in Frage gestellten Nicht-Identität des persönlichen Bewußtseins noch vorstellen? Jedenfalls ist es nicht, wie der Verf. meint, facile de comprendre, que, quand le somnambule ou le fou semble perdre sa personnalité et en revêtir une nouvelle, ce n'est qu'une erreur superficielle comme toutes les fictions des songes et non une réelle et profonde altération de sa personne. In diesem Satz ist offenbar die Einheit der Persönlichkeit wieder mit der Einheit der Substanz verwechselt; die letztere wird freilich nicht verändert, aber die erste erleidet offenbar mehr als eine bloß scheinbare und oberflächliche Beeinträchtigung.

Der letzte Abschnitt über den künstlich erzeugten Somnambulismus widerlegt besonders die Theorie von einem eigenen magnetischen Fluidum, und sehr treffend zeigt der Verf. die völlige Nutzlosigkeit dieser unbegründeten Annahme, mit der der Materialismus, auch in diesem Versuche sehr ungeschickt, nicht eine einzige der wesentlicheren Erscheinungen besser als ohne sie zu erklären vermag. Im Ganzen wird man mit Anerkennung den besonnenen Sinn dieser Arbeit und die sorgfältige Durchführung ihrer aufgestellten Gesichtspunkte rühmen müssen, und wenn sie neue und überraschende Aufschlüsse allerdings nicht gewährt, so gereicht es doch gewiß der gelehrten Körperschaft Frankreichs keineswegs zur Unehre, die Darstellung dieser verständigen Ansichten ihres Preises

würdig erklärt und sie so zum Beispiele und Vorbilde einer gewünschten allgemeinen Meinung über diese Fragen gemacht zu haben.

Paris

bei Camille Rollin 1855. Numismatique de l'Arménie au Moyen Age; par Victor Langlois, membre de l'Institut des langues orientales de Moscou. XII u. 110 S. in Quart; mit sieben Bilderplatten.

Auch alle die etwas abgelegeneren oder auf den ersten Blick minder wichtig scheinenden Gebiete des weiten Morgenlandes werden jetzt allmälig mit vollem Rechte Gegenstände unserer genaueren und soviel als möglich erschöpfenden Untersuchung, wie durch Reisen und Anlage wissenschaftlicher Sammlungen, so vorzüglich durch die Wissenschaft selbst. Zu diesen Gebieten gehört nun vorzüglich auch Armenien, dessen alte Sprache, dessen Alterthümer und dessen zwar seit den persischen Zeiten für die große Weltgeschichte weniger hervorragende, aber dennoch ebenso wechselvolle als ruhm- und lehrreiche Geschichte unsere volle Aufmerksamkeit verdienen. Wir werden vielleicht künftig näher erkennen können, welche Geschichte die Armenier schon in den ältesten Zeiten zu einem kräftigeren Volke erhob: seit den persischen Zeiten zwischen den mächtigen Reichen in Osten und Westen eingeklemmt, zeigt Armenien nur wie auch ein an sich äußerst tüchtiges und kräftiges Volk, wenn auch erst nach tausendjährigen Kämpfen und Leiden, doch endlich so gut wie ganz vertilgt werden muß, wenn es zwischen seinen Nachbaren nie wieder zu einer nachhaltigen Selbständigkeit und Macht sich aufrafft. Das Christenthum, welches

dieses Volk fast früher als irgend ein anderes ganz in sich aufnahm und welches im Mittelalter allein noch seine Stärke blieb, hat es lange Jahrhunderte hindurch vor dem völligen Verderben geschützt: allein daß sogar dieses, zumal wie es im Mittelalter verstanden wurde, nicht etwa wie ein geheimnißvolles Zaubermittel den endlichen völligen Sturz der Reiche und Völker aufhalten kann, zeigt auch die armenische Geschichte deutlich genug.

Die armenischen Münzen des Mittelalters spiegeln uns ein kleines, aber sehr deutliches Bild von diesem ganzen noch lange Zeiten mit dem drohenden Untergange ringenden Reichs- und Volksleben wieder. Die ältesten Münzen tragen nur das Bild Christus' selbst auf der Vorderseite, während die Hinterseite mit Buchstaben gefüllt ist. Dieses Bild erscheint dann allmälig mit dem des herrschenden Königs zusammen, in vielfacher Verbindung; es verschwindet endlich ganz und macht bloß den Bildern des Königs und des Landeswappens Platz, wiewohl das Kreuz in hundert Gestalten immer auf den Münzen irgendwie bleibt Die älteren Münzen sind dabei noch erträglich an Gehalt und Gestalt, vorzüglich während der langen und kriegerisch glücklichen Herrschaft Leon's II. aus dem Rupenischen Hause, welcher vom Papste und unserm Kaiser Heinrich VI. sich die Königskrone erbat und durch den Erzbischof von Mainz Conrad von Wittelsbach im J. 1198 vor seinen Baronen gekrönt wurde; seitdem nannten sich diese Fürsten thâkavor, d. i. Kronenträger, den ältern kürzern und echt armenischen Namen arqái, d. i. etwa Fürst ἄρχων verschmähend. Aber unter den folgenden Königen verschlechtert sich auch das Aeußere der Münzen immer mehr;

diese folgen immer stärker nur den Mustern der Münzen anderer damals etwas mächtigerer Reiche; ja die Könige werden oft gezwungen die eine Seite der Münzen ganz mit den arabischen Buchstaben zu füllen, welche auf islâmischen Münzen jener Zeit die Herrscher bezeichnen, und bisweilen sogar noch auf die andere Seite irgend ein kleines Zeichen der islâmischen Oberherrschaft zu setzen. Die grelle Mischung christlicher und islâmischer Herrschaftszeichen konnte in jenen Zeiten nicht ärger erscheinen, während wir übrigens aus der Geschichte wissen, wie wenig das armenische Volk selbst eine solche Vermischung liebte. Als die Kreuzzüge anfingen, bekam Armenien als das einzige asiatische Reich, welches bis an die asiatische Küste des Mittelländischen Meeres sich erstreckend noch christlich geblieben war, eine neue Wichtigkeit. Damals war es freilich bei weitem nicht mehr das alte am Pontus gelegene armenische Reich, sondern nur ein Ueberbleibsel von ihm, welches gerade nach Süden hindrängte, Kilikien besaß und oft die nördlichsten Stücke von Syrien selbst sich unterwarf: doch gab es auch damals noch einige Zeiten, wo die Könige sich auf ihren Münzen alle Armenier (amenáin Hajotz) zu beherrschen rühmen konnten. Hätten die Kreuzfahrer dieses Königreich gegen die es umringenden islâmischen Fürstenthümer zu stärken verstanden und wäre die abendländische Christenheit, die unsinnigen kirchlichen Streitigkeiten jener Zeit aufgebend, der morgenländischen aufrichtig entgegengekommen, so würde auch der endliche Ausgang der Kreuzzüge ein viel besserer geworden sein. Aber so zog der traurige Verlauf und Ausgang dieser auch das armenisch-kilikische Reich in sein Elend hinein, wiewohl es jenen noch über hun-

Digitized by Google

dert Jahre überlebte: in welchen Drangsalen aber, zeigen selbst seine Münzen hinreichend. Und so haben die armenischen Münzen auch für die Geschichte der Kreuzzüge ihre Wichtigkeit.

Es fehlte nun bis jetzt an einer etwas vollständigeren und zuverlässigeren Beschreibung dieser sämmtlichen Münzen. Herr Victor Langlois hatte sich aber seit längerer Zeit gut vorbereitet der Wissenschaft diesen Dienst zu leisten; dazu konnte er die Jahre 1852—53, von der französischen Herrschaft öffentlich ermuntert und reichlich unterstützt, ganz auf Reisen in Klein-Armenien und Kilikien selbst zur Untersuchung und Sammlung solcher Münzen und anderer armenischer Alterthümer verwenden. Die Lesung der altarmenischen Buchstaben ist auf diesen Münzen etwas schwierig; auch haben sie fast ohne Ausnahme keine Bezeichnung einer Jahreszahl (darin von den arabischen und allen islâmischen Münzen so sehr abweichend), noch nennen sich die vielen Leone Hethume oder Konstantine in der Reihe dieser Könige nach ihrer Zahl. Was nun die früheren Erklärer dieser Münzen noch sehr unvollkommen erkannt hatten, sucht der Verf. zu ergänzen: und nach vielen Seiten hin ist ihm dieses gelungen. Auch von sonstigen Inschriften aus jenen Jahrhunderten, welche er auf seiner wissenschaftlichen Reise entdeckte, schaltet er hier viele mit Erläuterungen ein; und die Wiederauffindung des großen armenischen Reichswappens, welches er ebenfalls hier S. 40 mittheilt, wird den Freunden der Geschichte des Mittelalters angenehm sein.

Recht unterrichtend ist auch die Uebersicht der verschiedenen armenischen Münzarten und ihres Werthes im damaligen Handel, welche der Ver-

fasser in der Einleitung seiner Schrift gibt. Er will hier nicht die in den ältesten uns bis jetzt bekannten Jahrhunderten vorkommenden armenischen Münznamen, sondern nur die im Mittelalter gebräuchlichen und in den Schriften jener Zeit viel genannten Münzen ihrem Namen und ihrem Geldwerthe nach erklären: aber auch bei diesen ist des Dunkeln noch viel. So wird S. 10 ff. die armenische Münze tahegan besprochen, ohne daß deutlich würde, was das für ein Name sei. Die armenischen Wörterbücher erklären den Namen so als könne er einen Pfennig bedeuten oder auch eine Silber- oder Goldmünze bezeichnen: wir wissen nun zwar sonst aus vielen Beispielen, wie leicht derselbe Münzname nach den verschiedenen Münzstoffen sehr Verschiedenes bedeuten kann, erfahren aber so nichts über den ursprünglichen Sinn oder Laut des Namens. Dasselbe Wort führt der Burhâni qâti' als دهگانی dăhgâni eine Goldmünze an, erklärt es aber richtig für eine ältere Münze, da neupersische Schriftsteller nicht mehr davon reden. Beachtet man aber, daß dieselbe Münze im Georgischen drakhani hieß, so können wir nicht zweifeln, daß das Wort in jener armenischen Aussprache erst aus diesem entstand; das georgische Wort aber trägt eine so offenbare Verwandtschaft mit dem altpersischen adarkemon oder kürzer darkon, daß wir es sicher auf dieses zurückführen müssen. Dieses nun ist die einst im alten Asien sehr berühmte Goldmünze, über welche im vorigen Jahrgange dieser gel. Anz. S. 1392 ff. weiter geredet wurde: wir sehen hier also einen Münznamen, welcher sich aus sehr alter Zeit bei den Armeniern noch im Mittelalter lebendig erhalten hatte, wenn auch allmälig mit sehr abgeschwäch-

ten Lauten. Wirklich bedeutete der armenische Name gewöhnlich eine Goldmünze, einem arabischen Dinar entsprechend. — Der eben dort erwähnte georgische Münzname flûri ist dagegen gewiß erst aus dem italiänischen florino entstanden: der Verf. hätte aber hier hinzufügen können, daß dieser Name auch im Armenischen als flôrin oder fiôrin gebraucht wird und von den armenischen Wörterbüchern als an Goldwerthe jenem tahegan gleich erklärt wird. Aber auch das türkische Wort فلوری fulûri, ein Goldducat, hat gewiß denselben Ursprung. Wie also jenes tahegan das Beispiel eines seit dem Alterthume von Asien aus weitverbreiteten Münznamens gibt, ebenso dieses türkische fulûri das eines im Mittelalter von Europa aus.

Der Verf. verheißt ein ähnliches Werk über die altarmenischen Münzen herauszugeben: wir können nur wünschen, daß er auch dieses bald vollenden möge.

H. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 31. März 1856.

Halle

bei J. Fricke 1856. Grundriß der Psychologie vom Standpunkte des philosophischen Realismus nach genetischer Methode als Leitfaden für acad. Vorles. und zum Selbststudium. Von Dr. Wilh. Fridolin Volkmann, Privatdoc. d. Philos. an d. Univ. Prag. XII u. 407 S. in Octav.

Psychologie und Aesthetik sind die beiden philosophischen Gebiete, in denen wir bei dem vollsten Bewußtsein der großen und umfassenden Aufgaben, die noch zu lösen sind, uns dennoch schon jetzt eines reichen und bleibenden Gewinnes neuer und tiefer begründeter Anschauungen erfreuen dürfen, durch welche das Ende des vorigen und der Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts über die unzulänglichen Standpunkte der Vorzeit hinausgeführt haben. Vieles hat sich zu diesem gedeihlichen Fortschritt vereinigt; ein neuer Aufschwung der ausübenden Kunst und die überraschende Entwicklung der Naturwissenschaften haben auf die Gedankenkreise beider Gebiete auf das förderlichste

eingewirkt; aber wenn beide Wissenschaften der regen Theilnahme, die ihnen außerhalb der philosophischen Schule entgegenkam, eine Fülle nützlicher Gesichtspunkte und schöner Einzelheiten zu danken haben, so dürfen wir doch bei unbefangener Prüfung behaupten, daß ohne den Einfluß, welchen die Entwicklung der Philosophie selbst auf die allgemeine Bildung ausübte, weder jene Theilnahme vorhanden gewesen, noch die Verschmelzung der oft weit auseinandergehenden Anregungen, die aus ihr entsprangen, zu einem wissenschaftlichen Ganzen gelungen sein würde. Aber was die Philosophie aus dem Material, welches sie theils selbst auffand, theils den Untersuchungen der einzelnen Wissenschaften entlehnte, gemacht haben mag, darauf pflegt die unruhige Wißbegierde unserer Zeit wenig Werth zu legen; die aufgeregten zum Theil stürmischen Bedürfnisse nach Aufklärung, deren Befriedigung man namentlich von der Psychologie verlangt, sind selten mit der geduldigen Stimmung verbunden, welche aus beharrlicher Forschung Belehrung hofft; dem fragmentarischen Wesen der Zeit angemessen ist es nur Anregung, die man sucht und deren man zu bedürfen glaubt. Vielleicht hat daher der Verf. der wohlgelungenen Schrift, der wir diese Zeilen widmen, nicht Unrecht in der Ansicht, daß dem psychologischen Bedürfnisse der Gegenwart ungleich mehr durch eingehende Monographien als durch systematische Compendien entsprochen werde. Um so erfreulicher ist es, daß andere Umstände ihn doch zu der Unternehmung dieser umfassenden Darstellung veranlaßten, die doch ihrerseits auch, wie wir nicht zweifeln, ein lebhaftes Bedürfniß vorfinden wird, und die zugleich in vorzüglichem Grade befähigt ist, es zu befriedigen. So viel-

fach sind die Standpunkte, die allmälig den psychologischen Problemen gegenüber, und keiner am Ende ohne allen Werth wenigstens für einige derselben, eingenommen worden sind, so zahlreich die schätzbaren Resultate auf beschränkte Gegenstände gerichteter Untersuchungen durch eine weitläuftige Litteratur zerstreut, daß der Wunsch einer übersichtlichen Zusammenfassung des Gewonnenen mit Recht hervortritt. Diesem Verlangen kommt die Arbeit des Vfs in reichem Maße entgegen. Nicht Alles zwar, was nach meiner individuellen Ueberzeugung mit Nutzen verglichen werden konnte, oder es verdient hätte, nach seinen Ergebnissen oder seinen Tendenzen erwähnt zu werden, finde ich berücksichtigt von ihm, aber die Fülle seiner Belesenheit und die Vielseitigkeit des Interesses, mit dem er die mannichfaltigsten Seiten seines Gegenstandes umfaßt, ist doch groß genug, um von dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft ein Bild zu geben, das überall genügen wird, wo nicht die stark betonte systematische Ueberzeugung der Herbartischen Schule, zu welcher der Verf. zählt, ihm hin und wieder die unbefangene Beurtheilung auf ganz andere Ziele gerichteter Bestrebungen trübt.

Wenn ich nun die Arbeit des Verfs eine sehr brauchbare und nützliche Compilation nenne, so denke ich ihm damit einen besseren Dienst zu thun, als er sich selbst that, indem er unbesonnen gleich auf dem Titel von einem Standpunkt sprach, den er einnähme. Denn die Theilnahme an einer Sammlung von Meinungen, über die jeder wieder weiter meinen kann, wird ohne Zweifel bei den Meisten das Interesse an der Durchführung eines wissenschaftlichen Standpunkts überwiegen. Kaum brauche ich übrigens hinzuzufü-

Digitized by Google

gen, daß auf keinem Gebiete weniger als auf dem der Psychologie, eine erträgliche Compilation dem gelingen würde, der nicht mit selbständigem Urtheil die Gesammtheit des Gegenstandes beherrschte. Daß der Verf. dieses Urtheil besitzt, beweist nicht nur die vorliegende Schrift, sondern bewies schon früher eine kleinere zusammenhängende Darstellung derselben Gegenstände, die in ungünstiger Zeit veröffentlicht, wenig Verbreitung und Beachtung gefunden zu haben scheint. So erfreulich es nun ist, überall den einzelnen Betrachtungen ein geschultes Denken und ein vollständiges Bewußtsein über Umfang und Natur der gegebenen Probleme zu Grunde liegen zu sehen, so kann es anderseits fraglich sein, ob die directe Hervorhebung der philosophischen Principien, auf denen diese Untersuchungen ruhen, nützlich für den Zweck einer auf weite Kreise berechneten Belehrung ist. Es gibt gewisse, dem unvorbereiteten Bewußtsein leicht klar zu machende Ansichten und Begriffe, die nicht nur als nächste Ausgangspunkte der Erklärung ergiebig sind, sondern in deren Anerkennung sich die verschiedensten systematischen Ueberzeugungen vereinigen, während sie jenseit derselben, auf die tieferen Principien zurückgehend wieder divergiren. Ich weiß nicht, warum die Philosophie nicht solche Punkte zur Basis ihrer weitern erklärenden Darstellungen machen soll, und warum sie es so häufig vorzieht, das mit zu Grunde zu legen, worüber man wieder streiten kann. Manche Grundbegriffe der Herbartischen Psychologie und Metaphysik gehören für mich zu diesem Gebiete; und ich werde Gelegenheit haben, Stellen zu berühren, an denen ihre Einmischung vielleicht zum Vortheil der Klarheit gefehlt hätte.

Die äußere Einrichtung der Schrift ist ganz dazu geeignet, Uebersicht des Ganzen und Auffindung des Einzelnen zu erleichtern. Der Text ist in Paragraphen eingetheilt, zu denen Anmerkungen ergänzend, erklärend oder diejenigen Punkte erläuternd hinzutreten, deren weitere Verfolgung der Verf. seinen Vorträgen vorbehält. Ich habe nicht gefunden, daß diese Einrichtung dem Selbststudium Schwierigkeiten entgegenzusetzen droht, und versuche nun von Inhalt und Bearbeitung einen kurzen Abriß zu geben.

Die nicht allzu umständliche Einleitung ordnet die Psychologie als eine besondere angewandte Wissenschaft der allgemeinen Metaphysik unter und bestimmt ihre Aufgabe dahin, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Seelenthätigkeiten zu beschreiben, deren Gesetz zu erklären und über die Natur der Seele selbst Aufschluß zu geben. Die Methode zur Erreichung dieses Zieles könne weder eine constructive, noch eine rein empirische sein; die Mängel beider werden auseinandergesetzt. Aber nicht glücklich scheint der Verf. mit der vorläufigen Charakteristik seiner eigenen Methode. Als Consequenz aus dem Begriffe der Psychologie ergebe sich eine dritte, die genetische, „die beiderlei Principien von Fall zu Fall herbeiziehe und dadurch eine wirkliche Durchdringung beider bewirke.“ Das ist unstreitig nicht klar, aber überhaupt wird es immer mißlich sein, eine Methode vor aller Anwendung zu erläutern, wenn sie nicht wenigstens schon auf ein ganz deutlich umschriebenes Problem bezogen werden kann. In dem, was jetzt unter dem Namen naturwissenschaftlicher Psychologie auftritt, sieht der Verf. mit Recht sehr divergirende Bestrebungen; er glaubt, die Mißverständnisse, die sich an diesen Namen knüpfen,

würden sich durch den andern einer Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode vermeiden lassen. Ich bezweifle dies; jedenfalls müßte man angeben, wodurch sich diese naturwissenschaftliche von jeder andern regressiven, inductorischen Methode unterscheide, und ich wüßte nicht, worin dieser Unterschied anders liegen sollte, als in der eigenthümlichen Ausbildung gewisser specieller Kunstgriffe des Verfahrens, zu denen die Naturwissenschaft durch die besondere Natur ihrer Gegenstände genöthigt und berechtigt wird. Andere Gegenstände werden andere Kunstgriffe erfordern, und das Angemessene wird immer nur dies bleiben, Psychologie nach psychologischer Methode zu entwickeln, d. h. in einer Form des regressiven Erkennens, welche unbefangene und genügende Rücksicht auf die nirgend anderswo wiederkehrende Eigenthümlichkeit der psychischen Erscheinungen nimmt. — Der Verlauf der Einleitung bespricht noch den Werth der Beobachtung für die Psychologie ohne ihn zu überschätzen und die Stellung der Psychologie zu den übrigen philosophischen und naturhistorischen Wissenschaften, wobei der Verf. mit Recht sich gegen den Versuch erklärt, sie als die Grundwissenschaft zu betrachten, aus welcher alle andern, da sie sämmtlich nur psychologische Phänomene seien, als Ableitungen hervorgehen sollten. Er schließt mit dem Satze, daß die Psychologie nicht minder ein psychologisches Phänomen sei, als alle andern Wissenschaften.

Der erste Abschnitt entwickelt den Begriff der Seele und ihr Verhältniß zum Leibe. Gegeben sei eine Mehrheit von Vorstellungen. In dem Quale derselben liege ursprünglich keine Beziehung auf etwas außer ihnen, sie seien ursprünglich von keinem noch so leisen „Ich denke“

begleitet. Ich gestehe, daß ich bei diesem ersten Satze anstoße und glaube, daß eine genaue Ueberlegung dessen, was wir in jeder Vorstellung finden, vielmehr zu der Einsicht in die Unmöglichkeit führen würde, irgend ein solches quale ohne die Beziehung auf ein Subject vorzustellen, für das es ist. Aber es würde weitläuftig sein, hierüber zu streiten und hier um so weniger angebracht, als nach meinem Eindruck von der Sache der Verf. eigentlich ziemlich ohne Noth diesen etwas ungangbaren Eingang zu seinem Thema gewählt hat. Denn wenn er fortfährt, die Vorstellungen seien veränderlich, allmälig komme der Mensch dahin, zu ihnen ein Bleibendes, Einheitliches als Träger hinzuzudenken, welches er Ich nenne, und erst in Bezug auf dieses würden ihm dann seine Vorstellungen zu *seinen* Zuständen; so darf man nicht nur die Richtigkeit namentlich der letzten Behauptung stark in Zweifel ziehen, sondern ohne Zweifel konnte man auf einfacherem Wege zu dem Ergebniß gelangen, daß das Mannichfache im Bewußtsein die Annahme eines zusammenhaltenden Subjects nöthig macht. Wenden wir nun, fährt der Verf. fort, auf diese Thatsachen des Bewußtseins den Unterschied an, den uns die Metaphysik zwischen Wesen, als unbedingt Gesetztem, und Zuständen, als bloß bedingt Gesetztem, zu machen zwingt, so erkennen wir, daß die wechselnden Vorstellungen bloß Zustände des bleibenden Ich sind, welchem allein unbedingte Setzung des Seins zukommt. Allerdings verhält es sich so, wenn wir die Grundsätze der Herbartischen Ontologie anwenden; aber die Natur der Sache rechtfertigt diese Anwendung nicht. Wir bedürfen nichts, als einen Träger von relativ fester Setzung im Gegensatz zu den Vorstel-

lungen als seinen Zuständen. Daß dies Ich zugleich unbedingtes Sein genieße, ist ein Ueberschuß der Behauptung über das, was die Data erfordern; anstatt ein Fixstern zu sein, kann das Ich recht wohl ein Planet sein, den die Vorstellungen wieder als Monde umkreisen. Doch abgesehen von solchen Bildern ist es in der That eine nachtheilige eigene Beschränkung der Erklärungsmittel, wenn man glaubt, diejenigen Subjecte, deren man als nächster Träger der Erscheinungen bedarf, seien zugleich nothwendig auch die letzten, schon absoluten Subjecte. Doch die genauere Erklärung dieser Dinge hat der Verf. in die Metaphysik verwiesen; verweisen wir sie auch dahin und begnügen uns mit der Bemerkung, daß sie wirklich ohne Schaden an dieser Stelle ganz gefehlt hätten, wo es dem Verf. nur darauf ankam, die Bedeutung des empirischen Ich und der Seele, die er absolutes Ich nennt, zu entwickeln.

Auch die sogleich folgende Auseinandersetzung über die Einfachheit des Ich würde mir manche Bedenken erregen. Die Einfachheit des Subjectes entspreche am besten der Einheit des Selbstbewußtseins, welche als die Thatsache der Wechselwirkung aller Vorstellungen unter einander bezeichnet wird. Diese Definition drückt für mich noch gar nicht den specifischen Charakter des thatsächlichen Bewußtseins aus, um deswillen ich aus Gründen, die der Verf. hier adoptirt und mit anderen präcis zusammenstellt, auf die Einheit der Seele schließen zu müssen glaubte.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. 54. Stück.

Den 3. April 1856.

Halle

Fortsetzung der Anzeige: „Grundriß der Psychologie vom Standpunkte des philosophischen Realismus nach genetischer Methode ꝛc. Von Dr. Wilh. Fridolin Volkmann.“

Läge nichts weiter vor, so würde ich die Annahme der Seeleneinheit noch nicht als gerechtfertigt durch die Unmöglichkeit ihres Gegentheils ansehen. Denn nicht die bloße Thatsache der Wechselwirkung, sondern die Form derselben, daß sie nämlich eine im Wissen vollzogene Beziehung und Vergleichung des Mannichfaltigen ist oder doch sein kann, bildet für mich diejenige Einheit des Bewußtseins, welche jede Möglichkeit ausschließt, ein Aggregat als Subject derselben zu denken. Aus andern Gründen aber würde ich noch außerdem gegen jede Gleichsetzung dieser Einheit mit der Herbartischen Einfachheit der realen Wesen Einspruch thun. Aber auch dies würde in Weitläuftigkeiten verwickeln, denen hier vielmehr aus dem Wege zu gehen ist.

Die Ausdrücke Seele und Geist, die ihm natürlich nicht verschiedene Wesen bedeuten können, sucht der Verf., wie mir scheint, ziemlich in wünschenswerther Uebereinstimmung mit dem Sprachgebrauch dahin zu bestimmen, daß Seele die Substanz in ihrer Wechselwirkung mit den einfachen Wesen des Körpers, Geist dieselbe abgesehen von dieser Wechselwirkung, aber doch bereichert durch den Gewinn an inneren Zuständen bezeichne, die aus ihr entstanden sind. Er wendet sich hierauf zu den physiologischen Beziehungen der Seele, erörtert die Bedeutung der Centralisirung der Nervenmassen, die Ausdehnung der Beseelung in der Natur, den Sitz der Seele; jeden dieser kleinen Abschnitte können wir als eine kurzgefaßte und klare Orientirung über diese den häufigsten Mißverständnissen ausgesetzten Punkte bezeichnen, und ein gleiches Lob gebührt der nun folgenden Exposition der Ansichten über das Wesen der Seele. Der Verf. erwähnt in der Vorrede selbst, daß er sich in der Kritik des Materialismus große Zurückhaltung auferlegt habe, und in der That ist diese jetzt brennende Frage verhältnißmäßig kurz, aber doch hinreichend behandelt; weniger schlagend scheint mir die Kritik dessen, was der Verf. Spiritualismus nennt, und hier zeigt mir eine Anmerkung, daß er meine von mir mit diesem Namen bezeichnete Auffassung ganz mißverstanden haben muß, obgleich er einsichtig genug ist, sie nicht mit der hier von ihm beurtheilten Theorie zu identificiren. Diesen beiden Anschauungsweisen gegenüber wird endlich der Dualismus und Monismus erörtert, d. h. die gewöhnliche Meinung über die Spaltung der Welt in zwei Stoffe, aus deren einem Seelen, aus dem andern Dinge gemacht werden, so wie anderseits jene speculativen

dissolving views, in denen jedesmal das in Frage gestellte Glied dieses Gegensatzes sich als die andere Seite des andern erweist, nach welchem man nicht fragt.

Zu mehr Widerspruch würde mich der Schluß dieses ersten Abschnitts, über Wechselwirkung zwischen Leib und Seele, reizen. Die Begriffe, welche man zur fruchtbaren Ausbildung der psychologischen Erklärungen nöthig hat, lassen sich ohne Zweifel entwickeln, auch ohne die Hypothese unveränderlicher oder unstörbarer Wesen, die ohne von andern etwas leiden zu können, doch im Stande sind, sich nach dem zu richten, was diese drohen, und die hierauf verschiedenartige Selbsterhaltungen und innere Zustände entfalten, ohne doch dabei andere zu werden als vorher. Es reichte hin zu zeigen, daß in der Natur eines Wesens kein Motiv zu seiner Veränderung oder zur Aufgebung seines ruhenden Daseins liegen kann, daß zur Erklärung jedes von seinen Zuständen und jeder seiner Handlungen zu ihm als beständiger erster Prämisse eine veränderliche zweite von außen hinzutreten müsse, daß dann im Conflict zweier Wesen beide von einer wirklichen Veränderung ergriffen werden, daß aber die ursprüngliche Natur eines jeden mächtig genug ist, um dadurch nicht nur nicht zu Grunde zu gehen, sondern auch in der Reihe der veränderten Zustände, denen es als Substrat dient, so fortzuwirken und ihre Gestalt so mitzubestimmen, daß eine innere Continuität der Entwicklung sich erhält, welche vollkommen die Ansprüche befriedigt, um deren willen wir überhaupt die Seele als einheitlichen Träger der innern Erscheinungen verlangen. Was hieran noch weiter einer Rechtfertigung bedarf, konnte der Metaphysik überlassen werden, aber

wenig Klarheit wird aus der Herbeiziehung der undenkbaren Vorstellung eines unstörbaren Wesens entstehen, das gleichwohl Subject einer fortschreitenden innern Entwicklung sein soll.

Ebenso möchte ich vorziehen, wenn in einem sogleich folgenden Abschnitte der Satz von dem Fortbestehn der Vorstellungen, welche einmal angeregt sind, als das, was er ist, d. h. als eine Hypothese bezeichnet würde, zu welcher die Thatsachen der Erfahrung nöthigen. „Jede in der Seele einmal entstandene Vorstellung, sagt der Vf., dauert unbegrenzt fort. Dieser Satz ist nur eine Anwendung des allgemeinen, daß jeder in einem Wesen vorhandene Zustand diesem fortwährend inhärire.“ Aber woher ist dieser allgemeine Satz zu beweisen? Schwerlich aus der eigenen Consequenz der Herbartischen Ontologie; denn der Zustand hatte nur eine bedingte Setzung; er war provocirt durch das Zusammen mit anderen Wesen. Sollen wir ernstlich sagen, was nun bedingt gesetzt worden sei, erlange dadurch, daß es gesetzt sei, unbedingte Setzung? Und wenn der Verf. sagt: das Zusammen sei und bleibe geschehen und könne nicht ungeschehen gemacht werden, sollen wir dann nicht mit gleichem Recht in unserm Sinne sagen: auch der Zustand, wenn er wieder verschwände, werde deswegen nicht ungeschehen gemacht, denn er sei und bleibe doch dagewesen?

Mit kurzen und schicklichen Bemerkungen über unmittelbare Correspondenz der Geister, über Verschiedenheiten in den physischen Grundlagen der geistigen Thätigkeiten und über das Temperament schließt dieser erste Hauptabschnitt und es folgt der zweite über die Empfindungen. Ueber Begriff, Inhalt und Stärke der Empfindung äu-

ßert der Verf. sich etwas kürzer, als mir bei Erinnerung an die zahlreichen Mißverständnisse, die hier in Bezug auf die einfachsten Sachen drohen, ganz rathsam erscheint. In einem folgenden Paragraphen entwickelt er unter dem Titel: Ton der Empfindung eine Theorie über sinnliche Lust- und Unlustgefühle, deren Verwandtschaft mit der früher von mir gegebenen Auffassung er selbst erinnert. Aber sie ist nicht nur der meinigen verwandt, sondern dieselbe, und nur in Bezug auf die systematische Stellung der Erscheiuung und über ihre Zusammenhänge mit dem übrigen geistigen Leben sind Differenzen zwischen uns. Aus der Darstellung des Verf. zeigt sich sehr deutlich, daß er ganz unabhängig von mir und von einer andern Seite her zu seiner Ansicht gekommen ist, und dies ist wohl die Ursache, warum ihm die Unterschiede zwischen uns größer vorkommen als die Uebereinstimmung. Gleichwohl sind mir die Unterschiede nicht unwichtig. Ich kann nicht billigen, daß sinnliche Lust und Unlust von den intellectuellen Gefühlen, zu denen sie als Werthempfindungen gehören, ganz getrennt werden, und finde den angeführten Grund ni t triftig, daß sie vom Bewußtwerden der Empfindung selbst untrennbar seien und nicht erst zu der Empfindung hinzukommen, wie etwa das Wohlgefallen am Aesthetischen zu der Wahrnehmung hinzukommt. Der Unterschied selbst, der hier erwähnt wird, ist kein durchgreifender, sondern wird durch unzählige Mittelstufen verwischt; findet sich aber bei den prägnantesten Beispielen ästhetischer Gefühle das Interesse abtrennbarer von der Wahrn hmung, so liegt dies darin, daß diese selbst, da sie hier auf zusammengesetzte Verhältnisse sich bezieht, nicht nur langsamer zu Stande kommt und deshalb

das Gefühl nach sich zieht, sondern eben durch die Fülle ihres erkennbaren Inhalts den Versuch, von dem Gefühle zu abstrahiren erleichtert. Sinnliche Gefühle, da sie nicht auf einem bloß intellectuellen Zustande, über den die Seele verhältnißmäßig Macht hat, sondern auf einer Veränderung der Nerven beruhen, können diese Trennung von Inhalt und Gefühl nur gestatten, wo wie in den Fällen der Analgesie das Zustandekommen dieser Veränderung leiblich verhindert ist. Woran mir aber hauptsächlich im Interesse der psychologischen Erklärung liegt, das ist die Vermeidung des Scheines, als verstehe es sich von selber, daß die Veränderung in der Spannung des Nerven, auf die der Verf. die Entstehung des Tons der Empfindung zurückführt, eben unter der Form der Lust und Unlust percipirt werden müsse. So lange die Seele nur als vorstellendes Wesen gedacht wird, folgt aus dem Satze der Identität, daß sie auch diese Zustände nur vorstellen kann; das Interesse, das sie an ihnen nimmt, ist ein Ueberschuß an Leistung, der andere Erklärungsgründe verlangt.

Der Rest dieses Abschnittes behandelt in ganz genügender Weise die allgemeinen Functionen der verschiedenen Sinnesorgane, abgesehen noch von der Entstehung der räumlichen Anschauungen und fügt zugleich, etwas kürzer vielleicht als wünschenswerth, die Erläuterung der Bewegungen hinzu.

Der dritte sehr umfängliche Abschnitt setzt unter dem Titel: von der Wechselwirkung der Vorstellungen, die Principien der mechanischen Psychologie Herbarts auseinander und handelt von der Hemmung und Verschmelzung der einfachen Vorstellungen, von der Hemmung der Gesammtvorstellungen und von der Bewegung der Vorstellungen. Von diesem ganzen Theile des Bu-

ches muß ich schweigen, theils wegen der Unmöglichkeit, die Mannichfaltigkeit der hier in Anregung gebrachten Fragen zu reproduciren, theils wegen meiner völligen Unfähigkeit, mir die Grundlagen anzueignen, auf denen der Zusammenhang dieser Theorien ruht. Ich habe bei anderen Veranlassungen nicht mit meiner Bewunderung der großen geistigen Kraft zurückgehalten, mit welcher Herbart dem Gedanken seiner mathematischen Psychologie eine so weite und feine Ausführung gegeben; ich habe ebensowenig diesen Gedanken selbst für eine Unmöglichkeit gehalten, sondern hoffe noch darauf, daß die Zukunft die Mängel seiner ersten Ausbildung verbessern werde. Aber sobald dieser Versuch nicht mehr geschichtlich als Zeugniß für den Geist seines Urhebers, sondern als feststehendes Eigenthum der philosophischen Schule betrachtet werden soll, da ist es weder für uns noch an der Zeit, unsere Einwürfe der Achtung vor der wissenschaftlichen Persönlichkeit Herbarts aufzuopfern, noch wird es der Sinn seiner Anhänger sein, für seine Lehren einen succès d'estime zu verlangen. Jene Einwürfe sind im Ganzen doppelter Art; sie bestreiten die Möglichkeit der Grundsätze, welche hypothetisch zur Basirung der Theorie benutzt werden, sie bestreiten anderseits die Genauigkeit der empirischen Orientirung über den vorhandenen Thatbestand. Möge der Verf. nun unbefangen noch einmal den § 39 seiner Schrift prüfen, und sich fragen, ob diese Entwicklung, die uns nur wie ein krauses Stück Mythologie erscheint, im Stande sein möchte, den Grundsatz überzeugend zu motiviren, daß entgegengesetzte Vorstellungen sich hemmen und sodann in Eins zusammengehn. Und möge er S. 94 seine Behauptung überdenken: der Versuch, Weiß mit

Schwarz im Bewußtsein zu vereinigen, stoße auf energischeres Widerstreben, als derselbe Versuch mit Weiß und Grau wiederholt. In wessen innerer Beobachtung kommt eine Thatsache vor, die ohne Mißverständniß sich so ausdrücken ließe? Und wenn, um noch ein Beispiel hinzuzufügen, S. 97 der Einwurf, daß ja doch die Verminderung der Stärke der Vorstellungen die Weite des Gegensatzes nicht ändere, um deswillen jene Verminderung nothwendig entstanden sein soll, mit der Bemerkung zurückgewiesen wird, daß allerdings die eingetretene Dunkelheit die Vorstellungen verträglicher mache, wie man ja an einem Gegenstande im Dunkeln wohl noch die Form, aber nicht die Farbe, erkenne: sollte denn wirklich diese sonderbare Berufung darauf, daß in der Nacht alle Kühe schwarz sind, jenen Einwurf beseitigen? Und wie könnte überhaupt jener Comparativ des Verträglicherseins uns nützen? Kann die Einheit der Seele irgend eine noch bestehende Mannichfaltigkeit in ihr ertragen, ohne zu Grunde zu gehen, so ist es wahrscheinlich, daß sie überhaupt gar keinen Einspruch gegen Mannichfaltigkeit und Gegensätze thut, und ihr Bestreben, alle Vorstellungen in ein intensives Eins zu gestalten, erscheint dadurch wieder in Frage gestellt. Ich will gar nicht behaupten, daß der Verf. nicht vielleicht auf alle diese Bedenken triftige Erklärungen geben könnte, aber ich bedaure, daß er sie dann nicht gegeben hat; ohne hier die Richtigkeit seiner Ansichten verneinen zu wollen, kann ich nur sagen, daß diese Partie seines Werkes mir die weniger gelungene scheint. Liegt den Freunden der mathematischen Psychologie daran, ihren Unternehmungen wachsende Theilnahme zu verschaffen, so ist es ohne Zweifel nothwendig, vor Allem

ihre Grundlagen von der Verbindung mit der Herbartischen Metaphysik zu lösen, wie dies in sehr anerkennenswerther Weise Drobisch versucht hat. Jene Verbindung mag als unangefochtener Nebengedanke denen bleiben, denen sie die richtige scheint; den übrigen werden sich jene Grundlagen mehr empfehlen, wenn sie als Hypothesen auftreten, denn bei solchen begnügt man sich gern vorläufig mit der Fruchtbarkeit, die ihre thatsächliche Richtigkeit verbürgt, und überläßt der Zukunft den Nachweis ihrer innern Wahrheit.

Schon in diesem Abschnitt hat übrigens der Verf. den theoretischen Entwicklungen in eigenen Paragraphen Andeutungen über die mögliche Anwendung derselben folgen lassen, und in diesen Paragraphen, sowie in denen des folgenden vierten Abschnittes über die Reproduction der Vorstellungen wird man gern wieder die großen Vortheile anerkennen, welche die mathematische Psychologie für die schärfere Auffassung der Erscheinungen, ihre Analyse und die Aufsuchung ihrer bedingenden Gründe gehabt hat. Die Lehre von der Reproduction der Vorstellungen und Vorstellungsreihen, die der Verf. hier mit ihren Anwendungen darstellt, kann am besten davon überzeugen, daß eine Theorie, der diese Ergebnisse möglich gewesen sind, nicht ganz verloren und irrig sein kann, sondern daß sie einer allgemeineren Theilnahme und eines Versuchs der Verständigung über ihre Principien würdig ist.

Der fünfte Abschnitt, von den Formen der Sinnlichkeit, discutirt sehr ausführlich und fleißig die psychologische Entstehung der zeitlichen und räumlichen Anschauungen, das Localisiren und Projiciren. Uebereinstimmend mit Herbart drückt der Verf. den Kern der Lehre so aus: „Zeit und

Raum sind keine Qualitäten der Empfindung, gehen aber aus den Empfindungen mit Nothwendigkeit hervor; sie liegen nicht im Inhalte der einzelnen Empfindungen, sind aber eine Form, die sich durch einen nothwendigen Mechanismus überall da einstellt, wo eine Mehrheit der Empfindungen unter bestimmten Voraussetzungen im Bewußtsein in Wechselwirkung getreten ist." So bestimmt dieser Satz klingt, so ist er doch in dieser Allgemeinheit noch ziemlich vieldeutig, und ich würde mich ihm immer anschließen können, obwohl ich der wirklichen Ausführung der Lehre, wie sie der Verf. gibt, nicht beitreten würde. Man kann die zwei Fragen unterscheiden, zuerst: woher der Seele überhaupt die Fähigkeit komme, räumliche und zeitliche Anschauungen zu bilden, und dann: vorausgesetzt sie habe diese Fähigkeit, woher ihr die Motive kommen, sie in bestimmter Weise anzuwenden, d. h. den Inhalt der Vorstellungen an bestimmte Orte der Zeit und des Raumes zu localisiren. Die Schule Herbarts billigt die Trennung dieser Fragen nicht; sie würde behaupten daß in denjenigen Verhältnissen der Vorstellungen durch welche die Seele zur Localisirung des Inhalts bewogen wird, zugleich auch die hinreichenden und zwingenden Gründe für die Entstehung des allgemeinen Charakters der Raumzeitlichkeit liegen, welchen die Anordnung des Inhalts annimmt. Nicht bloß der Ort in der Form, sondern auch der Charakter der Form selbst soll analytisch in jenen Verhältnissen der Vorstellungen liegen und die Theorie bedurfte zur Construction von Raum und Zeit nichts als die Einheit der Seele, ihre Fähigkeit, einzelne Empfindungen zu erzeugen, die mechanischen Gesetze, nach denen die wechselwirken und jene von dem Verf. angedeut

ten Voraussetzungen, unter denen die Vorstellungen zur Wechselwirkung gelangen. Diese Hypothese würde unstreitig, wenn sie durchführbar wäre, der Psychologie die einfachste Gestalt geben; nothwendig ist sie jedoch nicht, und auch die Darstellung des Verf. hat mich nicht überzeugen können, daß aus diesen Prämissen allein schon sich erkläre, warum die Seele jenen Thatbestand der Vorstellungsverhältnisse gerade unter diesen Formen der Anschauung wahrnehmen müsse. Der Verf. selbst gesteht einige übrig bleibende Dunkelheiten zu, allein ich glaube, daß überhaupt in dieser Weise die Erklärungsmittel zu karg und eng gewählt sind. Nachdem man der Seele die Empfindungen als einfache Selbsterhaltungen abgewonnen hat, arbeitet man zu sehr bloß mit diesen einzelnen Elementen fort, erwartet Alles von ihrer mechanischen Wechselwirkung und benutzt die Einheit der Seele nur noch als Erklärung des zusammenhaltenden Druckes, der die Vorstellungen überhaupt zur Wechselwirkung bringt. Aber die Seele wird nicht nur ihre Einheit, sondern auch ihre qualitative Natur immer von neuem geltend machen können, und jede augenblickliche Lage der Dinge in ihr wird im Allgemeinen nur als ein Reiz gelten können, der auf sie zurückwirkt, und dessen Erfolg nicht analytisch aus ihm selbst allein, sondern nur synthetisch daraus construirt werden kann, was die Natur der Seele in Bezug auf diesen Reiz beschließt, d. h. ihrer Qualität nach zu thun genöthigt ist. Diese secundären, tertiären Rückwirkungen der Seele werden ohne Zweifel nicht ebenso viele, fremdartig derselben eingeprägte oder angeborne Tendenzen sein, sondern sie müssen sich dem Sinne nach als nothwendig unter einander zusammenhängende Aeußerungen derselben Natur

fassen lassen, aber es ist auch nur dies nothwendig, daß sie alle aus der Natur der Seele entspringen, nicht aber dies, daß eine sich aus der andern von selbst verstehe. Es scheint mir, als habe die Herbartische Metaphysik und Psychologie sich zu wenig damit bemüht, den Begriff der angebornen Ideen zu berichtigen; sie hat ihn ohne Schonung ganz entfernt und sich dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, nicht bloß diese Formen der Sinnlichkeit, sondern überhaupt alle Aeußerungen des beziehenden Wissens, durch welches der Geist den Inhalt der Wahrnehmungen verarbeitet, aus der unzulänglichen Quelle der bloß mechanischen Nothwendigkeit abzuleiten. Vielleicht irre ich mich hierin, aber ich würde mich gefreut haben, wenn der Verf. diese Zweifel, die nicht neu sind, bestimmter berücksichtigt hätte. Er würde dann nicht meine Meinung etwas unklar als Annäherung zu der seinigen bezeichnet haben, denn meine Absicht ging in der medicinischen Psychologie ausdrücklich darauf, die Antwort auf die erste der oben unterschiedenen Fragen offen zu lassen und nur die zweite, weil sie allein in das Gebiet der Physiologie mitgehört, zu erledigen. Von dieser Differenz abgesehn, muß ich diesen Abschnitt des Verfs, seine Darstellung der Raumauffassung durch Gesicht und Getast, der Wahrnehmung von Fläche, Gestalt, der Größenschätzung rc. als eine belehrende Zusammenstellung und Erklärung empfehlen.

Ich würde nur die eben geäußerten Bedenken wiederholen müssen, wenn ich über den sechsten Abschnitt, von der Intelligenz, eingehender berichten sollte. Gedächtniß, Einbildungskraft und Denken sind seine Objecte. Nach des Vfs Meinung wird hier die psychologische Entstehung der

Begriffe, Urtheile und Schlüsse erläutert; nach meiner Auffassung der Sache schildert er hier deutlich und klar das Zustandekommen jener mechanischen Vorstellungsverknüpfungen, die dem Denken Veranlassung geben, seine eigentlichen Aeußerungen zu entfalten, aber er berührt die Quelle, aus der diese Aeußerungen fließen, nicht.

Auch der siebente Abschnitt würde mir zu ähnlichen Bemerkungen Veranlassung geben; er handelt von der Apperception, von der Aufmerksamkeit, von der allmäligen Ausbildung der Vorstellung vom Ich, von dem inneren Sinne und dem Selbstbewußtsein; und alle diese Gegenstände erfreuen sich der sorgfältigen Darstellung, durch welche sich die früheren Abschnitte auszeichneten. Ich gehe über die Differenzen hinweg, die in Bezug auf sie obwalten können, weil mir der achte Abschnitt über das Gefühl durch eine ausdrücklich gegen mich gerichtete Aeußerung des Verfs Veranlassung gibt, den allgemeinen Sinn der streitigen Frage an einem bestimmten Beispiele noch einmal zu erörtern. Herbart hatte bekanntlich den Fall, daß eine Vorstellung frei im Bewußtsein schwebt, von dem andern unterschieden, daß sie durch entgegengesetzte einander balancirende Kräfte gehalten wird. Dieser Unterschied der Lage kann sich im Bewußtsein nicht als eine Verschiedenheit der Klarheit geltend machen, denn diese kann der Vorstellung in beiden Lagen gleich groß zukommen; dennoch wird der Unterschied sich irgendwie für das Bewußtsein wirksam erweisen, und Herbart nahm an, diese Klemme der Vorstellung zwischen zwei Kräften werde sich als Gefühl äußern. Ich hatte hierzu bemerkt: diese Klemme, in der sich eine Vorstellung befinde, möge ihr selbst, wenn wir sie personificiren, und ihr ein

Vermögen des Gefühles schon beilegen, unangenehm sein; warum aber die individuelle Seele sich dies zu Herzen nehme und ein Gefühl davon habe, werde dadurch nicht klarer; wir sehen vielmehr recht deutlich, daß man in dem Wesen der Seele eine von ihrer Vorstellungsfähigkeit noch sehr unterschiedene Empfänglichkeit voraussetzen müsse, um zu begreifen, warum sie von einer Klemme ihrer Vorstellungen eben ein Gefühl erlange. Der Verf. meint, dieser Einwurf habe eine gewisse Berechtigung, so lange die Vorstellung als etwas dem Bewußtsein Fremdes, von ihm erst Aufzufassendes gedacht werde, und fügt die mir unbegreiflichen Sätze hinzu: „streng genommen hätte dieser Vorwurf früher kommen müssen. Was geht die Seele der Klarheitsgrad an, den die Vorstellung an sich hat; warum macht sie den Kampf der Vorstellungen zu ihrem eigenen Kampfe? Wird die Seele heller, wenn die Vorstellungen es werden? Alle derlei Fragen verlieren ihre Geltung, sobald die Seele aufhört das Auge zu sein, das seinem eignen Zustande zusieht, ein Gedanke, der freilich da am grellsten hervortritt, wo die Leiden der gesehenen Gestalten Leiden des sehenden Auges selbst werden sollen. Gehen die Vorstellungen die Seele an, so gehen sie auch deren Schicksal an, denn es ist das Schicksal der Vorstellungen. Auch die Spannung der Vorstellungen, die sich nicht in der Veränderung des Klarheitsgrades zeigt, ist ein Zustand der Seele und wird von dieser gewußt. Daß das Bewußtwerden der subjectiven Seite der Wechselwirkung von dem der objectiven verschieden sei, ist eben das Richtige an der alten Theorie der Seelenvermögen, daß man aber diesen Satz durch die Verschiedenheiten der Empfänglichkeiten im Wesen

der Seele ausdrückt, ist zum mindesten eine gefährliche Phrase."

Diese Aeußerungen sind bis zum Gebrauch der Phrasen sehr im Geschmack Herbarts; leider berühren sie den Gegenstand nicht oder doch kaum und ich weiß nicht, woher das wunderliche Mißverständniß kommt, das den Verf. hier beherrscht. Es ist mir nie eingefallen zu leugnen, daß Zustände der Vorstellungen auch Zustände der Seele sind; daß dagegen jene Spannung der Vorstellungen gewußt werde, bestreite ich noch jetzt, doch ist dies überhaupt eine Bemerkung, die dem Verf. gegen seinen eigenen Sinn entschlüpft ist. Denn wenn die Spannung ein Gegenstand des natürlichen Bewußtseins wäre, so hätte sie Herbart nicht zu entdecken gebraucht; der Verf. konnte nur sagen wollen, sie werde eben zwar nicht als das, was sie ist, gewußt, wohl aber gefühlt in der Gestalt von Lust oder Unlust. Und hier beginnt erst der Streitpunkt, den er ganz verschoben hat. Ich habe nicht geleugnet, daß jene Klemme der Vorstellungen in irgend einer Art für die Seele sein werde, sondern ich habe behauptet, daß man über die Form, in welcher sie werde percipirt werden, entweder nichts entscheiden kann, ohne bei der Natur der Seele noch einmal anzufragen, oder daß man, wenn man die Seele nur als vorstellendes Wesen in Rechnung gebracht hat, auch nichts erwarten könne, als eine völlig gleichgültige theoretische Vorstellung der vorhandenen Thatsache, wobei sich von selbst versteht, daß auch diese Vorstellung keine Erkenntniß, kein ähnliches Bild der Thatsache zu sein braucht. Eine solche Vorstellung finden wir nun nicht, sondern wenn Herbart im Uebrigen Recht hat, tritt an ihrer Stelle ein Gefühl von Lust oder Unlust

auf, worauf wir nicht gefaßt sein konnten, und welches wir aus den gegebenen Prämissen nicht erwarten durften. Denn gewiß wird Niemand geneigt sein, die Erfahrung des Lebens, daß allerhand ähnliche Klemmen weh zu thun pflegen, als Beleg dafür anzuführen, es liege in dem Begriffe derselben, Gefühl zu erzeugen. Sie erzeugen es eben nur dem Fühlenden, dem Gefühllosen nicht. In dem Subject, auf welches jene Zustände der Vorstellungen wirken, oder dessen mittelbare Zustände sie selbst sind, muß also der Grund für diese neue Form der Thätigkeit liegen, und da er in dem Begriffe einer vorstellenden Seele nicht liegt, so bleibt nichts übrig, als ihn in einem zweiten Zuge ihrer Natur zu suchen, d. h. zuzugeben, daß der in Rechnung gebrachte Begriff der Seele als eines vorstellungserzeugenden Wesens diese Natur nicht erschöpft hat.

Ich brauche nicht auf Herbarts originale Darstellung zurückzugehn, um zu zeigen, daß auch für ihn thatsächlich die Sache so stand; des Verf. eigener § 119 beweist dasselbe. Nachdem er hier jene eigenthümlichen Lagen der Vorstellungen erwähnt hat, und keinen Grund sieht, warum sich die Seele derselben nicht ebenso gut bewußt werden sollte, wie der Verschiedenheit im Inhalt oder der Klarheit der Vorstellungen, fügt er hinzu: „wir bezeichnen nun das rein subjective Bewußtwerden der in der Vorstellung enthaltenen Spannung als Gefühl.“ Wir bezeichnen, d. h. wir können nicht nachweisen, daß es so sein müßte, aber wir hegen die Vermuthung, daß sich das Wahrnehmen jener Spannung in der Form des Gefühls vorfinde. Bei Herbart selbst ist der Zusammenhang noch deutlicher.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

55. Stück.

Den 5. April 1856.

Halle

Schluß der Anzeige: „Grundriß der Psychologie 2c. Von Dr. W. Frid. Volkmann.“

Nachdem man jene Lage der Vorstellungen als einen möglichen Fall kennen gelernt hat, sieht man sich in der innern Erfahrung um und überlegt, welche der hier vorkommenden Erscheinungen wohl schicklicher und glaubhafter Weise als eine Nachwirkung dieser Lage sich deuten läßt und man entscheidet sich für das Gefühl. Daran ist durchaus nichts zu tadeln, denn auf anderem Wege wird man die Veranlassungsursachen, welche die Seele zur Production des Gefühles vermögen, gewiß nicht finden. Aber eben so gewiß drückt dies Verfahren aus, daß man eben nur Veranlassungsursachen gefunden hat; könnte man in ihnen selbst schon analytisch das Gefühl finden, so würde man es mit der Nothwendigkeit einer Construction daraus entwickeln und jener fragenden Umschau über die gegebenen Erscheinungen nicht bedürfen. Nun wird der Verf. viel-

leicht erwiedern, daß ja dies Alles nicht von ihm geleugnet werde; allein ich meinerseits habe nichts Anderes als dies behauptet, die Anerkennung jedoch, daß dies gesehen zu haben das Richtige an der alten Theorie der Seelenvermögen gewesen sei, befriedigt mich nicht, sobald nicht der wie mir scheint sehr durchgreifende Werth dieses Richtigen mit anerkannt wird. Wie wenig dies von dem Verf. geschieht, zeigt mir eine Anmerkung S. 299, wo der Psychologie mit Recht nachgesagt wird, daß es ihr häufig unbegreiflich erschienen sei, wie das sich selbst setzende Ich je aus Vorstellungsmassen und deren Wechselwirkungen hervorzugehen vermocht hätte. „Das Staunen würde minder groß gewesen sein, wenn man nicht außer Auge gelassen hätte, daß im Geiste nichts als dessen Zustände, und sogar nicht der Geist selbst noch einmal Platz habe.“ Obgleich nicht ganz angemessen ausgedrückt, enthält doch dieser Satz den wesentlichen Differenzpunkt, nur daß die Differenz nicht daher rührt, daß wir beständig etwas außer Augen lassen, sondern daher, daß wir auf unsere Einreden gegen diesen Punkt, den wir sehr wohl kennen, keine eingehende Erwiederung erhalten.

Im Uebrigen behandelt dieser achte Abschnitt Begriff und Entstehung der Gefühle, ihr Verhältniß zu Vorstellungen, ihre Wechselwirkung, ihre Eintheilung, und in besonderen Paragraphen die ästhetischen, die sympathetischen Gefühle und die Affecte. Ueber den neunten gehen wir mit der Erwähnung der Gegenstände hinweg; sie sind Begriff und Bedingungen der Begierde, Entstehen derselben, ihre Befriedigung, ihre Mannichfaltigkeit und ihr Verhältniß zu Vorstellungen. So wohlgelungen mir dieser Abschnitt scheint, so bin

ich doch zweifelhaft, ob dem folgenden zehnten über das Wollen trotz seinen gleichfalls unleugbaren Vorzügen gleicher Beifall zu Theil werden, und ob nicht Vielen hier das Wollen, obgleich es als Gegenstand eines neuen Abschnittes von den Begierden bestimmt getrennt auftritt, wieder mit ihnen in allzu nahe Verwandtschaft gerückt erscheinen wird. Es kann wohl nur die Frage nach der Freiheit des Willens gewesen sein, die den Verf. vermochte, diese äußerliche Theilung zu machen, und er konnte sie nicht ohne die Voraussetzung machen, daß auch in seinem Sinne dem Wollen im Vergleiche zu den Begierden jener größere Werth zukommt, den alle philosophischen Parteien, in der Auslegung übrigens sehr verschieden, mit dem Namen der Freiheit bezeichnen. Er hat hierüber in drei Paragraphen gehandelt, welche von der psychologischen Unfreiheit (§ 138), vom Wollen und dem Ich (§ 139), und von der psychologischen Freiheit (§ 140) sprechen. Ich vermeide es hier, auf die Erörterung dieser Frage einzugehen, welche die Herbartische Schule völlig klar gemacht zu haben glaubt, und zu deren Beantwortung sie gewiß auch denen, welche sie noch nicht für erledigt halten, wichtige und oft übersehene Gesichtspunkte dargeboten hat. Was mir hier zu völliger Befriedigung zu fehlen scheint, liegt zu sehr in dem Ganzen der Herbartischen Ansicht, als daß es für sich leicht darzustellen wäre; in der Lehre von der Apperception und vom Ich würden wir die ersten Keime einer Differenz aufsuchen müssen, die sich außerdem nicht bloß auf dieses Problem von der Freiheit erstrecken würde. Aber einige zerstreute Bemerkungen möchte ich an die des Verf. anknüpfen. „Freiheit, sagt er S. 376, besteht nirgends in der Be-

Digitized by Google

freiung von dem Gesetze, sondern frei ist, wer dem Gesetze gehorcht, dieses Gesetz aber aus seinem Ich hervorgegangen weiß." Ich wünschte wohl, daß diese Art der Beweisführung aus dieser Frage verbannt würde. Zu behaupten, daß Freiheit nicht in dem Befreitsein bestehe, ist eine so sprachwidrige Paradoxie, daß die Wissenschaft nicht versuchen sollte, denjenigen Seelenzustand, welchen allein sie für den möglichen hält, ihren Schülern unter dem Namen des entgegengesetzten, den diese möglich wünschten, aufzudrängen. Kaum dem rhetorischen Apparat einer ascetischen Predigt würde dies anstehen; viel überzeugender würde auch eine solche sagen: ihr seid weder frei noch sollt ihr es sein, sondern euer Werth besteht darin, daß euer Wille unter ein Gesetz gefangen genommen sei. Möchte daher der Verf. nicht versuchen, dem Zustande des Wollens, den er hier lehrt, den Namen der Freiheit zu geben, als sei er in Wahrheit das, was man unter diesem Namen suchte; möge er vielmehr nachweisen, daß man ganz im Unrecht war, das zu schätzen und zu suchen, was man Freiheit nannte, und daß man moralische Würde einzig in dem suchen müsse, was richtig benannt Unfreiheit heißen muß. Ich glaube nicht, daß er durch diesen Nachweis angestoßen haben würde; doch Eins steht ihm allerdings dabei entgegen, der häufige Mißverstand nämlich, den seine Gegner oft durch unklaren Ausdruck provociren, als sähen sie in der unbedingten Freiheit des Willens an sich selbst schon die moralische Würde des Geistes. In der That aber würden sie bei weiterer Ueberlegung sich sagen, daß doch auch ihnen die Freiheit nur als eine nach ihrer Ansicht zwar unerläßliche, aber an sich selbst ganz werthlose Vorbedingung der Moralität nöthig sei, und daß

alle Prädicate des Werthes erst auf dem haften, was durch die Aufhebung der Freiheit im Entschlusse realisirt wird. Freiheit, würden sie sagen, besteht ohne Zweifel überall in der Befreiung vom Zwange des Gesetzes; moralische Würde aber besitzt, wer dem Gesetze gehorcht und dabei nicht zwar das Gesetz, wohl aber seinen Gehorsam aus der Freiheit seines Willens hervorgegangen weiß. Die Kluft zwischen dieser Ansicht und der des Verf. ist freilich nicht minder groß als vorher.

Noch einen andern Punkt entlehnen wir aus S. 375. „Entschließt man sich, wie es vorherrschend geworden ist, aus Furcht für die vermeintlich bedrohten moralischen Interessen zu der Annahme einer völlig unbegrenzten, ursprünglichen Freiheit des Menschen, so kommt man zu einer psychologischen Fiction, die zu allen bisher entwickelten Gesetzen und zu jeder unbefangenen Beobachtung einen unlösbaren Widerspruch bildet.“ Ich erinnere dagegen, daß von einer völlig unbegrenzten Freiheit wohl nie die Rede gewesen ist, sondern speciell von einer Freiheit des Willens in der Wahl der Entschlüsse. Diese Annahme läßt allen psychologischen Mechanismus des Vorstellens, Fühlens und Begehrens völlig ungestört und wir würden sogar hinzufügen können, daß sie seine Existenz postulirt; in unlösbarem Widerspruch steht sie nur zu dieser speciellen Fiction der Psychologie, welche jeden Entschluß aus den gegebenen Datis mit Nothwendigkeit hervorgehen läßt. Denn daß jede unbefangene Beobachtung uns dies Hervorgehn lehre, wird der Verf. schwerlich erweisen; bei sehr vielen Handlungen schweigt unsere innere Erfahrung über die Gründe, welche den Entschluß herbeiführten; wir sehen nicht, daß die Handlung aus dem Vorstellungskreise entsteht,

welcher sichtlich schon die größere mechanische Wirkungsfähigkeit hatte, sondern erst aus dem Erfolge schließen wir, er habe jene größere Fähigkeit gehabt, weil der Entschluß nach seinem Sinne ausgefallen ist. Es bleibt nur der Vorwurf übrig, daß die Annahme der Freiheit des Willens der Analogie der übrigen Psychologie, d. h. der offenbaren Gesetzlichkeit der andern geistigen Thätigkeiten widerspreche. Diese Schwierigkeit läßt sich nicht durch vereinzelte Vermuthungen, sondern nur durch eine Auffassung der Sache im Ganzen auf ihr wahres Maaß zurückführen. Aber zu lange schon bewegen wir uns in Disputationen, für die hier kein Ende zu gewinnen ist. Schließen wir damit, noch einmal das Werk, dessen Studium trotz so mancher Differenzpunkte uns so viel Belehrung und Genuß gewährt hat, der Aufmerksamkeit der Leser und besonders der Theilnahme des jüngeren Geschlechtes als eine der vorzüglichsten Leistungen auf diesem Gebiete zu empfehlen.

H. Lotze.

Brüssel

M. Hayez, imprimeur de l'Académie royale des sciences 1855. Annuaire de l'Observatoire royal de Belgique par le Directeur A Quetelet, 1856 23e Anneé. VI u. 255 S. kl. Octav.

Wir erlauben uns, den vorliegenden Jahrgang dieses Jahrbuches, des sehr würdigen Concurrenten des älteren Annuaire des französischen Bureau des Longitudes hier besonders anzuzeigen, weil derselbe Mittheilungen enthält, die es sehr verdienen, auch über den Kreis der Astronomen und Physiker hinaus bekannt zu werden, und sonst wie so viele wichtige Aufsätze in den frü-

heren Jahrgängen gerade denen, welche sie recht eigentlich angehen, leicht entgehen möchten, eben weil sie in einem astronomischen Jahrbuch stehen. Der Inhalt des vorliegenden Bandes zerfällt in 4 Abschnitte, von denen der erste die Ephemeriden für 1856, der 2te Statistisches, der 3te Meteorologisches und Magnetisches und der 4te verschiedene Mittheilungen bringt. Von dem ersten Abschnitt brauchen wir hier gar nichts zu berichten, da seine Einrichtung und Zweckmäßigkeit den Fachmännern längst bekannt sind. In dem zweiten Abschnitt sind besonders wichtig die Mittheilungen aus der Bevölkerungsstatistik (S. 44—46), in welchen Hr Quetelet bekanntlich unser Meister ist. Sie beziehen sich diesmal auf Belgien. Indeß sind doch diese regelmäßigen Berichte über die statistischen Elemente der Bevölkerung Belgiens in diesem Annuaire wohl jedem Statistiker bekannt genug, als daß es nöthig wäre, hier dieselben noch näher zu bezeichnen. Außerdem enthält dieser Abschnitt noch, wie gewöhnlich vergleichende Uebersichten 1) über das Budjet Belgiens (von 1848—1856), 2) über die Mittelpreise des Getreides und der Fourage in Belgien (von 1829—54) und auf den Märkten von Brüssel, Paris, Amsterdam, New-York, London und Triest im J. 1854 und in den ersten 10 Monaten des Jahrs 1855; 3) über die Handelsbewegung auf den Viehmärkten Brüssels und über die Preise des Schlachtviehes daselbst während des Jahrs 1854 und der 9 ersten Monate des J. 1855; 4) über die Aus- und Einfuhr von Getreide und Kartoffeln von 1850 bis 1855 und der Ernten von 1846 1850—1852, welche als Normaljahre zu betrachten sind, in Vergleich gestellt mit den Jahren 1853—1855, welche theils über, theils unter

Digitized by Google

einer Mittelernte ergeben; 5) über den Handel Belgiens von 1849—1854; 6) über die Bewegung auf den belgischen Eisenbahnen im J. 1854—55; 7) über die belgische Criminalstatistik, welchen dann endlich 8) noch einige die Stadt Brüssel betreffende statistische Notizen folgen.

In dem dritten Abschnitte werden die im J. 1855 auf dem Observatorium zu Brüssel angestellten meteorologischen Beobachtungen mitgetheilt.

Der letzte Abschnitt bringt folgende Mittheilungen: 1) Beschreibung des königlichen Observatoriums zu Brüssel und Aufzählung der auf demselben befindlichen Instrumente; 2) Kurze Uebersicht der im J. 1855 auf dem Observatorium ausgeführten Arbeiten, wobei auch eine angeführt wird, daß unser Doctor Uricoechea aus Bogota sich mehrere Monate auf der dortigen Sternwarte mit der Uebung in dem Gebrauche der Instrumente zur Ausführung einer von ihm beabsichtigten Triangulation in seinem Vaterlande Neugranada beschäftigt hat; 3) Ueber den Längenunterschied der Sternwarten von Brüssel und Greenwich, durch galvanische Signale bestimmt von G. B. Airy, Astronom der Königin von England und Director des königl. Observatoriums zu Greenwich. Wir führen aus dieser sehr interessanten Arbeit nur an, daß sie als Resultat einen Zeitunterschied von $17^m 28^s,9$ ergab, d. h. etwa über 1 mehr, als bis jetzt angenommen wurde; 4) Ueber die i. J. 1855 entdeckten teleskopischen Planeten und Kometen; 5) Meteorologie für die Agronomen, von Maury, Lieutenant der Marine der Vereinigten Staaten, in einem Briefe an Hn Quetelet. Der den Physikern und Geographen bereits als genialer Forscher bekannte Director des Observatoriums zu Washington hat bekanntlich die Idee angeregt,

welche die amerikanische Regierung veranlaßte, i. J. 1853 Delegirte der verschiedenen bei der Seefahrt interessirten Staaten zu dem maritimen Congreß zu Brüssel zu versammeln, der dazu geführt hat, daß jetzt schon von fast allen seefahrenden Nationen nach einem übereinstimmenden System meteorologische Beobachtungen zur See angestellt werden, welche sowohl für die Wissenschaft wie für die praktische Schifffahrtskunde ganz außerordentlich wichtige Resultate theils schon gegeben haben und theils noch zu geben versprechen. Hr Maury hat nun den Plan, einen ähnlichen Verein auch für solche Beobachtungen auf dem festen Lande zu stiften, und er wendet sich deshalb durch Hrn Quetelet vornehmlich an die gebildeten Landwirthe. — „Wenn irgend ein Regierungsbeamter, sagt er u. a., autorisirt wäre, den Agronomen zu sagen, wie ich es den Seefahrern gesagt habe: „Hier ist die Form eines meteorologischen Journals. Sie werden darin die Beobachtungen bezeichnet finden, welche noch fehlen, die Stunden, „zu welchen sie angestellt werden müssen, welche „Instrumente dazu nöthig und wie sie zu gebrauchen sind: Nehmen sie diese Tabellen, schicken „Sie Ihre Beobachtungen der Regierung zu, diese „wird sie bearbeiten lassen und Ihnen dagegen „eine Copie der Resultate, sobald sie publicirt sind, „zustellen"; — so hätte er auf einmal und ohne Kosten ein Freiwilligen-Corps von Beobachtern, welches ihm alle erforderlichen Daten zu einem vollständigen Studium der Agricultur- und Sanitäts-Meteorologie verschaffen würde. Ein gleiches an die Seefahrer gerichtetes Anerbieten hat ein Observations-Corps zur See gebildet, durch deren Zusammenwirken schon die wichtigsten, die

nützlichsten und zugleich die unerwartetsten Resultate erlangt worden sind.

„Würde man nicht in jedem Staate wenigstens im Durchschnitt einen Landwirth auf die Provinz finden, der mit Vergnügen die Beobachtungen übernehmen würde? Ich glaube, daß von dieser Seite keine Schwierigkeit vorhanden ist. Wir haben Seefahrer zu solcher Arbeit auf jedem Meere bereit gefunden. Im Durchschnitt würden ein Dutzend Beobachter für jeden Staat genügen. Wenn wir nun die Regierungen von England, Frankreich, Rußland und der anderen christlichen Staaten der Alten und der Neuen Welt dazu vermögen könnten, dasselbe durch ihre Landwirthe ausführen zu lassen, so hätten wir die ganze Oberfläche unseres Planeten mit Beobachtern in der Meteorologie bedeckt, die in Gemeinschaft arbeiteten und unter den verschiedenartigsten Klimaten und Umständen der Natur für dieselben Antworten Fragen stellten und zwar Alles das einzig für die Ausgaben, welche jede Regierung auf die Zusammenstellung und die Publication der durch seine eigenen Staatsangehörigen angestellten Beobachtungen zu machen haben würde.

„Worauf es in einem solchen System von Beobachtungen ankommt, ist Gleichförmigkeit. Deshalb muß man, um zu einem wirklichen Erfolg zu gelangen, sich darüber verständigen und darin übereinkommen, dieselbe Sache zu derselben Epoche zu beobachten. In Bezug auf die Zeit correspondirende Beobachtungen genügen noch nicht, es müssen auch die dazu gebrauchten Instrumente dieselben oder mit einander vergleichbare sein; dann aber können wir hoffen etwas Sicheres und Nützliches über die Bewegungen dieser großen und

schönen Maschine zu erfahren, die man die Atmosphäre nennt. — — Wenn Sie verlangen, daß ich Ihnen im Voraus sagte, welches die besonderen Entdeckungen seien, auf welche ich rechnete, welche wichtige Resultate ich zu erlangen hoffte, so antworte ich: wenn ich die aufzählen könnte, so würde ich nicht um ihre Beihülfe zu ihrer Erlangung bitten. Die Felder der Meteorologie sind weit und zahlreich und Alles was ich davon weiß, ist, daß sie prächtige Ernten jeder Art verheißen. Vor einigen Jahren unternahm ich zur See ein System von Beobachtungen ähnlich dem, welches ich jetzt für das feste Land nachsuche, weil ich davon die Nothwendigkeit einsah und fühlte. Nachdem wir einige Zeit gearbeitet hatten und anfingen, nützliche Resultate zu erlangen, neue Wahrheiten und Thatsachen zu entdecken, autorisirte der Congreß drei kleine Schiffe auszurüsten, um mir zu helfen, diese Entdeckungen zu vervollständigen und die Untersuchungen weiter auszudehnen ꝛc."

Dieser Plan ist so einfach und zugleich doch so viel versprechend, daß wir nicht unterlassen konnten, schon hier darauf aufmerksam zu machen, obgleich wir nicht daran zweifeln, daß wenn, wie wir hoffen, dem Hn Quetelet seine durch so viele wichtige Unternehmungen schon so sehr in Anspruch genommenen Kräfte es erlauben, diese Sache mit in die Hand zu nehmen, ihre praktische Entwicklung bald ebenso gelingen wird, wie so viele andere wichtige gemeinschaftliche Unternehmungen, deren Organisation man diesem ausgezeichneten Manne verdankte. Hr Maury wendet sich aber zunächst an die Agricultur-Interessen, weil er glaubt, daß sie die ersten sein würden, großen Vortheil

aus solchen Beobachtungen zu ziehen. Er hält es sogar für wahrscheinlich, daß es durch solche gemeinschaftliche meteorologische Beobachtungen mit Hülfe der magnetischen Telegraphen möglich werden würde, für einen oder ein paar Tage im Voraus, wenn auch nicht jedes Regenschauer, doch das Wetter im Allgemeinen so weit zu bestimmen, daß dadurch der Agricultur außerordentliche Vortheile entstehen würden, und daß Hr Maury nichts weniger als ein sanguinischer Projectenmacher ist, hat er durch seine bisherigen Leistungen in der physischen Geographie und besonders durch seine Sailing-Directions für Seefahrer nach der Südsee, die einen fast wunderbaren praktischen Erfolg gehabt haben, hinreichend beurkundet.

Die folgende Abhandlung gibt eine kurze Uebersicht der Verhandlungen des vom 10—15. Sept. vorigen Jahres zu Paris abgehaltenen Zweiten Statistischen Congresses, dem Herr Quetelet, der Gründer dieser Vereinigungen, zum Bedauern aller Mitglieder und gewiß auch zum Schaden der Arbeiten leider wegen Krankheit nicht hat beiwohnen können. Wir verweilen bei diesem Aufsatze nicht weiter, da wahrscheinlich bald der ausführliche amtliche Bericht über die Verhandlungen erscheinen wird und die hier mitgetheilten Angaben zum Theil Irrthümer enthalten, die leicht schon nach den gleich im Moniteur publicirten Berichten hätten vermieden werden können. Unter der Ueberschrift Magnétisme terrestre bringt der folgende Aufsatz (S. 229—245) 1) eine Uebersicht der auf der Sternwarte zu Brüssel erhaltenen Resultate über die magnetische Declination und Inclination nach den Beobachtungen von 1827 —1853; 2) einen Auszug aus einem Brief A.

Erman's in Berlin über die Resultate magnetischer in den Monaten August und Septbr 1853 in Frankreich und Spanien angestellten Beobachtungen und 3) einen ausführlichen Bericht des Hrn Manuel Rice Sinobas über die zu Madrid im Sept. 1855 angestellten magnetischen Beobachtungen. — Hierauf folgt S. 246—250 **Sur l'altitude de l'Observatoire royal de Bruxelles**, von M. Bouvy, wonach sich aus der Vergleichung der bisher angestellten Nivellements für das Erdgeschoß die Höhe von 55^{m}, 38 über den Nullpunkt des Seestandes im Hafen zu Ostende ergibt. — Den Beschluß endlich macht ein kurzer Auszug aus einem Brief des Hn Chasles, Mitglied des **Institut de France** an Hrn Quetelet **Sur les sections du cône et les foyers multiples.** S. 250. —

Wir schließen diese Anzeige mit dem Ausdruck des aufrichtigen Danks für die vielfachen Belehrungen und Anregungen, welche uns aus diesem wie aus den bisherigen Jahrgängen dieses **Annuaire** schon zu Theil geworden sind und mit dem innigen Wunsch, daß es dem hochverehrten Herrn Herausgeber noch lange Jahre vergönnt sein möge, wie bisher seinen zahlreichen Schülern, Verehrern und Freunden als ausgezeichnetes Beispiel der segensreichen Vereinigung intensivster, streng wissenschaftlicher Forschung mit beständiger hingebender Thätigkeit für das Gemeinwohl vorzuleuchten und somit durch seine sichere und geniale Führung die wichtigen von ihm gegründeten, die rechte Vermittlung der Wissenschaft mit dem Leben erstrebenden Vereine zu einer immer festeren Gestaltung und reichereren Entfaltung zu bringen.

Wappäus.

Leipzig

Wenzler, 1856. Neue kritisch-vergleichende Syntax der französischen Sprache für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von G. H. F. de Castres. VIII u. 309 S. in Octav.

Eine sehr lobenswerthe Arbeit! Sie ist dazu bestimmt, sich den andern Lehrbüchern des Verfassers anzuschließen. Die Regeln sind so vollständig als möglich aufgestellt, Ernst und Beharrlichkeit herrschen vor, Gründlichkeit und Klarheit sind überall verschwistert. Die französischen Beispiele, welche den Regeln folgen, sind mit Geschmack gewählt, und erläutern so sehr als zu erwarten ist; es scheint uns jedoch, daß bei einer neuen Auflage die große Anzahl derselben ohne Nachtheil vermindert, und der gewonnene Raum durch eine deutsche Uebersetzung ausgefüllt werden könnte, damit die Lernenden nicht zu sehr ihre Zuflucht zu einem Wörterbuche nehmen müssen, obgleich sie nicht viele Schwierigkeiten darbieten. Die öftern Vergleiche mit der deutschen Sprache, und die etymologischen Winke sind belehrend und zweckgemäß, so wie die das Buch schließenden Materialien zum Uebersetzen ins Französische gut zusammengetragen sind, doch gar zu dürftig mit Noten versehen, da die Uebersetzung nicht durchgängig ohne Schwierigkeit ist. Bei den Homonymen konnten immerhin einige Seiten gegeben, oder auf die beste Darstellung derselben, in Boinvillier's Grammaire raisonnée (Grammairien distingué dont nous avons à déplorer la perte, sagt Boniface in s. Gramm. Paris 1831. 3me édit.) zum Selbststudium hingewiesen werden. Napoléon Landais gibt

in seiner Gramm. générale 5 Seiten Lex.-Format (S. 103—108) aus dem erwähnten Werke (aus welchem er oft Erläuterungen anführt), und seine Sprachlehre ist gewiß die beste, welche Frankreich besitzt, da ein Quellenstudium der ersten Art bei derselben vorgewaltet: er hat nicht weniger als 120 Werke berathen, die er namhaft macht, und dennoch getrauet er sich nicht zu behaupten, daß seine Arbeit vollkommen sei (Avert. sur la nouv. édit.).

Die Ausstattung des empfehlungswerthen Buches ist recht zierlich. Mlfrd.

Braunschweig

C. A. Schwetschke et Sohn (M. Bruhn) 1855. Grundriss der Römischen Litteratur. Von G. Bernhardy. Dritte Ausgabe. Erste Abtheilung. 348 S. in gr. Octav.

Wiewohl vorliegender Grundriß der römischen Litteratur von einem anerkannt hochgelehrten Manne schon in dritter Ausgabe erscheint, also Bekanntschaft unserer meisten Leser mit dem Werke vorausgesetzt werden kann, so möchte es dennoch nicht überflüssig sein, sowohl überhaupt auf das neue Erscheinen des Buches aufmerksam zu machen, als auch insbesondere solche Leser, welche es noch nicht kennen sollten, mit dem Inhalte desselben bekannt zu machen. In Ermangelung der Vorrede, die erst mit der zweiten Abtheilung ausgegeben werden soll, ist eine ausführlichere Recension nicht leicht thunlich; auch ist wegen der Tendenz dieser Blätter eine solche hier nicht am Orte. Wir beschränken uns also auf eine allgemeine Angabe des Inhalts, woraus auch einst-

weilen ungefähr ersichtlich sein möchte, wie weit sich diese neue Ausgabe von den frühern unterscheidet, wenn man von diesen Gebrauch gemacht hat. Refer. sind die frühern Ausgaben nicht zur Hand und kann er keine Vergleichung damit anstellen; es läßt sich aber erwarten, daß die neue Ausgabe nicht ohne mannichfache Verbesserung von Seiten des Verf. sein wird. Nach der Einleitung, welche von S. 1—145 in 6 Kapiteln Abhandlungen über den römischen Volkscharakter, die Stellung der Sprache zur Litteratur, Erziehung, Unterricht und Cultur der Römer, Methoden vor Entstehung der Latinisten-Schule, Methoden nach Entstehung der Latinisten-Schule, Studien zur Geschichte der römischen Litteratur enthält, folgt von S. 146 an die Geschichte der römischen Litteratur. Nach der Eintheilung derselben in die innere und äußere wird nun in dieser ersten Abtheilung die erstere in 5 Kapiteln vorgetragen, welche überschrieben sind: 1) Elemente der Litteratur, 2) Erste Periode der römischen Litteratur (240 a. C. — 14 p. C.), 3) zweite Periode (14—180 p. C.), 4) dritte Periode (180—500), 5) Nachleben der römischen Litteratur im Mittelalter. Den Beschluß dieser Abtheilung macht auf 4 Seiten eine chronologische Uebersicht der römischen Litteratur. Eine Frage kann Refer. am Schlusse dieser kurzen Anzeige nicht unterdrücken, ob in diesem Buche als Grundriß nicht zu viel Gelehrsamkeit geboten wird?

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.

Den 8. April 1856.

Halle

G. W. Schmidt 1854. Ueber die Folge und den Verlauf epidemischer Krankheiten. Beobachtungen aus der medicinischen Geschichte und Statistik der Stadt Halle. Von Dr. F. v. Bärensprung. 64 S. in gr. Quart.

Für die Epidemiologie sind in neuerer Zeit auf anderen Gebieten manche Kenntnisse erworben, welche ihr Aussichten auf ungewöhnliche Fortschritte versprechen und doch noch wenig von ihr benutzt worden sind.

In oben genannter Schrift liegt uns ein anerkennenswerther Versuch vor, die Epidemien-Folge in einer Stadt, auf genaue Beobachtungen gestützt, darzulegen; es ist ein Versuch, welcher vor manchen anderen durch Rücksicht auf die Jahrszeiten und durch Anschaulichkeit sich auszeichnet, aber doch auch wieder nur gute Materialien liefert, ohne selber Folgerungen für eine allgemeine Theorie zu ziehen, deren wir eben hier so sehr bedürftig sind.

Ohne Zweifel muß für das eigentliche Ziel derartiger Untersuchungen gelten, eine Gesetzlichkeit in der Bewegung der epidemischen Verhältnisse zu finden. Dies ist auch erstrebt worden schon von den im Hippokratischen Geiste unternommenen Aufzeichnungen Sydenham's und von den seitdem in zahlreicher Menge gesammelten, bereit liegenden, aber noch wenig verwertheten Berichten verschiedener Orte und Zeiten. In der Hoffnung, durch fortgesetzte Beobachtungen, (besonders mit Hülfe der erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zuverlässig gewordenen meteorologischen Instrumente) das Ziel zu erreichen, hat man hiervon große Vorräthe zusammengetragen und über ein ausgedehntes historisches Beobachtungs-Material zu verfügen. Man muß dahin auch rechnen die ganze historische Pathologie, wie sie bearbeitet worden ist von Noah Webster, Villalba, Ozanam, Schnurrer, Hecker und Häser. Es liegen in der That nicht wenige Sammlungen über Epidemien-Folgen unbenutzt da, wie es dereinst auch in der Meteorologie der Fall gewesen ist, bis von dieser nach Auffindung allgemeiner Gesetze solche Sammlungen zur Bestätigung herbeigezogen und benutzt wurden.

Wir müssen gestehen, daß noch immer die Zweifel und Klagen Sydenham's darüber vollständige Geltung haben: (Observ. med. circa morbor. acutor. hist. cap. II. »Haud equidem satis scio, an diligentius examen (quali rite instituendo vix unius hominis brevis aetas par esse videatur) nos edoceret, Epidemicorum alios, continua quadam serie seu facto circulo, alios semper excipere; an vero omnes indiscriminatim nulloque servato ordine pro occulta aëris diathesi et inexplicabili temporum ratione mor-

tales semper incessere. — Quamvis diversas diversorum annorum habitudines, quoad manifestas aëris qualitates, maxima qua potui diligentia notaverim, ut vel exinde causas tantae epidemicorum vicissitudinis explicarem, me tamen ne hilum quidem hactenus promoveri sentio; quippe qui animadverto, annos quoad manifestam aëris temperiem sibi plane consentientes dispari admodum morborum agmine infestari, et vice versa. In der großen Fluctuation so vieler Krankheiten haben wir auch jetzt noch keine bestimmte Folge erkannt, und die genausten meteorologischen Beobachtungen sehen wir vorliegen ohne eine Verbindung derselben zu erkennen mit den Verzeichnissen der Krankheits-Vorgänge, außer einigen längst bekannten (oder irrig vermeinten) in Bezug auf die Jahrszeiten. Immer noch wird viel Mühe in solchem Streben unnütz verschwendet, weil man unter den unzähligen causalen Beziehungen der Außenwelt ungewiß ist, an welchen man sich zu halten hat, und weil unvereinbare Widersprüche immer von neuem sich einzustellen scheinen.

Wenn man bedenkt, daß die jährliche Mortalität eine gewisse natürliche Regelmäßigkeit einhält, muß man schon daraus schließen, daß auch eine gewisse Regelmäßigkeit in den jährlichen Morbilitäts-Verhältnissen besteht, daß aber vielleicht das bisher angewendete Verfahren diese zu finden nicht genügt hat. Es fehlt der Epidemiologie offenbar an fester Begründung, sonderlich in ihrem wichtigsten, dem ätiologischen Theile. Bisher hat man fast allein der historischen Methode sich bedient, d. h. man hat das Geschehen in dieser Hinsicht an den ein-

zelnen Orten beobachtet und aufgezeichnet. Wie man nun aber über die meteorischen Verhältnisse in neuerer Zeit die größten Aufschlüsse erworben hat durch die geographische Betrachtung derselben, aus dem Ueberblick der Physik der Erde, also erhält auch unsere Wissenschaft durch eine Uebersicht der Vertheilung der Krankheiten auf der ganzen Erd-Oberfläche mehr Licht und Ordnung.

Hier erweis't sich alsbald als vor allen am meisten bestimmende und gesetzgebende Ursache für die geographische Vertheilung der Krankheits-Verhältnisse (absichtlich sagen wir nicht bloß der Krankheiten) die Temperatur; und ganz analog bestätigt sich diese vorherrschende Bedeutung der Temperatur auch für die zeitliche Vertheilung der Krankheits-Verhältnisse, zumal auf unserer mittleren Zone. Wir haben in der Sonnenwärme und in ihrer jahreszeitlichen regelmäßigen Oscillation die erste und sicherste Führerin, um in dem scheinbar regellosen Gedränge der Krankheiten Regeln zu erkennen, indem wir nicht nur solche Krankheiten bestimmt unterscheiden lernen, welche von ihr Abhängigkeit haben, sondern auch solche, welche diese Abhängigkeit nicht haben. Was die übrigen meteorischen Phänomene betrifft, so zeigt auch der Feuchtigkeits-Gehalt der Atmosphäre einige Bedeutung, doch sehr geringe, die übrigen aber fast gar keine (z. B. der Luftdruck, welchen der so viel beachtete Barometer-Stand angibt, außer freilich in beträchtlicher senkrechter Höhe, die Winde, für sich allein, die Elektricität, der Erd-Magnetismus). Wenn wir außerdem noch die Vegetations-Verhältnisse, die Nahrung, die Cultur-Zustände und die socialen Vorgänge in Betracht ziehen, um die Causalität der epidemi-

schen Wechsel vollständig zu umfassen, so bleibt freilich immer noch ein Gebiet unbekannter Ursachen übrig. Dies Gebiet unbekannter Causalität, aber auf klimatische Verhältnisse beschränkt, mag man strenge absondern und ferner bezeichnen als das »divinum« (θεῖον) des Hippokrates; dadurch wird es in seinem Umfange schärfer erkannt, welcher aber weit geringer geworden ist und noch weit geringer zu werden erwarten läßt.

Auf unserer gemäßigten Zone treten wir im Laufe des Jahrs mit den Jahrszeiten einmal in die Krankheits-Constitution der heißen Zone und einmal in die der kalten Zone. Was in diesen beiden entgegengesetzten Zonen endemisch Bestand hat, ereignet sich alternirend bei uns mehr oder weniger epidemisch in den entsprechenden Jahrszeiten. Kennt man die endemischen Verhältnisse jener Zonen, so kann man auch schließen auf eine epidemische Folge bei uns. Ferner, dies bezieht sich nicht nur auf eine regelmäßige Verschiedenheit in den Jahrszeiten, als positive Wirkung des Temperatur-Wechsels, sondern auch auf ein deutliches Unterscheiden einer anderen Klasse von Krankheiten, solcher, welche, unabhängig von der Temperatur und also auch von den Jahrszeiten, entschieden negative Abhängigkeit besitzen. Diese sind nun entweder permanente im ganzen Jahre gleichbleibende oder vagirende und dann wirklich ohne alle natürliche Ordnung vagirende, bei denen man also auch gar keine Ordnung und Folge suchen muß. Zu diesen letzteren, »indiscriminatim« vagirenden epidemischen Krankheiten gehören namentlich unsere gewöhnlichsten, wichtigen, ubiquitär auf der ganzen Erde vorkommenden, contagiösen exanthematischen Fieber, Blattern, Scharlach, Masern, Keichhusten,

und für unsere Breite gehört dazu auch der Typhus.

Mit solchen Anhaltspunkten versehen, muß es schon besser gelingen, in dem verworrenen Treiben der Krankheits-Verhältnisse eines Zeitraums an irgend einem Orte sich zurecht zu finden und deren Ursachen zu erklären. Freilich gehört noch mehr dazu, vor allen auch eine rationelle und objective Classification der Krankheits-Arten. Auch ist außerdem ihr zur Zeit bestehender gemeinsamer Charakter und die vorherrschende Tendenz nach Localisation in gewissen Organen zu unterscheiden, als andere Theile der Krankheits-Verhältnisse überhaupt. Und insofern alle diese Verhältnisse schwankend sind, also den fluctuirenden Theil eines ganzen endemischen Krankheits-Bestandes bilden, sind sie zu bezeichnen als die epidemische Krankheits-Constitution (wovon man die der Luft unterscheiden kann).

Nach diesen allgemeinen Erklärungen wenden wir uns zu unserem besonderen Gegenstande. Der Verf. der oben genannten Untersuchung steht (wie dies auch gar nicht anders erwartet werden kann) noch allein auf dem historischen Standpunkte und sagt selber darüber (S. 1): „Die Salubrität eines Ortes ist nicht allein abhängig von dem Klima und der geographischen Lage, sie wird auch wesentlich durch Zeitverhältnisse bedingt. Außer den unergründeten Vorgängen in dem Luftraume, welche den Ausfall der Ernte bestimmen, über Menschen- und Thierwelt Krankheits- und Sterbeläufte verhängen, bringen auch Cultur-Zustände im weitesten Sinne des Worts, Veränderungen in dem Krankheits-Charakter und der Sterblichkeit der Bewohner hervor. Diesen Wechsel zunächst für die Stadt Halle geschichtlich zu verfolgen, soll

im Folgenden versucht werden." — Indem Refer. den Inhalt hier mittheilt, wird er sich erlauben, einige Anwendungen und Bestätigungen der oben angedeuteten Analogie zwischen den geographischen und den epidemischen Krankheits-Verhältnissen hier zu suchen und bemerklich zu machen, Anfänge um eine Gesetzlichkeit in den letzteren zu finden.

Der Inhalt der Schrift begreift die pathologische Geschichte der Stadt Halle, seit Gründung der Stadt, im Jahre 981, bis zur neuesten Zeit, und zerfällt in drei Theile oder Zeiträume.

Der erste Zeitraum umfaßt die sieben ersten Jahrhunderte bis zur letzten Pest-Epidemie 1683. Er kann nicht wohl anders als ausgefüllt sein mit den dürftigen chronikenartigen Nachrichten, wie sie von manchen Orten bekannt sind. Hungersnöthe, Pestilenz, Land-Sterben und Kriege wiederholen sich. Es gewährt eine gewisse Befriedigung wahrzunehmen, welche Verbesserungen uns seitdem die Cultur hierin gebracht hat. Man kann die Arten jener Seuchen nicht immer deuten; aber im Allgemeinen muß man sie als nicht in ihrer Natur abweichend von den jetzigen sich vorstellen; ginge uns die Cultur wieder verloren, so würden ohne Zweifel bald ähnliche Krankheits-Verhältnisse wieder über uns kommen, gegen welche wir uns nur künstlich geschützt halten. Zu bemerken ist auch, daß die Pest die größte Stelle damals einnahm und weit größere Eingriffe in die Morbilitäts-Verhältnisse machte, als jetzt unsere so gefürchtete Cholera; nicht selten wurde ein Drittel einer Bevölkerung von ihr weggerafft. Ferner ist anzumerken, daß durchgängig, so weit hierüber Angaben zu finden sind, die größte Höhe der Pest-Epidemien in die wärmsten Sommer-Monate fiel, Juli bis September, und daß sie

im Winter erloschen oder ganz aufhörten. Der Winterfrost war in unserem Klima der beste Schutz gegen diese contagiöse Krankheit, bis diesem später die Quarantänen, nach der Levante hingerichtet, noch besser ausübten. In Egypten dagegen bildet den natürlichen Schutz eine anhaltend hohe Temperatur über 20° R., womit auch die geographische Begrenzung der Pest durch die Isotherme von jenem Grade vollkommen übereinstimmt.

Ueber den zweiten Zeitraum ist schon mit weit mehr historisch-pathologischer Kenntniß berichtet; wir begegnen hier Angaben von G. E. Stahl und Fr. Hoffmann und deren Schülern. Die Pest kommt nun nicht mehr vor (sie ist zuletzt 1713 und 1714 in Deutschland gewesen, durch die Schweden von Süd-Osten importirt. Dagegen hören wir mehr, in Folge besserer Kenntniß und Aufmerksamkeit, von Wechselfiebern (obgleich Halle keinen eigentlichen Malaria-Boden hat), Ruhren, Typhus, Scharlach, Masern, Blattern, Keichhusten. Das ganze Mortalitäts-Verhältniß war aber doch noch sehr viel ungünstiger als in neuester Zeit. Man kann es berechnen im 17. Jahrhundert auf 4,4 Proc. (also 1 zu 23 der Einwohner), im 18. Jahrhundert auf 4,8 Proc. (also 1 zu 21), während es jetzt beträgt 1 zu 37. Die Todesfälle übertrafen damals anhaltend die Zahl der Geburten; die Blattern allein bildeten schon 8 Proc. der Mortalität. Dies Verhältniß dauerte bis 1814, wo fast plötzlich ein Wechsel günstiger Art eintrat, der noch fortdauert.

Der dritte Zeitraum beginnt mit dem ersten Frieden 1814. Die Arten der Epidemien blieben dieselben, aber die Blattern sind fast verschwunden, die Ruhr ist milder und seltner, die indische Cholera kommt 1832 neu hinzu.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. 58. Stück.

Den 10. April 1856.

Halle

Schluß der Anzeige: „Ueber die Folge und den Verlauf epidemischer Krankheiten. Beobachtungen aus der medicinischen Geschichte und Statistik der Stadt Halle. Vom Dr. F. v. Bärensprung.“

Die Materialien zur epidemischen Geschichte dieses letzten Zeitraums sind reich zu nennen, sie bestehen in zum Theil trefflichen Dissertationen oder sind aufbewahrt in dem Archiv der Poliklinik. Dieser Zeitraum ist abgehandelt bis 1852, und sonderlich sind die letzten 22 Jahre anschaulich durch eine sinnige graphische Darstellung zu überblicken. Wir wollen ihn näher besprechen, indem wir einige Bemerkungen hinzufügen.

Die Bevölkerung von Halle betrug im Jahre 1816 nur 20000 und ist seitdem gestiegen auf 36000, im Jahre 1852. Das Mortalitäts-Verhältniß war 1 zu 32,5 und auf 100 Todesfälle kamen 115 Geburten. Bemerkenswerth ist, daß seit 1851 dies Verhältniß plötzlich gestiegen ist auf 139 Geburten zu 100 Todesfällen

und die Mortalität 1 zu 37 (nachdem die Cholera 1849 und 1850 geherrscht hatte). Hervorzuheben ist die große Epidemie des Kriegs-Typhus 1813 bis 1814, welche etwa den zehnten Theil der Bevölkerung hinraffte (auch Reil bekanntlich; indessen würde die Pest leicht dreimal so viel gekostet haben). — Die Zahl der im ersten Lebensjahre Gestorbenen, immer ein wichtiges Verhältniß für jede Bevölkerung, betrug hier etwas über ⅐ der ganzen Mortalität (für die ganze Monarchie ist sie etwas höher). Man kann sagen, daß sie an wenigen Orten niedriger ist; die näheren Ursachen sind meist Convulsionen. — Ferner ist die Sterblichkeit ziemlich bedeutend bis zum 5ten Lebensjahre, zumal in Folge von Scrofeln und Atrophie. Bis zum 15ten Jahre ist nahebei die Hälfte der Gebornen wieder gestorben.

Die Todes-Ursachen betreffend, starben in Halle an acuten Krankheiten 46 Proc., an chronischen 27 Proc. Unter jenen 46 Proc. acuter Krankheiten befinden sich die contagiösen und miasmatischen (als zymotische, d. i. gährungsartige, nicht übel vereint in den neueren englischen statistischen Berichten), zu 22 Proc. im Mittel für die ganze erste Hälfte dieses Jahrhunderts (dies verhält sich sehr nahe ebenso in England und wahrscheinlich überall im westlichen Europa, aber an kleinen Orten kann dies Vorkommen sehr schwanken). Eine kleine Tabelle gibt eine Uebersicht einer solchen Fluctuation in Bezug auf Blattern, Scharlach, Masern, Keichhusten, Typhus, Ruhr und Cholera. Wir haben schon oben bemerkt, daß die ersten vier dieser Krankheiten zu den von der Temperatur und Jahrszeit unabhängigen gehören, dies gilt auch für den Typhus, was unsere Zone betrifft, dagegen die beiden letz-

teren sind überwiegend vorkommend im Sommer. Die Blattern ergaben von 1800 bis 1810 noch 10 Proc., von da an nur 1 Proc. der Mortalität. Die chronischen Krankheiten betreffend, so ist für jede Topographie von besonderer Wichtigkeit, das Verhalten der Tuberkeln und der Phthisis innerhalb des ganzen Mortalitäts-Verhältnisses zu kennen; letzteres wird hier nur etwa zu 10 Proc. desselben berechnet; das ist außerordentlich günstig; am allgemeinsten beträgt es $\frac{1}{7}$, und kann sogar auf $\frac{1}{4}$ steigen.

Wir kommen nun zu dem Theile, welcher der Schrift einen besondern Werth verleiht. Dies ist die Karte mit graphischer Darstellung der Bewegung in den vornehmsten Epidemien, während der letzten 22 Jahre, von 1822 bis 1851. Sie ist construirt nach den Tabellen der medicinischen Poliklinik. Der jährliche Kranken-Bestand dieser ist ziemlich gleichbleibend 6—10000 gewesen und bildet ungefähr den 4ten Theil aller Kranken der Stadt. Es liegen demnach genügende und zuverlässige Thatsachen zu Grunde und die Darstellung ist außerdem wegen ihrer Uebersichtlichkeit als nachahmenswerth zu empfehlen.

So erfahren wir hier local-geschichtliche Nachrichten über folgende 11 Epidemien: Scharlach, Varicellen, Variola, Masern, Keichhusten, Typhus, Wechselfieber, Cholera, Influenza, dazu noch Hemeralopie und Broncho-Pneumonie. Für jede dieser Formen ist ein Feld bestimmt, eingetheilt der Länge nach in die Jahre und deren Monate, und der Höhe nach in Zahlen, welche die Fälle angeben. Man überblickt so leicht die Zeit des Vorkommens nach Monaten, die Höhe und die Raschheit des

Steigens und Fallens, die Intervalle und auch die Gleichzeitigkeit verschiedener Epidemien in denselben Jahren. — Hier bestätigt sich nun die oben angedeutete Gesetzlichkeit in ihrem Vorkommen, welche, in ihrer geographischen Vertheilung leichter gefunden, auch hier sich bewährt. Wir sehen hier wirklich analog wiederholt, wie einige jener Epidemien in den wärmeren Monaten überwiegen, andere in den kälteren, und von einer dritten Klasse nehmen wir wahr, wie sie vagirend sind, ohne alle Rücksicht auf die Jahrszeit oder die Temperatur überhaupt. Zu diesen jahreszeitlosen gehören von den oben genannten: Blattern, Scharlach, Masern, Keichhusten und auch Typhus. In Bezug auf sie wenigstens kann man die Vergleichung mit den meteorologischen Beobachtungen ersparen; von ihnen muß man annehmen (und besonders erwiesen wird dies auf kleinen abgelegenen Inseln), daß sie epidemisch auftreten nur im Verhältniß zum zufälligen Verkehr, wie auch zu der vorhandenen Zahl receptiver Individuen, und daß auch keine originäre Entstehung ihrer Contagien Statt findet (obgleich diese nicht bei allen Contagien überhaupt geleugnet werden kann). — Dagegen bewähren sich als jahreszeitliche die folgenden fünf epidemischen Krankheiten, nämlich in der Weise, daß drei vorzugsweise der kälteren Jahrszeit angehörend sind: Influenza, Pneumonie, Hemeralopie, und zwei vorzugsweise der wärmeren: Wechselfieber und Cholera.

Was wir über die epidemische Eigenthümlichkeit der einzelnen bemerkt finden, hat sehr wahrscheinlich allgemeine Gültigkeit. Zuerst von den Jahreszeitlosen:

Scharlach ist nur 4mal im Verlaufe der 22 Jahre vorgekommen; die Zahl der Fälle war nicht

so hoch, wie bei den Masern, sie stieg und fiel auch nicht so rasch, sondern die Epidemien schleppten sich langsam durch einen meistens mehrjährigen Zeitraum; jedoch kamen häufig sporadische Fälle vor. Unterschiede nach den Jahrszeiten sind nicht zu bemerken.

Die Masern dagegen zeigen hohe und steile Curven auf der Karte und von kurzer Dauer, selten über 6—8 Monate, sie erheben sich rasch zu bedeutender Höhe, fallen aber ebenso rasch wieder ab und verschwinden dann völlig erlöschend. So kamen sie 9mal vor, ungefähr in jedem 2ten bis 3ten Jahre und ergaben deutlich (gegen Sydenham's noch oft wiederholte Meinung), daß ihre Invasion, Höhe und Schluß in jede Jahrszeit gleich häufig fallen können.

Die Blattern verhielten sich in Bezug auf Verlauf ähnlich dem Scharlach; doch pflegten längere Zeiträume zu verstreichen, wo selbst sporadische Erkrankungen fehlten (bei der so streng durchgeführten Vaccination in Preußen). — Die Varicellen gelten hier für specifisch verschieden von den Variolen; sie zeigten sich nur sporadisch oder in sehr kleinen Epidemien; standen weder der Zeit noch der Form nach in Beziehung zu den Blatter-Epidemien, woraus, wie der Verf. hinzufügt, sich ein neuer Grund gegen die oft behauptete Identität beider Formen entnehmen ließe. Indessen auf vorliegender Karte sind die kleinen Varicellen-Epidemien von so anhaltender Dauer, daß die Variola-Epidemien immer entweder mit ihrem Anfange oder mit ihrem Ende mit ihnen zusammenfallen. Die Frage ließe sich, wie so manche andere, auf geographischem Wege entscheiden, wenn man Gegenden kennte, wo die Variola nicht vorkommen kann und doch die Va-

Digitized by Google

ricellen sich finden; jenes ist nicht der Fall und über letztere schweigen die Bericht=Erstatter, als zu unbedeutend.

Der Keichhusten ist 14mal epidemisch aufgetreten, in sehr ungleicher Höhe (am höchsten 1845 im September mit 85 Fällen), mit Intervallen von einigen Monaten bis anderthalb Jahren, und mehrmals zusammenfallend mit Masern=Epidemie. Uebrigens ist hier nicht eben eine Steigerung des Keichhustens im Winter zu bestätigen, was doch sein überwiegendes Vorkommen auf der kalten Zone vermuthen läßt und sonst sich auch öfter bewahrheitet.

Der Typhus geht nie aus; wenn er sich epidemisch am höchsten steigerte, bis 50 oder 60 Kranke den Monat, geschah dies im October und November. (Es ist bemerkenswerth, daß dasselbe sich ergeben hat im nassau'schen Lande unter mehr als 14000 Fällen im Verlauf von 36 Jahren, wie die „Medicin. Jahrbücher für das H. Nassau", 12. u. 13. Heft 1854, in einer auf beste Weise, d. i. durch Association vieler Beobachter, zu Stande gebrachten Uebersicht, angeben. An mehreren Orten ist gefunden, daß er in den Sommer=Monaten nachlasse. Indessen kann dies nur wenig für unsere Breiten=Grade gelten. Wir wissen, daß die Isotherme von 18° R. den Typhus geographisch nach Süden hin begrenzt; und demgemäß ist nur im südlichen Theile der gemäßigten Zone zu erwarten, wo in den Sommer=Monaten dieser Temperatur=Grad erreicht wird, daß ein entschiedenes Nachlassen und Aufhören dieser Krankheit entsteht (in Algerien wird dies bestätigt gefunden). Auf der heißen Zone fehlt er ganz, aber in hinreichend hoher Elevation kommt er auch dort vor, z. B. in Mexico. In Halle wird der Typhus begün=

stigt durch viele enge, unreinliche und überfüllte Wohnungen. Die Ueberfüllung ist wahrscheinlich seine Hauptbedingung und die öffentliche Hygiene kann vor allen dadurch, daß sie Luft zwischen die Bewohner bringt, schützend gegen diesen erst in neuerer Zeit recht erkannten Würgengel wirken (leider findet man noch häufig die Meinung, er könne auf andere Weise als durch sein specifisches Contagium entstehen, und viele andere Krankheiten könnten in ihn übergehen).

Dies sind die Krankheiten, welche sich unabhängig erwiesen haben von der Temperatur und demnach auch von unseren Jahrszeiten (der Typhus gehört wenigstens für unsere Breitegrade dazu). Wir gehen nun über zu solchen, welche entweder in der Wärme oder in der Kälte mehr Begünstigung finden, zu einigen jahreszeitlichen. — Die sommerlichen betreffend, finden sich hier Wechselfieber und Cholera (die Ruhr ist gar nicht erwähnt). Die Wechselfieber fehlten zu keiner Zeit völlig, wenigstens nicht zu einzelnen Fällen, aber entschieden am häufigsten waren sie hier im Frühling, April und Mai; im Winter nur einzeln (wahrscheinlich nur Recidive oder späte Wirkungen lange latent gebliebenen Miasma's, wie es nicht selten vorkommt). Im Jahre 1835 kamen im Mai 150 Fälle vor. — Die indische Cholera, zuerst 1832 in Halle aufgetreten, zeigte sich hier das erste Mal nicht so vorzugsweise als Sommer-Krankheit, wie sie es doch entschieden ist; im Gegentheil damals hatte sie ihre Höhe Ende Januar, jedoch nur mit 180 Fällen und erlosch im October. Aber eine zweite weit stärkere Epidemie erlebte Halle 1849 und diese begann im Januar, zählte zwar auch im Februar 110 Fälle, stieg aber erst im Juli bis 1140 Fälle

Digitized by Google

und erlosch mit Anfang des Winters im November; endlich im Jahre 1850 kam sie noch einmal, beginnend im Mai, auf der Höhe stehend im August mit 530 Fällen und wieder erlöschend im October. Dieser Art ist überhaupt der Gang der bei weitem meisten Cholera-Epidemien in Europa, am höchsten im August und September, erlöschend im November und December. Man begegnet, beiläufig gesagt, noch häufig der irrigen Ansicht, daß die Cholera-Epidemien gar keine Rücksicht auf Kälte nähmen, auch die strengsten Winter mit Schneeboden nicht achteten. Sie erlöschen aber regelmäßig in der Frostzeit, mit wenigen Ausnahmen, welche vielleicht zu erklären sind in beschränkten und warm gehaltenen Gebäuden. Bemerkenswerth ist noch, daß man hier in Halle auch während der Jahre von 1837 bis 1848, wo man ihre Abwesenheit in Europa annimmt, Andeutungen geringen epidemischen Vorkommens, und überwiegend im Sommer, verzeichnet findet; man kann sie aber auch für die nostras halten.

Unter den winterlichen Epidemien begegnen wir 7mal der Influenza, am bedeutendsten 1833 und 1841, von Januar bis April, doch auch gelinder, im August und October. So kann sie auch auf allen Zonen erscheinen, aber am regelmäßigsten und stärksten auf der Polar-Zone, im Frühjahr. — Broncho-Pneumonien zählten am häufigsten im Februar und März; zweimal herrschten sie wahrhaft epidemisch unter den Kindern, 1847 und 1848. Man erfährt nichts von einer besondern Ursache, ob etwa plötzlich einfallende Ostwinde oder rasche Temperatursprünge sie brachten. Halle scheint eine etwas niedrigere mittlere Temperatur zu haben, als andere gleichgelegene Orte. Vielleicht liegt die Bedingung

dazu in der süd-westlichen Nähe des Harzes und des Thüringer Gebirges, wodurch die Nord-Ostwinde in Etwas gestauet werden müssen. — Eine Hemeralopie war epidemisch 1843 von März bis Juli, im April mit der Höhe von 30 Fällen. Wahrscheinlich ist sie nur eine Folge vom Einfluß ungenügender Nahrung oder Fastens, ihre Zeit ist gewöhnlich im Frühling, mit Abnahme der Winter-Vorräthe.

Wenn wir noch einmal auf den Inhalt der werthvollen Arbeit zurückblicken, müssen wir bekennen, daß der Titel, welcher die Folge epidemischer Krankheiten zu geben verspricht, wenigstens nicht in dem Sinne zu nehmen ist, als bekäme man hier eine Aufklärung über eine allgemeine Regelmäßigkeit in dieser Folge. Sondern wir finden auch hier nur chronologische Aufzeichnungen, aus welchen keine theoretischen Gesetze gefolgert sind. Um so mehr ist der oben citirte Ausspruch Sydenham's als noch gültig bestätigt.

In der That durch bloßes, auch sorgfältigstes Beachten aller zeitlichen Krankheits-Verhältnisse, auch durch gleichzeitiges ebenso sorgfältiges Beobachten der Witterungs-Veränderungen in ihren localen Verhältnissen (am wenigsten, beiläufig gesagt, der Barometer-Oscillationen) kommt man nicht zum Ziele, kaum etwas weiter, nicht zur Kenntniß der Ursachen des Epidemien-Wechsels. Wir glauben in unserem Referate genug Beispiele und Beweise gegeben zu haben, wie die Anwendung der großen allgemeinen räumlichen Vertheilung der Krankheits-Verhältnisse in diesen Fragen uns rascher zu fördern versprechen und uns sichere positive Anweisungen gewähren. Das war unser besonderer Zweck, zu zeigen, daß die noso-geographischen Verhältnisse in hohem und überraschen-

dem Grade die epidemiologischen erläutern, und auch, daß die letzteren, wie die Probe für ein richtiges Exempel, nicht verfehlen (dazu jedoch darf man nur solche zuverlässige und bis zu einer gewissen hinreichenden Ausdehnung sich erstreckende, auch nur einfache, deutlich und wirklich objectiv verschiedene Formen behandelnde Beispiele anwenden), die Angaben der ersteren zu bestätigen.

A. Mühry.

Paris

Librairie de V. Masson 1855. Essai sur l'accouchement physiologique par A. Mattei, Dr. en médec. accoucheur de l'hospice civil de Bastia, professeur du cours d'accouchements etc. Avec figures. 492 S. in Octav.

Vorstehendes Lehrbuch macht in Frankreich großes Aufsehen, wie wir aus den verschiedenen Anzeigen, welche die französischen Zeitschriften bringen, leicht ersehen können. Alle sprechen sich höchst günstig über dasselbe aus und begrüßen das Buch als ein solches, mit welchem eine neue Aere für die Geburtshülfe beginnen könnte. Beurtheilen wir aber von dem Standpunkte aus, auf welchem in unserm Vaterlande das Fach steht, die Bemühungen Mattei's, so haben wir das Ziel, welches sich der corsische Geburtshelfer gesteckt hat, längst vor Augen gehabt: unsere deutschen Fachgenossen haben in dem ganzen Geburtsgeschäfte schon längst einen physiologischen Act, eine Function im physiologischen Sinne erkannt; diese Function in ihrer Normalität zu erhalten, nicht ohne Noth mit Kunsthülfe einzuschreiten, die Natur in ihrem Walten nicht zu stören, ist schon lange bei uns Aufgabe der Geburtshülfe gewesen: hier gingen Boër

und seine Anhänger voran, darin bestand der große Kampf, welchen dieser Geburtshelfer mit Osiander und seiner operationssüchtigen Schule zu bestehen hatte, aus welchem er siegreich hervorgegangen, und wenn Boër im Titel seines Hauptwerkes: »Naturalis medicinae obstetriciae libri septem« nur statt des »naturalis« die griechische Benennung gewählt hätte, so hätte er damit dasselbe bezeichnet, was Mattei in seinem Titel: »Essai sur l'accouchement physiologique.« In Frankreich erhielten sich freilich die mechanischen Grundsätze Levret's und Baudelocque's länger, sie hatten keinen Boër aufzuweisen, und nach der Eigenthümlichkeit dieser Nation, nach der Unkenntniß unserer Sprache, die wenigstens früher noch viel größer war als jetzt, kümmerten sie sich nichts um das, was in ihrem Nachbarlande geschah, bis denn endlich einer der Ihrigen das nachholte, was die Franzosen längst hätten kennen müssen. Das hat nun eben unser Verf. unternommen, und sich bemüht, die ewig wahren Gesetze, welche die Natur bei der Geburt beobachtet, genau und gründlich zu schildern, und darauf die Behandlung dieses wichtigen Actes zu basiren. In der ersten Abtheilung seines Werkes, welche er Prolegomenen nennt, sucht er den Beweis zu führen, wie die Natur bei dem Weibe Alles dahin eingerichtet hat, die Geburt demselben so gefahrlos als möglich zu machen: diese Verhältnisse und Gesetze müssen nur recht genau erforscht werden, um sie dann einer zweckmäßigen Behandlung zu Grunde legen zu können. Zu weit geht aber sicher der Verf., wenn er gerade die schmerzlosen Geburten, wozu er freilich Beispiele anführt, für die besten und wünschenswerthesten hält. Wenn er auch dieselben in seinem

Vaterlande besonders zahlreich beobachtet haben will, so bilden sie doch zu der großen Zahl der übrigen Welt nur Ausnahmen, und können höchstens darthun, daß die Frauen Corsica's zu den besonders gesunden und fehlerfreien gehören. Wir geben gerne zu, daß mit der fortgeschrittenen Civilisation auch die Geburten schwerer, schmerzhafter, langdauernder geworden sind, daß Landbewohnerinnen leichter niederkommen als Städterinnen, wovon die Gründe nicht weit zu suchen sind; wir müssen aber nun einmal die Sache nehmen, wie sie ist, und um die Geburten des Weibes bei uns denen der uncultivirten sogen. wilden Nationen gleich zu machen, kann der Grad unserer Cultur nicht aufgegeben, können eben die gesellschaftlichen Verhältnisse, wie sie sich nach und nach bei uns gestaltet haben, nicht wieder aufgehoben werden. Darum aber wollen wir des Vfs Darstellungsweise, nach welcher er stets nur jene günstige Norm vor Augen hat, nicht tadeln: sie kann und wird zum Guten führen, wenn das Ideal, was er sich von einer physiologischen Geburt gemacht hat, nur einigermaßen erreicht wird. — Im zweiten Theile betrachtet er die Bedingungen, welche der Schwangerschaft vorausgehen und sie begleiten. Er schildert den Einfluß, welchen eine verständige Erziehung des Mädchens auf die Entwickelung des Geistigen und Körperlichen haben muß, er rügt unsere Einrichtung hinsichtlich der Dressur des weiblichen Geschlechts in den Pensionen, was sich allerdings mehr auf Frankreich als auf unser Vaterland bezieht. Er übersieht aber auch nicht den Einfluß, welchen die Hygiene und Erziehung in den ärmeren Klassen auf die physiologische Geburt übt. Der arme Landbewohner hat hier freilich Manches vor dem

Proletariat der Städte voraus. Unter den localen Bedingungen, welche der Schwangerschaft vorausgehen und auf die physiologische Geburt Einfluß haben, betrachtet der Verf. das Becken: drei Hauptkräfte üben auf seine Bildung ihren Einfluß, die Kraft der Entwickelung vom Centrum nach der Peripherie, die proportionelle Entwickelung der Knochen und Muskeln, welche sich am Becken einpflanzen, und die verschiedene Art des Drucks, welchen das Becken zu erleiden hat. Genau schildert der Verf. die verschiedenen Beckenräume des Weibes, und er weis't besonders nach, daß die sitzende Lebensweise der Entwickelung des Beckens am hinderlichsten ist. Man begünstigt die freie Entwickelung des Beckens am besten durch die Thätigkeit der untern Gliedmaßen. In einem andern Artikel kommt der Verf. auf die Bauchhöhle, deren ganze Gestalt und Wichtigkeit für die Schwangerschaft und Geburt er naturgetreu schildert. Hierauf Uterus und Fötus. Hinsichtlich des letztern geht der Verf. von dem Gesichtspunkte aus, daß von den Lagen, welche der Fötus in der Schwangerschaft einnimmt, auch die Stellungen bei der Geburt abhängen. Von jenen hängt die leichtere oder schwerere Erweiterung des unteren Segmentes der Gebärmutter und des Mutterhalses ab, von ihnen überhaupt eine glückliche Schwangerschaft und eine physiologische Geburt. Wenn man sich aber vorstellt, der Fötus bilde ein Oval, so ist diese Ansicht nicht ganz richtig: er bildet einen unregelmäßigen Bogen, welcher am Kopfe anfängt, und mit den unteren Gliedmaßen sich endigt: alle Muskeln sind halbgebeugt, der Fötus bildet eine Krümme (Courbure), die man schon im Embryonalzustande beobachtet. Den Lagen des Kindes hat der Verf. eine sehr gründ-

liche Untersuchung gewidmet und ihre Darstellung in der Art zu vereinfachen gestrebt, wie sie sich auch in der That in der Natur finden. Auch hier sind wir in unserm Vaterlande längst dem Nachbarstaate voraus gewesen, welches Verdienst besonders dem berühmten Heidelberger Lehrer zuzuschreiben ist. Eine vom Verf. aufgestellte Tabelle enthält daher auch nur die Scheitel-, Steiß-, Rumpf-(Schulter-) und Gesichtslagen. Fuß- und Knielagen sind ihm indirecte Steißlagen, wie er denn überhaupt directe Scheitel- und Steißlagen diejenigen nennt, bei welchen das Centrum des Scheitels oder Steißes dem Centrum des Beckeneingangs entspricht; indirecte Lagen sind diejenigen, wenn sich der vorliegende Theil mehr oder weniger vom Centrum des Beckens entfernt. Ein sehr genauer Abschnitt ist der dritte, welcher sich mit der Untersuchungslehre beschäftigt. Hier hat der Verf. den größten Fleiß und die möglichste Sorgfalt aufgeboten, um für seinen Zweck die besten Resultate, den Fall richtig zu erkennen, zu erreichen. Auf die äußere Untersuchung, so wie auf die innere ist gleicher Werth gelegt: die äußere Form des Bauchs, der Sitz der Kindesbewegung, die manuelle Erforschung des Unterleibs, von dem Verf. »Le palper, la palpation« genannt, sind vortrefflich abgehandelt, und gerade diese letztere Untersuchungsweise bildet einen Glanzpunkt seiner Arbeit und kann als Muster aufgestellt werden. Auch der Auscultation hat der Vf. die größte Aufmerksamkeit gewidmet und besonders hervorgehoben, daß man den Punkt suchen müsse, wo die Herztöne am stärksten zu hören, indem dieser der Lage des Brustkastens entspräche, von dem aus man dann weiter forschen müsse, nach welcher Seite das Geräusch gänzlich oder

allmälig abnähme. Die Ausnahmsfälle sind vom Verf. richtig angegeben. Der 4te Abschnitt beschäftigt sich mit der Sorge des Arztes in der Schwangerschaft, wobei der Verf. von der Grundidee ausgeht, das, was zu einer glücklichen Schwangerschaft führt, führt auch zu einer gesundheitgemäßen (physiologischen) Geburt. Er betrachtet zuerst den Fötus und dann die Mutter. Das Hauptsächlichste in Beziehung auf die Frucht betrifft die Sorge für eine gute Lage, daher lehrt der Verf. in einem eigenen Artikel die »Reduction céphalique«. Er nennt das die Verwandelung einer indirecten Stellung in eine directe. Gegen den Namen „Wendung auf den Kopf" eifert er, und will dafür den eben angeführten gelten lassen. Diese Operation zur Zeit der schon begonnenen Geburt unternommen, ist oft sehr schwer, ja unmöglich, dagegen wird sie leichter noch in der Schwangerschaft unternommen, wozu die letzten 14 Tage derselben die passendste Zeit bilden. Das Haupterkennungsmittel der Lage des Kindes ist die Palpation. Der Verf. beschreibt dann das Verfahren, bei vorliegendem Steiße den Kopf einzuleiten, wobei er sich der äußeren Handgriffe bedient, eine Verfahrungsweise, welche für uns in Deutschland nicht neu ist, da sie uns längst Wigand gelehrt hat. Ob aber diese Bestrebungen stets zum Ziele führen, ist eine andere Frage. Im folgenden Kapitel gibt der Verf. zweckmäßige Verhaltungsregeln für die Mutter, welche sie während der Schwangerschaft beobachten soll. Hinsichtlich der Dauer der Schwangerschaft, welche der Verf. ebenfalls zur Sprache bringt, hält er sich an die Menstrualepochen: er hat nach seinen Beobachtungen gefunden, daß die Frauen im Allgemeinen in den Tagen der 9ten Catamenialepoche

nach erfolgter Befruchtung niederkommen. Besondere Aufmerksamkeit verdient die gradweise Vorbereitung des unteren Segmentes der Gebärmutter und des Mutterhalses: hier treten Erweichung, Verkürzung, Eröffnung ein, wo freilich Erst- und Mehrgebärende einen Unterschied zeigen. Empfehlenswerth hält der Verf. Einspritzungen von lauem Wasser in die Scheide während der letzten Woche der Schwangerschaft, wodurch der Erweichungsproceß und die allmälige Eröffnung der Scheidenportion begünstigt wird. Nach der Beschaffenheit der letzteren wird diese Injection öfters oder seltener gemacht. Sollten dieselben aber nicht die Geburtsthätigkeit in manchen Fällen zu früh anregen? Haben wir doch eine Methode, durch die Uterindouche geradezu die Frühgeburt künstlich zu erregen. Zunächst spricht dann der Verf. von den Ursachen der Geburt. Als directe Ursache erkennt er die Uterincontraction an: indirect sind diejenigen Ursachen, welche jene hervorrufen. Dieser letztern können sehr viele sein: besonders hebt der Verf. die Uterincongestion hervor, welche sich physiologisch in den Catamenialepochen zeigt. Der Verf. hat auch die Beobachtung gemacht, daß, wenn aus unbekannten Ursachen Abortus eintritt, sich dieser fast immer in den Catamenial-Epochen ereignet. Unter den indirecten Ursachen der Geburt nennt der Verf. auch die Fußlage: bei dieser soll der Reiz der Bewegung des Kindes auf die Gebärmutter wirken und sie zur Contraction anspornen.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

59. Stück.

Den 12. April 1856.

Paris

Schluß der Anzeige: »Essai sur l'accouchement physiologique par A. Mattei.«

Dann geht der Verf. die von ihm angenommenen Grade der physiologischen Geburt durch: der erste Grad ist derjenige, wo die Geburt auf eine glückliche, leichte und fast schmerzlose Weise vor sich geht. Der Verf. vertheidigt seine Annahme gegen diejenigen, welche solche Geburt für regelwidrig erklären. Uebrigens bildet diese Art von Geburt das vom Verf. aufgestellte Ideal: er bekennt es in den Worten: »Le premier dégré de l'accouchement physiologique, loin d'offrir des inconvénients, est donc l'accouchement par excellence et celui qu'il faudrait avoir constamment, si c'était possible.« Den zweiten Grad einer physiologischen Geburt nennt der Verf. denjenigen, wobei die Contractionen schmerzhaft werden, die Geburt länger dauert, aber doch noch nicht für Mutter oder Kind pathologisch wird. Hieran reiht der Verf. in dem Folgenden die dy-

namischen und mechanischen Gesetze der Geburt, welche er in der Weise vorträgt, wie sie ihn ein treues Naturstudium gelehrt hat. Unter der Aufschrift »L'accouchement physiologique artificiel« folgt nun der praktische Theil des Buches für diejenigen Fälle, welche pathologisch geworden sind. Um diese zu bezeichnen, wendet sich der Verf. an seinen zweiten Grad der physiologischen Geburt und weis't nach, wo hier die Grenzen sind, über welche hinaus die Kunst einzuschreiten hat. An die Spitze seiner Lehren hat der Verf. das Examen der Gebärenden gestellt, und auf Alles aufmerksam gemacht, was der Geburtshelfer zu erforschen hat (Art. 1). Hinsichtlich der Behandlung betrachtet der Verf. die verschiedenen Geburtsperioden, mit der Erweiterungsperiode (Art. 2) beginnend. Haben Contractionen angefangen, ohne daß an dem untern Gebärmuttersegmente oder dem Mutterhalse die nöthigen Vorbereitungen zu bemerken sind, sind diese Theile noch dick, nicht erweicht, oder nicht ganz verstrichen, dann Ruhe im Bette, gehörige Diät, Klystiere, im Nothfalle Opium. Gelingt es nicht, die Contractionen zu beruhigen, so muß die Erweiterung künstlich vorgenommen werden. Geht aber die Erweiterung langsam vor sich, so hat man solche der Natur zu überlassen. Genau sind die Ursachen zu erforschen, welche die Präparationen an dem untern Gebärmuttersegmente hindern, fehlerhafte Kindeslagen, fehlerhaftes Becken, fehlerhafte Lagen des Uterus. Letztere sind durch zweckmäßige Lagerung der Gebärenden zu verbessern. Ueber die künstliche Erweiterung des Muttermundes handelt der dritte Artikel. Sie wird vorgenommen, wenn die Natur am Ende der Schwangerschaft nicht im Stande ist, mit Leichtigkeit die

Dilatation zu bewirken, wenn sie nicht schmerzhaft auszuführen ist, oder wenn man übleren Zufällen vorbeugen will, als der Schmerz ist, welchen die künstliche Erweiterung erregt. Der Verf. hat ein eigenes Instrument angegeben, eine Röhre mit einer Blase, welche in den Muttermund eingeführt und mit warmem Wasser angefüllt wird. Es soll eine Nachahmung der natürlichen Blase sein, welche Fruchtwasser und Eihäute bilden. Was nun die Periode des Eintritts und der Ausscheidung des Fötus betrifft (La periode d'engagement et de dégagement), so ist hier einzuschreiten, wenn irgend eine Ursache das Fortrücken des Kopfes hindert. Man muß die gehörige Rotation des Kopfes durch Einwirken mit der Hand auf denselben befördern, wenn jene schwer oder gar nicht von Statten geht: dabei versäume man nicht, der Gebärenden eine zweckmäßige Seitenlage zu geben. Für dieses Zurechtstellen des Kopfes gibt nun der Verf. die verschiedenen Regeln an: wir möchten ihm aber die Worte Boër's zurufen, mit welchen derselbe gegen solche Bemühungen seiner Zeit eiferte: „es wäre wahrlich besser, wenn man die Köpfe der Geburtshelfer zurechtstellte." Auch möchten wir den Verf. fragen, ob solche Versuche seiner Definition einer physiologischen Geburt entsprechen: diese Zurechtstellungen, welche mit den Fingern innerhalb der Scheide vorgenommen werden sollen, werden mit großen Schmerzen für die Gebärende verbunden sein, ob sie immer gelingen, ist auch noch die Frage, und wenn einmal das Hinterhaupt sich nicht nach vorne dreht, so ist das auch kein großes Unglück, die Natur beendet solche Geburten eben so gut, wie wir das in unserm Vaterlande längst wissen. Ist aber an der Zögerung des Weiterrückens Be-

ckenenge, starker Kopf, Mangel an Wehen oder Erschöpfung der Kräfte der Mutter Schuld, so haben wir hier ein viel sichereres Mittel in der Zange, mit welcher dann die Geburt bald und wahrlich leichter für die Mutter beendigt werden kann, als durch jene lang fortgesetzten und doch am Ende nutzlosen Zurechtstellungen. Uebrigens erkennt der Verf. den Nutzen jenes Instrumentes vollkommen an. S. Art. 4 »Du Forceps«, über welches er das Urtheil fällt: »Le forceps, dans les mains d'un homme qui sait le manier, ne peut jamais amener d'accidents fâcheux: nous avons même remarqué que les suites de couches étaient bien plus graves chez les femmes qu'on avait laissées s'épuiser par la douleur et les efforts volontaires, que chez celles où l'on avait fait dès le début du travail les opérations les plus graves et les plus douloureuses de l'obstétrique.« Auch erkennt er ihre Hauptwirkung im Zug, indem er sie ein »Organe de traction, et non un organe de compression« nennt. Er ist bemüht gewesen, dem Instrumente eine zweckmäßige Form zu geben, wie wir aus einer beigegebenen Abbildung ersehen. Er hat die Zange besonders mit einem wandelbaren Schlosse versehen, damit dieses angelegt werden könne, wo es gerade nach der Application des Instrumentes hinpaßt. An den Regeln, welche er für die Zange gibt, läßt sich nichts aussetzen. In dem Art. 5: »Des moyens de soulager la douleur d'une femme en couches« berührt es der Verf. nochmals, daß die Schmerzen gar nicht nothwendig zur Geburt seien, und spricht es als eine der Hauptpflichten des Geburtshelfers aus: »d'atténuer la douleur et de la suspendre même tout à fait lorsqu'il pourra

le faire sans inconvénients.« Selten wendet er daher das Mutterkorn an: er läßt es nur dann nehmen, wenn eine Inertia uteri nach langer Geburtsarbeit zu bekämpfen ist. Während der Periode der Erweiterung räth der Verf. Ruhe und Bäder, im Nothfalle Opium, wenn die Schmerzen sehr stark sind: selten Chloroform. Sind die Schmerzen während der »Periode d'engagement« sehr heftig, so hat man nach den Ursachen zu forschen, und diese zu beseitigen, oder danach zu handeln, gewöhnlich wird man dann künstlich einzuschreiten haben. Das Chloroform will der Vf. nur da angewendet wissen, wo die Schmerzen beim Austritte des Kopfes sehr heftig sind: es mäßigt dann die freiwilligen Kräfte, ohne sie ganz aufzuheben, es erschlafft die Muskeln des Dammes und führt Nachgiebigkeit der äußeren Geschlechtstheile herbei. Daß das Mittel nicht bis zur völligen Insensibilität angewendet werden soll, darin stimmt der Verf. mit Andern überein. Zum Schluß seiner Untersuchungen bestrebt sich der Vf. zu beweisen, daß es kein Milchfieber gebe, eine Meinung, die auch bei uns Kiwisch verfochten hat, was natürlich dem Verf. unbekannt. Siehe K. Beiträge z. Geburtsk. 2. Abth. 1848. S. 122. „Das Milchfieber ist eine Bezeichnung, die aus der medicinischen Nomenclatur getilgt werden sollte, da es kein Fieber gibt, welches durch die Secretion der Milch angeregt würde, und dem vollkommen normalen Wochenbette jede fieberhafte Aufregung fremd ist.“ Ganz in ähnlicher Weise spricht sich auch unser Verf. aus. Endlich hat er seinem Werke noch Beobachtungen beigegeben, von welchen sich die ersten besonders auf die Schmerzlosigkeit der Geburt beziehen und von ihm bereits in andern Blättern bekannt gemacht wur-

den. — Wir haben in Vorstehendem den Hauptinhalt des Werkes angedeutet, und glauben unsern Lesern, die mit dem Zustande des Faches im Vaterlande bekannt sind, den Beweis Dessen gegeben zu haben, was wir oben in der Einleitung unserer Anzeige andeuteten. Nichts destoweniger ist uns das Werk Mattei's ein willkommenes: eine gute Sache kann nicht vielseitig genug erörtert werden, auch findet sich noch immer genug des Originellen bei unserm Corsen, der neben dem vielen Idealen seiner Darstellung auch das wahrhaft Brauchbare keineswegs vermissen läßt. Und warum sollte es dem Geburtshelfer nicht gestattet sein, sich das Ideal einer Geburt aufzustellen, wenn er dann nur immer die richtigen Mittel wählt, durch welche dieser Act der wünschenswerthen Vollkommenheit so nahe als möglich gebracht wird. v. S.

Gotha

bei Fr. Andr. Perthes 1855. Geschichte von England von Reinhold Pauli. 4. Band. XXII und 741 S. in Octav.

Schneller fast als man erwarten konnte, ist die Fortsetzung dieses wichtigen Werkes erschienen. Herr Pauli hat seinen Aufenthalt in England so zu verlängern vermocht, daß dieser Band hier in Muße und unter Benutzung aller gedruckten und ungedruckten Quellen und Hülfsmittel ausgearbeitet werden konnte. Und so ist es möglich geworden, in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine so umfassende und zugleich gründliche Darstellung einer der wichtigsten Perioden der älteren englischen Geschichte zu geben. Reichlich 100 Jahre, die Zeiten der 3 Eduarde und Richard II. (1273 bis

1399) werden hier geschildert, eine Periode, deren Haupt=Bedeutung theils in der Ausbildung der Verfassung, theils in dem damals begonnenen Krieg mit Frankreich liegt. Dazu kommen die Kämpfe um Schottland und Wales, in der letzten Zeit die kirchlichen Bewegungen, welche sich an Wicliffs Auftreten knüpfen.

Das Material, aus dem die Kenntniß dieser Verhältnisse geschöpft werden kann, ist im Ganzen ein sehr reichhaltiges. Es fehlt nicht an ausführlichen und zum Theil trefflichen Geschichtschreibern, über welche die Beilage nähere Nachricht gibt, unter ihnen einige noch ungedruckt, wie Bartholomäus Cotton, der einen Theil von Eduard I. Regierung besonders genau beschreibt; zu den englischen kommen schottische und französische Arbeiten, von denen freilich die bekannteste die Chronik Froissarts sich hier eine gewisse Schmälerung ihres Ruhmes gefallen lassen muß, da ihr wiederholt Ungenauigkeiten, Ausschmückungen, ja förmliche Erdichtungen nachgewiesen werden (vgl. S. 400. 409. 413. 419 ꝛc.). Von größter Wichtigkeit sind sodann die Urkunden und Briefe, die für diese Zeit in außerordentlichem Reichthum sich finden, auf fast alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens bezüglich, die auswärtigen wie die innern Angelegenheiten gleichmäßig beleuchtend und aufhellend. Der Verf. ergänzt hier die Nachrichten, welche er schon im Anhang zum vorigen Band über die verschiedenen Sammlungen derselben gegeben hat; ungleich mehr als damals war er hier auf die Benutzung der Originale im Tower hingewiesen, da die Publicationen der Record=Commission meist früher abgebrochen wurden: nur die neue Ausgabe des Rymer umfaßt noch die Regierung Eduard III. und verdient nach der Bemerkung

Herrn Paulis hier besseres Lob als in den vorhergehenden Bänden. Der Auftrag, den dieser von der Berliner Akademie der Wissenschaften übernommen hatte, die zahreichen auf deutsche Verhältnisse bezüglichen Urkunden auszusuchen und abzuschreiben, gab ihm nur einen Anlaß mehr, den verschiedenen Sammlungen im Tower ein eingehendes Studium zu widmen, und wenn es auch nach seiner eigenen Bemerkung (S. 737) für den Einzelnen unmöglich erscheint, alle hier vergrabenen Schätze zu heben, wenn namentlich die durch die Natur dieser allgemeinen Geschichte auferlegte Beschränkung es verbot, auf die unendliche Fülle des Details einzugehen, welche hier sich darbietet, so hat doch die Geschichte dieser Zeit so die wesentlichste Bereicherung, in vieler Beziehung erst eine feste Grundlage erhalten; freilich erwuchs so auch dieser Band zu dem bedeutenden Umfang, in dem er nun vorliegt.

Der Verf. deutet an, daß ein Unterschied in der Behandlung Statt finde, auf der einen Seite in der Geschichte Eduard I., auf der andern in den drei merkwürdigen Regierungen des folgenden Jahrhunderts. Es sei darauf angekommen, diese, „in welchen die beiden großen Strömungen des öffentlichen Lebens, die ständischen Gestaltungen im Innern und die kriegerischen Beziehungen zum Auslande sich unaufhörlich durchkreuzten, in fortlaufender Schilderung als ein Ganzes darzustellen", während die Zeit Eduard I. mehr in der Weise der vorhergehenden beschrieben worden. Ich sage aufrichtig, daß ich keinen so großen Unterschied bemerke, obschon es wohl möglich ist, daß für die Zeit des zweiten und dritten Eduard und Richard II. nach dem Verhältniß des vorigen Bandes noch mehr Detail hätte gegeben werden

können. Vielleicht bezieht es sich aber bloß darauf, daß, wie gleich hervorgehoben wird, am Schlusse des Bandes über einzelne Seiten des geschichtlichen Lebens, Handel und Wandel, Staat und Verfassung, Kirche und Reformation, Sprache und Litteratur, in einem besonderen Abschnitt gehandelt wird, während früher wohl die Bemerkungen auch über solche innere Verhältnisse bei den einzelnen Regierungen, sei es gelegentlich oder in einer Uebersicht am Schluß, gegeben wurden, und es so auch noch am Ende der Geschichte Eduard I. (S. 184 ff.) geschieht. Doch gehen auch jene Abschnitte noch manchmal auf Früheres zurück, wie ich es gleich bei der Auseinandersetzung über die Verfassung besonders hervorhebe. Die Darstellung ist wohl in dem ganzen Bande etwas belebter als in dem vorigen; es fehlt ihr bei vorwiegender Einfachheit und Ernst nicht an Wärme und Kraft, wenn sie sich auch nicht wirklich zu künstlerischer Vollendung erhebt. Es ist immer mehr eine fortgehende Erzählung als eine verweilende Betrachtung der Ereignisse, welche das Buch bietet und nach seinem Zwecke bieten soll. Dabei ist Genauigkeit und Wahrheit das erste Gesetz, dem der Verf. unter allen Umständen treu bleibt. Größere Sorgfalt ist auch in diesem Theil besonders auf die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten verwandt; ich hebe außer der der Könige z. B. die der beiden Lancaster hervor, des Grafen Thomas S. 275, und des Herzogs Johann S. 486.

Von besonderem Interesse ist mir alles das gewesen, was sich auf die innere, noch nicht hinreichend aufgeklärte Geschichte der englischen Verfassung bezieht. Der Verf. gibt an, daß er durch eine Bemerkung in der Anzeige des vorigen Ban-

des veranlaßt sei in dem Abschnitt, der von Staat und Verfassung besonders handelt, namentlich in Beziehung auf die Anfänge des Parlaments auch auf die frühere Zeit zurückzugehen und das zu vervollständigen was früher mehr gelegentlich über dasselbe beigebracht wurde. Er benutzt dabei vorzugsweise die uns unter dem Titel Modus tenendi parliamentum erhaltene Schrift, welche eine Zeit lang als späteren Ursprungs mehr zurückgestellt, neuerdings aber als eine Arbeit aus dem Ende des 13ten oder Anfang des 14ten Jahrhunderts vertheidigt worden ist (vgl. über dieselbe Mohl in seiner Geschichte der Staatswissenschaften II, S. 80). Mit Rücksicht auf diese wird namentlich eine Bestimmung des Unterschiedes zwischen den barones majores und minores, von dem in der Anzeige des früheren Bandes (1854, S. 1492) die Rede war, versucht. Um als Pairs geladen zu werden, verlangt jene Aufzeichnung »terras et redditus ad valentiam comitatus vel baroniae integrae«, d. h. 20 oder 13⅓ Ritterlehen, von denen jedes zu 20 Pfund Einkünfte geschätzt wird. Geringere, heißt es, würden nicht geladen »ratione tenurae suae«, nur wenn »eorum praesentia aliis de causis fuerit utilis vel necessaria ad parliamentum; et tunc de illis fieri debet sicut dictum est de minoribus clericis«; das scheint zu heißen, es sollen wie von diesen Abgeordnete berufen werden, während die Magna charta K. Johanns nur von einer allgemeinen, nicht an die Einzelnen speciell gerichteten Berufung der barones minores weiß. Hr Pauli sagt dann wohl, daß die Größe des Grundbesitzes doch nicht das Einzige gewesen sei; er scheint die von mir a. a. O. geäußerte Vermuthung, daß der Unterschied sich auf den Besitz öffentlicher Rechte

und namentlich der Gerichtsbarkeit bezogen habe, zu billigen; aber in einer Weise, daß mir damit doch in der That nichts gewonnen scheint: denn er fügt hinzu: „nur waren nicht sowohl die Befugnisse als die räumliche Ausdehnung der letzteren das Merkmal“, und führt im Texte aus, wie bei dem einfachen Ritterlehn, das in einem Manorialhofe bestand, die Hintersassen regelmäßig alle drei Wochen auch „zur Ausübung der den Theilhabern an diesem Hofe in Polizei- und Civilsachen zuständigen Gerichtsbarkeit zu erscheinen hatten“, der Inhaber einer Baronie aber einen sogenannten Ehrenhof hielt, „zu dem sich die Hintersassen seiner sämmtlichen Ritterlehne einzufinden hatten, selbst wenn diese durch mehrere Grafschaften zerstreut lagen“. So bleibt es aber doch immer nur ein quantitativer Unterschied, und das Bedenken wird nicht beseitigt, welches gegen die Annahme eines solchen öfter erhoben worden ist, daß sich wenigstens später Barone ohne Theilnahme am Oberhaus mit größerem Besitze finden, als andere, welche jenes Recht haben: man müßte so zuletzt doch wieder auf Hallams Annahme zurückkommen, daß die Größe des Besitzes der ursprüngliche Grund der Unterscheidung war und diese blieb, auch wo jener wegfiel, während ich an die Möglichkeit dachte, einen ähnlichen Unterschied wie zwischen den deutschen Fürsten und den freien Herren oder andern Inhabern von Reichslehen mit Gerichtsbarkeit und andern Rechten bloß auf diesen oder andern herrschaftlichen Besitzungen, zu statuiren. Die Angabe der genannten Schrift Modus etc. spricht allerdings dagegen. — Hr Pauli ist übrigens geneigt, auch bei der Bestimmung der Magna charta, daß die geringeren Barone im Allgemeinen geladen werden

sollen, an eine Repräsentation zu denken, und so eine Uebereinstimmung mit der Nachricht des Modus herzustellen. Doch will mir das einigermaßen bedenklich erscheinen, und lieber nehme ich an, daß sich in den späteren Actenstücken bereits eine weitere Entwickelung, der Uebergang in den späteren Zustand zeigt. Der Verf. sammelt dann die Beispiele, welche sich von der Berufung einzelner Ritter aus den Grafschaften zu öffentlichen Berathungen erhalten haben, und meint, daß vielleicht nur zufällig nicht mehr aufbewahrt sind; „denn da die Kanzleibeamten offenbar nicht wußten, wo sie die Ladungen eintragen sollten, sind diese wichtigen Zeugnisse leider bis auf wenige verloren gegangen". Daß eine Theilnahme der Städte nirgends vor dem J. 1264 und 1265 erwähnt wird, scheint ihm doch auch nur zufällig zu sein; verstehe ich seine Andeutungen recht, so hält er es für wahrscheinlich, daß auch sie vorher einen gewissen, wenn auch nicht regelmäßigen und bestimmt geordneten Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten und speciell den Reichsversammlungen nahmen. Doch läßt er andererseits die Möglichkeit zu, daß verschiedenartige Versammlungen und Berathungen vorkamen, bald allgemeinere, bald beschränkte, und zwar, wie man hinzufügen muß, beschränkt sowohl in Beziehung auf die Stände, als auf die Provinzen, welche berufen waren. Die Verhältnisse, welche in der Zeit Simons von Montfort eintraten, erscheinen aber sonach nicht als der Anfang, doch allerdings als eine erhebliche Erweiterung früher vorhandener Institutionen: diese habe auf unregelmäßigem revolutionärem Wege Statt gefunden. — Manches was die spätere Entwickelung betrifft, hat der Verf. im Lauf der geschichtlichen Darstellung behandelt. Doch

scheint er mir da nicht immer der Sache ganz genug gethan, z. B. S. 129 nicht hinreichend vollständig den Inhalt der Bestätigung der Magna charta durch K. Eduard vom 5. Nov. 1297 angegeben zu haben: es ist nicht erwähnt, daß alle Richter aufgefordert werden, nach derselben zu richten, daß Urtheile, welche mit ihr in Widerspruch sind, ungültig sein sollen. (Das angegebene Datum Octob. 10 ist vielleicht ein Druckfehler statt Octob. 12). Der Urkunde vom 14. Febr. 1301 zu Lincoln, auf deren Worte: »si que statuta fuerint contraria dictis cartis vel alicui articulo in eisdem cartis contento, ea de communi consilio regni nostri modo debito emendentur vel etiam adnullentur«, man wohl ein gewisses Gewicht gelegt hat, geschieht (S. 550, wo von der Versammlung die Rede ist) gar keine Erwähnung. Auch sonst wären wohl noch einzelne Punkte in der Verfassungsentwickelung einer näheren Erörterung fähig gewesen. Allein der Vf. hatte freilich keine eigentliche Verfassungs- oder Rechtsgeschichte zu schreiben, und seine Aufgabe war am Ende nur den lebendigen Zusammenhang der Institutionen mit dem Leben des Volks, ihr Hervorwachsen aus den Bewegungen und Kämpfen dieser Zeit zu zeigen. Und dafür ist gewiß die Hauptsache geschehen, wenn auch Einiges noch eingehender und schärfer behandelt sein könnte.

Auch auf andere Seiten des inneren Lebens ist fleißig Rücksicht genommen, auf die Steuerverhältnisse (S. 351 ff. 683 ff.), aufs Kriegswesen (S. 654 ff.; über den Gebrauch des Pulvers finden sich S. 404 n. manche Notizen zusammengestellt mit Rücksicht auf die von dem Verf. bezweifelte Erzählung Villanis, daß die Engländer in der Schlacht bei Crecy Geschütze gehabt); auf gerichtliche Verhältnisse (S. 184 ff. 663 ff. und sonst; ich hebe

hier noch die Stelle S. 232 über Einführung der Tortur in England hervor und namentlich die Worte eines gleichzeitigen Schriftstellers: »Et dato quod nullus omnino tortor valeat inveniri in Anglia, utrum pro tortoribus mittendum sit ad partes transmarinas«, wo man nur zweifelhaft sein kann, ob sie mit dem Verf. auf die mangelnde Bereitwilligkeit oder die fehlende Geschicklichkeit dazu zu beziehen sind); auf die kirchlichen Zustände und die Bewegungen, welche durch Wicliffs Auftreten veranlaßt wurden (besonders S. 689 ff.); vor Allem auch auf Litteratur und Poesie (S. 195 ff. 699 ff.). Der Verf. zeigt sich auch auf dem letzteren Gebiete ganz zu Hause; ich erfahre hier, daß er fast gleichzeitig mit dem Erscheinen dieses Bandes der englischen Geschichte auch als Herausgeber eines größeren Werkes des Dichters Gower aufgetreten ist; und auch sonst hat er handschriftliche Denkmäler der damaligen Litteratur eingesehen und benutzt.

So erfreut diese Arbeit nach allen Seiten hin durch Reichthum des Stoffes und sorgfältige Beachtung alles dessen was zum Verständniß und zur bessern Kenntniß der behandelten Zeit beitragen kann. Und nicht bloß die englische Geschichte selbst, auch die anderer Länder, zieht erheblichen Vortheil aus derselben. Vor Allem natürlich haben die französischen Verhältnisse hier mannichfache Aufklärung gewonnen: ist doch der Schauplatz eines großen Theils der Ereignisse, welche erzählt werden mußten, der französische Boden. Auch weist der Verf. die Franzosen noch auf Quellen hin, aus denen sie weitere Belehrung schöpfen können. „Die Geschichte des südwestlichen Frankreichs bis zum Ende des Mittelalters, bemerkt er S. 469 n. (vgl. S. 736) wird niemals genügend bearbeitet werden können ohne vorhergegangene Publication der im Tower be-

wahrten Gascogner Rollen (Rotuli Vasconiae)". Es ist das eine würdige Aufgabe für die von der französischen Regierung besorgte Sammlung der Documents inédits. Aber auch die deutsche Geschichte ist nicht leer ausgegangen. Sowohl die Handelsbeziehungen zu den norddeutschen Städten (S. 192. 645 ff.), wie die Verbindungen der Könige mit den deutschen Kaisern und anderen Fürsten des Reiches, namentlich Eduard I. mit Rudolf von Habsburg, Eduard III. mit Ludwig dem Baiern werden ausführlich beleuchtet. Für Eduard III. Reise nach Deutschland ist ein ausführliches Rechnungsbuch benutzt, welches das Itinerar fast vollständig ergibt; dagegen hat sich die Bestallung des Königs als Reichsvicar nicht gefunden. Eine hier einschlagende bisher unbekannte Urkunde veröffentlichten neulich die Annales de la société d'émulation pour l'étude de l'histoire... de la Flandre IX, 2. serie, S. 340. Sonst ist dem Verf. wohl nicht leicht etwas entgangen was seiner Arbeit dienen konnte. — Möge diese jetzt auf vaterländischem Boden gleich guten Fortgang haben und der deutschen Wissenschaft der Ruhm der gründlichsten Bearbeitung der englischen Geschichte auch in den späteren Zeiten bleiben.

G. Waitz.

Wolfenbüttel

Druck u. Verlag v. L. Holle 1855. Nachklänge aus den Sonn- und Festtags-Evangelien in geistlichen Liedern mit zu Grunde gelegten Kirchenmelodien. Eine Festgabe von Otto Schulze, Pastor zu Sangerhausen. 200 S. in Octav.

Es sind 72 geistliche Gesänge über die Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahres, mit Inbegriff des in dem preuß. Staate eingeführten Todtenfestes. Um der geistlichen Liederpoesie der ev. Kirche Deutschlands einen kirchlichen Charakter zu geben, ist es der

rechte Weg, wenn dabei vom Kirchenjahre ausgegangen wird, zumal das Kirchenjahr eins von den wenigen Banden der allgemeinen Kirche ist, welche sich bei der langen Trennung der kirchlichen Confessionen erhalten haben. Die Aufgabe, als geistlicher Dichter der Anforderung der gegenwärtigen Zeit zu genügen, ist ebenso schwierig, als sie von der andern Seite wichtig ist. So groß auch der Nutzen von der Stellung, welche die Predigt in dem Cultus der ev. Kirche Deutschlands hat, gewesen ist, auf die geistliche Liederdichtung hat es wenigstens keinen günstigen Einfluß ausgeübt, daß sie ihre höchste Aufgabe in ihrer Stellung zur Predigt gesehen hat. Die dogmatischen Lieder haben dadurch die Gestalt einer geschichtlichen Recitation der Thaten und Schicksale Jesu, und die moralischen Lieder die Gestalt einer Versification eines moralischen Lehrbuchs erhalten, statt daß die christliche Gemeinde bald ihre Bitte um Gewährung des Heils, bald ihren Dank im Bewußtsein des Besitzes des Heils zum göttlichen Throne aufsteigen lassen, bald den sittlichen Weltregenten lobpreisen soll, welcher sich als den Schirmer und Förderer des höchsten sittlichen Weltzweckes im Großen und im Kleinen jeden Augenblick kund gibt. Das soll jetzt anders werden, und jede Gabe, welche für diesen Zweck gereicht wird, muß willkommen sein, gesetzt auch, daß dabei mehr der gute Wille als das Vermögen vorhanden ist. Vf. eröffnet seine Sammlung mit einem Gebete zu Gott, welches er mit den Worten schließt:

Ach, könnt ich ihn genugsam ehren,
Den Heiligen, der uns so hoch geehrt!
Könnt ich das Reich der Seinen mehren,
Und würde solcher hohen Gnade werth!
Errungen hätt' ich dann den schönsten Preis,
Den ich für meine Liederklänge weiß.

woraus man zugleich seinen Beruf zum geistlichen Liederdichter beurtheilen kann. Holzhausen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 15. April 1856.

Paris

bei J. B. Baillière 1856. Histoire de la Médecine Grecque depuis Esculape jusqu'à Hippocrate exclusivement par M. S. Houdart. IV und 320 S. in Octav.

Die Herausgabe dieser Schrift, an deren gänzlicher Vollendung der Verf. durch den Tod verhindert worden, ist im Auftrage seiner Wittwe von dem um die alte und besonders die alte medicinische Litteratur hochverdienten Daremberg besorgt worden. Da nun das von diesem in der Vorrede dem verstorbenen Freunde, freilich auch neben großer Nachsicht, ertheilte Lob und besonders seine Beistimmung in wichtigen Punkten leicht im Voraus auf das Urtheil Vieler großen Einfluß haben können, sieht sich der Unterzeichnete um so mehr veranlaßt, seine abweichende Meinung auf gehörige Gründe gestützt offen auszusprechen.

Der Verf. hat schon in seiner 1821 gelieferten Inaugural-Dissertation die Verdienste des Hippokrates zu bestreiten gesucht (wiewohl er nach

seinem eigenen in der vorliegenden Schrift S. 301 abgelegten Bekenntnisse damals kaum die Hippokratische Sammlung gelesen hatte!) und dann diesen Gegenstand umständlicher in seinen Études sur Hippocrate, wovon die erste Ausgabe 1836, die zweite 1840 erschienen ist, bearbeitet. Er hat sich in diesen als einen übermäßigen Verehrer von Broussais gezeigt, so daß er nicht nur demselben als dem Begründer der physiologischen Medicin seine Schrift dedicirte, sondern auch erklärte, daß er erst seit dem Erscheinen von dessen Werken die Medicin begriffen habe. Er hat aber nicht bloß die Ansichten, welche Broussais in seinem Examen des doctrines médicales über den Hippokrates geäußert, getheilt, sondern diesen weit mehr als jener herabzusetzen gesucht. Selbst Daremberg sagte noch in der im vorigen Jahre erschienenen zweiten Ausgabe der Oeuvres choisies d'Hippocrate S. XXX von seinem damals noch nicht verstorbenen Freunde, daß derselbe sich von dem Parteigeiste habe irre führen lassen, und daß er offenbar den Arzt von Kos dem Broussais zum Opfer bringen wolle. In dem vorliegenden letzten Werke hat er nun weiter zeigen wollen, daß Hippokrates nicht, wie man allgemein glaube, der Vater der Medicin sei, daß schon vor Hippokrates die Wissenschaft in einem blühenden Zustande gewesen sei, daß sie eine Litteratur gehabt, und daß sie der Geschichte Namen hinterlassen habe, die es wichtig sei nicht zu vergessen.

Das Werk ist in sechs Bücher getheilt, und es wird im ersten von dem gewöhnlichen Gange der Wissenschaften, im zweiten von der Medicin bei den Aegyptiern, im dritten von dem Unterricht der Asklepiaden,

von den durch diese gebildeten medicinischen Schulen und denen von Knidos und Kos insbesondere, im vierten von den Philosophen vor Hippokrates, die durch ihre Untersuchungen natürlich dazu geführt wurden, sich mit den Erscheinungen des Lebens zu beschäftigen, und ihrer Physiologie, im fünften von Aerzten vor Hippokrates und gleichzeitigen, im sechsten von der medicinischen Litteratur vor Hippokrates und seiner Zeit gehandelt. Nach einer vor dem Anfange des dritten Buches (S. 95) stehenden Anmerkung ist der Verf. durch den Tod verhindert worden, den Plan, den er sich entworfen, auszuführen, und es fehlt hier ein Buch, das den Titel haben sollte: Von der Medicin zur Zeit Homer's, von Aeskulap und den Asklepiaden, von den Asklepien und der Art, wie die Medicin darin ausgeübt wurde. Auch das fünfte Buch enthält nur wenig Seiten und ist unvollendet. Und in der dem Ende des sechsten Buches (S. 320) noch beigefügten Anmerkung heißt es, daß der Tod den Verfasser gehindert habe, die letzte Hand an die Bücher VIII, IX und X zu legen, welche zu Titeln hatten: Von der gymnastischen Medicin; — daß Hippokrates einem Jahrhundert der Aufklärung angehöre; — Recapitulation und allgemeine Schlußrede.

Rec. würde zu weitläuftig werden und die Grenzen, welche der Raum dieser Blätter vorschreibt, viel zu weit überschreiten müssen, wenn er Alles, was er über einzelne Aeußerungen des Vfs und manche Digressionen desselben (von deren einer, nämlich der über die Insel Kos, er selbst gestan-

den hat, daß sie allzu lange sei und nur als ein dem Andenken des göttlichen Greises gebrachter Tribut hier eine Stelle gefunden habe!) zu bemerken hätte, hier mittheilen wollte. Er will sich daher auf folgende die Hauptpunkte der Schrift und die ganze Tendenz des Vfs betreffende Bemerkungen beschränken.

Daß, wie der Verf. in dem ersten Buche, das von dem gewöhnlichen Gange der Wissenschaften handelt, gesagt hat, Wissenschaften und Künste überhaupt nicht so plötzlich zur Vollkommenheit gebracht werden können, daß sie gewöhnlich nur durch einen langsamen, stufenweise fortschreitenden Gang dazu gelangen, daß insbesondere die Medicin eine Tochter der Zeit sei, ist längst nicht bloß von Philosophen, sondern auch von Aerzten anerkannt worden. Der Verf. hat selbst (S. 4) gesagt, daß wohl Jedermann, wie er glaube, mit Zimmermann übereinstimmen werde, daß die Wissenschaften überhaupt vielmehr Töchter der Zeit als des Genies seien, und daß, wie glänzend sie auch bei ihrem Ursprunge sein möchten, sie nie mehr Glanz haben würden als nachdem sie von den Jahrhunderten ihre ganze Vollkommenheit erhalten hätten. Dabei hat indessen Zimmermann doch in derselben Schrift: Von der Erfahrung in der Arzneykunst, aus welcher die angeführten Aeußerungen gezogen sind, und in demselben von den Vortheilen der Gelehrsamkeit handelnden Kapitel den Verdiensten des Hippokrates Gerechtigkeit widerfahren lassen (was freilich unser Verf., in dessen Kram es auch wohl nicht paßte, nicht angeführt hat), indem er (Th. 1. S. 98—99) sagt: „Hippocrates hielt zwar als ein echter Abkömm„ling des Esculaps die Beobachtung sehr hoch,

„aber er sagte dennoch in den schönsten Zei„ten der Griechen diesen Zeiten gemäß, der Arzt „müsse wissen was man vor ihm gewußt hat, „wenn er nicht sich selbst und andere betriegen „wolle. Obschon Hippocrates der Stifter der „Arzneykunst nicht gewesen ist, so ward er doch „durch die Ausübung dieser Grundsätze und die „Kraft des Lichtes seiner Zeiten ihr Vater, indem „er die Philosophie der Arzneykunst und die Arz„neykunst der Philosophie nüzlich gemacht, und „durch seine Thaten seinen Ausspruch erwiesen, „daß ein philosophischer Arzt den Göttern ähnlich „sey. Mit diesen lichtvollen Grundsätzen und der „angebornen Größe seines Geistes brachte es Hip„pocrates so weit, daß er der erste wahre und „große Arzt ward, weil er mit der Erfahrung die „Gelehrsamkeit und mit dieser eine behutsame, ab„gebrochene und aus dem Mark der Dinge stam„mende Weisheit verband." So wie Zimmermann hier bestimmt den Vater der Medicin von dem Stifter derselben unterschieden hat, so wird ja bekanntlich das Wort Vater von alten Zeiten her nicht bloß für den Erzeuger, Ernährer und Versorger, sondern auch als Ehrentitel gebraucht, und es haben wohl Viele dem Hippokrates den Beinamen Vater der Medicin gegeben, die ebenso wie Zimmermann wußten, daß es eine Vor-Hippokratische Medicin gegeben hat. Daher wundert sich Rec. um so mehr, daß selbst ein Daremberg (der übrigens ganz anders als unser Verf. über den Hippokrates geurtheilt und sich über die Verdienste desselben ausgesprochen hat) an diesem Beinamen so großen Anstoß nehmen und ihn in den Oeuvres choisies d'Hippocrate. II. Edit. Paris 1855. p. XLIV, 23 und 611 für lügenhaft, unrichtig und schlecht angewendet erklären konnte.

Der Verf. sagt übrigens noch (S. 42—44), daß, wenn wir noch die alten litterarischen Reichthümer, welche durch den Brand der Bibliothek zu Alexandrien verloren gegangen sind, besäßen, wir besser im Stande sein würden, den wahren Zustand der Medicin vor Hippokrates, folglich den Punkt, wovon er ausgegangen, und die Fortschritte, welche er die Wissenschaft hat machen lassen, zu beurtheilen; und alsdann würde man erkennen, daß es ein offenbarer Irrthum sei, den Arzt von Kos als den Vater der Kunst zu heilen zu betrachten, und die Wiege und die Entwickelungen dieser Kunst in Griechenland zu setzen, in dieses Griechenland, welches, so bewundernswerth es auch ist, doch von dem ganzen Alterthume (?) als das erkannt worden, welches seine Wissenschaften von ausländischen (barbares) Nationen, besonders von den Aegyptiern, entlehnt habe. Wenn aber die Griechen auch Manches aus Aegypten und anderswoher gezogen haben, oder es den rohen Urbewohnern durch Eingewanderte mitgetheilt worden ist, so sind doch so manche Wissenschaften und Künste von den Griechen besonders ausgebildet worden, und wir haben ihnen die herrlichsten Muster derselben zur Bildung und Nachahmung in Ansehung der Sprache oder Form wie der Sache zu verdanken. Das möchte nun auch nach des Rec. Ueberzeugung, die er schon in seiner Einleitung in das Studium der Medicin oder der dritten Ausgabe seiner medicinischen Encyklopädie und Methodologie (§ 15. Anmerk. S. 10—12 geäußert hat, von der Medicin gelten, und hat dasselbe schon im Alterthume Celsus in der schönen und auch in historischer Hinsicht interessanten Vorrede zu seinen Medicinae libr. ausgesprochen, indem er sagt: »Haec nusquam

»quidem non est: si quidem etiam imperitis»simae gentes herbas aliaque prompta in auxi»lium vulnerum morborumque noverunt. Ve»rumtamen apud Graecos aliquanto magis, »quam in ceteris nationibus exculta est: ac »ne apud hos quidem a prima origine, sed »paucis ante nos saeculis; utpote cum vetu»stissimus auctor Aesculapius celebretur. Qui »quoniam adhuc rudem et vulgarem hanc scien»tiam paulo subtilius excoluit, in deorum nu»merum receptus est etc.« —

Wenn übrigens Aegypten auch schon früher als Griechenland einen bedeutenden Culturzustand gehabt hat, und wenn auch die Medicin der alten Aegyptier mehr wahre Fortschritte gemacht haben sollte, als Sprengel und manche andere neuere Geschichtschreiber der Medicin ihnen zugestanden haben, so ist doch durchaus nicht dargethan, noch irgend wahrscheinlich gemacht, daß sie auf eine so hohe Stufe wie die ausgebildete griechische und insbesondere die Hippokratische gebracht worden sei. Der Vf. hat selbst gestanden, daß die Hindernisse, welche in Aegypten die Wissenschaft auf ihrem Wege fand, nothwendig ihren Gang aufhalten und sie so zu sagen stillstehend (stationnaire) machen mußten, daß da der Weg der Entdeckungen geschlossen war oder (wegen der strengen Verpflichtung zur Befolgung gewisser Vorschriften bei der Behandlung der Krankheiten) nur auf eigene Gefahr versucht werden konnte, die Medicin, so in ihrer Entwickelung gehindert, unvermeidlich den Zustand des Zwanges, den ihr das Gesetz aufgelegt, empfunden habe. Jedoch setzt er hinzu, habe sie daselbst Fortschritte gemacht, und wenn diese auch nicht so schnell und glänzend waren wie in

Griechenland, wo der menschliche Geist, frei von jeder Art von Vormundschaft, sich ganz nach seiner Bequemlichkeit seinen Inspirationen hingeben konnte, so waren sie doch nicht weniger reell, was er durch im Vorhergehenden angeführte einzelne Umstände außer Zweifel gesetzt zu haben glaubt! (was indeß Rec. nicht hat finden können). — Von der Medicin in Indien (das nach manchen neueren Untersuchungen auch das Stammland der ägyptischen Cultur gewesen sein soll), sowie von der anderer alter Völker hat der Verf. nicht besonders gehandelt.

In dem Buche von dem Unterrichte der Asklepiaden*) hat der Verf. selbst zwar in Bezug auf die besonders zu berücksichtigenden Schulen derselben die berühmte Stelle des Galenus (Method. medendi Lib. I. c. 1) angeführt, worin es heißt: „Und ehemals zwar war „ein nicht kleiner Wettstreit, welche die anderen „durch die Menge der Erfindungen besiegen würden, zwischen denen in Kos und Knidos; denn „das war noch das zweifache Geschlecht der Asklepiaden in Asien, da das in Rhodos ausgegangen war.“

*) Für die Betrachtung der Koischen und Knidischen Schule, welche in diesem Buche besonders zur Sprache gebracht werden, hatte Rec. schon, ehe ihm diese letzte Schrift des Vfs zu Gesicht gekommen und er zur Recension derselben aufgefordert worden war, eine besondere der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften vorzulegende Abhandlung bestimmt. Manches indessen, was in derselben erörtert wird, muß er schon hier zur Beurtheilung der Ansichten des Vfs und zur Vertheidigung gegen dessen auf Hippokrates gemachte Angriffe berühren.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. 62. Stück.

Den 18. April 1856.

Paris

Schluß der Anzeige: »Histoire de la Médecine Grecque depuis Esculape jusqu'à Hippocrate exclusivement par M. S. Houdart.«

„Es stritten aber mit ihnen jenen guten Wett„streit (ἀγαθὴν ἔριν ἐκείνην), welchen Hesio„dus lobte, auch die Aerzte aus Italien, als „Philistion und Empedokles und Pausa„nias und deren Anhänger, und es wurden drei „bewundernswerthe Chöre der wechselseitig wett„kämpfenden Aerzte. Die meisten und besten Chor„Mitglieder war so glücklich der Koer zu haben, „nahe diesem stand auch der von Knidos und „nicht geringen Lobes werth war auch der von „Italien." Es ließ sich nun zwar schon aus den bekannten Ansichten unseres Vfs im Voraus schließen, daß derselbe der Koischen Schule den Grad des Lobes, welchen sie nach der angeführten Stelle des Galenus erhalten hat, eben nicht zugestehen würde. Das wird dann auch durch das, was er (S. 182 fg.) über die verschiedenen Grundsätze,

welche bei dem Unterrichte in den Schulen zu Kos und Knidos befolgt worden seien, geäußert hat, bestätigt.

Nach seiner Meinung soll in Kos die Lehre von der Coction, den Krisen und den kritischen Tagen ausschließlich geherrscht, in Knidos aber man sich darum gar nicht bekümmert haben. In der Schule zu Kos habe man den kranken Zustand als einen Act des ganzen Organismus betrachtet, dagegen man in der zu Knidos die Krankheiten als ursprünglich örtliche und aus verschiedenen Sitzen entspringende angesehen habe. In Kos habe man sich vorzüglich mit der Prognostik beschäftigt, in Knidos sich daraus gar nichts gemacht. In Kos endlich habe man sich gar nicht weder um die Namen, noch um die Eintheilung der Krankheiten bekümmert, während diese beiden Punkte das Lieblingsstudium der Schule von Knidos gewesen seien. So sei dann in Kos der Schüler ein Prognostiker, in Knidos ein Diagnostiker geworden.

Auf die Frage nun, welche von beiden Methoden die schönsten Früchte der Medicin versprochen habe, ob die der Asklepiaden von Kos, oder die der Schule von Knidos, würde er (S. 185), wenn er sich auch zu einer Ketzerei bekennen und den Bannfluch zuziehen müßte, ohne Bedenken antworten, daß die der Knidier ihm den Vorzug zu verdienen scheine, und daß diese nothwendig zu für die Wissenschaft nützlicheren Resultaten habe führen müssen (!).

Wodurch hat der Verf. nun seine Behauptungen über die Grundsätze beider Schulen bewiesen?

Daß die Schule von Kos sich nur auf die Prognostik beschränkt habe, sollen (S. 184) unumstößlich darthun das erste Buch der Prorrhetica,

und die Coacae Praenotiones, welche Werke vor Hippokrates existirt hätten, wie auch Ermerins in seiner vortrefflichen Abhandlung de Hippocratis doctrina a Prognostice oriunda gezeigt und dessen Meinung auch Littré angenommen habe. (Dagegen hat Daremberg in einer Anmerkung zu dieser Stelle gesagt, daß nachdem er seine Abhandlung über die Coacae Praenotiones in den Oeuvres choisies d'Hippocrate herausgegeben, Littré die Meinungen von Ermerins aufgegeben und die seinigen angenommen habe, und hat auch Littré in dem achten Bande seiner Ausgabe der Werke des Hippokrates S. 628 erklärt, daß er jetzt nach weiterer Ueberlegung und besonders zufolge der Einwendungen Daremberg's die Koischen Vorhersagungen für un livre très-posterieur in der Hippokratischen Sammlung ansehe). Wenn aber auch die Coacae Praenotiones sowohl als das erste Buch der Prorrhetica mit Sicherheit für vorhippokratisch erklärt werden könnten, würde das allein die von dem Verf. vorgebrachte Behauptung beweisen? Es würde allerdings darthun, daß die Koischen Aerzte sich insbesondere auch mit der so wichtigen Prognostik beschäftigt und darüber viele und treffliche Bemerkungen mitgetheilt hätten. Wenn sie aber auch sonst keine, etwa verloren gegangene, Schriften über andere Theile der Medicin verfaßt und herausgegeben haben sollten, so würde doch auch daraus keineswegs zu schließen sein, daß sie sich überhaupt nur auf die Prognostik beschränkt und sich um die anderen Theile der Medicin gar nicht, selbst nicht um die Namen der Krankheiten, bekümmert hätten. Denn die Prognostik setzt doch wohl auch die Diagnostik (im weiteren Sinne) voraus, und selbst in jenen prognostischen Schrif-

ten, besonders in den Koischen Vorhersagungen, sind viele einzelne Krankheiten auch mit ihrem Namen angeführt und darauf sich beziehende prognostische Sätze darunter zusammengestellt. Daß die Koischen Aerzte sich aber auch um die Therapie bekümmern mußten, versteht sich wohl von selbst. Den sowohl in den Tempeln des Aeskulaps Hülfe Suchenden, als den an die Asklepiaden, welche nicht Priester waren und von denen die Medicin außerhalb der Tempel ausgeübt und gelehrt wurde, sich Wendenden konnte überhaupt auch mit den besten Prognosen nicht gedient sein, wenn ihnen nicht zugleich die Heilmittel mitgetheilt wurden.

Wenn aber, wie Hippokrates de ratione victus in morbis acutis c. 1 gesagt hat, die Verfasser der (älteren) Knidischen Sentenzen zwar das, was die Kranken in den einzelnen Krankheiten leiden und welchen Ausgang einige derselben zu haben pflegen, richtig beschrieben hatten, so weit es auch ein Nichtarzt richtig hätte niederschreiben können, wenn er von jedem der Kranken das, was sie leiden, recht gehört hätte, daß aber ein großer Theil von dem, was der Arzt auch ohne die Erzählung des Kranken vorherwissen muß, von ihnen vernachlässigt worden sei ꝛc., und wenn dagegen die Koischen Aerzte der Bedeutung der Erscheinungen oder Zeichen der Krankheiten eine genauere Beachtung gewidmet, sie so vortrefflich zur Prognose benutzt haben, kann man dann mit Grund den Knidiern den Vorzug geben oder gar behaupten, daß die Koer die einzelnen Krankheiten weniger gekannt oder sich weniger um sie bekümmert hätten?

Wenn dagegen die Behauptungen des Vfs, daß die Knidier sich gar nicht um die Lehre von der

Coction und Krise bekümmert, daß sie die Krankheiten überhaupt als ursprünglich örtliche (wohl im Sinne der einseitigen neueren Localisationstheorie!) angesehen, daß sie sich gar nichts aus der Prognostik gemacht hätten, daß aber das Lieblingsstudium derselben das der Namen und der Eintheilung der Krankheiten gewesen sei, wirklich durchaus gegründet wären, so möchte ihnen alles dies eben nicht zum besonderen Vorzuge angerechnet werden können. Rec. kann aber keineswegs finden, daß alle diese Behauptungen irgend gehörig durch historische Belege ausgemacht seien, und ist weit entfernt (abgesehen von dem oben angeführten Tadel, welchen Hippokrates über die älteren Knidischen Sentenzen ausgesprochen hat) darauf einen weiteren Tadel der Knidier gründen oder ihnen sonstige Verdienste absprechen zu wollen.

In den folgenden Büchern hat der Verf. sehr weitläuftig gehandelt von Philosophen und Aerzten vor Hippokrates, welche sich mit der Medicin beschäftigt haben, was längst von Geschichtschreibern der Medicin anerkannt worden ist, und was auch Rec. in seiner Einleitung in das Studium der Medicin, 3te Ausg. § 15. Anmerk., selbst in Bezug auf solche Aerzte, die nicht zu den Asklepiaden gehörten, anerkannt hat. Daß es überhaupt eine Vor-Hippokratische Medicin gegeben, ist selbst aus manchen Stellen Hippokratischer Schriften abzunehmen oder auch bestimmt darin ausgesprochen worden. So wird in einer auch von dem Verf. angeführten Stelle der Hippokratischen Schrift de prisca medicina (die von Littré dem Hippokrates II. selbst freilich gegen das Urtheil mancher früheren Kritiker und auch das von Ermerins, Petersen u. A. zugeschrieben worden) gesagt, daß in der Medicin längst der Anfang

und der Weg gefunden sei, auf dem viele treffliche Erfindungen schon gemacht worden und noch zu machen wären, und in der allgemein zu den echten Schriften des Hippokrates gerechneten de victus ratione in morbis acutis (den letzten Abschnitt ausgenommen) hat er selbst von älteren Schriften gesprochen, Manches an den älteren Knidischen Sentenzen getadelt, die neueren für besser erklärt. Wenn aber auch die wissenschaftliche Bearbeitung der Medicin nicht mit Sicherheit bloß auf ihn bezogen werden kann, so hat er sich doch wohl am meisten um die Verbesserung derselben verdient gemacht, und seine echten Schriften sind wenigstens die wichtigsten und herrlichsten Monumente der alten griechischen medicinischen Litteratur.

Noch hat der Verf. aber in dem Buche von der medicinischen Literatur vor Hippokrates und seiner Zeit, nachdem er (S. 299 fg.) bemerkt hat, daß die Werke über die Medicin schon im Jahrhundert des Hippokrates sehr zahlreich gewesen seien, diesem besonders vorgehalten, daß er die Arbeiten seiner Vorgänger sich zu Nutzen gemacht, sehr Vieles von denselben entlehnt habe. Er hat dies vorerst und vorzüglich in Ansehung der Prognostik durch Parallelstellen aus den Coacae Praenotiones und den Praenotiones oder dem Prognosticon darzuthun gesucht. Der hierauf gegründete Vorwurf müßte indessen schon wegfallen, wenn Daremberg's auch von Littré angenommene Meinung, daß die Coacae Praenotiones ein späteres und vielmehr auf Kosten des Prognosticon gebildetes Werk seien, außer Zweifel gesetzt wäre. Es enthält aber, auch abgesehen von jener Meinung, das Prognosticon viele wichtige Sätze, die in den Koischen Vorhersagungen* nicht zu finden sind; es sind in

jenem viele Sätze bestimmter oder mit den nöthigen Einschränkungen ausgedrückt; und es ist überhaupt in Ansehung der Sache und der Sprache klassisch. Wenn dagegen auch die Koischen Vorhersagungen so manche wichtige Beobachtungen enthalten, die nicht in dem Prognosticon zu finden sind, so könnte man wohl mit Daremberg (Oeuvres choisies d'Hippocrate p. LXXXVI sq.) sagen, daß, wenn der Verf. des Prognosticon nach jenen gearbeitet hätte, er nicht ermangelt haben würde, von diesen Beobachtungen Nutzen zu ziehen; sowie man dann auch nach Daremberg wegen der genauen und sehr häufigen Beziehungen, in welchen die Koischen Vorhersagungen zu anderen Schriften der Hippokratischen Sammlung ständen, annehmen müsse, entweder daß auch diese zum Theil aus jenen gezogen seien, was nie Jemand in die Gedanken gekommen, oder, was ebensowenig zulässig sei, daß das Buch der Koischen Vorhersagungen eine Compilation wäre in allem dem, was es mit jenen Schriften und dem ersten Buche der Prorrhetica gemeinschaftlich habe. Daher scheint es Daremberg viel natürlicher zu sein, das Buch der Koischen Vorhersagungen als eine Compilation fast seinem ganzen Inhalte nach anzusehen und nur eine gewisse Zahl von Beobachtungen als originelle, vielleicht dem Verf. eigene, gelten zu lassen, wovon man die Quelle nicht wieder auffinden kann, und welche übrigens fast sämmtlich Corollarien von solchen seien, deren Ursprung bekannt ist. — Was aber noch das erste Buch der Prorrhetica betrifft, das bekanntlich von Manchen für älter als die Koischen Vorhersagungen erklärt wird, so hält Daremberg in der angeführten Schrift p. LXXXIV und 76 fg. dasselbe zwar für sehr alt, findet aber keine ent-

scheidenden Gründe, um zu glauben, daß es vor Hippokrates erschienen sei.

Außerdem hat der Verf. (S. 313 fg.) es noch für seinem Zweck angemessen gehalten zu untersuchen, ob die Theorie, welche den Hippokrates in der Praxis leitete, nicht seinen Vorfahren bekannt gewesen sei. Er meint, daß das erste Buch der Prorrhetica und die Coacae Praenotiones darüber so vollständige Nachweisungen gäben, als man sie nur wünschen könne, indem diese Werke uns zeigten, daß die Lehre von der Coction, den Krisen und kritischen Tagen in der Schule von Kos vor dem göttlichen Greise geherrscht habe, und daß dieser über diesen wichtigen Punkt nichts zu zeigen habe, was ihm eigen sei. Ja er sagt sogar, daß die Prorrhetica und die Coacae Praenotiones den Schiffbruch, durch welchen die alte medicinische Litteratur der Griechen verschlungen worden sei, nur deshalb überlebt zu haben schienen, um dem Hippokrates seinen glorreichen Titel des Erfinders, des Schöpfers der Medicin zu entziehen (!), einen Titel, mit welchem ihn noch unlängst Double und Dubois (d'Amiens) geziert hätten. Er bezweifelt nach den vorhergegangenen Entwickelungen, daß der Arzt von Kos diesen Titel (den derselbe übrigens selbst sich nie angemaßt hat. Rec.) beibehalten könne, zumal da aus den seltenen Trümmern, die uns von den Arbeiten seiner Vorgänger übrig geblieben, zu ersehen wäre, daß seine Theorie aus von früheren Schulen entlehnten Elementen zusammengesetzt sei. Der Schule des Pythagoras gehöre der Begriff, den er sich von der Krankheit im Allgemeinen gemacht habe (?), sowie der Einfluß der Zahlen auf den Gang der krankhaften Affectionen; der von Kos die Lehre von der Coc-

tion, den Krisen und kritischen Tagen, und vorzüglich die Kunst die Prognose anzuwenden. Dieser letzten Schule sei auch zu verdanken die so fruchtbare Idee besondere Beobachtungen zu sammeln. Und was das fundamentale Dogma von einer erhaltenden Natur betrifft, so sei es schon dem Epicharmus sowie allen denen, welche eine Weltseele annahmen, bekannt gewesen, und ein Schüler des Demokritus habe davon in einem eigenen Werke gehandelt. Was bleibt ihm dann endlich übrig? So fragt der Verf. und nimmt keinen Anstand auszusprechen: „Die Wahrheit, die „unbeugsame Wahrheit antwortet für mich: Nichts, „schlechterdings nichts von dem, wovon man so „fest glaubte, daß es ihm angehöre.“ Zum Schlusse hat er noch, um eben so, wie er die Entlehnungen, welche Hippokrates von seinen Vorfahren genommen, in Ansehung der Prognostik ganz an den Tag gebracht zu haben glaubt, auch zu zeigen, daß die Theorie von der Coction und den Krisen in dem ersten Buche der Prorrhetica und den Koischen Vorhersagungen enthalten sei S. 318 — 319 Sätze aus diesen vorgelegt. Aber auch abgesehen von dem, was schon im Vorhergehenden über das zweifelhafte Alter dieser Schriften angeführt worden ist, und was wohl auch hier geltend gemacht werden könnte, es ist zwar in einigen dieser Sätze von Crudität, Coction und Krise, rohem oder gekochtem Urin rc., wie es ja auch in der Semiotik zu geschehen pflegt, die Rede; sie sind aber doch rein semiotischer und insbesondere prognostischer Art, und enthalten nichts von eigentlicher Therapie. Rec. ist jedoch weit davon entfernt behaupten zu wollen, daß die älteren Koischen Aerzte vor Hippokrates nichts von Crudität, Coction, Krise und überhaupt Heil-

kraft der Natur gewußt und keine Anwendung davon auf die Therapie gemacht hätten, da sich die Idee davon guten Beobachtern von selbst aufdringen mußte, sowie denn auch die Lehre davon, wenn man sie nur im richtigen Sinne nimmt, ewig gelten wird.

Uebrigens ist Hippokrates nicht nur ein klassischer, in Hauptpunkten noch unübertroffener Schriftsteller über die Prognostik, sondern er hat auch in anderen allgemein zu seinen echten gerechneten Schriften viele wichtige Bemerkungen über die entfernten Ursachen der Krankheiten, die Anlagen zu denselben und die schädlichen Einflüsse, den Gang und Einfluß der epidemischen Constitution überhaupt und insbesondere der Jahresepidemien, die Krisen und überhaupt die Wirksamkeit der Natur in Krankheiten mitgetheilt, sowie auch treffliche Grundsätze über die kluge Nachahmung der heilenden Natur, die Diät in Krankheiten und überhaupt die Behandlung derselben aufgestellt. Wie schön hat er nicht auch in der Schrift de aëre, aquis et locis, welche nicht allein von Aerzten, sondern auch von Philosophen, Historikern ꝛc. geschätzt und gepriesen worden ist, von den endemischen Verhältnissen der Krankheiten und überhaupt dem Einflusse des Klimas auf den Menschen gehandelt! Und so hat er auch in dem ersten und dritten Buche von epidemischen Krankheiten nach eigener Beobachtung Schilderungen von Krankheits-Constitutionen und einzelnen Krankheitsfällen mitgetheilt, die von den größten Aerzten als vortreffliche Muster anerkannt worden sind (worüber sich Rec. auf seine Abhandlung über die von Hippokrates geschilderten Fieber und Littré's Meinung von denselben bezieht). Daß er bei der Cur vorzüglich auch auf die Ur-

sachen der Krankheiten und ihrer Symptome, keineswegs bloß, wie es nur gemeine Empiriker zu thun pflegen, auf die Symptome Rücksicht genommen hat, beweist schon die klassische Stelle in der Schrift de victus ratione in morbis acutis § XLIII., wo er die Aerzte tadelt, welche nicht wüßten, wie man unterscheiden müsse die Schwäche in Krankheiten, welche durch zu große Ausleerung der Gefäße verursacht werde, von derjenigen, welche die Wirkung irgend einer anderen Reizung, des Schmerzes, der Heftigkeit der Krankheit und mancherlei anderer Affectionen sei, indem von der Kenntniß oder Unkenntniß dieser Dinge doch Leben oder Tod abhänge. Dieselbe Rücksicht auf die Ursachen haben auch die anderen großen Aerzte des Alterthums so wie der neueren Zeit immer genommen, und es ist auch in allen guten Handbüchern der Therapie die Indicatio causalis von der symptomatica wohl unterschieden und gewürdigt worden. Wenn daher die frühere Medicin überhaupt jetzt von Vielen mit dem allerdings herabwürdigenden Namen der symptomatischen Medicin belegt wird, so zeigt dies von Seiten derselben zum wenigsten Unkenntniß der alten Litteratur so wie selbst der klassischen Schriften großer neuerer Aerzte, die freilich jetzt von Vielen auch nicht mehr beachtet, für veraltet angesehen werden. Will man aber etwa die sogenannte symptomatische Medicin auf die Krankheitsformen beziehen, welche nicht nach ihrer noch unbekannten inneren Natur, sondern nach den sinnlichen Erscheinungen, dem sogenannten Ausdruck der Krankheit oder Symptomen-Complex bestimmt und benannt worden sind, so hat man ja neuerlichst selbst gestehen müssen, daß man auch bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft in vielen Fällen,

wo die innere Natur und auch das anatomische Verhältniß der Krankheiten (z. B. bei vielen Nervenkrankheiten rc.) noch nicht gehörig bekannt sind, jene Bestimmungen nicht entbehren, sich an die sinnlichen Erscheinungen, an die symptomatische Aehnlichkeit des Krankheitsbildes halten müsse (wobei jedoch nach des Rec. Meinung die Kenntniß der offenbaren entfernten Ursachen uns in der Cur wohl leiten kann und muß). Vgl. was Rec. in seiner Abhandlung über die Selbständigkeit der Fieber S. 6 f. über diesen Gegenstand geäußert hat.

Wenn aber Hippokrates auch Manches von seinen Vorgängern entlehnt und zur vollständigeren Darstellung seines Gegenstandes benutzt haben mag, so ist er selbst doch gewiß weit davon entfernt gewesen, alle von ihm angeführte, darunter auch wohl früher gemachte Beobachtungen und alle Sätze, deren Feststellung oft sehr lange Zeit und vielfältige Erfahrungen erforderte, sich allein zuschreiben oder sich für den alleinigen Erfinder der Aussprüche erklären zu wollen. Selbst der beste Schriftsteller muß wohl, besonders bei Gegenständen, deren Darstellung, um zu einiger Vollendung gebracht zu werden, vielfältige Bearbeitung erfordert, auch auf seine Vorgänger Rücksicht nehmen, und wird die Vernachlässigung dieser Rücksicht seiner Schrift nur zu großem Nachtheil gereichen. Könnte nun auch wirklich und auf gründlichere Weise, als die von unserem Vf. befolgte ist, nachgewiesen werden, daß manche Sätze der echten Hippokratischen Schriften aus entschieden früheren Werken entlehnt seien, so würde dies doch den wahren Verdiensten des Hippokrates keinen Abbruch thun können. Hätte aber der Verf. die echten Schriften des Hippokrates gehörig studirt (was Rec. bezwei-

feln muß) und seine daraus hervorgehenden Verdienste würdigen gelernt, so würde er sich wohl schwerlich haben verleiten lassen, durch den Ausspruch, „daß dem Hippokrates Nichts, durch„aus Nichts von dem, wovon man so fest glaubte, „daß es ihm angehöre, übrig bleibe“ sich selbst bloßzustellen. Mögen die Manen des Hippokrates, wenn sie anders noch auf solche Angriffe Rücksicht nehmen sollten, dem durch die einseitige Lehre eines Broussais verblendeten Vf. den verwegenen Ausspruch großmüthig verzeihen!

J. W. H. Conradi.

Berlin

bei Georg Reimer 1855. Aristoteles Thierkunde. Ein Beitrag zur Geschichte der Zoologie, Physiologie und der alten Philosophie. Dargestellt von Jürgen Bona Meyer, Dr. phil. X u. 520 S. in Octav.

Als die erste Frucht umfassender Studien, der vielseitigen Speculation des großen Philosophen der alten Welt gewidmet, bietet der Verf. in diesem Werke eine Darstellung, als deren leitenden Gesichtspunkt er selbst diesen bezeichnet, nachzuweisen, nach welchen Grundsätzen Aristoteles die Thiere eingetheilt und die Stufen ihrer organischen Ausbildung beurtheilt hat, und in welchem Verhältnisse ferner seine Eintheilung und Stufenordnung der Thiere zu einander stehen. Man wird bald erkennen, daß diese mager erscheinende Inhaltsanzeige doch einen großen Reichthum wichtiger und zum Theil schwieriger Fragen einschließt. Die Aufgabe wird nicht lösbar sein, ohne einerseits die logischen Gewohnheiten des Aristoteles und den Geist seiner Dialektik zu er-

örtern, und über beide das neue Licht zu verbreiten, das gerade aus ihrer sonst minder berücksichtigten Anwendung auf dies eigenthümliche Gebiet der Gegenstände auf sie fallen muß; sie wird ebenso wenig möglich sein, ohne das zu berühren, was Aristoteles in der empirischen Kenntniß dieses Theiles der Naturwissenschaften geleistet und geirrt hat, und ohne Beides mit den ebenso wenig irrthumsfreien Erkenntnissen der modernen Zeit zu vergleichen; man wird endlich es nicht vermeiden können, auch unabhängig von der historischen Anknüpfung an Aristoteles in die Sache selbst einzugehen und ein selbständiges Urtheil über die möglichen Principien zu gewinnen, die den Versuchen zur Classification der Thierwelt theils klar und unklar bisher zu Grunde gelegen haben, theils als neue und bessere Gesichtspunkte ihrem weiteren Fortschritte zu wünschen sind. So vereinigt diese Aufgabe in der That mannichfache Antriebe zu den interessantesten Untersuchungen und wird ebenso sehr dem Naturforscher als dem Philosophen eine Quelle der anregendsten Gedanken eröffnen.

Es wird unmöglich sein, in dieser kurzen Anzeige eine genauere Darlegung des Ganges zu geben, den der Verf. zur Erreichung seines Zieles genommen hat; aber möglich doch immer, wie ich hoffe, durch eine Uebersicht des Inhalts, den er uns bietet, die Antheilnahme eines größeren Kreises dieser wohlgelungenen Arbeit zuzuwenden, an welche der Verf. mit der gründlichen und ebenso vielseitigen Vorbereitung gegangen ist, wie sie die Mannichfaltigkeit der in Betracht kommenden sehr heterogenen Gedankenkreise erforderte.

Die Einleitung, die mit richtigem und billigem Sinne den Werth, den die Versuche des Alter-

thums in der Naturerkenntniß auch für unsere Bildung haben können, ohne Ueberschätzung des Alten und ohne maßlose Zuversicht auf das Neue hervorhebt, erinnert daran, daß die häufige Berücksichtigung, welche die Thierkunde des Aristoteles bei Commentatoren und bei Zoologen gefunden habe, diese neue Arbeit überflüssig zu machen scheine. Wie wenig aber diese theils ausführlichen, theils gelegentlichen Darstellungen bisher ein wahres und richtiges Bild seiner Ansichten entworfen haben, ergebe sich am deutlichsten aus der großen Reihe völlig widersprechender Behauptungen, die über Sinn und Princip der Aristotelischen Eintheilung sich bis auf die neueste Zeit herab bei den verschiedenen Berichterstattern über sie vorfinden. Der erste Haupttheil des Ganzen, der Eintheilung der Thiere gewidmet, belegt in seinem ersten Abschnitt, einer historischen Uebersicht der Meinungen über Aristoteles Thierkunde von Plinius bis herab auf die Gegenwart diese Behauptung mit einer Ueberfülle von Beispielen. Mit der geduldigsten Quellenforschung führt der Verf. uns die Darstellungen bei Plinius, Albertus Magnus, Gesner, Wotton, Scaliger, Furlanus, Jonston, Ray, Artedi, Réaumur, Buffon, Camus, Beckmann, Schneider, Tiedemann, Spix, Werber, Leuckart, Oken, Whewell, Biese, Cuvier, Bronn und Frantzius vorüber, und zieht S. 64 das Resultat dieses Zeugenverhörs dahin, daß die angeführten Berichterstattungen sich im Großen wie im Kleinen, in Betreff der Hauptgruppen sowohl wie der Untergruppen, wie auch in Bezug auf die ganze Methode des Aristoteles einander widersprechen. Nur einen Theil dieser Uebersicht wollen wir hier anführen. „Die Ansichten über die von Aristoteles gebildeten Hauptgruppen er-

schöpfen geradezu alle Möglichkeiten. Albertus M. sieht als Hauptabtheilungen an die volatilia, natatilia, gressibilia und reptilia. Wotton unterscheidet 9 Genera: die lebendig gebärenden Vierfüßler, die eierlegenden Vierfüßler mit den Schlangen, die Vögel, die Fische, die Walfische, die Weichthiere, Krebse, Schalthiere, Insecten. Furlanus nimmt nur 6 oberste Genera an, indem er als die Oberabtheilung der Blutthiere die Unterscheidung derselben in ζωοτόκα und ᾠοτόκα ansieht. Tiedemann und später Ehrenberg suchen in der Art des Gebärens das allgemeine oberste Eintheilungsprincip; nach ersterem unterschied Aristoteles zwei oberste Abtheilungen: die Vivipara und Ovipara, nach letzterm vier, die Zootoca, Ootoca, Scolecotoca und Automata. Werber und Bronn meinen, A. habe besonderes Gewicht auf die Unterschiede der Bewegungsorgane gelegt. Nach Camus ließ er die Thiere zunächst in Land- und Wasserthiere zerfallen. Beckmann glaubt, A. habe kein System bilden wollen, um der bessern Kenntniß einer spätern Wissenschaft nicht vorzugreifen. Oken glaubt, A. habe die Klassen nicht so scharf unterschieden, wie wir es in seine Schriften hineinläsen. Werber meint, A. würde ein natürliches System gehabt haben, wenn ihm, wie Oken, die alleine Idee des Lebens in richtigem Bewußtsein aufgegangen wäre.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

63. Stück.

Den 19. April 1856.

Berlin

Schluß der Anzeige: „Aristoteles Thierkunde. Ein Beitrag zur Geschichte der Zoologie, Physiologie und der alten Philosophie. Dargestellt von Jürgen Bona Meyer.“

Whewell ist der Ansicht, A. habe zwar eine gewisse unbestimmte Idee einer Eintheilung gehabt und das Bedürfniß nach einer solchen ausgesprochen, aber dem Standpunkte damaligen Wissens nach habe er dies Verlangen nicht befriedigen können; er sei von einem System so weit entfernt, wie der von dem Aufschreiben eines Satzes, der alle Buchstaben des Alphabets aufzeichne. Cuvier dagegen lobt das System des A., das in seiner Richtigkeit uns wenig zu ändern hinterlassen habe. Nach Frantzius Urtheil hat A. zwischen einer künstlichen und einer natürlichen Systematik geschwankt.“

Nach dem niederschlagenden Ergebniß dieser Uebersicht folgen wir dem Verf. im zweiten Abschnitt zu seiner eignen Entwicklung der Aristote-

lischen Eintheilungsprincipien. Ich übergehe, was über des A. Abneigung gegen die Anwendung dichotomischer Eintheilungen und über ihre Nutzlosigkeit bemerkt wird, um sogleich den Hauptgrundsatz hervorzuheben, den A. in vielen vom Verf. zusammengestellten Sätzen als den leitenden Gesichtspunkt seiner Gruppirungsweise ausspricht, nämlich den, daß die Eintheilung nicht zusammengehörige Thiere von einander trennen dürfe. Hätte A. auch nur einmal diesen Grundsatz aufgestellt, so würde man doch unzweifelhaft aus ihm seine Hinneigung zu dem erkennen, was wir jetzt natürliche Classification nennen. Daß es überhaupt einer Zusammengehörigkeit verschiedener Thiere gebe, die in Gefahr stehe, durch systematische Eintheilungen der Wissenschaft zerrissen zu werden, diese Ueberzeugung beurkundet jenen hellen und unbefangenen Blick des A. wieder, mit dem er das Gebiet des Empirischen umfaßte, und trotz der großen Neigung zu logischem Formalismus im Ganzen doch sich von den unwillkürlich hervortretenden Gesammteindrücken des Gegebenen willig beherrschen ließ. Worin jene Zusammengehörigkeit der Thierklassen bestehe, kann allerdings nach diesem Ausspruch noch einigermaßen zweifelhaft sein, aber mit Wahrscheinlichkeit läßt sich schon aus ihm vorhersehen, daß sie weder in einem gesuchten und ausgegrübelten Merkmale, noch überhaupt in einem einzigen Kennzeichen zu finden sein wird, das höchstens zur Unterscheidung, aber nicht zur positiven Charakteristik des Unterschiedenen führen würde.

Der Verf. zeigt nun weiter, wie A. fast alle jene Prädicate, die man ihm als Eintheilungsprincipien untergeschoben hat, in Gemäßheit dieses Hauptgrundsatzes weder als solche benutzen konnte

noch wirklich benutzt hat. Ausdrücklich verwirft er die Eintheilung in Land- und Wasserthiere, die nach den eigenthümlichen Formen der Bewegung (volatilia, natatilia . . .), nach den verschiedenen Arten der Ernährung; selbst die Abweichungen der Fortpflanzung haben nur sehr untergeordneten Werth für ihn. Jeder von diesen Eintheilungsgründen würde zur Vereinigung des Heterogensten und zur Zerreißung des Verwandtesten geführt haben. Vielmehr muß man, sagt A., das eine Ganze gleich nach vielen Merkmalen theilen, man muß versuchen, die Thiere nach Gruppen zusammenzufassen, wie die Menschen schon die Gruppe der Vögel und Fische eingeführt haben, von denen jede durch viele Merkmale bestimmt ist. In diesen lebendigen und anschaulichen Bildern also, welche schon die Phantasie der Spracherfindung zum Theil wenigstens mit eigenen Namen belegt hat, findet A. die Typen, welche Verwandtes vereinigen durch die gemeinsame Aehnlichkeit der Organisation, die den einzelnen Arten nur noch Größen- und Graddifferenzen übrig lassen, und die zugleich das ihnen zukommende Gebiet von jedem andern abtrennen, in dem sie nicht durch Zutritt oder Wegfall eines einzelnen Merkmals sich kennzeichnen, sondern durch die allgemeine Verschiebung und Aenderung der ganzen Merkmalgruppe, welche nöthig ist, um ein neues inneres Gleichgewicht derselben, eine neue Folgerichtigkeit des Organisationsplanes zu begründen. Nicht für alle die Typen, die wir auf diese Weise zu unterscheiden haben, hat die gewöhnliche Sprache Namen geschaffen (A. befindet sich in derselben Verlegenheit mit dem Griechischen, wie wir mit dem Deutschen; es fehlt an einem Vulgärnamen für die lebendig gebärenden Vierfüßler), aber dem

Digitized by Google

Beispiel der Sprache wird doch die wissenschaftliche Eintheilung nachahmen und die weniger ausgiebig in die alltägliche Beobachtung fallenden Thiere in ähnlicher Weise zu vielseitig positiv charakterisirten Gruppen vereinigen müssen. So unterscheidet nun A. die lebendig gebärenden und die eierlegenden Vierfüßler, die Vögel, die Cetaceen, die Fische, die Weichthiere, die Crustaceen, die Schalhäutigen, die Insecten; und der Verf. bemüht sich, mit vollständigem Erfolg, wie ich glaube, nachzuweisen, daß A. dieser Eintheilung auch treu geblieben sei, und daß sie ihm als die allein wesentliche überall gegolten habe. Von ganz anderer Bedeutung sind für ihn jene Unterschiede der blutlosen und blutführenden, der Land- und Wasserthiere, der Flug- und Schwimmthiere, der eierlegenden und lebendig gebärenden. Von ihnen macht er denselben Gebrauch, den auch unsere Physiologie noch jetzt macht; sie sind nicht Bezeichnungen natürlicher Klassen, sondern man vereinigt in ihnen für den Zweck einer besondern Betrachtung Thiere der verschiedensten Art, die einen Zug ihrer Lebensweise gemein haben, und bei denen es deshalb von Interesse ist, zu wissen, wie diese gleiche Leistung auch durch analoge und doch wegen der Verschiedenheit ihres Gesammttypus wieder charakteristisch verschiedene Mittel in ihrer Organisation begründet ist. Ganz ebenso kann unsere Physiologie einmal von den phosphorescirenden Thieren reden, ohne daß es ihr deshalb beikommt, aus diesen eine natürliche Klasse zu bilden.

Zwischen jene neun Hauptformen stellte A., wie der Verf. nachweist, die in einzelnen Beziehungen abweichenden Zwischengattungen, Affen, Fledermäuse, Seehunde rc. im Wesentlichen nicht nach

anderen Gesichtspunkten, als sie noch jetzt geltend gemacht werden, und wenn ihr Platz im Systeme bei ihm zweifelhaft scheint, so liegt dies nur daran, daß ihm überhaupt eine bis zu tabellarischer Formalisirung abgeschlossene Durchführung seiner Classification weniger am Herzen lag. Ich muß es nun dem Leser überlassen, in dem umfangreichen Abschnitte des Verf. (S. 158—329) sich über die Art zu unterrichten, wie A. jene Haupttypen seines Thierreichs in Untergruppen zerlegt hat, und kann dieser kenntnißreichen Darstellung, welche die Hauptsumme der zoologischen Bestandtheile der Schrift enthält, nur einige Bemerkungen entlehnen, mit denen der Verf. sie abschließt. So rühmenswerth trotz einzelner Mängel die Sonderung der erwähnten Hauptgruppen ist, so gibt doch die Betrachtung der weiteren Gliederung kein so ungetrübtes Bild. Unzureichende empirische Kenntniß läßt A. Nichtzusammengehöriges verbinden, Verwandtes trennen; selbst die Charaktere richtig unterschiedener Gruppen werden uns jetzt häufig nur noch als beihelfende Kennzeichen neben andern wichtigeren gelten, die er nicht kannte. Aber in seiner Richtung auf die Verwirklichung eines natürlichen Systems ist kein Schwanken. Doch führte er nur solche Gruppen auf, die sich ihm natürlich aufdrängten; er ging nicht darauf aus, solche überall zu machen, und blieb deshalb von einer eigentlich durchgeführten Eintheilung fern. Ueber den verschiedenen Werth, den zur Constituirung einzelner Untergruppen die verschiedenen Merkmale haben, äußert er sich mehrfach, überlegend, zweifelnd, wesentliche von unwesentlichen zwar mit natürlichem Scharfsinn unterscheidend, aber doch nicht völlig aufs Reine kommend, in der Anwendung bald glücklich, bald fehlgreifend. Für die

Bestimmung der Arten galt ihm wenigstens die fruchtbare Fortpflanzung nicht als Kriterium, und hier wurde er außer der natürlichen Schwierigkeit der Frage auch durch den Glauben an nicht vorhandene Thatsachen irre geführt.

Ein Vergleich der Aristotelischen Systematik mit der der Neuzeit beschließt den ersten Haupttheil der Schrift. Er erstreckt sich auf die Schwierigkeiten, welche die neuere Wissenschaft bei der Begriffsbestimmung des Individuum findet, und welche dem A. seine empirischen Kenntnisse noch nicht so nahe legten; auf die auch bei uns noch fortdauernden Verlegenheiten, Kriterien für die Unterscheidung der Varietäten, Arten und Gattungen festzustellen, wobei der Verf. neben vielem sehr Richtigen, vielleicht noch mehr das gar häufige Unbewußtsein über die eigentliche Bedeutung dessen, was man sucht und will, hätte hervorheben können, auf die Gründe, warum A. noch nicht streng zwischen Gattung, Familie, Ordnung unterschied. Das Anfangsstadium aller Systematik besteht, wie der Verf. mit Anderen richtig bemerkt, in der Auffindung natürlicher Gruppen von größerer oder geringerer Ausdehnung, deren Glieder durch die Gemeinsamkeit ihres Habitus sich als verwandt erweisen. Für solche Gruppen schafft die Sprache Namen ohne Rücksicht darauf, ob sie Arten oder Gattungen mit diesen zusammenfaßt. „Auf diesem ersten Standpunkt natürlicher Systematik stand A. noch bei der Bestimmung der meisten Untergruppen: er folgte dem unanalysirten natürlichen Totaleindruck; seine Hauptgruppen aber bildete er mit dem klar bewußten Princip natürlicher Anordnung.“

Der zweite Haupttheil der Schrift ist der Stufenordnung des Thierreichs gewidmet. Es kam

darauf an, zunächst die Principien klar zu machen, nach denen A. den Werth der einzelnen Lebenseigenthümlichkeiten abschätzte, um nach ihrer Combination den Vollkommenheitsgrad jeder Thiergruppe und darnach ihre Stelle in der Reihe zu bestimmen. Wie sehr auch unsere moderne Classification in dieser Beziehung von unbewußten und unklar bleibenden Neigungen beherrscht wird, erwähnt der Verf. und kommt später darauf zurück; für jetzt bewog ihn diese Rücksicht, eine gedrängte Uebersicht der Aristotelischen Kosmologie im Ganzen vorauszuschicken. Er entwickelt hierin, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, die Vorstellungen, die sich bei A. theils aus empirischen Anschauungen, theils aus philosophischen Motiven über den Bau des Sternensystems und über die Natur und die Mischungen der Elemente entwickelten, und hebt die verschiedenen Grade der Vollkommenheit und den Stufengang vom Niederen zum Besseren hervor, den er hier zu finden glaubte, geleitet durch Gedanken, die, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, häufig zwar irrig, aber ihrem Princip nach um nichts schlechter sind, als die Gesichtspunkte, von denen im Stillen auch unsere Speculation sich noch häufig in diesen Fragen leiten läßt.

Nach einer Darstellung der Aristotelischen Anatomie und Physiologie, einem Abschnitt, der für sich allein schon eine sehr schätzbare Uebersicht bildet, die ich freilich der eignen Kenntnißnahme des Lesers ganz überlassen muß, kommt der Verf. zu den allgemeinen Gesetzen der Gestaltung und Combination der Organe. Man wird finden, daß A. eigentlich von allen den Ueberlegungen schon bewegt war, die auch unsere gegenwärtige Wissen=

schaft erfüllen, und daß er bei allem feinfühlenden Scharfsinn, der sich auch hier bei ihm geltend macht, zu einer vollständigen Gewißheit über den zu wählenden Weg und die richtige gegenseitige Begrenzung der verschiedenen Standpunkte etwas weniger gekommen ist, als die meisten Naturforscher der Gegenwart. Dies freilich nur zu geringem Theil deswegen, weil ihm doch viele Thatsachen noch unbekannt waren, in größerem Maße wohl, weil er zu behutsam war, einen bestimmten Gedanken um jeden Preis durchzuführen, wo die Verwicklung der Erscheinungen zu großer Vorsicht ermahnt. Ganz frei von eigner Unklarheit werden wir ihn gleichwohl nicht sprechen können. Wir finden zuerst bei ihm den Keim jener rein morphologischen Ansicht, die in unserer Zeit etwas zu ausschließlich bevorzugt und zuletzt mit unzureichenden Gründen zu ungünstig beurtheilt worden ist. Zwar stellt A. keinen ausgebildeten vollständigen Formtypus auf, dessen Realisirung der Natur beständig am Herzen liege, aber im Einzelnen führt er solche Züge auf, wie das Streben der Natur nach Duplicität sich entsprechender Organe, nach Symmetrie der seitlichen Entwicklung und Aehnliches. Auch die bekannte Neigung der Natur, den vollständigen Typus der Thiergestalt wenigstens durch Andeutung der Organe, die in einer bestimmten Gattung nicht zur Ausbildung kommen, inne zu halten, kommt bei ihm bereits vor. Σημείου χάριν behält der Affe, da er zu den Säugethieren gehört, in deren Typus nun einmal der Schwanz liegt, den Hautzipfel an der Stelle des Schwanzes, der ihm fehlt. Ueber die Berechtigung solcher Auffassungsweisen sind auch wir noch nicht im Klaren. Die Neigung, einen

bestimmten Gestalttypus überall vollständig zu reproduciren, auch wo nicht alle seine Theile einen functionellen Werth haben können, dürften wir doch wohl der Natur nur dann zuschreiben, wenn in jener Vollständigkeit selbst ein ästhetischer Werth der Schönheit läge; zu einem solchen aber tragen Andeutungen, die nicht zur Ausbildung kommen, schwerlich bei; sie machen eher den Eindruck des Verkehrten und Häßlichen. Wo daher die genauere Beobachtung nicht dennoch eine Zweckmäßigkeit solcher Gebilde nachweist, würden wir sie nur als unvermeidliche Folgen oder Nebenbedingungen der Realisirung von Zwecken ansehn können. Man wird schwerlich alle diese Fragen richtig entscheiden, wenn man das Thierreich nur rücksichtlich seiner Formen als ein zusammengehöriges Ganzes betrachtet, und nicht ebenso sehr im Auge behält, daß alle Mannichfaltigkeit des Lebendigen durch Benutzung einer sehr geringen Auswahl von Mitteln von der Natur hergestellt werden muß. Unter den Umständen, die an der Oberfläche der Erde gegeben sind, ist ein großer Theil der chemischen Elemente zur Bildung leicht veränderlicher, entwicklungsfähiger und doch zusammenhaltsfähiger Stoffe, wie sie das Leben verlangen würde, nicht benutzbar, auf andern Planeten würden andere, theils günstigere, theils ungünstigere Bedingungen obwalten. Aber auch die Grundstoffe, deren Verbindungen nach allgemeinem chemischen Recht die Eigenschaften besitzen, welche das Leben verlangt, scheinen doch nur sehr wenige solche bevorzugte Verbindungen eingehen zu können. Oder wie dem auch sein möge, thatsächlich finden wir die Organisation auf der Erde nur an Proteinstoffe, Cellulosenarten, Chitin und

Sarkode gebunden, eine sehr geringe Auswahl von differenten Mitteln anstatt der unendlichen bunten Mannichfaltigkeit, die man erwarten könnte. Daraus ergibt sich für große zusammengehörige Geschöpfgruppen vor Allem ein gemeinsamer chemischer Typus der Zusammensetzung. Aber die Aufgaben des Lebens verlangen nicht bloß ruhende Zusammensetzung, sondern die Bewegungen des Wachsthums und der körperlichen Leistungen; beide werden nicht ohne Störung des schon Gebildeten möglich sein, und so wird sich eine Nothwendigkeit des Wiederersatzes und der völligen Zersetzung des Unbrauchbaren einfinden. Bei gleicher chemischer Zusammensetzung der Körpergrundlage werden diese Verrichtungen auch gleiche Producte liefern, sie werden deshalb auch entsprechende Organe und Processe in den Geschöpfen von gleichem chemischen Typus erfordern und so wird sich aus diesem zunächst ein ökonomischer Typus entwickeln, eine Anzahl von Organen, von allerdings noch nicht ganz bestimmter, aber vermöge der Leistung, die ihnen obliegt, auch nicht mehr ganz unbestimmter Form und Structur, die wir durch eine ganze Gruppe hindurch als nothwendige Bestandtheile der Organisation erwarten dürfen. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an die Respiration und ihre Organe. Nun machen sich zuletzt die Aufgaben geltend, die dem Thierkörper vermöge des Elements und der Lebensweise gestellt sind, für welche er bestimmt ist, und die für sich allein seine Körperform bestimmen würden, wenn nicht alle Leistungsfähigkeit dieser Form auf der beständigen Hülfe der Theile beruhte, die durch jenen ökonomischen Typus schon bestimmt sind. Die Erfüllung jener

Aufgaben ist daher nicht überall mehr auf dem kürzesten Wege möglich, so wenig als noch jede strategisch wünschenswerthe Bewegung einer Armee möglich ist, die ihre ganze Verpflegung mit sich führen und auf ihre beständige Ergänzung rechnen muß; vielmehr kann schon um dieses Verhältnisses willen sich eine engere Reihe von ausführbaren Formen der Mannichfaltigkeit derer gegenüber bilden, die denkbar den Anforderungen des Lebensplanes entsprechen. Aber außerdem können diese Anforderungen doch überhaupt nur fordern, sie schaffen den Körper nicht, sondern müssen seine Realisirung durch das Zusammenwirken der physischen Kräfte der Theile erwarten. Und hier ist es wohl möglich, daß aus den Stoffen, die nun einmal von der Natur benutzt werden, sich gewisse elementare Gewebformen nicht bilden lassen, und eben deswegen auch die Gestalten nicht, zu deren Bau sie als nothwendige Vorbedingungen vorausgesetzt werden müßten.

Faßt man dies Alles zusammen, so erscheint es wohl annehmbar, daß überhaupt nur eine begrenzte Zahl morphologischer Typen möglich ist. Die speciellen Bedürfnisse einer besondern Thiergattung würden dann nur durch Umformung der allgemeinen Gestalttheile zu decken sein, welche einer dieser Typen darbietet, und zugleich würden Organe, die für diese Gattung keinen functionellen Werth haben, von ihrer Mitentwicklung doch nicht abgehalten werden können. Denkbar bleibt es dabei, daß die specifischen Coefficienten, durch die der allgemeine Typus zur bestimmten Gattung wird, wenn sie im Fortschreiten der Bildung sich mit ihren Folgen mehr und mehr gel-

tend machen, wenigstens die Weiterentwicklung solcher hier überflüssigen Theile hemmen. So blieben dann jene Andeutungen zurück, nicht als Bestrebungen der Natur zur Vollständigkeit des Typus, sondern als Zeugnisse für die Unmöglichkeit, ohne Benutzung des allgemeinen Typus die specielle Form mechanisch zu ermöglichen. Diese Auffassung wird freilich einer noch viel genaueren Durchbildung bedürfen; ich führte sie hier an, weil der Verf. sie S. 466 etwas zu unbestimmt charakterisirt, und um hinzuzufügen, daß ich nicht ganz seiner Meinung beitreten möchte, welche nur die Alternative gestattet, entweder überall Zweckloses, oder überall Zweckerfülltes zu sehen. Ich würde nur zugestehen, daß Alles überhaupt in eine Zweckbeziehung aufgenommen ist, aber in dem Begriffe des teleologischen Nexus liegt es von selbst, daß er Zufälliges enthalten muß. Soll der Zweck nicht unerfüllte Absicht, nicht Idee bleiben, sondern sich realisiren, so setzt er Mittel voraus, die ihre Natur für sich haben, zwar nicht ohne Rücksicht auf die Gesammtheit aller Zwecke, aber wohl unabhängig von dem einzelnen besondern Zweck, dem sie hier oder da dienen sollen. Sie bringen daher allemal zur Realisirung desselben außer den nützlichen Eigenschaften auch gleichgültige mit, deren Folgen nicht abgeschnitten werden können, sondern sich ihrerseits auch geltend machen, so weit sie nach allgemeinen Gesetzen können. Nicht überall gelingt es uns so gut wie beim Häuserbau, wo freilich Festigkeit, schlechte Wärmeleitung, Undurchsichtigkeit, selbst bis zu gewissem Maße das Gewicht der Steine lauter nutzbare Eigenschaften sind; in dem Maschinenbau müssen wir Reibung und

Schwere am häufigsten als unwillkommne Zugaben neben der verlangten Cohäsion mit in den Kauf nehmen. Eine teleologische Ansicht würde deshalb wohl nicht nöthigen, in den einzelnen Geschöpfen das Zufällige zu fliehen, und mit Aengstlichkeit in jedem kleinen Detail eine functionelle Nutzbarkeit zu suchen, obwohl diese gewiß häufig vorkommt, wo wir sie nicht entdecken. Man möge hiermit vergleichen, was der Verfasser über die Teleologie der Aristotelischen Physiologie S. 471 ff. bemerkt. Das Verhältniß der formgebenden Idee zu der Materie als dem Mittel der Realisirung ist bei A. nicht klar, obwohl er doch ähnliche Ueberlegungen wie die obige, angestellt hat.

Auch Cuvier's Gesetz der Correlation der einander fordernden oder einander ausschließenden Organe ist, wie der Verf. zeigt, bei A. schon vorhanden, obgleich bei dem Mangel einer hinreichenden empirischen Uebersicht und wegen der Unvollkommenheit der physiologischen Erkenntniß öfter in irrthümlichen Anwendungen. Auch von einem Grunde dieser Correlationen suchte sich A. auf seine Weise Rechenschaft zu geben. Ueberall gibt die Natur, was sie von einem Theile nimmt, an einen andern ab; unmöglich kann die Natur denselben Stoff auf vielen Stellen zugleich verwenden; von ausreichenden Schutzmitteln gibt sie nie einem Thiere mehrere zugleich; sie bedient sich der allen gemeinsamen Theile durch Umgestaltung derselben zu vielen eigenthümlichen Functionen; sie macht nichts umsonst und kein Beiwerk; sie pflegt es nicht zu machen, wie die Schmiedekunst, die der Sparsamkeit wegen einen Bratspieß macht, der zugleich als Leuchter dienen

kann; aber wo es nicht anders angeht, bedient sie sich desselben Organs zu mehreren Verrichtungen. Das sind die allgemeinen Aperçus, die der Verf. hier zusammenstellt, und er bemerkt in Bezug auf die letzten mit Recht, daß sie ein Schwanken der Ansicht verrathen zwischen einem Princip der Sparsamkeit und einem anderen der Arbeitstheilung, zwischen welchen beiden auch unsere jetzige Wissenschaft noch getheilt ist, wenn es auf Feststellung der Werthe organischer Bildungen ankommt.

Was nun endlich die Stufenordnung der Thiere betrifft, so müssen wir mit dem Verf. uns überzeugen, daß A. eine solche weder festgestellt, noch mit seinen Mitteln festsetzen konnte. Auch hier scheitert er an den Klippen, die uns noch drohen. Er stellt einzelne Gesichtspunkte größerer oder geringerer Vollkommenheit auf, aber in Wirklichkeit paaren die einzelnen Gattungen das, was nach dem einen vollkommen ist, mit dem, was nach dem andern unvollkommen, und es fehlt durchaus an Principien, die uns entweder berechtigten, eine Scala des Fortschritts allein als die wesentliche zu berücksichtigen, oder die uns lehrten, den Gesammtwerth jeder Combination von Eigenschaften zu schätzen. Eine Vergleichung dessen, was A. mißlungen ist, mit den Ergebnissen der Gegenwart zeigt uns nur, daß wir weiter gekommen sind im formellen Bewußtsein der Schwierigkeiten, aber nicht so sehr in ihrer Lösung. Darin wird wohl der Verfasser mit mir einverstanden sein, daß nicht das bloße Spectakel mehr oder weniger entwickelter Organisation, sondern der Gesammtwerth der durch sie erzielten lebendigen Leistungen die Höhe einer

Gattung bestimme. Aber freilich müssen wir zugeben, daß dies noch kein Princip ist, sondern nur eine Maxime, das Princip zu finden. Mit Vergnügen lesen wir, daß der Verf. auf diese Fragen anderweit ausführlicher einzugehen verspricht; in der That erfordert ihre Erledigung diesen seltenen Verein philosophischer Bildung und reichen Ueberblicks über die empirischen Thatsachen, durch den es ihm hier gelungen ist, dieses ansprechende Gemälde Aristotelischer Speculation zu entfalten. Manches liegt dann noch neben diesen Hauptfragen, worüber eine vollständige Untersuchung Rechenschaft geben müßte. Warum überhaupt ist die organische Welt in Gattungen oder Arten gebildet, und nicht jedes Geschöpf ein Individuum sui generis? Ist diese Anordnung nur aus der ästhetischen oder idealen Bedeutsamkeit zu begreifen, die jede dialektische Philosophie leicht in ihr entdecken wird, oder ließe sich nachweisen, daß sie zugleich in dem ganzen Haushalt des Naturlaufs eine mechanische Nothwendigkeit war? Und wie verhält sich zu diesem Gattungsreiche die Coordination der chemischen, der mineralogischen, überhaupt der unorganischen Producte, bei deren Ueberblick wir unstreitig eine analoge Neigung fühlen, sie nicht nur zu classificiren, sondern auch eine Stufenordnung aus ihnen zu bilden, obgleich wir hier noch vielmehr ein maßgebendes Princip der Werthbestimmung vermissen. Sollen wir in diesem Gebiete, oder bei der Classification der krummen Linien nur ein subjectiv logisches Interesse der übersichtlichen Erkenntniß annehmen, während wir in der Stufenordnung der organischen Welt eine objective Darstellung realer Vollkommenheitsgrade sehen?

Gewiß ist das Letztere nicht möglich, ohne das Wirken der Natur als ein zusammenhängendes Ganzes der Entwicklung zu betrachten, und auch hier wird sich zeigen, daß alle diese Fragen nur von einem naturphilosophischen Standpunkte zu beantworten sind, der sich über den metaphysischen Zusammenhang der Welt aufgeklärt hat, und daß sie keineswegs schon durch eine zartfühlende Beobachtung oder eine sinnige Combination des empirisch Gegebenen zu erledigen sind.

Ein lebendiges Streben zur Erringung eines solchen Standpunktes war überall in Aristoteles. Manches hat ihn abgehalten, dieses Ziel zu erreichen, aber dazu hat ohne Zweifel des Verfs Darstellung das Ihrige reichlich beigetragen, die falschen Urtheile zu beseitigen, die den großen Philosophen beschuldigen, in seinen empirischen Untersuchungen die Rechte der Speculation vernachlässigt zu haben. „Man kann sich getrieben fühlen, Einzelnes und den dogmatischen Grund der Aristotelischen Philosophie kritisch zu tadeln; aber man muß daneben doch so viel Objectivität und Pietät besitzen, nicht leichtsinnig die Größe eines solchen Mannes bald nach dieser, bald nach jener Seite beschnitten sehn zu mögen. Man muß neben seiner Kritik das wahrhaft Große auch rund und voll verehren können.“ Für diese Gesinnung haben wir dem Verf. nicht weniger, als für die reiche sachliche Belehrung zu danken, die sein vortreffliches Werk nach den verschiedensten Richtungen hin gewährt.

H. Lotze.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.

Den 21. April 1856.

Berlin

bei Wilhelm Hertz, 1856. Ueber den historischen Gewinn aus der Entzifferung der assyrischen Inschriften. Nebst einer Uebersicht über die Grundzüge des assyrisch-babylonischen Keilschriftsystems. Von Johannes Brandis, Docenten der Philologie und alten Geschichte an der Universität Bonn. Mit einer Tafel. VI u. 126 S. in Octav.

Frankfurt a. M.

bei Heinrich Ludwig Brönner, 1856. Geschichte der Assyrier und Iranier vom 13ten bis zum 5ten Jahrhundert vor Christus. Von Jakob Kruger. Mit vier Tafeln und einer Karte. XXII und 527 S. in Octav.

Es ist zwar erklärlich, daß von vielen Seiten her sehr eifrig gewünscht wird, es möge sich der Gewinn, welchen man aus den großartigen Ausgrabungen und übrigen Entdeckungen der assyrisch-babylonischen Keilinschriften erwartet, recht bald

ganz leicht und sicher greifbar herausstellen. Seit zehn Jahren sind diese Erwartungen durch die ersten Entdecker und dann durch viele andre Berichterstatter und Schriftsteller fortwährend so eifrig unterhalten und so hoch gespannt, daß auch die Nachfragen nach den Ergebnissen immer höher gestiegen sind. Man möchte gern alle die Keilinschriften sogleich vollkommen entziffert und ganz lesbar übersetzt vor sich haben, die neuen Namen und Jahreszahlen und übrigen wundersamen Dinge augenblicklich herauslesen und zu besondern Lieblingszwecken anwenden; das gäbe so vielen erwünschten Stoff zu hundert anziehenden „Artikeln" für die heutige Lesewelt, zu neuen Büchern und neuen Ausgaben veralteter. Ja die meisten derer, welche heute so übereifrig um diese Dinge sich zu bekümmern scheinen, aber an ihrer Mühe sich selbst zu betheiligen noch eifriger von sich weisen, würden gerne Alles hinnehmen, was man ihnen von den schönen Neuigkeiten reichte, ob gut begründet oder nicht, wenn man es ihnen nur unter dem scheinbaren Schutze irgend eines bekannten Mannes reichen könnte. Aber die Sache in ihrer Wahrheit ist, daß die Schwierigkeiten, welche hier zuvor zu überwinden sind, vielmehr sich seit zehn Jahren nur immer mehr in ihrer ganzen Größe geoffenbart haben. Wir dürfen deshalb keineswegs verzweifeln, von den wenigen sichern Gründen aus, welche schon heute vorliegen, dieses ebenso neue als schwierige Gebiet immer vollständiger unsrer Erkenntniß zu unterwerfen: allein die Wissenschaft muß sich hüten, irgend etwas für gesichert zu halten und also weiter darauf zu bauen was noch nicht sicher ist; und die üble Eilfertigkeit ist nirgends leicht gefährlicher als hier. Ich bereue es daher nicht, schon

vor vier bis fünf Jahren, als die deutsche Wissenschaft sich durch solches ebenso voreiliges als arbeitscheues Wesen in diesem Felde um ihren guten Ruf zu bringen schon ernstlich Gefahr lief, wie sonst so auch in diesen gel. Anz. zur Vorsicht ermahnt zu haben. Dies war nicht Unglaube, noch Verkennung: eher der Wunsch, vielen späteren noch größeren und verbreiteteren Irrthümern vorzubeugen. Auch hat die Erfahrung seitdem hinreichend gelehrt, wie richtig jene Warnungen waren; und wie sie den wahren Fortschritt in allen diesen neu geöffneten Untersuchungen nicht im geringsten aufhalten wollten, so haben sie wohl manchen Irrthum in seinem schädlichen Fortschreiten aufzuhalten und zu zerstreuen gedient. Ist doch die Aufgabe der Entzifferung dieser großen und zahlreichen Inschriften nur éine neben vielen andern ähnlichen, denen man in den von uns etwas weiter abliegenden Trümmern des Alterthumes überall begegnet. Dazu hat sich gewiß Niemand auch nur mit éiner dieser Aufgaben näher beschäftigt, ohne auch für die andern ein richtiges Gefühl sich gebildet zu haben. Und nicht wenige dieser Aufgaben grenzen auch örtlich sehr nahe an einander.

Allein der Verf. des zweiten der oben genannten Werke, welcher sogar mehrere dieser bis jetzt ziemlich dunkeln Gebiete beherrschen und mit einander verbinden will, zeigt sich leider nicht só, daß wir sein Beginnen billigen und seiner Arbeit Früchte loben könnten. Als ein, wie es scheint, noch etwas jüngerer Mann, gibt er vielmehr ein Beispiel, welches wir hier mehr nur um vor allen ihm gleichen zu warnen einer etwas längern Besprechung für werth halten. Wie die deutsche Zeit seit 1848 auf die um jene Jahre erst gebildeten

und seitdem etwas reifer gewordenen jungen Männer in solchen Wissenschaften eingewirkt habe, welche den Menschen als geistiges Wesen näher angehen, kann man jetzt so ziemlich schon übersehen: dieses Bild, wie es sich in dem vorliegenden und so vielen anderen Werken jüngerer Verfasser wiederspiegelt, ist wahrlich kein erfreuliches; was wir ungern sagen, aber dennoch nicht verschweigen wollen, hoffend, daß vielleicht Manche sich noch zeitig bessern mögen. Welche Ursachen zu einem solchen Ergebnisse zusammenwirkten, mögen wir hier nicht näher erörtern: die Erscheinung selbst aber ist nur zu offenbar; und ist es denn so leicht hinzunehmen, daß gerade in den vielerlei Fächern, welche Religion, Geschichte, Alterthümer, Sprache und Aehnliches betreffen, das jüngste Geschlecht an so manchen Stellen Deutschlands alles bessere Streben vergißt und der Ruhm deutscher Wissenschaft hierin empfindlich leiden soll? Ein Haschen nach eitelm Tand und Flitter mitten im scheuen Zurückweichen vor den wahren Schwierigkeiten der Dinge, ein scheinbar tiefes Forschen und festes Reden bei der größten Oberflächlichkeit und übel verhehlbarer Unsicherheit, ein unedles Verdächtigen der Vertreter einer bessern Wissenschaft auch wo nicht einmal eine rechte Veranlassung zu übelm Reden gegeben ist, und eine wahrhaft abscheuliche deutsche Sprache (wie sie bei unserm Verf. besonders an gewissen Stellen sich zeigt) kündigen schon von außen diese neue Art von Schriftstellerei an: und was ist nun weiter ihr innerer Gehalt!

Aber auch schon die ganze Art wie der Verf. zu seiner Aufgabe getreten ist, trägt von vorne an die Nothwendigkeit eines nicht sehr erfreulichen Ausganges in sich. Es zeigt sich nirgends, daß

er die Sprachen der Völker Asiens und ihre Schriftthümer wirklich kenne: einzelne sprachliche Dinge, die er dennoch vorbringt, sind jetzt überall leicht aufzulesen, verbergen aber vor dem Auge des Sachkenners sehr wenig die wirklich vorliegenden großen Mängel. Ohne die Sprache eines alten Volkes zu kennen und allen seinen schriftlichen wie künstlerischen Ueberbleibseln die selbständigste und gründlichste Untersuchung gewidmet zu haben, sollte man aber auf dem jetzigen Standorte deutscher Wissenschaft nie zu seinem Geschichtschreiber sich aufwerfen; oder will man wie unser Verf. gar die Geschichte mehrerer an Sprache, Schrift und Abstammung sehr verschiedener alter Völker zusammenfassen, so kehrt in dem weiteren Umfange diese Forderung nur desto unumgänglicher wieder, weil mit der Erweiterung der Grenzen der Geschichte auch die Gefahr des Irrens überall wächst. Hat man früher diese Forderung theils weniger scharf gestellt, theils noch weniger eingehalten: so können wir heute längst wissen, wie nothwendig sie sei; der Geschichtschreiber, welcher nicht von vorne an auf eignes Erkennen und sicheres Beschreiben verzichten will, kann die Dinge des uns im Ganzen noch dunklern Alterthumes nur insofern zuverlässiger und erschöpfender erzählen als er sie so nahe als nur möglich, also in ihrer eignen Sprache erkannt hat; Uebersetzungen reichen hier nicht entfernt hin, sind auch einem großen Theile nach entweder noch gar nicht da, oder höchst unzuverlässig. Allein die Forderung ist dazu auch nur billig. Denn der Geschichtschreiber der neuern Zeiten mag in dieser Hinsicht eine viel leichtere Arbeit haben, aber er hat desto größere Mühe sich von keiner heute herrschenden einseitigen Richtung abhängig zu machen und die

geschichtliche Wahrheit troß ihres unangenehmen Inhaltes den Zeitgenossen vollkommen richtig zu zeigen: bei dem Alterthume und nun dazu bei Assyrern und Persern hat er solche Gefahren nicht entfernt zu fürchten. So hat jede der beiden großen Hälften aller Geschichtschreibung ihre eigne Mühe: aber wir müssen in Deutschland ernstlich fordern, daß man endlich aufhöre, die Geschichte der alten Reiche von Asien und Afrika ohne Kenntniß ihrer Sprachen und Schriftthümer geben zu wollen.

Der Verf. rühmt sich nun in seiner langen, aber sehr ungeziemenden Vorrede schon in einem früheren Buche gezeigt zu haben, daß die ägyptischen Hyksôs einerlei mit „den Haiks oder den Armeniern" seien, wobei er nicht einmal zu wissen scheint, daß **Háiq** eine rein armenische Mehrzahl von **Hái** ist. In seiner jetzigen Schrift will er die assyrische Geschichte aus allen irgend zugänglichen Quellen entwerfen, ja nach Jahreszahlen, Wendungen der innern und äußern Geschicke und allen möglichen Einzelnheiten wiederherstellen. Nun wird kein Fachkenner leugnen wollen, daß wir die Geschichte der gebildeteren alten Völker und Reiche allmälig, wenn wir alle guten Hülfsmittel benutzen, noch weit höher hinauf verfolgen können als dieses vor dreißig bis funfzig und zum Theil schon vor hundert Jahren von bedeutenden europäischen Gelehrten für möglich gehalten wurde. Als die Meinung herrschend werden wollte und wirklich in Deutschland fast überall herrschend wurde, daß mit dem Perser Kyros erst die erkennbare Weltgeschichte beginne, drohete vielen unsrer wichtigsten Erkenntnisse die Gefahr völliger Verkennung und Verdunkelung, ja aller Fortschritt im Untersuchen und Erkennen der größten Theile des Al-

terthumes war wie gelähmt. Es war aber keineswegs bloß, wie der Verf. in seiner kauderwelschen Sprache sagt, der „Klassicismus“, d. i. die grizchisch-römische Philologie, welche solche lähmende Zweifel als Wahrheiten verkündete; und eine so schwere Schuld als der Verf. in seiner wenig gewissenhaften Art fast aus bloßer Unwissenheit und Verdächtigungssucht auf das edle Haupt Ottfried Müller's häufen will, hat sogar dieser zu früh verstorbene Gelehrte nicht auf sich: es waren vielmehr auch ganz andre Männer, z. B. J. Klaproth, welche die alte Geschichte auf diese enge Grenze und diese geringe Bedeutung herabbringen wollten. Ueber solche Irrthümer können wir seit den letzten Jahrzehenden längst hinaussein: es ist an den sichersten und gewichtigsten Beispielen jetzt bewiesen, daß wir noch weit über alle griechische und römische Geschichte hinaus bis in ferne Jahrtausende die gebildete alte Welt verfolgen können; die echte Geschichte so uralter und früh gebildeter Völker wie Israel, die Phöniken, die Aegypter erhebt sich aus langer Dunkelheit wieder immer sicherer und vollständiger anzuschauen vor unsern Augen: und gewiß kann allmälig auch die assyrisch-babylonische Geschichte in diese Reihe der aus ihren Gräbern wieder auferstehenden Völker treten. Allein die Art, in welcher der Verf. Letzteres hier versucht, ist völlig verkehrt. Wir wollen hier nicht von den vielen und schweren Fehlern reden, die er im Einzelnen begeht: schon die Art wie er die Quellen zusammenbringt und benutzt, konnte ihn nicht zu gesunden Erkenntnissen und guten Ergebnissen leiten. Nur dieses wollen wir hier etwas weiter zeigen.

Es versteht sich, daß der Verf. die Ergebnisse

der Entzifferung der verschiedenen Keilschriften sehr hoch hält, sie überall gerne berücksichtigt und davon so viel als ihm nur immer möglich scheint, in seine Darstellung aufnimmt. Allein man ersieht nirgends, daß er sich um die Erkenntniß der Gründe oder Nichtgründe dieser Ergebnisse bemühet habe: er nimmt was Rawlinson ihm bietet, beklagt sich an einer Stelle auch beiläufig, daß dieser die Lesungen der assyrischen Königsnamen so viel ändere und denselben Namen bald Temenbar, bald Divanubar, bald sonst wie lesen wolle, aber kommt über diese einmal sich eindrängende jammervolle Klage nicht hinaus. Gerade da also, wo für die jüngeren und müssigeren Deutschen ein würdigstes Feld eigner Untersuchung, freilich wo möglich am rechten Orte in London und sonst, und edlen Wetteifers sich öffnen würde, bleibt der Verf. ganz zurück. Und was hier überall am ersten zu erforschen und zu sichern wäre, das nimmt der Verf. unbesehen aus der Hand Anderer und bekümmert sich nur darum, wie es in seine anderweitigen Voraussetzungen passe, die doch ebenfalls noch so wenig gesichert sind. Wir müssen aber behaupten, daß es von vorne an heute thöricht ist, eine assyrisch-babylonische Geschichte bis ins 13te Jahrh. vor Chr. oder gar noch höher hinauf zu schreiben, bevor die Entzifferung der Keilinschriften fester steht und durch sie die allernächsten Urkunden einer solchen Geschichte umfangreicher und zuverlässiger benutzt werden können. Hier gebe sich jeder zuvor die rechte Mühe: die Schwierigkeiten sind aus vielen und sehr verschiedenen Ursachen ungemein groß, allein sie wachsen nur durch die Flucht vor ihnen.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. 66. Stück.

Den 24. April 1856.

Berlin, Frankfurt a. M.

Schluß der Anzeigen: »Ueber den historischen Gewinn aus der Entzifferung der assyrischen Inschriften. Von J. Brandis.« Und: „Geschichte der Assyrier und Iranier vom 13ten bis zum 5ten Jahrh. vor Chr. Von Jakob Kruger."

Ferner versteht sich, daß der Verf. die im Ganzen sehr wenigen Nachrichten benutzt, welche theils bei Griechen und Römern, theils im alten Testamente über die assyrisch-babylonische Geschichte zerstreut sind. Die griechischen und römischen Nachrichten lassen sich hier nun leicht verwerthen, sobald man einmal einen sichern Rahmen hat, in welchen man sie einfüge: aber dieser ist eben hier schwer zu finden, und muß meist erst anderswo gesucht werden. Wie wenig der Verf. aber die biblischen Nachrichten richtig zu finden und anzuwenden wisse, zeigt (um ein zufälliges Beispiel zu wählen) die Art, wie er S. 371 ff. das B. Judith benutzt. Dieses Buch, welches der Verf. als „das sogenannte apokryphische B. J." be-

zeichnet (als wäre es ihm lieber kein apokryphisches), gilt ihm wie es ist als eine ganz zuverlässige und geschichtliche Quelle: er untersucht nicht, wann es und wozu es geschrieben sei, oder wie es seinem wahren Wesen nach als geschichtliche Quelle gelten könne (denn richtig verstanden und geschätzt kann es allerdings auch als eine solche Quelle dienen); er nimmt es ganz einfach als Quelle für die alte assyrische Geschichte, durch irgend einen neuern deutschen Schriftsteller dazu verleitet. Nun meint er, zu jener Zeit, welche das Buch in seiner ganz geschichtlichen Weise schildere, sei Josia König in Jerusalem gewesen; wofür er sich auf Jud. 8, 28. 13, 23 (soll wohl 13, 18 heißen) beruft: allein der Ὀζίας d. i. Uzzia aus dem Stamme Simeon, welcher hier erwähnt wird, war nach 6, 15 und vielen folgenden Stellen nichts als einer der Vorsteher (ἄρχοντες) der Bürger der einzelnen Stadt Betylua; und bekanntlich redet das B. Judith über die damals in Jerusalem bestehende Obrigkeit ganz anders. Aber der Verf. setzt alsdann desto dreister die Erzählung des Buches in das siebente Jahrh. v. Chr., hält den König von Ninive, welchen das Buch Nabokodroßor nennt, für den aus dem ptolemäischen Kanon bekannten Chiniladan, den König Arfaxad von Medien für den aus Herodot bekannten Phraortes, meint, die tödliche Niederlage, welche jener nach dem B. Judith diesem beibrachte, falle nach ihm in das zwölfte Jahr der Herrschaft Chiniladan's 635 v. Chr., und glaubt zum Schlusse damit eine sehr wichtige geschichtliche Entdeckung gemacht zu haben, weil nach Herodot's Angaben damit das Jahr der Niederlage und des Todes des medischen Phraortes übereinstimme; ja die „Ragauer Schlacht“ spielt

nun bei ihm eine große Rolle, und das B. Judith wird ihm eine höchst schätzbare, lautere und reiche Quelle der assyrischen Geschichte in den letzten Zeiten des Bestandes eines assyrischen Reiches. Allein ganz vorne 1, 1 wird zwar in diesem Buche das zwölfte Jahr Nabukodroßor's genannt: jene Schlacht bei dem medischen Ragau aber fällt nach 1, 13. 2, 1 vielmehr in sein siebenzehntes: was hilft nun die ganze Berechnung und von ihm selbst gerühmte Entdeckung des Verfs? Aber hätte es ihm bei einer vorläufigen Untersuchung des geschichtlichen Gehaltes das B. Judith auch nur einfallen können es für einen solchen Zweck als einfache geschichtliche Quelle zu benutzen?

Indessen glaubt der Verf. für seine Geschichte noch eine ganz neue äußerst reichhaltige und dazu höchst reizende Quelle in Firdôsi's Shâhnâme entdeckt zu haben, die er denn auch aufs stärkste ausbeutet. Die erhabenen Herrscher Asiens, deren alten Ruhm das Shâhnâme besingt, müßten (meint er) die assyrischen Könige von Ninive seit dem 14ten Jahrh. vor Chr. sein: werden einem solchen Könige der altpersischen Sage ein oder einige hundert Jahre Herrschaft von Firdôsi zugetheilt, so müsse man diese Zahl stets von einem ganzen Herrscherhause verstehen; stimmen die Namen dieser firdôsi'schen Könige nirgends leicht mit den in allen andern Quellen assyrischer Geschichte überlieferten überein, so müsse man die Könige selbst dennoch auf die anderweit bekannten assyrischen zurückführen. Der Verf. bringt so ganz neue Geschichten zu Stande, mit verwunderlichen Namen und Gestalten, z. B. „Dynastie Minotschehr mit Minotscheher I. 1244—1199 v. Ch., Minotschehr II. 1199—1161, Minotschehr III. 1161—1124; Dynastie Kawus mit Kawus I. 945—924,

Kawus II. 924--974, Kawus 874—834, Kawus IV. 834—804, Kawus V. 804—785 v. Chr.": allein wir fürchten, daß dieses Alles ohne einen irgend festen Grund sei. Denn von der einen Seite sind die Vergleichungen, Meinungen und Vermuthungen des Verf. viel zu willkürlich, als daß sie viel mehr als seine eignen Einbildungen wären. Dem Verf. ist z. B. der Name des Königs Chosrev im Schâhnâme einerlei mit Kyros; Guschtasp, unter welchem nach Firdôsî Zarathustra mit seiner neuen Lehre erschien, ist ihm wirklich der Vater des Darius I. Hystaspes, aber zugleich auch der geschichtliche Darius I. rc.; Asfendiar, im Schâhnâme der große Held und Vertheidiger der neuen Lehre Zarathustra's, ist ihm der Smerdis Herodot's; und dabei gilt ihm auch die Meinung von dem späten Alter Zarathustra's als eine ganz sichere. Wir haben nicht Raum dieses Alles hier abzuhandeln, und beschränken uns auf Folgendes. Daß die Namen Chosrev und Kyros einerlei seien, konnte man schon längst als eine rein irrthümliche Annahme erkennen, und ist seit der Entzifferung der persischen Keilschriften einleuchtend genug. Wenn also der Verf. die von ihm so genannte „Assyrische Dynastie Chosrev" in die Jahre 785—725 v. Ch. versetzen wollte, so hatte er gar nicht nöthig, einen ältern Kyros aufzusuchen. Dennoch sucht er S. 125 einen solchen, weil er gern beweisen möchte, daß der firdôsî'sche Chosrev wirklich ein assyrischer König war: und so meint er einen solchen bei Diodor von Sicilien Gesch. 2, 10 und Plin. nat. hist. 19: 19, 1 gefunden zu haben. Plinius sagt hier, die hangenden Gärten Babylon's seien entweder von Semiramis oder vom Assyriae rex Cyrus erbauet: allein da die Späteren leicht Assyrien mit

Persien verwechselten, Plinius bei seinen geschichtlichen Angaben oft weniger genau ist, der ältere Diodor aber statt dessen nur einen syrischen (oder assyrischen) König überhaupt nennt, so kann der Name Cyrus in das Wortgefüge des Plinius sogar rein irrthümlich gekommen sein; und anstatt mit einem neuern deutschen Gelehrten bei Diodor Σύρου in Κύρου zu verändern, fehlt uns jeder Grund wirklich einen ältern Kyros vor dem bekannten, durch welchen dieser Name erst berühmt geworden, und dazu gar einen assyrischen Kyros aus dem achten Jahrh. v. Chr. uns zu denken. — Von der andern Seite aber müssen die geschichtlichen Quellen, welche Firdôsi zu seinen Dichtungen benutzte, künftig erst noch viel umfassender und sorgfältiger untersucht und so weit als möglich zurückverfolgt werden, ehe man die Erzählungen des Schâhnâme in solcher Weise als Geschichtsquelle sicher gebrauchen kann. Der Vf. nimmt zwar auch auf die persischen Sagen außer Firdôsi Rücksicht, so weit sie ihm in Uebersetzungen leicht zugänglich sind: allein dieses ganze Gebiet ist bis heute bei weitem noch zu wenig theils bearbeitet, theils auch nur bekannt, als daß eine so oberflächliche geschichtliche Forschung, wie der Verf. sie liebt, hier etwas gründlich Neues schaffen könnte. Zwar erscheint das allerälteste Reich Iran's, wie Firdôsi es der Sage nach darstellt, als über die ganze Erde und über Asien wenigstens bis zum Mittelmeere hin herrschend; hier würde es also die assyrischen Länder mit in sich begreifen: und da das Perserreich in vieler Hinsicht an die Stelle des babylonisch-assyrischen trat, so wäre an sich denkbar, daß Manches aus dem Inhalte der alten Sagen dieses in den Sagenkreis jenes überging. Allein dieses müßte zuvor sorgfältig

untersucht und an deutlichen Zeichen erkannt werden, könnte auch jedenfalls nur einen geringen Theil der altpersischen Sagen betreffen. Denn im Großen ist der Sagenkreis des Schâhnâme schon örtlich ein ganz anderer. Der Gegensatz von Iran und Turan oder von Süden und Norden, dieser große Gegenstand der wichtigsten Sagen des Schâhnâme, paßt nur auf Persien, und noch mehr auf Ost- als auf Westpersien; während es bei dem assyrisch-babylonischen Reiche mehr auf den großen Gegensatz von Westen und Osten ankommt und Assyrien sich zu seinem andern Gegensatze, Aegypten und dessen Länderbezirk, selbst vielmehr wie Nord zu Süd verhält. Auch kommen die berühmten assyrisch-babylonischen Städte im Schâhnâme nirgends als die großen Mittelorte vor.

— Je weniger wir von den zwei oben zusammengefaßten neuen Werken hienach das an Umfang größere loben können, desto mehr freuen wir uns, das kürzere als ein nach Anlage und Inhalt echt wissenschaftliches empfehlen zu können. Der Verf. desselben ist unsern Lesern schon aus einem frühern Werkchen über assyrische Geschichte rühmlich bekannt (s. gel. Anz. 1853, S. 1337 ff.): dieselben schätzbaren Eigenschaften, welche wir dort an jenem vorläufigen Werke rühmen konnten, zeigt auch das hier vorliegende schon etwas größere. Der Verf. hat seitdem die äußerst schwierigen assyrischen Forschungen auch in London selbst eifrig verfolgt: den bedeutendsten Stoff dazu kann man bis jetzt vorzüglich nur in London durch eigne Einsicht und geduldige Arbeit gut benutzen; und Hr Rawlinson, welcher seit bereits so vielen Jahren sowohl in Asien als in Europa fast alle seine Zeit auf die Entdeckung

und Erklärung der assyrisch-babylonischen Inschriften und übrigen Alterthümer hat verwenden können, findet in unserm durch deutsche Wissenschaft gebildeten Verfasser einen sehr zuvorkommenden und gewandten, jedoch nicht ohne eigne Untersuchung und begründete Einsicht entscheidenden Beurtheiler. Dazu enthält dieses kleine Werk einen sehr mannichfaltigen und reichen Stoff so eng als möglich zusammengedrängt; und verdient auch deshalb viel Lob. Es zerfällt dem Wesentlichen nach in zwei Theile.

In der größern Hälfte sucht der Verf. zu zeigen, was man von den assyrischen Lesungen Rawlinson's und Hincks' für etwas gesicherter halten könne, auch selbst manche eigene Meinungen über die richtige Entzifferung einmischend. Da nun der Verf. zugibt, daß die früheren Entzifferer sehr Vieles nicht nur nach Vermuthung (diese wäre in einem so neuen und so äußerst dunkeln Gebiete an sich wohl erlaubt), sondern auch ganz willkürlich annahmen, und von Grundsätzen ausgingen, welche an sich schwer denkbar, dazu ohne ihre Beweise blieben: so erweckt, was er nach schon etwas strengeren Grundsätzen sicher zu finden meint, ein günstigeres Vorurtheil. Man hat z. B. bis jetzt den so bekannten Namen des assyrischen Königs Schalman-éser noch nirgends in den Inschriften gefunden, meint aber den Namen Sargon sicher entziffert zu haben, und hat so die Vermuthung aufgestellt, jener König sei diesem gleich und eher dieser als jener Name sei der amtliche Königsname gewesen. Der Verf. billigt im Wesentlichen diese Annahme. Wirklich findet sich der Name Schalman-éser, wollen wir mit den Inschriften die andern ältesten Quellen der Geschichte vergleichen, nur in den Königsbüchern des

A. Ts, da der Schálman im B. Hosea gewiß ein anderer, nämlich ein früherer König sein muß. Da nun der Name Sargon nicht dort, wohl aber einmal in einer sehr zuverlässigen Quelle Jes. 20, 1 sich findet, so könnte man denken, Jesaja habe in seinen Schriften den richtigeren Namen erhalten. Aber freilich ist damit die ganze Frage bei weitem noch nicht aufgeklärt: denn wir haben gar keine Ursache, die Quelle, aus welcher der Name Schalman-éser in jene Königsbücher floß, für eine trübe zu halten; und was im B. Jesaja von Sargon erzählt wird, widerspricht an sich nicht der Möglichkeit, daß dieser ein anderer assyrischer König war. Treffen wir also in diesem Falle noch keine feste Entscheidung, so wollen wir damit doch keineswegs den immer bessern Fortschritt der Entzifferung der Inschriften aufhalten, oder irgend etwas verwerfen was sich aus diesen mit allseitiger Gewißheit endlich ergibt.

Auf dem bisherigen Stande dieser Entzifferungen handelt es sich schwerlich schon darum, eine zusammenhangende Geschichte Assyriens aus den Inschriften und den übrigen Quellen zu entwerfen und wichtige Thatsachen, die wir aus diesen nicht wissen, jenen zu entnehmen: die richtige Lesung der Eigennamen und der übrigen Worte muß selbst zuvor noch weit mehr gesichert werden als sie es bis jetzt ist; und wenn wir Rawlinson noch immer lange Abhandlungen über die assyrisch-babylonische Geschichte aller denkbaren Zeitalter nach seinen Entzifferungen vortragen sehen, so möchten wir lieber die Urkunden selbst mit seinen einzelnen Worterklärungen vorgelegt erblicken. Desto lehrreicher scheint uns die zweite kleinere Hälfte der Schrift unsres Verf., wo er in die Grundsätze der Entzifferung selbst näher eingeht, die Keilzei-

chen in drei Hauptarten zerlegt, und das vielfach Willkürliche, welches man bis jetzt hier annahm, zu beschränken sucht. Hier ist ein ernstes Streben sichtbar in so schwierigen Gegenständen zu den ersten sichereren Grundlagen zu kommen: ähnliche genaue Untersuchungen, die sich nun gerade zuerst auf das Allereinzelnste zu richten haben, müssen dieses Unternehmen weiter führen. Der Verf. stellt indessen hier zum Schlusse auch die Frage bereits auf: ob nicht die gewöhnliche semitische Schrift durch immer größere Vereinfachung und Verfeinerung aus der ältesten Keilschrift selbst entstanden sei? Wir geben zu, daß einige Erscheinungen uns wohl berechtigen können, diese Frage aufzuwerfen: und richtig gestellt muß sie einmal werden. Allein für ihre sichere Beantwortung ist jetzt noch kaum schon die rechte Zeit, da zuvor noch viele andre Fragen, z. B. die, woher die an sich so seltsame Keilschrift selbst komme, entschieden werden müssen. So viel ist sicher, daß alle Schrift entweder von vollen Bildern und Sinnbildern, oder von künstlichen Strichen (Keilen) ausging, letztere etwa ähnlich den Quippu's der Peruaner: und wenn die indische Schrift eher aus diesen, so möchte die semitisch-europäische Schrift doch vielmehr aus ägyptischer Quelle fließen.

H. E.

London

bei Rivingtons, 1855: **Spicilegium Syriacum: containing remains of Bardesan, Meliton, Ambrose and Mara bar Serapion. Now first edited, with an English translation and notes, by the Rev. William Cureton, M.A., F.R.S., chaplain in ordinary to the Queen, rector**

of St. Margaret's and canon of Westminster. XVIII, 102 und syrisch 50 S. in gr. Octav.

Die kleineren Stücke, welche der unsern Lesern wegen seiner hohen Verdienste um die Förderung des syrischen Schriftthumes in Europa längst bekannte Verfasser hier zusammenstellt und mit ebenso großer Einsicht als Liebe zur Sache bearbeitet zum öffentlichen Gebrauche vorlegt, gehören zu den anziehendsten, lehrreichsten und allgemein wichtigsten altsyrischen Schriften, welche in den neuesten Zeiten wiedergefunden in das britische Museum gekommen sind. Unsre gel. Anz. haben fast alle die früheren ähnlichen Arbeiten des Verfs, welcher, obwohl jetzt nicht mehr bei dem britischen Museum angestellt, dennoch mit seltener Aufopferung die dort neu gesammelten Quellen des syrischen Schriftthumes zu veröffentlichen fortfährt, mit aller Aufmerksamkeit verfolgt: doch werden sie durch diese neueste Veröffentlichung beinahe übertroffen. Desto lieber widmen wir dieser hier eine etwas längere Beurtheilung.

Die jetzt veröffentlichten Stücke christlicher Schriftsteller haben nicht bloß in ihrer Kürze, sondern auch darin eine Gleichheit unter einander, daß sie (mit den unten näher zu bezeichnenden Ausnahmen) sämmtlich in die ältesten Zeiten des Christenthumes zurückgehen, und dabei allein dem Boden entsprungen sind, auf welchem das Christenthum in jenen frühesten Zeiten am kräftigsten sich entfaltete und sich verbreitete, Syrien, Kleinasien und überhaupt die östliche Hälfte des römischen Reiches. Nun aber steht diese Kürze solcher Schriftstücke keineswegs so zufällig neben ihrem hohen Alter und ihrem Ursprunge gerade auf jenem längst für sie vorbereiteten Boden. Die Wahrheit liebt, wo sie am eigenthümlichsten und

mächtigsten schöpferisch hervorbringt, überall den kürzesten Ausdruck, und befriedigt sich leicht in ihm, wo sie wirklich so urkräftig sich verklärt. Und so stehen diese Stücke als die sprechendsten Denkmäler einer für alle weitere römische und sonstige menschliche Geschichte entscheidenden Zeit da, schließen sich wirklich auch ihrem Geiste nach zunächst an die biblischen selbst an, und machen den wahren Uebergang von dem biblischen zu dem gewöhnlichen christlichen Schriftthume. Wenn sie späterhin, als die neutestamentlichen fester gesammelt und in eben dieser Auswahl allgemein anerkannter geworden waren, vor dem höheren Glanze dieser erbleichten und allmälig sogar immer weiter zurückgedrängt und vergessen wurden, wie dieses leicht jedem Zwischengliede zweier mächtiger Schriftentwicklungen so geht: so ist es für uns desto nothwendiger geworden, sie wiederum sehr genau zu beachten, sie so viele sich nur irgend auch vielleicht in bloßen Uebersetzungen oder Bruchstücken erhalten haben, sorgfältig zu sammeln, und ihren aus vielen Gründen sehr verdunkelten Sinn wieder lebendiger zu verstehen. Denn da das Mittelglied sich verdunkelt hatte, konnte man in neuern Zeiten am Ende auch die neutestamentlichen Schriften selbst weniger sicher verstehen; ja es kamen Leute empor, welche, da sie diese neutestamentlichen aus gewissen Gründen weniger sicher zu verstehen für gut hielten, nun sogar aus der eingerissenen Dunkelheit des Mittelgliedes Gründe für ihr verderbliches Verfahren entlehnten. Aber auch solche Schriftsteller neuester Zeit, welche nicht gerade diese Absicht hatten, haben sich allerlei verkehrte Gedanken über die Schriften dieser Uebergangsstufe gebildet. Wenn man z. B. meinte, nach den sogen. apostolischen

Zeiten sei eine plötzliche aber hartnäckige Erschlaffung des höheren christlichen Geistes eingetreten, und wenn man dieses sogar durch allerlei hochweise klingende Gründe zur Ueberzeugung bringen wollte: so kann man jetzt aus der näheren Erkenntniß dieser Stücke, wie sie uns allmälig wieder möglich ist, leicht das gerade Gegentheil beweisen.

Das erste Stück, welches der Verf. syrisch S. 1—21 mittheilt, gehört freilich nur entfernter hieher; und wäre, wenn der Herausgeber strenger der eben bestimmten Ansicht hätte folgen wollen, besser ans Ende gestellt. Es ist die Schrift des berühmten syrischen Schriftstellers Bardésan „über das Schicksal“, περὶ εἱμαρμένης: man kannte aus ihr schon längere Auszüge, welche Eusebios in seine Praepar. Evang. VI aufgenommen hatte, als ein Ganzes aber erscheint sie erst hier; und es wird uns nun möglich, eine genauere Einsicht in die ganze geistige Anschauung und Bestrebung eines Mannes zu gewinnen, den man vor Allem als den eigentlich syrischen Gnostiker bezeichnen kann. Es kann uns jetzt nicht unklar bleiben, daß Bardésan, so sehr er bloß Christ sein wollte und so ernst es ihm unverkennbar darum war, dennoch von der Zarathustrischen Weltansicht noch immer zu stark beherrscht war, wenn auch in anderer Weise als etwas später sein orientalischer Landsmann Mani, und nicht ohne Einfluß auch der griechischen Schulweisheit. Natur (Physis), Geschick (εἱμαρμένη) und der christliche Gott wie er ihn erkannte, sind ihm die drei Grunddinge, worauf er alle Erkenntniß und alles Handeln im Einzelnen aufbauet, und deren wechselseitiges Verhältniß zu einander er näher zu bestimmen sucht, während er doch über jedes ein-

zelne im Unklaren bleibt und nur der eine Gedanke des freien Willens als des eigentlich menschlichen Vorzuges ihm alle Räthsel des menschlichen Erkennens und der menschlichen Pflicht lösen soll. So verwirft er streng die damals sogenannte chaldäische Weisheit, welche, wie er hier sagt, in Babylon wie in Aegypten dieselbe war: allein sowohl das, wie er es betrachtet, Nacheinander der gesetzmäßigen Kräfte und Wechsel der Natur als das blinde finstre Walten des Schicksals wirft ihm noch zu dunkle Schatten in die Sonne des Christenthumes, wie zwei durchaus finstre schwere Riesenleiber, welche ihm noch von dem gemeinen und von dem Zarathustrischen Heidenthume her zu nahe vor den Augen stehen. Man hätte diese Vermischung grundverschiedener Ansichten in jenen Jahrhunderten leichter ertragen sollen: denn übrigens leistete seine Lehre zur Widerlegung des sogenannten chaldäischen, d. i. astrologischen Aberglaubens vortreffliche Dienste, und zerstreut finden sich auch in dieser kleinen Schrift wahre Lichtfunken christlicher Erkenntniß und Aufrichtigkeit in nicht geringer Zahl; auch war seine Lehre offenbar viel unschädlicher als die dann bald folgende Mani's, und von den Unsittlichkeiten früherer Gnostiker hielt er sich frei. Allein das junge Christenthum war damals überhaupt in der Welt noch zu schwach, um solche Gefahren lange ruhig ertragen zu können: und so folgte die spätere strenge Verwerfung der ganzen Lehre dieses zu seiner Zeit offenbar sehr angesehenen und äußerst thätigen Weisen und Schulhauptes.

Uebrigens scheint uns der Herausgeber die Frage nach der Stellung und dem Umfange dieser kleinen Schrift kaum aufgeworfen und nicht gelöst zu haben. Die Schrift wie sie hier er-

scheint, ist sicher in sich selbst vollendet; und es zeigt sich, daß Bardésan oder vielleicht ein Schüler von ihm als der eigentliche Verfasser die Einkleidung in Platonische Gespräche liebte. Allein mitten in der Abhandlung S. 9 u. f. wird einmal deutlich auf eine andre angespielt, wo Bardésan etwas weiter ausgeführt habe; und S. 10, l. Z. 18, 11 wird plötzlich ein Philippos als am Gespräche theilnehmend eingeführt, den wir aus dem früher Gesagten nicht kennen. Dazu kann die ganze Lehre dieses Weisen unmöglich in dieser kleinen Schrift sich erschöpft haben. Wir können daher sicher annehmen, daß sie nur eine aus einem Kreise ähnlicher Gespräche war. Vielleicht erklärt sich auch daraus der Ursprung ihrer Aufschrift. Sie heißt nämlich nicht, wie man nach den sonstigen griechischen Nachrichten erwarten sollte, „die Schrift *über das Schicksal*“: sondern ܟܬܒܐ ܕܢܵܡܘܣܐ ܕܐܬܪܘ̈ܬܐ „Buch der *Gesetze der Länder* (und Völker)“: und diese Aufschrift ist insofern sehr treffend als sie wirklich Vieles aus den Gesetzen und Gewohnheiten der verschiedensten Völker der Erde erklärt, zunächst zu dém Zwecke um den astrologischen Irrthum zu widerlegen, daß die Stunde der Geburt Einfluß habe auf die Bestimmung und die Sitten der Menschen: wogegen hier bewiesen wird, daß sie schon nach den Gesetzen der verschiedenen Völker und den dadurch bestimmten Sitten der einzelnen Menschen keinen solchen Einfluß haben könne. Gerade diese geschichtlich lehrreichen Stücke der Schrift sind es, welche Eusebios und andre KVV. aus ihr gerne entlehnten. Die syrische Aufschrift trifft allerdings nicht genug zu, und kann nicht wohl die ursprüngliche sein: es ist aber möglich,

daß die ganze Schrift „über das Schicksal“ ursprünglich eine Reihe solcher kleineren Abhandlungen umfaßte.

Bardêsan schrieb, wie die Alten melden, Vieles in seiner syrischen Muttersprache: vorzüglich geistliche Lieder, wie wir genauer wissen. Ob aber die hier vorliegende Abhandlung in ihrer syrischen Urschrift erhalten sei, wie der gelehrte Herausgeber meint, scheint uns sehr zweifelhaft. Das Griechische, wie es Eusebios mittheilt, sieht einer Uebersetzung aus dem Syrischen in keiner Weise ähnlich: viel eher gibt sich das Syrische so, wenn man es mit jenem vergleicht. Zwar stützt der Verf. S. 81 diese Meinung einmal auf eine Stelle wo es nach unserm Syrischen heißt, die Inder äßen nach Gewohnheit Menschenfleisch, nach dem Griechischen aber, sie fingen zu dem Zwecke Fremde auf, als hätte Eusebios hier im Syrischen ܥܝܕܐ mit ܨܝܕܐ verwechselt: allein die Stelle klingt im Griechischen offenbar viel vollkommner und deutlicher, so daß wir eher vermuthen sollten, ein syrischer Uebersetzer habe sie nur etwas zu abgeblaßt wiedergegeben. Sonst aber glauben auch wir, daß solche syrische Uebersetzer schon sehr früh lebten, und daß sie uns, auch wo das Griechische sich erhalten hat, zur sichern Wiedererkennung des ältesten Wortgefüges die wichtigsten Dienste leisten.

Die Perle aber in dieser Sammlung altsyrischer Stücke ist unstreitig die Rede Meliton's an den Kaiser Antoninus S. 22—31, ein kurzes, aber höchst denkwürdiges Stück christlicher Beredsamkeit und Lehrkühnheit noch aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts, welches wir den schönsten Reden der sogenannten Apologeten dieses

Jahrhunderts zur Seite stellen, ja über sie alle mit Ausnahme des Sendschreibens an Diognétos noch erheben können. Diese Rede Meliton's ist, so viel wir jetzt wissen, griechisch zwar völlig verloren: allein noch aus dieser syrischen Uebersetzung klingt sie mit einer hinreißenden Kraft und bezaubernden Wahrheit wieder, welche es allein erklärlich macht, wie seit den Zeiten der Antonine das Christenthum eine unwiderstehliche Gewalt über alle die hervorragendsten Weisen des römischen Reiches gewinnen und nirgends mehr das Heidenthum noch ernstlich vor ihm bestehen konnte. Es sind hier nicht einzelne christliche Ansichten oder Sitten und Gebräuche, welche vor den Ohren der höchsten Lenker jener Zeiten vertheidigt werden müßten: nur die ganze große Wahrheit selbst in ihrem Gegensatze gegen das Heidenthum redet aus ihrer tiefsten Kraft und ihrem reinsten Gewissen zu den Herrschern jener Welt. Aber wenn die Apostel noch mehr gegen das erstarrte Judenthum in tausend Wendungen zu reden hatten und gegen das Heidenthum kaum schon die ganze Zunge frei haben, so kehrt sich nun das nach jener Seite hin völlig frei gewordene Christenthum mit einer solchen ungebrochenen frischen Kraft rein gegen die Weltmacht der Zeit, daß man wohl merkt, welche unersetzbare Stelle diese christlichen „Philosophen" einnahmen und welches die höchste Aufgabe des nächsten Jahrhunderts nach den Aposteln war.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

67. Stück.

Den 26. April 1856.

London

Schluß der Anzeige: »Spicilegium Syriacum: containing remains of Bardesan, Meliton, Ambrose and Mara bar Serapion. Now first edited, with an English translation and notes, by the Rev. William Cureton.«

Die ganze Rede Meliton's ist nur wie ein einziger Erguß dieses tiefsten Bestrebens und schwersten Beginnens jener Zeit, aber zugleich wohl der christlich freieste und kühnste einem Antoninus gegenüber, welcher damals möglich war. Von gelehrtem Beiwerke, von Anführungen aus der Bibel oder andern Schriften keine Spur: so rein noch aus ganz eigenster Kraft dringt die Wahrheit hier hervor. Nur wo die Thorheiten des Heidenthumes etwas näher zu zeichnen sind, fügt Meliton einige geschichtliche und örtliche Bilder ein, welche für uns zugleich noch aus andern Gründen sehr lehrreich sind, und wobei man es dem Philosophen leicht verzeihen kann, daß er hier über die heidnischen Götter und deren Ur-

sprung dieselben allerdings ungeschichtlichen und einseitigen Ansichten ausspricht, welche auch bei den übrigen sogen. Apologeten sich finden, damals aber auch in den heidnischen Schulen viel galten.

Es müßte nun mehr als sonderbar sein, wenn dieses kleine, aber so überaus kostbare Denkmal des jungen Christenthumes unecht wäre: allerdings aber kann man mit vielem Scheine einen Grund des Verdachts anführen, welchen uns der Herausgeber nicht genug hervorgehoben, noch weniger völlig entfernt zu haben scheint. Wir wissen nämlich auch sonst, daß Meliton eine „Apologie“ schrieb und an den Kaiser Antoninus richtete: allein die Auszüge daraus, welche Eusebios in seiner KG. 4, 26 ziemlich deutlich erhalten hat, stimmen zu unserm Werke nicht, finden sich in diesem nirgends, ja lassen sich auch nirgends leicht in dieses einschalten. Und doch ist unser kleines Werk sichtbar in sich vollendet. Sollen wir nun annehmen, Meliton habe vielleicht zwei „Apologien“ geschrieben? wir haben dazu kein Recht. Allein wir können diesen Anstoß wohl auf eine richtigere Art heben. Zum Glücke nennt uns Eusebios in der angeführten Stelle (welche auch Cureton hier S. 33—37 nach der denkwürdigen syrischen Uebersetzung von Eusebios' Kirchengeschichte mittheilt) eine Menge der sonstigen kleinen Werke Meliton's außer seiner Apologie: freilich nur nach ihren oft fast zu kurzen Aufschriften, aber doch wenigstens ganz zuverlässig. Nehmen wir an, unsere Rede sei eines von diesen sonstigen Werken Meliton's, am wahrscheinlichsten das Werkchen *περὶ ἀληθείας*, so stimmt Alles zusammen. Während jenes Werk, welches Eusebios als die Apologie anführt, auch den aus ihm

bei Eusebios erhaltenen Auszügen zufolge wirklich so zu nennen ist und den Apologien Justinos' u. a. Schriftsteller jenes Jahrhunderts gleicht, gibt sich unser Werkchen vielmehr als eine bloße kräftige Ansprache an die Heiden über die Wahrheit und den Weg zu ihr. Auch nennt ja die syrische Uebersetzung unsre Rede nicht „Apologie“: vielmehr führt ihre nur etwas umständlichere Ueberschrift im Wesentlichen auf dasselbe hin, was Eusebios kürzer ein Buch περὶ ἀληθείας nannte. Nun nennt die syrische Ueberschrift das Werkchen zwar vorne „Rede Meliton's vor Antoninus Cäsar: allein in der That wird ein solcher Cäsar erst ganz am Schlusse des Werkes angeredet und aufgefordert der Wahrheit zu folgen, da allerdings eine solche öffentliche Ansprache an das Heidenthum in dem damaligen römischen Reiche ihr letztes Ziel nur durch eine Ansprache an den Autokrator selbst erreichen konnte. Man konnte das Stück so zuletzt auch eine „Rede an Antoninos“ nennen; aber wie es dadurch noch keineswegs zu einer „Apologie“ wurde, so hoffen wir, man werde künftig unser Werkchen nicht etwa mit dieser verwechseln oder sich andern grundlosen Vermuthungen über es hingeben. Auch wenn wir es nicht als Meliton's Apologie betrachten können, ist es schön und echt genug, um uns theuer zu sein.

Der Herausgeber theilt alsdann auf S. 31—33, 49—50 vier ansehnliche Bruchstücke aus andern Werken desselben Meliton mit, welche er sonst in den neuerworbenen Handschriften fand. Allein so wenig der Unterz. im Verwerfen der gewissen Schriftstellern zugeschriebenen Bücher unbesonnen zu sein hofft, so kann er sich doch bis jetzt nicht entschließen, die drei letzten dieser Stücke demsel-

den Meliton zuzuschreiben. Das erste, ein Bruchstück aus der Schrift περὶ ψυχῆς καὶ σώματος, ist unleugbar von demselben, und spricht beredt die höchsten Vorstellungen über die Erscheinung Christus' aus, aber keine als welche im zweiten Jahrhunderte auch sonst uns entgegentreten. Die drei andern reden über dieselbe erst wie aus dem vierten Jahrhunderte, in einer mehr künstlichen als beredten Sprache. Auch wird als Verfasser des letzten Stückes nicht Meliton „der Philosoph" oder „der Bischof von Sardes" genannt, sondern ein Meliton mit dem Zusatze „Bischof der Stadt Attika" oder vielleicht irgend einer andern Stadt, da die syrische Schreibart selbst sich hier nicht gleich bleibt. Der Herausgeber spricht sich über diese Fragen etwas weniger aus als man, um das unstreitig Sichere desto besser schützen zu können, wünschen sollte.

Das folgende Stück S. 38—42 trägt im Syrischen die Ueberschrift »ὑπομνήματα, welche Ambrosios, ein griechischer Großer, schrieb als er Christ geworden und alle seine rathsherrlichen Genossen ihn darüber laut verklagten." Wir haben hier also Worte keines Philosophen jener Zeiten oder Geistlichen, sondern eines einfachen, aber zu den Machthabern der Zeit gehörenden Mannes: sein Wort gegen das Heidenthum ist demnach ebenfalls sehr einfach, aber um das Wesen jener Zeiten zu erkennen, sehr lehrreich. Dem Grunde nach ist es derselbe λόγος πρὸς Ἕλληνας, den man schon früher kannte und der gewöhnlich mit des M. Justinos Werken verbunden wurde: wir wissen aber jetzt seinen eigentlichen Verfasser, und besitzen sein kleines Werk wieder ganz übersichtlich. Ob dieser griechische „Buleutes" Ambrosios übrigens derselbe mit dem rei-

chen Gönner und Schüler Origenes' war, von welchem Eusebios KG. 6, 18. 23. 28 erzählt, ist zwar durch kein äußeres Zeugniß bis jetzt zu erhärten: doch mag es wahrscheinlich sein, so lange sich nichts Sichereres zeigt.

Aber das letzte Stück S. 43—48, der Brief Mara's Sohnes Serapion's an seinen Sohn Serapion, ist geschichtlich wohl das denkwürdigste. Freilich ist es geschichtlich auch etwas schwer zu verstehen: täuscht uns aber nicht Alles, so verhält es sich mit ihm wie folgt. Nach der ziemlich ausführlichen Erzählung bei Josephus J. K. 7: 7, 1—3 wurde kurze Zeit nach Jerusalem's Zerstörung durch Titus auch das noch übrige kleine syrische Reich von Kommagéne mit der Hauptstadt Samosata plötzlich überfallen und zerstört: der König Antiochos hielt sich für völlig unschuldig an dieser römischen Ungnade, wollte keinen ernstlichen Kampf mit dem feindlichen Heere beginnen, zog sich (wie sich denken läßt) mit seinem ganzen Hofe und Heere aus der Stadt und schlug draußen ein Lager auf; doch seine Söhne Epiphanes und Kallinikos begannen mit ihrem Anhange eine Schlacht, begaben sich aber, als ihr königlicher Vater noch immer nicht kämpfen wollte und sich als römischer Gefangener nach Kilikien zurückzog, endlich auf die Flucht nach dem parthischen Seleukia; während der vertriebene König, obwohl späterhin von Vespasianus gut aufgenommen, dennoch sein Reich nie wieder betreten durfte, sondern nach Lakedämonien verbannt wurde. Wir können nun sehr wohl annehmen, daß unser Mara zu den angesehensten und treuesten Dienern des Königs gehörte und dann seine Ungunst und Gefangenschaft, sowie alle seine Schicksale theilte: mitten in seinem tiefsten Elende schreibt

er hier für seinen Sohn einige Worte von höherer Belehrung und Tröstung nieder, welche sicher zu dem Schönsten gehören, was uns das ganze Alterthum hinterlassen hat. Hier spricht kein Mann aus einer einzelnen Weisheitsschule heraus, und doch ist sein Wort das weiseste; er ist in alle griechische Bildung und Weisheit eingeweihet, er spricht nicht offen oder gar bitter feindselig gegen diese oder gegen die römische Allmacht, welche ihn in das tiefste Leiden stürzte: aber sein Geist steht bereits hoch über aller Weisheit der alten Welt; er spricht nicht im Mindesten wie ein gewöhnlicher Christ, und kennt doch Christus geschichtlich schon so, daß man wohl fühlt, wie das Erscheinen und die Lehre desselben auf ihn nicht ohne Einfluß geblieben sei. — Ist nämlich an diesem kleinen Stücke Vieles denkwürdig, so ist wohl wiederum am denkwürdigsten in ihm die Art wie der weise Mann von Samosata über Christus redet. Er nennt ihn nicht anders als „den weisen König“, durch dessen Mord die Judäer nur den schnelleren Fall ihres eignen Königreiches bewirkt hätten, der aber, obwohl getödtet, in „den neuen Gesetzen, die er gegeben“ ewig fortlebe. Er stellt ihn so mit Sokrates und Pythagoras zusammen, spricht sich über dieses ganze Verhältniß in den kurzen Worten dieses Vermächtnisses an seinen Sohn allerdings nicht näher aus, zeigt aber durch alle seine Worte, wie wenig ihm das Christliche auch seinem Geiste nach fremd sei. Wirklich aber konnte um das J. 72—74 n. Ch. ein angesehener hochgebildeter Mann in Samosata, der in jeder Hinsicht das gerade Gegentheil seines um hundert Jahre späteren und unter uns freilich fast nur zu wohl bekannten Landsmannes Lukianos ist, kaum anders über Christus reden.

Aber so ist dieses auch das älteste Zeugniß über Christus, welches wir außer dem N. T. bis jetzt sicher finden können: und die geschichtliche Wichtigkeit unsres kleinen Stückes wächst auch dadurch ungemein.

Wir dürfen hier jedoch unsern Lesern nicht verhehlen, daß der Herausgeber dieses uns so äußerst wichtig scheinende Stück vielmehr um hundert Jahre später machen möchte. Da der Briefsteller nämlich S. 46, 13. 17 auf die Zerstörung des zu Sand gewordenen Samos anspielt, so gibt er zwar zu, dieses könne sich geschichtlich auf das Erdbeben beziehen, welches diese Insel zu Augustus' Zeit heimsuchte, meint aber der Ausdruck vom Sande weise auf das Σάμος ἄμμος der sibyllinischen Bücher zurück, und diese Bücher seien erst zur Zeit des Justinos M., also seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Ch. viel gelesen. Allein dieser Grund scheint uns nicht sicher. Allerdings muß der Ausdruck vom Sande auf das Witzwort der Sibyllinen über Samos zurückgehen: aber dieses Witzwort kehrt in den jetzigen Sibyllinen an den verschiedensten Stellen so häufig wieder, daß es schon deshalb zu dem älteren Grundstocke dieser Weissagungsworte gehören muß. Die Stelle in den Sibyll. 3, 365 gehört aber zu diesem: und wir wissen anderweitig hinreichend, daß die Sibyllinen ihrem ältern Bestandtheile nach längst um die Zeit da waren und viel gelesen wurden, in welche wir oben unsern herrlichen Brief versetzt haben. Zwar führten die Römer wieder 162—165 n. Ch. am Euphrat Krieg, und in diese Zeit möchte der Herausgeber unser Sendschreiben verlegen: allein wir können uns dieses durchaus nicht näher denken, während alle Ausdrücke und Anspielungen des Sendschreibens zu

jenem oben nach Josephus bezeichneten Ereignisse vollkommen passen. Endlich ist der Name Serapion in jenen Zeiten viel zu häufig als daß dér, welcher nach Eusebios KG. 5, 19 der achte Bischof von Antiochien war und um 190 n. Chr. lebte, nothwendig derselbe sein sollte, an welchen unser Sendschreiben gerichtet ist: wie der Herausgeber ferner noch zur Unterstützung seiner Meinung über das Alter desselben vermuthet. Wir wüßten für eine solche Vermuthung nichts Bestimmtes zu sagen.

— Dieses sind also die Stücke, deren Veröffentlichung man dem Herausgeber verdankt. Sie haben für uns außerdem noch dén Nutzen, daß das Syrische in ihnen so rein und so blühend erscheint, wie in wenigen Schriften. Das Syrische selbst erscheint hier zwar nicht in dem neugegossenen sehr schönen Estrangelo, worin, wie diese gel. Anz. seiner Zeit meldeten, Hr Cureton bereits ein andres Werk veröffentlicht hat: aber das Wortgefüge ist, obgleich nur nach éiner Handschrift festgestellt, durchgehends sehr zuverlässig hergestellt. Nur mehr gegen das Ende hin sind einige nicht angezeigte Druckfehler stehen geblieben, wie S. 45, 17. 46, 21. Einige andre noch nicht bemerkte Fehler liegen auch in der Handschrift selbst. So bilden S. 6, 26, wo lauter Gegensätze gehäuft werden, ܪܚܡܘܬܐ Liebe und ܡܚܪܘܬܐ Gesellschaft keinen Gegensatz: für letzteres wird wohl ܡܚܪܡܘܬܐ Bann zu lesen sein. S. 6, 2 ist ܐܘܢ auffallend: nach S. 18, 7 erwartet man ܐܒܘܢ unser Vater! im Sinne unsres Ehrennamens Lehrer. S. 24, 23 ist für ܐܪܟܠܡܗܣ einfach der

Name des bekannten Urvaters Attika's Erechtheus ܐܪܟܬܝܘܣ herzustellen; und S. 25, 16 wird für ܗܕܪܢ als Name eines dem persischen „Mager" Zarathustra gleichgestellten Götzen zu Mabug vielmehr ܗܕܪܟ zu lesen sein, vgl. mit dem was über diesen syrischen Gott Hadrak aus dem Namen אַדְרַמֶּלֶךְ und den Worten B. Zach. 9, 1 folgt. Wir übergehen andre verdorbene Stellen, welche nicht kurz besprochen werden können.

In dem Vorworte klagt der kundige Herausgeber mit Recht über voreilige Uebersetzungsversuche, welche einige dieser Stücke bereits erfahren haben: es kann nicht genug gesagt werden, daß Niemand in diesen wissenschaftlichen Fächern nützlich wirken kann, der nicht zuvor die sorgfältigsten und festesten Kenntnisse sich erworben hat. Die Uebersetzung des Herausgebers selbst ist im Ganzen deutlich und treu: aber nicht wenige Stellen, besonders in dem ersten und dem letzten Stücke können allerdings noch genauer und richtiger verstanden und übersetzt werden, wodurch auch die Schönheit der Urschriften vielfach noch deutlicher wieder hervortreten würde. Es fehlt uns hier an Raum, dieses weiter zu zeigen: aber schon durch eine noch größere Aufmerksamkeit auf einzelne übrigens leicht deutliche Wörter könnte Manches noch verständlicher werden, z. B. wenn das Wort ܒܥܠܕܒܒܐ S. 6, 12 und sonst nicht durch enemy, sondern sogleich durch Satan übersetzt wäre. — Auch für die Erklärung der geschichtlich dunkleren Stellen dieser Stücke macht der Herausgeber überall einen sehr guten Anfang; und dazu theilt er aus den ungedruckten

Schätzen des britischen Museums beiläufig so manche lehrreiche Stelle mit. Möchte er nur bald wieder aus diesem syrischen Schatzhause vieles Wichtigere veröffentlichen!

Noch bemerken wir, daß der Herausgeber diese Stücke ganz so wie sie in den Handschriften erscheinen ohne alle weitere Eintheilung hier veröffentlicht. Dieses ist auch ganz erträglich, da die Stücke ziemlich klein sind. Doch hätten wir zur Erleichterung des Anführens von Worten und Stellen aus ihnen eine Zählung der Zeilen jeder Seite am Rande gewünscht, hier wie bei allen ähnlichen Werken. H. E.

Wiesbaden

1854. Medicinische Jahrbücher für das Herzogthum Nassau. Aus Auftrag der Landesregierung herausgegeben von J. B. v. Franque, W. Fritze, E. Vogler. Zwölftes und dreizehntes Heft. (Die Verbreitung der typhosen Krankheiten). 912 S. in Octav.

Da hier eine einzelne, sehr verbreitete, wichtige Krankheit, in einem großen Bezirke (Nassau enthält zur Zeit 429,000 Bewohner in 229 Ortschaften), gemeinschaftlich von vielen Staats-Aerzten (119 sind hier zu zählen), während eines beträchtlichen Zeitraums (von 35 Jahren) und in einer großen Summe der Fälle (24,244, mit 3726 tödtlichen) beobachtet worden ist — muß eine solche großartige Untersuchungs-Methode reizen, die dadurch erhaltenen Ergebnisse kennen zu lernen und die Beantwortung mehrer noch schwebender Fragen besonders in ihnen nachzusuchen.

Vorausgeschickt ist ein geschichtlicher Abriß über die typhosen Krankheiten in Nassau seit Anfang des Jahrhunderts bis 1817, von J. B. v. Fran-

que bearbeitet. Daraus ist zu ersehen, daß diese niemals ganz erloschen gewesen sind, wie sie wohl überhaupt in den volkreicheren Theilen Europas in Ortschaften von gewisser Größe, als permanent zu betrachten sind. Es hebt sich aber daraus der wohlbekannte Kriegs-Typhus hervor, von October 1813 bis April 1814, in Folge der durchziehenden Heere. Damals ist binnen 6 Monaten am Petechialtyphus der 6te Theil der Bewohner des ganzen Landes erkrankt und von den Erkrankten der 5te gestorben, also ist der 30ste Theil der ganzen Bevölkerung eines Landes hingerafft (was doch noch den ehemaligen Pest-Seuchen bei weitem nicht gleich kommt).

Aus den nun folgenden zahlreichen Berichten über die innerhalb 35 Jahre, von 1818 bis 1852, im Herzogthum vorgekommenen Typhus-Epidemien wollen wir die wichtigsten Ergebnisse mittheilen, mit Zugabe einiger Bemerkungen, welche das epidemische Verhalten betreffen.

Die Epidemien waren immer nur **beschränkt** auf einzelne Ortschaften, Straßen und Häuser. — **Meteorologische Zustände ließen sich als von Einwirkung auf sie nicht erkennen**; auch die Jahrszeiten ließen keine deutliche Unterschiede wahrnehmen, obgleich die höchsten Zahlen in die Monate August bis October und weiter bis März fallen, die niedrigsten auf April bis Juli, wie sich wenigstens aus 14,547 Fällen ergibt, bei denen die Jahrszeit genau angegeben wurde. (Dies scheint allgemeines Gesetz). In den Zeiten guter Ernten war der Typhus regelmäßig sparsamer. Vielleicht ist hieraus auch zu erklären, warum er in den beiden letzten Jahrzehnden zugenommen sich zeigt (z. B. finden wir 1822 nur 125 Erkrankte in 1 Gemeinde, dagegen 1852 finden wir 3590 Er-

krankte in 28 Gemeinden). Indessen kann die frühere Seltenheit auch Folge sein der getilgten Receptivität nach der oben erwähnten großen Kriegs-Epidemie, wenigstens zeigt sich wohl die Zahl, aber nicht die Intensität der einzelnen Fälle in jener früheren Zeit geringer. Gewiß ist auch nicht richtig eine größere Verbreitung immer durch eine besondere epidemische Luft-Constitution zu erklären (wie es sich noch, als die alte Sydenham'sche Lehre, erhalten hat in der Epidemien-Lehre; die Gelegenheit zu Uebertragung des Contagiums oder eines Miasma's kommt vor Allem in Berücksichtigung; keine bessere Beweise gibt es hierfür als kleine abgelegene Inseln, wo gewisse Epidemien entstehen und im Verhältniß zur Importation infectioser Krankheiten, zur Zahl receptiver Individuen und nach Gelegenheit zur Transmission des Krankheitsstoffes). — Die geologischen Verhältnisse des Bodens zeigten keine Bedeutung. Wohl aber ergaben sich als zwei wichtige Momente, gedrängtes Zusammenleben vieler Menschen und dürftiger Unterhalt, auch jedes getrennt für sich. — Alle Typhus-Epidemien schienen nur einem Contagium ihre Verbreitung zu verdanken, häufig erwies sich dies als sehr hartnäckig haftend in einem Gebäude; freilich gewährten dabei Begünstigungen schwächende Einwirkungen, Mangel und Noth, materielle wie moralische. — Tuberculose gewährte keine Immunität.

Es wird gestattet sein, trotz dem anerkannten großen Werthe des vorliegenden Werkes, auf einige Fragen aufmerksam zu machen, welche darin noch nicht erledigt zu finden sind.

Man kann der Angabe durchaus nicht beistimmen, „daß alle acute Krankheiten, wie Pneumonie, Puerperal-Fieber, einfache rheumatische, ka-

tarrhalische, gastrische Fieber, Typhus=Contagium entwickeln könnten." Der Uebergang solcher Krankheiten in einen torpiden oder adynamischen Zustand wird leider sehr oft noch „typhos genannt; aber eine spontane Genese des Typhus ist überhaupt nicht anzunehmen und hier bei der erwiesenen Permanenz desselben im Lande am wenigsten beweisbar. Daß sich dies so verhält, ist, beiläufig gesagt, nirgends geeigneter zu erkennen, als auf den schon oben zu Beobachtungen empfohlenen kleinen vom Lande hinreichend entfernt gelegenen Inseln, und zwar der gemäßigten Zone (denn auf der heißen Zone fehlt der Typhus ganz und erlöscht sogar auf Schiffen auf der Fahrt dahin). — Die Form als Petechial=Typhus kam nicht selten vor. Man sähe hier gern die Frage entschieden über die Identität jenes mit dem Abdominal=Typhus (d. i. des Typhus mit dem Typhoïd), durch beweisende Thatsachen von Entstehung der einen Form aus dem Contagium der anderen, wozu hier Gelegenheiten sein müssen und was fast ohne Zweifel als für die Identität ausfallend zu erwarten ist. — Willkommne zahlreiche Belege sind dafür gefunden, daß manche so genannte „gastrische und pituitöse Fieber" dem Typhoïd angehören. — Die Frage über Identität des Typhus und der Malaria=Fieber wird hier nicht angeregt und ist auch wohl als entschieden verneint und erledigt zu betrachten (wäre es noch nöthig, würde die geographische Betrachtung beider Krankheits=Formen ihren specifischen Unterschied evident erweisen, indem z. B. die Malaria auf der heißen Zone am intensivsten vorkommt, wo der Typhus fehlt). Aber eine andere Frage besteht, ob nicht manchmal larvirte Malaria=Fieber so ähnlich dem Typhus erscheinen können, daß sie für letztere genommen werden, meist

unter dem Namen von „gastrisch-nervosen Fiebern.“ Da nun in den vorliegenden Berichten der Typhus sich in den früheren Sommer-Monaten geringer erwiesen hat, was zu erwarten war, aber dennoch in den späteren Sommer-Monaten, in denen der größten Malaria-Wirkung, August bis November, am stärksten vorgekommen ist, so kann dies Verhalten für jene Vermuthung sprechen; auch das was über gefundene Anschwellungen der Milz gesagt ist (S. 900) gehört dahin, wie auch die Bemerkung, daß öfters, zu Anfange oder zu Ende der Krankheiten, intermittirender Typus zu bemerken gewesen sei und daß Chinin sich nützlich gezeigt habe. Wenn solche Fälle bloß in gewissen Jahrszeiten und in Malaria-Districten erschienen sind, wären dies noch mehr entscheidende Punkte; freilich sind die Malaria-Districte im Ganzen nicht eben als häufig in Nassau bekannt. — Eine andere Frage ist noch nicht ganz anerkannt sicher dastehend, d. i. ob die Receptivität für das Typhus-Contagium erlöscht, in der Regel wenigstens, nach einmaligem Ueberstehen desselben. Dies ist besonders wichtig für die hygienischen Maßregeln, welche hier auch berücksichtigt werden. Es ist eine Aufgabe der Zeit, dem Typhus präventiv zu begegnen, nachdem man ihn nun besser und klarer in seinen vielfachen Formen und in seinem stillen, unablässigen Würgen erkannt hat. Es wird hier dazu empfohlen, kleine Bezirks-Spitäler zu errichten; gewiß sehr passend. Frische Luft, Zerstreuung gedrängt Wohnender, Abhalten des Contagiums, so viel dies thunlich ist, besonders bei Abgang von Schiffen und Truppen, sind zunächst erforderlich; und zur Desinfection von Zimmern und Kleidern verspricht die Erhitzung Hülfe, da schon in einer Temperatur der heißen Klimate das Contagium

vergeht, wie auch Hitze bei anderen Contagien sich bewährt hat. Aber man darf auch fragen, ob nicht der Typhus geimpft werden könne? Um darüber zu entscheiden, bedarf es freilich noch mancher Vorfragen. Dazu gehört die eben erwähnte, über die einmalige Receptivität, außerdem weiß man noch nicht, ob das Contagium in solcher Form zu erlangen ist, daß es impfbar ist, und ob die Einwirkung desselben eine milde sein würde.

Uebrigens sind 19 Aerzte ihrem Berufe im Kampfe mit dieser Haupt-Krankheit unserer Zone erlegen, darunter 4 zum zweitenmale befallen waren. Das ganze Werk bringt überhaupt den nassau'schen Aerzten und ihrem Zusammenwirken große Ehre. Der Wunsch entsteht von selbst, daß diese in Deutschland bestehende epidemiologische Gesellschaft, diese organisirte Association, ihre Thätigkeit für wissenschaftliche Untersuchungen fortsetzen und auch andere Krankheiten denselben unterziehen möge, daß sie dabei auch bestimmte Fragen sich stellen und daß sie Nachahmung finden möge, durch Bildung vieler epidemiologischer Gesellschaften, welche als nothwendige Unterlage auch die Noso-Geographie in ihre Forschung aufnehmen müßten. A. Mühry.

Stuttgart

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandl. 1854. 1855. Neueste Sammlung ausgewählter Griechischer und Römischer Classiker verdeutscht von den berufensten Uebersetzern. Lieferung 1—29 in Octav.

Referent ist als Philolog nie ein großer Freund von Uebersetzungen der Classiker gewesen, die lange nicht den Genuß gewähren, als die Originale selbst, ja öfter Ekel und Widerwillen erregen, weil sie öfter unverständlicher sind, als die Originale. Nützlich sind indessen dennoch die bessern für Solche, die die Classiker nicht in der Ur-

sprache lesen können, und Solche, die dies zwar können, aber sie doch nicht durchgängig leicht verstehen, ohne zu viel Zeit auf das Nachschlagen in Wörterbüchern und in erklärenden Commentaren zu verwenden. Schädlich sind anerkanntermaßen Uebersetzungen als sogen. Eselsbrücken in den Händen träger Schüler, bei denen sie leider sich viel finden. Gut ist es also, wenn gute Uebersetzungen der vorzüglicheren Classiker angefertigt werden, damit diese immerwährend auch von Nichtphilologen leicht gelesen werden können. Darum wird Mancher diese vorliegende Sammlung mit Freuden begrüßen, als eine solche, die von anerkannt tüchtigen Uebersetzern angefertigt ist. Die 29 Lieferungen, welche bis jetzt erschienen sind, enthalten (außer den einleitenden Werken *), wie Liefrg. 2: Uebersicht der Griechisch-Römischen Philosophie von K. Prantl, Lfr. 18: die Geschichtschreiber der Römer von den frühesten Zeiten bis auf Orosius. Uebersichtlich dargestellt von Frz. Doroth. Gerlach, Prof. an d. Univ. zu Basel): Aeschylos von Donner (Lfr. 1. 4), Plato (Phädon, Gastmal, Phädrus 3. 7. 29) von Prantl, Plutarch von Eyth (Gracchus, Brutus, Themistokles, Aristides, Perikles, Cato d. Aelt. 5. 16. 19), Tacitus v. Roth (kleinere Schriften, Annalen Buch 1—6. Lfrg. 6. 9. 23. 28), Terenz von Herbst (8. 10—13. 15), Theokrit, Bion u. Moschus v. Mörike u. Notter (14), Sallust v. Cleß (d. Krieg gegen Jugurtha 17), Horaz v. Binder (20. 24), Homer von Donner (Il. 1—12. Lf. 21), Xenophon (Memorab.) v. Zeising (22), Aristoteles (üb. d. Theile d. Thiere), v. Karsch (25), Cicero (Tusculanen) v. Kühner (26), Aristophanes (der Vogelstaat) v. Minckwitz (27). Noch muß bemerkt werden, daß bei vielen Uebersetzungen sich auch Anmerkungen (selbst gelehrte, kritische) finden, die manchen Lesern wohl nicht unwillkommen sein mögen, von Vielen aber, für welche diese Uebersetzungen bestimmt sind, wohl weiter nicht werden beachtet werden.— Ueber die einzelnen Uebersetzungen läßt sich Ref. nicht aus, was zu viel Raum hinwegnehmen würde, sondern erwähnt nur noch, daß die Ausstattung dieser Sammlung gut ist und bei dem geringen Preise gewiß zur weiteren Verbreitung derselben beitragen wird.

*) Warum ist es bloß auf dem innern Umschlag und nicht auf dem äußern allgemeinen Titel bemerklich gemacht, daß solche einleitende Werke sich in dieser Sammlung finden?

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

Den 28. April 1856.

Paris

Librairie Ch. Meyrueis et Compagnie Rue Trouchet. 2. 1854. Lettres de Jean Calvin recueillies pour la première fois et publiées d'après les manuscrits originaux par Jules Bonnet. Lettres françaises. Tome premier XXXIX und 451 S. Tome second 600 S. in Octav.

Ueber Calvin's reichen Briefwechsel hat bisher ein besonderes Mißgeschick gewaltet. Während die Briefe der beiden großen deutschen Reformatoren, Luther's durch De Wette, Melanchthons im Corpus Reformatorum, bereits mit großer Sorgfalt und Vollständigkeit herausgegeben sind, waren die Calvins bisher größtentheils noch nicht oder doch nur unvollständig und zerstreut veröffentlicht. Auf seinem Todbette hatte Calvin, wie Beza in dem Briefe vom 1. Febr. 1575, der als Vorrede vor der Ausgabe der lateinischen Briefe des Reformators steht, erzählt, eben diesem »sua κειμήλια id est schedarum ingentem acervum«

empfohlen, und ihm aufgetragen, was davon der Kirche zum Segen gereichen könne, herauszugeben. Der Wunsch wurde jedoch in Beziehung auf die Correspondenz Calvin's nur spät und unvollständig erfüllt. Die Briefe waren schwer zu sammeln, die Zeit gebot bezüglich der Auswahl noch mancherlei Rücksichten. So erschienen von Beza unter Mitwirkung besonders von Charles de Jonvillers herausgegeben »Calvini epistolae et responsa« zuerst in Genf 1575, dann öfter gedruckt, nur eine Auswahl des weit reichern Briefwechsels, besonders unvollständig was den französisch geschriebenen Theil desselben anlangt, indem sich selbst in der Gesammtausgabe der Werke Calvins (Amsterdam 1671), in welcher noch einige Briefe mehr aufgenommen sind, nur 27 aus dem Französischen ins Lateinische übersetzte Briefe vorfinden. Dazu sind später allerdings manche Ergänzungen gekommen. Durch Wetstein in Amsterdam wurden 1741 »Lettres de Calvin à Jacques de Bourgogne seigneur de Falais« 50 an der Zahl herausgegeben. Aus der Gothaer Bibliothek veröffentlichte Bretschneider eine Anzahl Briefe Calvins. Henry ließ sich zu seiner ausführlichen Biographie des Reformators Abschriften ungedruckter Briefe aus Genf und Paris kommen, und hat davon eine ziemliche Anzahl auch abdrucken lassen. Andere finden sich in Ruchat: Histoire de la réformation en Suisse, und bei Crespin: Histoire de Martyrs, während zwei angebliche Briefe Calvin's an den Marquis du Poet, die zuerst der Abbé d'Artigny, nachher Capefigue in der Histoire de la Réforme herausgegeben hat, und die lange von den Gegnern Calvin's benutzt sind, entschieden als gefälscht betrachtet werden müssen, wie der Herausgeber, dem

es vergönnt war, die angeblichen Autographen aus dem Archive der Familie du Poet, jetzt im Besitz eines Marquis d'Alissac einzusehn, jetzt bis zur vollsten Evidenz nachweist (vgl. II, 588: Une calomnie historique ou deux fausses lettres de Calvin à M. du Poet).

Der Verf. beabsichtigt nun zum ersten Male eine Gesammtausgabe der Briefe Calvin's und hat mit dem französisch geschriebenen Theile derselben den Anfang gemacht. Die lateinisch geschriebene Correspondenz soll später nachfolgen. Der Grund, weshalb der Herausgeber so die beiden Theile des Briefwechsels trenne, war nach seiner eignen Angabe der, daß er die französisch geschriebenen Briefe zugleich für weitere Leserkreise in der französisch-reformirten Kirche bestimmte und denen, welchen nur diese Sprache zu Gebote steht, den Schatz nicht vorenthalten wollte. Er macht S. XVII der Vorrede darauf aufmerksam, daß schon die herrliche Form der Briefe, ihre vortreffliche Sprache (»il écrit«, sagt er von dem Reformator, »en français comme un des createurs de cette langue qui lui doit ses plus beaux traits avant Montaigne«) im höchsten Grade anziehend ist, und fährt dann fort: »Détachées de la correspondance latine, qui sera l'objet d'une publication séparée, les lettres françaises de Calvin présenteront dans une langue accessible à tous, une série d'études litéraires et morales sur l'écrivain et sur l'homme, une véridique image du réformateur peint par lui-même dans les documents originaux.« Wir wollen nicht verhehlen, daß es uns angemessener und für den Gebrauch zuträglicher geschienen hätte, die beiden Theile des Briefwechsels nicht auf diese Art auseinander zu reißen, sondern ungeschieden sämmt-

liche Briefe der Zeitfolge nach an einander zu reihen, indem so allein die Sammlung einen vollen Ueberblick und ein volles Bild Calvin's in seinen Briefen geben konnte. Die Wichtigkeit der Rücksichten, welche den Herausgeber zu seiner Anordnung bestimmten, soll dabei nicht verkannt werden; doch wäre das Ziel, welches er dabei im Auge hatte, vielleicht nebenbei noch vollständiger durch eine französische Gesammtausgabe, in der die lateinischen Briefe übersetzt aufgenommen wären, zu erreichen gewesen, wie denn eine englische Uebersetzung der beiden bisher erschienenen Bände bereits bald nach ihrer Veröffentlichung erschienen ist.

Es ist wohl als eine Art von Ersatz anzusehen, daß der Briefwechsel des Genfer Reformators, der so lange unveröffentlicht da gelegen, nun einen um so geschickteren Herausgeber gefunden hat, der seine Aufgabe, so weit sich aus dem bis jetzt Vorhandenen urtheilen läßt, so trefflich zu lösen wußte. Gewiß war die Aufgabe keine geringe, die an vielen Orten in Frankreich, Deutschland und der Schweiz zerstreuten Briefe nur erst einzusammeln, eine noch größere, sie so wie es geschehen ist, herauszugeben, wobei es wohl nicht als die geringste Schwierigkeit anzusehen ist, daß Calvin wie das dem Werke beigegebene Facsimile zeigt, eine so ungemein unleserliche Hand schrieb. Der Herausgeber, der sich bereits durch seine in mehreren Auflagen erschienene Schrift: »Vie d'Olympia Morata, episode de la renaissance et de la réforme en Italie« bekannt gemacht hat, fand auf einer wissenschaftlichen Reise, mit der ihn die französische Regierung unter der Administration von de Salvandy und de Falloux beauftragte, Gelegenheit, ausgedehnte Nachsuchungen

nach dem, wie bemerkt, sehr zerstreuten Briefwechsel Calvin's anzustellen. Die Frucht fünfjähriger Forschungen ist denn auch eine sehr reiche gewesen. Von den 278 in den beiden vorliegenden Bänden abgedruckten Briefen sind etwa 170 bisher nicht gedruckt. Den größten Beitrag dazu hat natürlicher Weise Genf geliefert, dessen Bibliothek die unter Beza's Leitung von Jonvillers zusammengebrachte Sammlung von Briefen Calvins enthält und dessen Archive ebenfalls reiche Schätze dieser Art bergen. Neben Genf hat das Meiste die kaiserliche Bibliothek zu Paris beigesteuert; dann die Bibliotheken und Archive von Bern, Zürich, St. Gallen, Neuchatel; dem Archiv der reformirten Kirche in Frankfurt, auf welche Calvin einen großen Einfluß hatte und die er in zahlreichen Briefen geleitet, sind ebenfalls einige entnommen, andere den Schätzen des britischen Museums, endlich auch eine Privatsammlung des Obersten Trouchin in Genf. Aus der letztern stammen namentlich einige Briefe an den Rath zu Bern (I, 441; II, 7), die auch Henry nicht bekannt waren und die einen schätzbaren Beitrag zu der Geschichte der Streitigkeiten zwischen Bern und Genf bieten. Gedruckten Quellen sind nur wenige Briefe entnommen. Nur der Histoire des Martyrs hat der Herausgeber eine Reihe von Zuschriften an französische Märtyrer entlehnt (I, 340; 367; 371; 395; 399; II, 63; 145; 274 u. a. m.), die er im Manuscript nicht mehr vorgefunden, doch hat er die hier mitgetheilten Schriftstücke auch wieder mit neuen bereichert. Namentlich ist die Reihe von Briefen, welche Calvin an die fünf Märtyrer von Lyon, fünf junge Franzosen, welche in Lausanne gebildet, 1552 nach Frankreich zurückkehrten, in Lyon bald nach ihrer An-

kunft gefangen genommen 1553 den Märtyrertod starben, schrieb, durch einen neuen wahrscheinlich kurz vor ihrem Tode geschriebenen vermehrt worden (I, 382). Außer diesen wenigen der Histoire des Martyres entnommenen Briefen sind alle nach Originalbriefen, Concepten von Calvin's Hand und nach alten Abschriften, namentlich aus der Genfer Sammlung abgedruckt, wie der Herausgeber denn auch die alte Schreibart durchweg beibehalten hat. Gewünscht hätten wir nur, daß es ihm zugleich gefallen hätte, bei den Briefen, die schon anderswo gedruckt isind, Angaben darüber zu machen, wo sie sonst zu finden sind, für ihn eine geringe Mühe, für den Gebrauch des Werks nicht ohne Nutzen.

Von großer Bedeutung und den Werth der Sammlung namentlich erhöhend sind die reichen Anmerkungen, mit denen der Herausgeber die Briefe versehen hat. Wenn Briefe überhaupt, um verständlich zu werden, eines Commentars bedürfen, da der Briefschreiber immer Manches als bekannt voraussetzt, Vieles nur leise berührt, Andeutungen gibt, die dem Empfänger klar sind, für jeden späteren Leser einer Auslegung bedürfen, so ist das mit Calvins Briefen in noch besonders hohem Grade der Fall. Zum großen Theil (wir reden immer nur von dem in den beiden Bänden vorliegenden französischen Briefwechsel) in Zeiten der Verfolgung geschrieben, an bedrängte Gemeinden, an Bekenner des Glaubens im Gefängnisse, bewahren sie auch bei aller Offenheit eine kluge Zurückhaltung, deuten Manches nur ganz leise, oft nur versteckt an, machen oft wichtige Angaben und Mittheilungen in Worten, die nur den Empfängern verständlich waren, ja geben oft statt der rechten Namen Pseudonyme. So ist es ja

bekannt, daß Calvin selbst oft unter dem Pseudonymen Charles d'Espeville oder Bonneville schrieb; Genf heißt mehreremale »Villefranche«; Paris wird mit dem Namen Longueville benannt. Erwägt man nun die Vielseitigkeit des Briefwechsels Calvin's, die mannichfachen Beziehungen, in denen er zu Königen und Fürsten, zu den Großen Frankreichs und der Gemeinde, zu Bischöfen und Märtyrern stand, so wird man gestehen, daß dem Herausgeber auch in dieser Hinsicht keine geringe Aufgabe gestellt war. Es gehört zu den größten Verdiensten des Werkes, daß er sie so sorgfältig gelöst hat. Nicht nur wird zu jedem Briefe eine Einleitung gegeben, welche die Verhältnisse des Mannes oder der Gemeinde, an die er gerichtet ist, darlegt, die Beziehungen zu Calvin entwickelt und so das Verständniß des Briefes im Allgemeinen vermittelt, es werden auch den Briefen selbst inhaltreiche Anmerkungen angefügt, welche einzelne Andeutungen derselben erklären, Beziehungen auf Zeitereignisse darlegen und so den Leser völlig in die Situation des Briefes versetzen.

Besonders schwierig war die Aufgabe noch dadurch, daß bei manchen Briefen in dem Manuscripte sich weder Datum und Jahreszahl, noch irgend eine Addresse vorfand, Beides erst durch Conjectur ermittelt werden mußte. In solchen Bestimmungen entwickelt der Verf. einen großen Scharfsinn, verbunden mit einer genauen Detailkenntniß der Geschichte der reformirten Kirche in Frankreich, die es allein ermöglichte, oft aus leisen Andeutungen zu erschließen, wann? und an wen? der Brief gerichtet war. Es kann dabei natürlich nicht anders sein, als daß manche dieser Vermuthungen eben nur Vermuthungen bleiben, die auch nicht einmal zu irgend einem Grade

von Wahrscheinlichkeit erhoben werden können. Dagegen finden sich auch manche sehr glückliche Conjecturen, die einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erreichen. Sehr glücklich ist z. B. die Vermuthung, daß der I, 348 abgedruckte Brief ohne Adresse an Jean Liner, einem reichen Kaufmann aus St. Gallen, der sich in Lyon aufhielt und die fünf schon oben erwähnten Gefangenen häufig in ihrem Gefängnisse besuchte, gerichtet sei. Der Brief enthält dadurch erst rechtes Licht und Verständniß. Noch glücklicher ist die über den Brief II, 10, der nur von fremder Hand die Aufschrift »à une Eglise calomniée« trägt, aufgestellte, daß derselbe an die Gemeinde von Poitiers gerichtet sei, indem sich so bestimmte Beziehungen auf dieselbe finden, daß die Vermuthung aufs höchste bestätigt wird. So weit wir die Verhältnisse zu übersehen im Stande sind, möchten wir auch den II, 75; 243; 281 gemachten Conjecturen über die Adressen der Briefe beistimmen; dagegen wollen uns andere minder glücklich scheinen. Der erste Brief des zweiten Bandes ist vom Herausgeber als an die Gemeinde zu Paris gerichtet bezeichnet, während er in der Handschrift (es ist eine im Archiv von Bern aufbewahrte Copie) keine Zuschrift hat. Allein diese Vermuthung möchte sich kaum als richtig erweisen. Der Brief ist vom 28. Januar 1555 und setzt eine vollständig organisirte Gemeinde voraus (vgl. S. 3: »Mais pource que vous avez journellement bonnes et sainctes exhortations à ce propos«). Nun wurde aber nach des Herausgebers eigenen Angaben die reformirte Gemeinde in Paris erst im Laufe des Jahres 1555 fest gegründet durch Wahl eigener Prediger (vgl. II, 122).

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. 70. Stück.

Den 1. Mai 1856.

Paris

Schluß der Anzeige: »Lettres de Jean Calvin recueillies pour la première fois et publiées d'après les manuscrits originaux par J. Bonnet.«

Schwerlich möchte deshalb der im Anfange des Jahres geschriebene Brief, der sicher in der Gemeinde, an die er gerichtet ist, eigene Prediger voraussetzt, der Gemeinde zu Paris zuzuschreiben sein. Noch weniger stichhaltig erscheint uns die Vermuthung, daß der II, 137 unter der Ueberschrift »à une église étrangère« aufgenommene Brief ohne Datum (vermuthungsweise 1557) an die Gemeinde in Emden in Ostfriesland geschrieben sein soll. Der Herausgeber selbst hat die Angabe auch nur in einer Anmerkung beigefügt. Die Bemerkung Calvin's im Eingange des Schreibens, er habe nicht gewußt, in welcher Sprache er schreiben solle »pourceque le vostre commun me n'est pas cogneu« würde wohl auf Emden passen, schwerlich aber die folgende: »Maintenant pource qu'on m'a asseuré que mes lettres

servient bien receues de vous, et mesme que la pluspart entendent françois«. Noch weniger freilich wüßten wir dem Satze S. 138: »tant en ce qu'il vous a là recueillis un si beau troupeau en un lieu désert, du quel il augmente, à ce que j'entens, le nombre de jour en jour« eine Beziehung auf die Gemeinde in Emden abzugewinnen, die doch unmöglich als »en un lieu désert« gesammelt bezeichnet werden konnte; selbst dann nicht, wenn man, was wir nicht thun möchten, annehmen wollte, Calvin nenne eine unter lutherischen Gemeinden vereinzelte reformirte Gemeinde so.

So viel über die höchst anerkennenswerthe Arbeit des Herausgebers. Sollten wir nun auf den Inhalt des hier gebotenen Briefwechsels eingehen, so wäre es allerdings eine höchst interessante Aufgabe, aus den Briefen Calvin's reformatorische Wirksamkeit darzustellen, eine noch interessantere Calvin's Bild aus den Briefen zu zeichnen, womit dann einmal Luther in seinen Briefen verglichen werden könnte — allein so sehr wir hoffen, daß ein mehr als der Referent dazu Berufener die neue Quelle bald in dieser oder ähnlicher Weise benutzen möge, so wäre es doch nicht dieses Orts und nicht unsere Aufgabe. Referent begnügt sich damit, in einer allgemeineren Uebersicht einen Einblick in die Reichhaltigkeit der neu erschlossenen Quellen für das Leben Calvins und seine reformatorische Thätigkeit zu geben, dabei besonders auf die Theile des Briefwechsels Rücksicht nehmend, welche bisher noch nicht veröffentlicht waren.

Wenn Briefe bedeutender Männer in zwiefacher Weise Interesse erregen können, einmal, indem sie als Selbstgespräche einen Einblick in das innere

Seelenleben derselben gewähren, wie es die Art eines Briefwechsels mit Freunden ist, sodann, indem sie selbst ein Stück der Thätigkeit desselben bilden, selbst zu seinen Thaten und Arbeiten gehören, wie ein im weiteren Sinne amtlicher Briefwechsel — so gehören die in den vorliegenden Bänden veröffentlichten Briefe Calvin's mehr der zweiten Art an. Wenn auch ein Theil, besonders die übrigens schon länger veröffentlichten Briefe an den Herrn de Falais und dessen Frau mehr den Charakter der freundschaftlichen Correspondenz tragen, so sind doch die bei weitem meisten Briefe Schreiben mehr amtlicher Art, die Calvin als Haupt der von Genf ausgehenden reformatorischen Thätigkeit geschrieben hat. Wie natürlich prägt sich hier besonders (fast allein) seine Thätigkeit in dem französisch redenden Theile der reformirten Kirche aus; bei weitem der größte Theil bezieht sich auf die französisch-reformirte Kirche selbst. Da Calvin von Genf nur selten abwesend war, so finden sich nur wenige auf Genf und seine dortige Thätigkeit, überhaupt nur wenig auf die Schweiz bezügliche Briefe. Es gehören hieher nur die bei Gelegenheit seiner Rückberufung nach Genf geschriebenen Briefe, sodann die übrigens minder bedeutenden auf die Sendung zu Gunsten der Evangelischen in Metz bezüglichen, endlich die Schreiben »aux seigneurs de Berne«, in denen Calvin die Genfer gegen die von Bern, das eine Zeitlang die Libertiner in Genf unterstützte, ausgehenden Verläumdungen vertheidigt, und die auf die später in Bern und Baden dieserhalb geführten Verhandlungen bezüglichen Documente, die hier in noch größerer Vollständigkeit mitgetheilt werden, als sie Henry bei Abfassung der entsprechenden Abschnitte seines

Werkes zu Gebote standen. Im Ganzen sind diese Briefe nicht bedeutend, der lateinische Theil des Briefwechsels wird hier ohne Zweifel weit reichhaltiger sein.

Der eigentliche Kern der Sammlung besteht in den nach Frankreich gerichteten Briefen. Besonders aus den Jahren 1555 — 1564 finden wir hier zahlreiche Briefe an die Fürsten und Großen Frankreichs, an einzelne Gemeinden wie an die gesammte reformirte Kirche Frankreichs, an einzelne Märtyrer und Private, die uns den tief greifenden Einfluß Calvins auf sein Vaterland unmittelbar vergegenwärtigen. Fast keiner unter den Häuptern der protestantischen Partei wäre zu nennen, an den Calvin nicht geschrieben, Mahnung, Rath, Trost spendend. Eine ganze Reihe von Briefen sind an den König von Navarra gerichtet. Wie Calvin den Charakter des Königs von Anfang an durchschaute (»Liberalis est promissor; nulla fides, nulla constantia« sagt er einmal von ihm in einem Briefe an Bullinger), so gehen die Briefe besonders darauf hinaus, ihn fester zu machen, und Calvin scheut da seiner Weise nach sich nicht, auch dem Könige gegenüber mit der größten Bestimmtheit und Freimüthigkeit zu reden. Gleich in dem ersten an ihn gerichteten Briefe vom 14. Dec. 1557 (II, 163) erklärt er: »Selon que les roys et princes ont à soustenir une charge difficile, tant plus ont-ils besoing d'estre advertis quel est leur devoir. Et voila aussy pourquoy Dieu a notamment commandé que les roys appliquassent leur estude plus que les personnes privées à proffiter en sa loy.« »N'attendez pas«, heißt es nachher in demselben Briefe, »que Dieu vous envoye quelque message du ciel mais tenez pour

résolu, qu'en vous appelant en tel lieu et degré, il vous produit pour son temoing et procureur de sa cause.« Er weist ihn auf die Leiden der Verfolgten hin, die ihn treiben müssen »pour prendre courage à leur subvenir«; daß, wenn man die Mißbräuche der römischen Kirche länger duldet, völlige Irreligiosität die Folge ist (beaucoup de gens deviennent profanes sans loy ne sans foy, pour ce que plusieurs se mocquent hardiment en leur coeur de toute la papaulté, sachant qu'il n'y a qu'ignorance et sottise; et toutes fois craignant le danger de leur vie, rejectent toute instruction). Noch stärker lauten die Ermahnungen in einem Briefe vom 8. Juni 1558 (II, 198), je näher die Entscheidung dem Könige gelegt wurde. »Et quand jusques ici«, schreibt ihm Calvin, »il vous eust esté licite de vous taire, vous voyez qu'à présent l'excuse cesse, quand Dieu vous tire comme par la main, requérant que vous luy serviez de temoing.« »Vous, Sire, qui marchez devant en honneur et qualité, vous devez estre l'enseigne de Dieu, n'ayant point honte de participer à l'opprobre du Fils de Dieu«. »Car quant il est question de l'honneur et service de Dieu, il n'a nulle excuse de timidité«, heißt es in einem wahrscheinlich noch in demselben Jahre geschriebenen Briefe. Als der König schwankt, läßt Calvin nicht ab mit Mahnen. »Parquoy, Sire, combien que je sache«, schreibt er 16. Jan. 1561, »que vous n'avez pas besoing de mon conseil, si ne laisseroys-je à vous prier et mesme exhorter, au nom de Dieu, qu'il vous plaise prendre courage pour batailler vertueusement et de plus en plus contre toutes les difficultéz dont je sçay bien que vous

estes assiégé.« Er könne nicht anders, sagt er (Mai 1561), als ihn betrüben mit strafenden Worten, wie auch der Apostel St. Paulus seine Gemeinde betrübt, um sie zu erfreuen. Besonders interessant ist ein Brief vom August 1561 (II, 421), in dem Calvin dem König abräth, die Confessio Augustana anzunehmen, welcher Antrag ihm von dem Herzoge von Würtemberg gestellt war. »Au nomme de Dieu pansez comme la confession de foy que les Eglises de France ont juré de suyvre et maintenir, a eslé ratifiée et quand il n'y aurait signature telle de sang de martyrs.« Es folgt dann ein hartes Urtheil über den Herzog von Würtemberg und die damaligen Lutheraner, besonders über den ehemaligen päpstlichen Legaten Vergerius. »Touchant la confession d'Augsbourg, comment le duc de Wirtemberg vous ose-il prier de la recevoir, veu que luy et ses semblables en condamnent l'autheur qui est Mélanchthon? — Le faict est tel, que ceux qui se renomment de ce party-là sont comme chiens et chats. Nous sommes bien trompéz, si celuy, qui vous a apporté les lettres n'est nepveu d'un certain Vergerio, un foran d'Italie et un affronteur aussi effronté qu'il y en eust jamais.« Auch an die Königin von Navarra finden sich eine Reihe von Briefen, zuerst Mahnungen, besonders auch ihren Gemahl im Glauben zu stärken, dann als dieser wieder abgefallen und bald darauf umgekommen war, Schreiben voll Tröstungen und Rathschläge hinsichtlich der Verwaltung des Landes und dessen Evangelisirung. Gelegentlich erfährt man auch, daß Calvin früher dem Könige, der sich an ihn gewandt, ein Darlehn von 10000 Franken verschafft hatte und darüber in große

Verlegenheit gekommen war, »car jamais«, schreibt er (II, 521) »je n'ay esté homme de finances et je vous puis asseurer, Madame, que de si peu que j'avois qui estoit quasi rien, je m'estois epuisé jusques à la monnoye dont il me falloit acheter ma provision chaque jour.«

Nicht minder interessant sind die Briefe an die übrigen Großen Frankreichs; in erster Linie die an den Admiral Coligny und dessen Frau, denen er zum erstenmal schreibt, als Coligny von den Spaniern in St. Quentin gefangen, in eine schwere Krankheit gerathen war (4. Sept. 1558. II, 230) und mit denen er auch nach der Befreiung, als Coligny offen zu den Protestanten übergetreten war, einen lebhaften Briefwechsel unterhielt; dann an dessen Bruder, den Herrn von Audelot, der schon mit Calvin in Verkehr, diesen von dem Zustande des Admirals unterrichtet hatte, als während dessen Krankheit eine Umwandlung mit ihm begann. Ferner sind hier zu nennen der Herzog von Longueville, der von seiner Mutter der Marquise de Rothelin, an die ebenfalls mehrere Briefe der Sammlung gerichtet sind, im evangelischen Glauben erzogen, Calvin später in Genf kennen lernte; der Herr von Soubize, Gouverneur von Lyon, welche Stadt er lange gegen die katholischen Heere vertheidigte; der Prinz von Condé, dem Calvin mit Beza zusammen unter dem 17. Sept. 1563 einen ernsten Strafbrief schreibt (II, 537), in dem es unter andern heißt: »Il y a la distraction, qui vous empesche et retarde à vaquer à vostre devoir; mesme il ne se peut faire, qu'il n'y ait de la vanité mondaine, et il vous faut surtout donner garde, que la clarté que Dieu a mise en vous, ne s'estouffe et ne s'amortisse.« Daran reihen sich eine große

Zahl von Briefen mehr seelsorgerischen Inhalts an die Frau von Cany, die am Hofe großen Einfluß übte, an Frau von Budé, an den Herrn von Marolles, an Frau von Grammont u. v. a. Endlich die zahlreichen Briefe an Märtyrer, die einen der schönsten Theile der Sammlung bilden, und die Schreiben an die Gemeinden Frankreichs, Rundschreiben »**aux fidèles de France**« und Briefe an viele einzelne Gemeinden.

Aber auch über Frankreich hinaus erstreckt sich Calvin's Briefwechsel. Die Briefe an die Herzogin von Ferrara könnten freilich noch in den besprochenen Kreis hineingezogen werden, da diese der Geburt nach Frankreich angehört. Besonders aber ist auf die übrigens auch von Henry benutzten und jedoch nur in ganz geringen Bruchstücken veröffentlichten Briefe Calvins hinzuweisen, die sich auf England beziehen an den König Eduard VI. und an den Herzog von Somerset, den Protector während der Minderjährigkeit des Königs, gerichtet.

Gern würden wir auch noch auf manche an die von Flüchtlingen aus England und Frankreich in Deutschland gebildeten reformirten Gemeinden gerichteten Briefe (**aux fidèles de Wesel** I, 418; II, 353. 484 — **à l'eglise de Francfort** II, 81. 87. 95. 99 u. ä.) eingehen. Namentlich die an die Gemeinde in Frankfurt, mit der Calvin in besonders enger Beziehung stand, und die er auch einmal, um Zwistigkeiten zu schlichten, besuchte, bieten viel Interessantes. So z. B. das Urtheil Calvin's über die berühmte „Deutsche Theologie", deren neue Veröffentlichung in Frankfurt Unruhe erregt hatte II, 259: »**Cependant je ne juge point de la cause, sinon d'autant qu'on parle de quelques livrets qu'on a voulu introduire ou bien qu'on a voulu approuver, à**

sçavoir la Théologie germanique, et de l'homme nouveau.« Quant à cela si jamais j'ay rien cogneu ou gousté en la parolle de Dieu, je vouldroys bien que les autheurs s'en fussent abstenus. Car encores qu'il n'y ait point d'erreurs notables, ce sont badinages forgéz par l'astuce de Satan pour embrouiller toute la simplicité de l'Evangile. Mais si vous regardez de plus près, vous trouverez qu'il y a du venin caché et mortel; c'est empoisonner l'Eglise. Doch wir müssen uns damit begnügen, im Allgemeinen auf die Reichhaltigkeit dieser neu eröffneten Quelle für die Kenntniß Calvins und seiner Reformationsthätigkeit hingewiesen zu haben, ohne die Henry, dem die Briefe zum großen Theil handschriftlich vorlagen, sein großes Werk nicht hätte schreiben können, durch die aber sein Urtheil und seine Darstellung sich doch noch mannichfach modificiren möchte; und fügen nur noch die Bemerkung an, daß der Herausgeber verspricht, den demnächst folgenden die lateinische Correspondenz enthaltenden Bänden als Ergänzung auch eine Geschichte des Reformators nach Originaldocumenten hinzuzufügen.

Hannover G. Uhlhorn Lic. theol.

Paris

typographie de Henri Plon, imprimeur de l'empereur, 1856. Mémoire sur le sarcophage et l'inscription funéraire d'Esmunazar, roi de Sidon; par H. D'Albert de Luynes, membre honoraire de l'académie des inscriptions et belles-lettres. VI u. 83 S. in Kleinfolio, mit 2 Bildplatten.

Mit diesem Werke, welches die Wissenschaft wiederum dem bewundernswerthen Eifer und der wohl-

wollenden Güte des Herrn Duc de Luynes in Paris verdankt, ist nun wohl der Kreis von Schriften, welche die Entdeckung des sidonischen Königssarges im Januar 1855 veranlaßt hat, vorläufig geschlossen. Unsre Leser kennen die übrigen Schriften über die wichtige große Inschrift schon aus diesem Jahrgange der gel. Anz. S. 17—31; der Unterz. übergab damals fast zu gleicher Zeit, am ersten Jahrestage der Entdeckung der Inschrift, eine eigne Abhandlung über dieselbe der hiesigen K. Ges. der WW. *), welcher das erste zuverlässige Abbild durch die Güte des Hn Duc de Luynes beigegeben ward. Wann das vorliegende Werk, welches aus einem öffentlichen Vortrage vor der Pariser Akademie hervorgegangen ist, gedruckt erscheinen würde, war damals dem Unterz. nicht bekannt: es erscheint nun zwar erst nach der Vollendung des Druckes der hiesigen Abhandlung, jedoch so früh, daß dieser noch ein Nachtrag beigefügt werden konnte, welcher seinen wichtigsten Inhalt berücksichtigt. Hier können wir uns daher auf die Angabe des Inhaltes des neuen Werkes und auf einige allgemeinere Bemerkungen beschränken, welche sein Erscheinen bei den näheren Fachkennern hervorruft.

Dem edelmüthigen Bestreben und der weisen Freigebigkeit des Verfs verdankt man in Paris die Anschaffung dieses kostbaren Denkmales altasiatischer Kunst zur öffentlichen Aufstellung im Louvre. Er gibt hier eine Beschreibung seiner Entdeckung in der Nähe des heutigen Sidon, sei-

*) Wir bemerken hier, daß in der Anzeige dieser Abhandlung in den Nachrichten S. 13 Z. 6 des Todten für der T., und Z. 2 von unten oder daß ein Sidonischer Vers schon damals gar zu jedem ... zu lesen ist.

ner unter seltsamen Vorgängen erfolgenden Einschiffung nach Frankreich, und seiner glücklichen Ankunft in Brest; die Vorrede dieses dem Unterz. erst im März 1856 zugekommenen Werkes ist vom 15ten Dec., und die neuesten Zeitungen melden, daß jenes in Paris jetzt wirklich angekommen sei. Zur Zeit als der Verf. sein Werk handschriftlich vollendete, war der Königssarg also noch nicht in Paris angelangt: dennoch gibt er hier nicht nur dasselbe Abbild der Inschrift, welches er schon früher in Lichtdruck einigen Fachkennern mitzutheilen die Güte hatte und welches mit der Abhandlung des Unterz. veröffentlicht ward, sondern auch ein Abbild der vordern und hintern Seite des so kunstvoll gearbeiteten Sarges, welches hier zum erstenmale erscheint. Wir müssen demnach annehmen, diese beiden Abbilder seien schon früher von kundigen und zuverlässigen Händen genommen, als der sidonische Königssarg an Bord des Schiffes gebracht war; und wenn wir hier eine genauere Nachricht darüber vermissen, so haben wir doch keine Ursache, an der völligen Zuverlässigkeit der beiden Abbilder zu zweifeln. Die nähere Untersuchung der Inschrift selbst hat den Unterz. überzeugt, daß das Abbild derselben, welches man dem jetzigen edeln Besitzer des Denkmales verdankt, weit zuverlässiger ist als die früher davon verbreiteten Abschriften; und kaum möchte eine wiederholte Vergleichung hier noch irgend etwas Wesentliches zu ergänzen oder zu verbessern finden. Wie die große Inschrift, nach dem früheren Ausdrucke, die Brust und den Leib der Mumie bedecke, sieht man erst jetzt deutlich. Weniger einleuchtend wird aber auch aus diesen Bildern noch wie die kleinere Inschrift, nach dem Ausdrucke des Verf. S. 2, **autour de la tête**

du mort, à l'extrémité extérieur du sarcophage, eingehauen zu denken sei. Die beiden Buchstaben בץ, welche man sonst noch in kleineren Zügen auf einem besondern Orte des Sarges findet, hatten wohl keine wesentliche Bedeutung, wenn sie nicht etwa das Namenszeichen des Künstlers waren. Wir könnten noch gespannt sein, ob man den Sarg nun in Paris öffnen und was man in ihm finden werde.

Der Verf. gibt nun eine vollständige Uebersetzung und Erklärung der Inschrift, wie er sie für richtig hält. Und wir müssen vor Allem hervorheben, daß auch hierin seine große Sorgfalt und sein Scharfsinn im Zusammensuchen und Vergleichen der vielen so weit zerstreuten und theilweise noch ganz in allerlei Sammlungen verborgenen phönikischen Alterthümer der Wissenschaft sehr ersprießlich ist: wie der Unterz. davon an der oben genannten Stelle ein schönes Beispiel aufgewiesen hat. Was aber das eigentlich Sprachliche betrifft, so trägt an dem Ungenügenden davon, um es kurz zu sagen, nicht sowohl der Verf., als eine große Unart so vieler heutiger deutschen Gelehrten die Schuld. Jedermann nämlich unter uns kann wissen, daß gerade in diesen Fächern von Erkenntniß und Fertigkeit die deutsche Wissenschaft seit etwa einem Jahrhunderte, bei allen inneren Wechseln und theilweisen Rückschritten, dennoch eine immer größere Sicherheit und Vollkommenheit erreicht hat, daß ein helleres oder dunkleres Gefühl davon auch das Ausland durchdringt, daß Franzosen, Engländer, Amerikaner u. a. gerne auf den Zustand der deutschen Wissenschaft in diesem Felde hinblicken, und dem folgen was sie hier herrschend finden. Allein wenn viele der neuesten deutschen Gelehrten, aus Ursachen welche zu erörtern uns

hier ferner liegt, die wahren Fortschritte, welche unter uns bereits vollkommen sicher da sind, zu verdunkeln und zu verkennen sich bemühen: was sollen wir von den Fremden erwarten? Wo die Schuld in dieser Sache am nächsten liege, kann nicht zweifelhaft sein: die Sache ist aber allerdings diese, daß die sprachliche Betrachtung und Behandlung des Phönikischen wie sie hier erscheint, nicht genügt und nicht zu festeren Ergebnissen führen konnte. Das Sprachliche ist nun aber bei jeder Inschrift ohne Zweifel die große Hauptsache: wo diese unvollkommen bleibt, kann auch alle übrige Erkenntniß, z. B. die über das Zeitalter einer Inschrift, nur höchst unsicher bleiben.

Ueber das Zeitalter unsrer Inschrift und des Königssarges von Sidon selbst stellt nun der Vf. die Ansicht auf, man könne es am sichersten etwa auf das J. 600 v. Ch. bestimmen. Und sofern man in so dunkeln Fragen vielleicht gut thut, erst irgend eine auf den ersten Blick wahrscheinliche Ansicht aufzustellen, um an ihr die ferneren Untersuchungen und Erkenntnisse zu bewähren, ist es ganz vortheilhaft, diese Ansicht zum Ausgange für weitere Erforschungen zu machen. Allein die Gründe, aus welchen erhellen soll, daß das Denkmal nicht früher als um 600 v. Chr. verfertigt sei, scheinen in der That bis jetzt nicht zu genügen. Aus dem Inhalte der Inschrift selbst entnimmt der Verf. zwar die Meinung, die sidonische Erwerbung der Städte Dôr und Japhia, welche er in Z. 19 findet, könne erst etwa in diese Zeit fallen: allein daß der Sinn der Worte Z. 19 eine solche Erklärung nicht zulasse und dort von diesen Städten keine Rede sei, hat der Unterz. in dem oben bemerkten Nachtrage bewiesen. Aus der bloßen phönikischen Schriftart zu bestim-

men, ob etwas um 600 oder um 1200 v. Chr. in Sidon geschrieben sei, ist uns ebenfalls bis heute noch nicht möglich, da wir keinen Grund haben zu bezweifeln, ob im zweiten Jahrtausend v. Ch. wesentlich dieselbe Schrift in Sidon herrschte, während es uns bis jetzt an einer hinreichend großen Zahl von Urkunden fehlt, die feineren Veränderungen der sidonischen Schrift in jenen älteren Jahrhunderten zu unterscheiden. Der Umstand endlich, daß man zwischen unserm sidonischen Mumiensarge und drei ägyptischen, welche man von Gliedern des Hauses Königs Amasis ableitet, im Aeußern eine große Aehnlichkeit findet, kann ebenfalls noch wenig beweisen, da, um einen solchen Beweis zu erhärten, uns zuvor viel mehrere phönikische Grabdenkmäler aus verschiedenen Zeiten zur Vergleichung freistehen müßten. Und so wird es wohl gerathener sein, vorläufig eine so bestimmte Antwort über die Frage wegen des Zeitalters nicht zu geben.

Ein schönes Verdienst erwirbt sich der Verf. ferner S. 65—70 durch die Mittheilung einer, wie es in der Vorrede heißt, „vor etwa einem Jahre", also gegen Ende des J. 1854 in Malta neu gefundenen phönikischen Inschrift. Diese ist in mehrfacher Hinsicht recht merkwürdig, obgleich wir sogleich von vorne bedauern müssen, daß der Verf., dem sie durch den Abbé Lanci mitgetheilt war, über ihren Fundort und ihre Fundart, sowie über die Stelle, wo sie jetzt aufbewahrt werde, nichts Genaueres berichtet. Diese Inschrift enthält 8 Zeilen, jede mit etwa 20 Buchstaben, auch (was selten erscheint) mit fast überall durchgeführter Worttrennung; und allen Anzeichen nach geht sie in eine ziemlich frühe Zeit hinauf. Die Schriftart ist wieder sehr eigenthümlich. Leider ist der

Stein aber auf der linken Seite verstümmelt: und indem es nun zweifelhaft scheint, wie viele Buchstaben auf jeder Seite links verloren seien, meint der Verf., jede Zeile habe hier fast die Hälfte ihrer Buchstaben eingebüßt. Dieses bestätigt sich dem Unterz. nicht, da er nach genauerer Untersuchung findet, daß einige Zeilen links nur einen bis höchstens drei Buchstaben verloren haben. Der Verf. geht außerdem auch hier in der Entzifferung von einigen sprachlichen und schriftlichen Annahmen aus, welche keine rechte Begründung haben und in welchen die früheren Entzifferer phönikischer Denkmäler zu willkürlich verfuhren. Er nimmt z. B. an, ein auf einen langen Vocal oder gar einen Doppellaut endendes Wort könne in der Schrift ohne dessen Bezeichnung durch einen entsprechenden Buchstaben bleiben, wie מקדש für מִקְדְּשֵׁי. Allein obgleich der Unterz. neulich in diesen Blättern (gel. Anz. S. 28) die Möglichkeit davon wenigstens bedingt und für gewisse Verhältnisse zugab, so warnte er doch zugleich vor einer sichern Zulassung derselben: und wirklich bewährt sich eine solche Vorsicht sogleich an dieser Inschrift selbst. Denn nirgends braucht das hier dreimal vorkommende מקדש (ein H e i l i g t h u m) wirklich מִקְדְּשֵׁי (H e i l i g t h ü m e r v o n ....) gelesen zu werden, sobald man nur die ganze Inschrift richtig zu verstehen anfängt; und wenn wir bis jetzt in älteren phönikischen Inschriften das Vorkommen der Mehrzahl im Anziehungsfalle (sogen. s t a t. c o n s t r.) vermißten, so finden wir hier Z. 7 nun einmal deutlich מְחַצְּבֵי (S t e i n h a u e r v o n ...) völlig sicher so geschrieben, wie wir es nach den allgemeinen Gesetzen semitischer Schrift erwarten.

Unter diesen Verhältnissen entwarf der Unterz.

eine völlig neue Uebersetzung und Erklärung dieser hier zum erstenmale erscheinenden Inschrift, welche er in dem oben bezeichneten Nachtrage zu seiner Abhandlung mittheilt. Hier sei bloß Einiges daraus bemerkt. Die Inschrift rührt von עם גול d. i. dem Volke des kleineren Eilandes Gaulos (heute Gozzo) neben Malta, deren Einwohner aber, wahrscheinlich meist kühne Schiffer, mit Malta und dessen Heiligthümern in naher Beziehung standen. Dieses Eiland war demnach ebenso wie Malta in frühen Zeiten von Phönikern entweder zuerst bevölkert oder doch ganz angebauet und umgebildet. Als die Steininschrift gesetzt wurde, blühete auf Malta der altphönikische Gottesdienst noch vollkommen, sei es von Phönikien oder von Karthago aus: in drei Tempeln stiftete das Volk von Gaulos kleinere Heiligthümer für seinen nächsten Gebrauch. Der eine dieser Tempel war der Astarte, ein andrer dem צרמבעל geweihet: letzterer, welcher hier zum erstenmale auf einer phönikischen Inschrift erscheint, ist gewiß der Σουρμουβηλός bei Sanchuniathon S. 42 Orelli; wodurch zugleich diese Stelle in den Auszügen phönikischer Sagen bei Eusebios ihre willkommne Bestätigung empfängt. Wir setzen bei alle dem die Echtheit dieser Inschrift voraus, da wir an dieser zu zweifeln bis jetzt keinen Grund finden: wiewohl die Angaben über die Entdeckung derselben, wie oben schon gesagt, hier zu karg sind und man in unsern Zeiten bei solchen neuen Alterthümern sehr behutsam sein muß.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den 3. Mai 1856.

Paris

Schluß der Anzeige: »Mémoire sur le sarcophage et l'inscription funéraire d'Esmunazar, roi de Sidon; par H. D'Albert de Luynes.«

Für diesen nun wie für jeden andern neuen Beitrag das entschwundene phönikische Schriftthum wieder herzustellen, müssen wir höchst dankbar sein: aber kein wissenschaftlicher Mann, welcher sich in diesem und den angrenzenden Gebieten genaue Erkenntnisse erwirbt, wird verkennen können, daß in der Entzifferung der phönikischen ebenso wie der neupunischen Inschriften heute bereits eine Sicherheit erreicht sei, an welcher man, blicken wir auf den Zustand dieser Forschungen vor zwanzig bis dreißig Jahren zurück, damals vielmehr verzweifeln mußte. Und dieser bessere Zustand, dessen wir uns heute erfreuen können und welcher fast allein durch die unermüdliche Thätigkeit der deutschen Wissenschaft auf diesem schwierigen Felde herbeigeführt ist, hat sich nicht bloß durch die fortgesetzte Entdeckung neuer In-

schriften gebildet: was würde uns eine auch noch viel reichhaltiger zuströmende Quelle solcher neuen Hülfsmittel nützen, wenn wir sie wissenschaftlich nicht sicher erkennen und nützlich anwenden könnten? Es ist vielmehr die Abwehr der tief eingreifenden Irrthümer, welche damals noch überall hier herrschten, und die Aufstellung sowie die Bewährung richtigerer Grundsätze, welche uns seitdem diesem besseren Zustande wie er heute besteht, zugeführt hat; wir müssen hinzusetzen, es ist auch die Festigkeit im Behaupten und Weiterführen solcher richtigerer Grundsätze, welche uns hier vorwärts half. Und wie in diesem Fache, können in jedem ähnlichen nur solche Bemühungen uns weiter führen. Wir sind jetzt in Zeiten gekommen, welche auch in Hinsicht des Wiedererwachens längst für todt und unwiederbringlich verloren gehaltener Schriftthümer und Kunstwerke einst ruhmreicher Völker den Zeiten des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts gleichen. Nur sind es nicht die Alterthümer der einst uns selbst am nächsten umgrenzenden und mit uns so nahe verflochtenen wenigen Völker, welche jetzt wieder lebendig werden wollen: der unvergleichlich weitere Raum des alten Asiens und Afrika's und Alterthümer von Völkern, welche den Römern und Griechen selbst an Bildung und Wissenschaft vorausgingen und deren Geschichte schon für diese die alte Geschichte war, öffnen sich unsern Blicken wieder näher und erwarten unsre vollste geistige Theilnahme. Auch sind es nicht sowohl alte Bücher, welche uns, wie damals von den noch ziemlich sprachgelehrten Nachkommen ihrer einstigen Verfasser und Leser entgegengebracht werden: dieses würde nur etwa bei den indischen und sinesischen Büchern eintreffen. Es sind vielmehr Alter-

thümer, welche völlig unlesbar und tausendfach räthselhaft uns aus den Trümmern und Gräbern der fernen Länder selbst wieder entgegenkommen, deren Sinn auch nur annähernd nirgends angedeutet und uns überkommen ist, die wir fast völlig allein durch die eigene schwierigste Mühe aus ihrer stummen Verzauberung erlösen und wieder zum Selbstreden bringen können. Allein so schwierig dieses unzweifelbar ist und so wenig dieses Alles, da es sich zumal im Einzelnen wunderbar weit verzweigt und die verwitterten Alterthümer der verschiedensten Völker, Sprachen und Zeiten zugleich uns entgegenkommen, in kurzer Frist und in stürmischer Eile sich erreichen läßt: wir dürfen doch nirgends die Mühe hier zu dem ersten Anfange und dann zu den weiteren Fortschritten sicherer Erkenntniß zu gelangen scheuen; und einige vollkommen richtige und fruchtbare Ergebnisse, welche hier schon gewonnen sind, verbürgen uns die Möglichkeit weiterer glücklicher Bemühungen. Nichts kann aber so schädlich und verderblich sein, als wenn solche deutsche Gelehrte, welche hier neue Erkenntnisse und wichtige geschichtliche Thatsachen gefunden zu haben meinen, nicht bloß in schwerer Verkennung in Unkenntniß und Unwissenschaftlichkeit verfahren, sondern alsdann auch, wenn ihnen mit reiner Liebe zur Sache ihre durchgängigen großen Irrthümer und völlig grundlosen Annahmen nachgewiesen sind, aus Ursachen, welche aller Wissenschaft und aller Sittlichkeit ferne liegen, durch bloße Worte die Unkundigen weiter zu täuschen suchen. Ist ein solches Verfahren überall streng zurückzuweisen, wenn deutsche Wissenschaft auf deutschen Universitäten weiter bestehen und eines der Güter Deutschlands, ja der ganzen gebildeten Welt bleiben soll, so muß es

in diesem besondern Gebiete von Wissenschaft wo möglich noch sorgsamer und eifriger abgewehrt werden, weil bis jetzt immer nur erst verhältnißmäßig sehr Wenige unter uns das hieher Gehörende richtig erkennen und schätzen können, ja auf manchen deutschen Universitäten sich auch nicht ein einziger Mann befindet, welcher in diesen Dingen ein hinreichend sicheres Urtheil hätte.

Der Duc de Luynes, dessen ebenso edelmüthige als hohe Verdienste um verschiedene Theile der Alterthumswissenschaft in unsern gel. Anz. stets richtig gewürdigt sind und von dessen neuestem nicht minder höchst verdienstvollen Werke diese Betrachtung ausgeht, veröffentlichte vor einigen Jahren eine große kyprische Inschrift, ohne den Anspruch sie zu entziffern machen zu wollen. Hätte sie nun in Deutschland einen sprachenkundigen und an echte Wissenschaft sowie an Liebe zu ihr gewöhnten Entzifferer gefunden, so wäre uns nach jeder Seite hin nichts erwünschter gewesen: war aber der Versuch einer solchen Entzifferung völlig verkehrt, ja ohne auch nur die nöthigste Sachkenntniß unternommen und wurde dennoch von einem an einer deutschen Universität öffentlich angestellten Professor ohne alles Bedenken, ja mit dem Anspruche auf die größte Zuverlässigkeit gegeben, so hatte die deutsche Wissenschaft um so mehr die Verpflichtung sie sofort zurückzuweisen, damit zumal in dieser unserer Zeit nicht ihr Schuld gegeben würde, was zunächst nur ein einzelner Mann gefehlt hatte. Wenn nun Hr Röth in Heidelberg gegen die nicht nur vollkommen richtige, sondern sogar noch sehr schonungsvolle Beurtheilung seines ebenso anmaßenden als völlig verkehrten und ergebnißlosen Versuches einer Entzifferung dieser Inschrift, welche

der Unterz. in St. 177 des vorigen Jahrganges der gel. Anz. veröffentlichte, sich in einem langen Aufsatze der Heidelberger Jahrbücher der Litteratur vom Anfange dieses Jahres in Worte verliert, deren Leerheit jeder etwas wissenschaftlich gebildete Leser fühlt und deren durchgängige Unwahrheit nur auf ihn selbst fällt, so ist das bei dem heutigen Zustande der Wissenschaft, zumal in nicht wenigen Gegenden Deutschlands zwar weiter nicht sehr auffallend: wir bemerken es aber hier, um nicht so zu scheinen als wollten wir es übersehen; beachtet haben wir es erst eben. Was sollte aus der deutschen Wissenschaft und allen deutschen sei es Universitäten oder Akademien werden, wenn die Fachkenner sich durch solche Erscheinungen schrecken ließen, überall, wo es unvermeidlich ist, ihr gerechtes Urtheil öffentlich auszusprechen? Oder was wäre umgekehrt dem Unterz. sowie jedem andern, sei es wissenschaftlich gebildeten oder auch nur für Deutschland wohlgesinnten Manne lieber als wenn nur recht viele deutsche und unter ihnen auch der Heidelbergische Hr Röth sich wirklich auszeichneten und der Wissenschaft Nutzen, dem deutschen Namen aber Ehre brächten? Dazu versteht es sich theils von selbst, daß der Unterz. ohne alles Vorurtheil die Entzifferung des Hrn Röth untersuchte, theils werde hier noch ausdrücklich bemerkt, daß dieses die erste Schrift von ihm war, welche ich las und woraus ich ihn und den Zustand seiner Wissenschaft kennen lernte. Da er nun aber in jenem Aufsatze alle seine früheren Schriften selbst anführt, so muß ihm erwidert werden, daß, wer eine solche Schrift verfaßt und dann auf deren nicht nur vollkommen richtige, sondern auch noch dazu sehr wohlwollende Beurtheilung in solche Gedanken

und Worte ausbricht, schon dadurch nothwendig das Vorurtheil erweckt, daß auch seine früheren Schriften in den verwandten Fächern nicht besser waren.

Wir schließen mit einer im Allgemeinen für semitische Schriftkunde wichtigeren Bemerkung. Unter den Beispielen von Fehlern, welche ich als wenige von vielen tausenden aus der Entzifferung des Hrn Röth bemerkte, waren die meisten von sehr grober Art, nicht absichtlich so von mir gewählt, sondern rein wie es der Zufall brachte, hervorgehoben. Herr Röth hat auch diese nicht einmal jetzt begriffen, und dadurch mein gesammtes Urtheil mit seinem eignen Munde nur weiter bestätigt. Allein es war auch ein etwas feinerer Fehler darunter, welchen auch vielleicht manche Andre noch nicht recht begreifen würden. Behauptet man nämlich, daß in einer semitischen Schrift ein Eigenname wie A h m a oder gar A h m e lautend bloß mit den drei Buchstaben אחם geschrieben werde, so verstößt man gegen eins der gewichtigsten Gesetze dieser Schriftart. Ein solches Wort mußte nothwendig אחמה geschrieben werden, also mit einem ganzen Buchstaben mehr: und man begreift leicht, wie äußerst wichtig die richtige Beachtung dieses Gesetzes sowohl sonst als auch vorzüglich beim Entziffern ungelesener oder noch schwer lesbarer Stücke ist. Dieses Gesetz geht durch die ganze aramäische Schrift. Im Hebräischen kann ein das Wort schließendes *-a* nur dann auch ohne Bezeichnung durch einen Buchstaben bleiben, wenn es in einer tonlosen und nicht wurzelhaften Sylbe lautet: wiewohl auch in diesem Falle oft ה- geschrieben wird, und der einzige Fall, wo es erlaubt ist, nur die Endung des Suffixes der zweiten Person

Sg trifft. Für auslautendes *-é* mußte aber auch im Hebräischen beständig ה- geschrieben werden. Daß dasselbe Gesetz im Phönikischen herrschte, ist neulich auch in diesen gel. Anz. (S. 28 oben) sowie sonst vom Unterz. vielfach bemerkt. Im Arabischen können zwar die kurzen Vocale am Ende des Wortes ohne Bezeichnung durch einen Buchstaben bleiben, allein dieser Vocal verschwindet auch dafür in der Pausa, und wo die Casusendungen abfallen, beständig: so kann man auch die arabische Schriftweise hier nicht für eine solche Annahme anrufen, da auch das Arabische einen Eigennamen wie Ahme oder Ahma unstreitig durch die vier Buchstaben احمه oder احما ausdrücken würde. Man konnte also in irgend einer semitischen oder dieser ähnlichen Schriftart einen Mannesnamen wie Ahma oder gar wie Ahme niemals bloß mit den drei Buchstaben אחם schreiben. Wenn aber diese Bemerkung oder vielmehr die Beachtung dieses so tief in alle semitische Schrift eingreifenden Gesetzes den unkundigen heutigen Gelehrten vielleicht unbedeutend oder gar kleinlich scheint, so wird der Sachkenner darin vielmehr eine sehr bedeutende Wahrheit finden, deren Einfluß sich auch in tausend der wichtigsten Fälle äußern muß und welche unter anderm den ägyptisch-kyprischen König Amasis des Hrn Röth schon für sich allein vollkommen tödtet.

H. E.

Königsberg

Verlag der Gebrüder Bornträger 1855. Archäologie der Hebräer. Von Dr. Jos. L. Saalschütz, Professor der Archäologie rc. Erster Theil. 366 S. in Octav.

In diesem Werke liefert der Verf. den Anfang einer vollständigen Bearbeitung des Gegenstandes,

von welchem derselbe früher manche einzelne Fächer in bekanntlich sehr verdienstvoller Weise behandelt hat, und die günstige Erwartung, welche jene früheren Arbeiten von einer Gesammtdarstellung der hebräischen Archäologie von Seiten des Verfs hegen ließen, wird in dem vorliegenden Werke in erfreulicher Weise gerechtfertigt. Ueberall müssen wir in demselben anerkennen die reife Frucht langer und sorgsamer Studien. Die sichere Beherrschung des Stoffes, die einfache und angemessene Art der Darstellung, vorzüglich aber der gesunde Takt und Scharfsinn, welcher zu einer reinen und richtigen Auffassung der concreten Lebensformen, in deren Betrachtung sich die archäologische Forschung bewegt, ein besonders wesentliches Erforderniß ist, zeichnen auch diese Schrift des Verfs aus.

In dem Vorwort berührt der Verf. einen Punkt, der für eine richtige Darstellung der hebräischen Alterthümer von großer Wichtigkeit ist. Es wird nämlich an jenem Orte aufmerksam darauf gemacht, daß es nothwendig sei, be: Betrachtung der hebräischen Sitten und Lebensformen zu berücksichtigen, daß in denselben eine allmälige Entwicklung Statt finde und daß deshalb eine Unterscheidung von Perioden auch in diesen archäologischen Dingen eigentlich erforderlich sei. Der Verf. erklärt, nach Möglichkeit den Faden allmäliger Entwicklung der einzelnen Verhältnisse fest zu halten gesucht zu haben, gleichwohl verzichtet er auf völlige Genauigkeit in dieser Beziehung, vorzüglich aus dem Grunde, weil das Alter der Quellen selbst ja noch streitig sei und demnach die Angabe der letzteren in solchem Falle genügen müsse, um dem Leser, je nach seiner eignen Ansicht über die Entstehungszeit, einen Anhalt zu

gewähren. Obwohl aber zuzugeben ist, daß die Untersuchungen über die Entstehungszeit der betreffenden Quellen in vieler Hinsicht noch nicht zu ganz sicheren Ergebnissen geführt haben, so scheint es doch mißlich, das Urtheil über diesen Punkt bei einer Darstellung der hebräischen Alterthumswissenschaft so in das Ungewisse gestellt zu lassen, denn so wenig ein apodiktisches Absprechen über diese Fragen gebilligt werden kann, so könnte man doch wohl mit Recht erwarten, daß die Ansicht des Verfs über dieselben in dem vorliegenden Werke bestimmter ausgesprochen wäre, da man über dieselbe in manchen Fällen, z. B. in Bezug auf die Abfassungszeit mancher Bestandtheile des Pentateuch, in Ungewißheit bleibt.

Der Verf. hat in den Plan seines Werkes auch die Charakterisirung der Religion und Moral der Hebräer aufgenommen und zwar nicht nur der äußeren Formen, in welchen sich dieselbe im Leben factisch darstellt, sondern auch ihres allgemeinen Wesens. Bei dieser Darstellung will der Verf. nicht von einer bestimmten theologischen Auffassung ausgehen, sondern rein objectiv verfahren, was wohl eine unmögliche Forderung sein möchte, die auch der Verf. selbst nicht erfüllt, da bei ihm, und gewiß nicht zum Nachtheil nicht nur der Darstellung, sondern auch der Richtigkeit der Auffassung, das warme Interesse und die ehrfurchtsvolle Pietät gegen das hebräische Alterthum, welche überall in dem Buche hervortritt, schon jene angestrebte Objectivität aufhebt. Man kann die Gestaltungen des höchsten Geistes- und Gemüthslebens, wie dieselben in Religion und Moral hervortreten, nicht beschreiben, wie man ein Naturproduct beschreiben kann, ohne sich in ein inneres Verhältniß zu dem Gegenstande zu setzen,

den man schildert, weil in diesen Dingen eine richtige Würdigung wesentlich mit davon abhängt, wie sich in Bezug auf dieselben das eigne innere Leben des Darstellenden entwickelt hat. Darin ist die Nothwendigkeit begründet, daß sich bei Darstellung religiöser Dinge immer eine subjectiv bestimmte theologische Auffassung ergeben wird, wie dieselbe auch in dem vorliegenden Werke nicht fehlt, wie sehr auch der Verf. rein objectiv verfahren zu sein vielleicht glaubt. Doch ohne daß wir hier auf eine Beurtheilung dieser theologischen Auffassung des Verf. eingehen können, müssen wir doch, wie auch über jene Auffassung im Ganzen geurtheilt werden mag, in jedem Falle anerkennen, daß sich in der Darstellung der Religion und Moral der Hebräer in vorliegender Schrift eine Menge treffender Bemerkungen finden, die eine sehr hohe Auffassung des hebräischen Alterthums in sich schließen und die, nur einige Schritte weiter verfolgt, den Verf. hätten dazu führen müssen, in der alttestamentlichen Religion nicht etwa nur ein großartiges Product des Bildens des menschlichen Geistes, sondern eine Offenbarung ursprünglichen Gotteslebens zu erkennen. Wäre der Verf. zu dieser Auffassungsweise gelangt, dann würde er auch wohl die psychologische Erklärungsart, die ihm in Behandlung dieser religiösen Dinge eigen ist, mit noch etwas größerer Vorsicht ausgeübt haben und würde z. B. den alttestamentlichen Opfern eine tiefere, mysteriösere Bedeutung, als denselben in vorliegendem Buche zugeschrieben wird, abzusprechen Bedenken getragen haben, wie sehr es andrerseits auch zu billigen ist, wenn hier unklare und nebulöse Phantasien, die auf diesem Gebiete so oft besonders gern ihr Spiel treiben, ferngehalten werden. — Bemerkenswerth ist in die-

sem Abschnitt des Buches noch die Ansicht, die über den Unsterblichkeitsglauben der Hebräer ausgesprochen wird, in welcher Beziehung der Verf. behauptet, „daß der Horizont des Lebens, das den Hebräer, nach Maßgabe seiner ethischen Anschauungen, zur Gottähnlichkeit, Heiligkeit und Liebe berief, nicht mit der Zeitlichkeit abschloß, sondern bis in ein Jenseits hinüber reichte" (S. 257 f.). Der Verf. legt zur Begründung dieser Behauptung besonders auch Gewicht auf die Erzählung von der Hinwegnahme Henochs (Gen. 5, 24) und auf die von der Himmelfahrt des Elias (2 Kön. 2, 1—12). Diese beiden äußerst eigenthümlichen Erzählungen würden allerdings, wenn man consequent folgert, mit Nothwendigkeit die Idee involviren, daß das Leben der Seelen durch den Tod des Körpers nicht zerstört wird, sondern dieselben nach dem Tode zur Vereinigung mit Gott gelangen, in welcher die Frommen ihre Seligkeit finden werden. Aber diese beiden Erzählungen stehen doch zu singulär da im alten Testamente, sie haben beide einen so ganz eigenen Charakter, daß man dieselben zur Bestimmung der Gesammtanschauung des hebräischen Volkes über Seelenunsterblichkeit gewiß nur mit großer Vorsicht hinzuziehen darf, da es, besonders in jener Erzählung von der Himmelfahrt des Elias, welche der Verf. mit Recht als über Alles feierlich und ergreifend bezeichnet, scheint, daß sich hier mehr die Anschauung des einzelnen, von besonders hoher prophetischer Begeisterung ergriffenen, Erzählers zur kühnen, aber vereinzelt bleibenden, Ahnung der Ewigkeit des menschlichen Geistes aufschwingt, als daß sich in derselben ein herrschendes Bewußtsein des Volkes kundgäbe. Außerdem führt der Verf. zur Begründung seiner

Ansicht über den Unsterblichkeitsglauben der Hebräer auch die Ausdrücke an, in welchen z. B. das Leben als eine Wallfahrt (Gen. 49, 9. Ps. 119, 54), das Sterben als ein Heimgehen zu den Vätern (Gen. 25, 8) bezeichnet wird. In dem ersteren Ausdruck liegt gewiß ein Bewußtsein von der Ewigkeit des menschlichen Geistes zu Grunde, da der Mensch in Bezug auf seinen Aufenthalt auf Erden nicht das Gefühl der Vergänglichkeit, des Transitorischen haben könnte, wenn nicht in ihm etwas Ewiges wäre, das sich jenem irdisch Vergänglichen gewissermaßen entgegensetzt. Ebenso ist in dem Ausdruck, wonach das Sterben als ein Heimgehen zu den Vätern benannt wird, die Idee enthalten, daß das Leben der abgeschiedenen Seelen nicht ganz ausgetilgt sein könne. Wie klar aber oder wie dunkel diese Vorstellungen mit jenen Ausdrucksweisen im Volksbewußtsein sich verbunden, ob nicht das ewige Sein, das zu der Pilgerschaft des irdischen Lebens den Gegensatz bildet, ein rein idealer Begriff war, ob nicht ebenso die Existenz der Väter, zu denen die sterbenden Söhne versammelt werden, nur als eine ideal vorhandene gedacht wurde, insofern nämlich die Erinnerung an ihre Persönlichkeiten im Geiste der Nachkommenschaft fortlebt, dies möchte sich schwer entscheiden lassen und deshalb läßt sich auch diesen Stellen nicht viel Licht über die wirklich herrschende Ansicht der Hebräer über diese Frage abgewinnen, und es müssen mehr solche Stellen hiebei in Betracht gezogen werden, die deutlicher jenen Punkt berühren. Uebrigens verspricht der Verf., daß er bei der Darstellung der psychologischen Begriffe auf den Glauben der Hebräer an Unsterblichkeit der Seele, der in diesem Abschnitt nur mehr beiläufig berührt ist, nochmals zurückkommen werde.

Beachtungswerthe Bemerkungen finden sich in dem Abschnitt, welcher von der Entstehung der Schreibekunst handelt. Der Verf. bestreitet hier die Nothwendigkeit der Annahme, daß die Erfindung der Buchstabenschrift sich erst allmälig aus einer symbolischen Bilderschrift entwickelt haben könne, indem er einestheils nachweist, daß von dieser zu jener gar kein unmittelbarer Uebergang vorhanden sei, anderntheils zeigt, wie es überhaupt bei derartigen Erfindungen nicht immer nöthig sei, daß dieselben allmälig vervollkommnet werden, sondern daß oft große Erfinder die zu leistende Aufgabe gleich im Anfang in unverbesserlicher Vollkommenheit hinstellen. Wenn dies irgendwo zutrifft, so gewiß bei Erfindung der Buchstabenschrift. Das war kein Gedanke, der als das schließliche Resultat der Geistesarbeit von Generationen erzeugt ward, es war ein einziger Geistesblitz in dem Kopfe eines genialen Menschen, der dies Licht verbreitete, das weder vorher vorbereitet, noch nachher erhöht werden konnte.

In Bezug auf die Schilderung, die der Verf. von den einzelnen äußern Lebensthätigkeiten des hebräischen Volkes gibt, mag hier nur noch ein nicht unwichtiger Punkt berührt werden. Der Verf. stellt den Handel, den die Hebräer trieben, als unbedeutend und den Geist derselben von Handelsunternehmungen abgewandt dar. Allein obwohl der ursprüngliche Geist des theokratischen Reiches dem Handelsgeiste entgegen war, worauf manche Stellen des Gesetzes hinweisen, so scheint sich doch in den Zeiten der Königsherrschaft, allerdings als eine von den echten Theokraten für halb und halb heidnisch gehaltene Richtung ein bedeutendes mercantilisches Leben entwickelt zu haben. Wenigstens läßt sich der üppige Reichthum und Luxus, den manche Stellen der prophetischen

Schriften mit so lebhaften Farben schildern, der ausgedehnte Gebrauch fremder, kostbarer Stoffe kaum durch etwas Anderes als durch Handel möglich denken, zu welchem ja auch in der Lage Palästina's eine so lockende Veranlassung lag. Wenn die Hebräer auch nicht am eigentlichen Welthandel Theil nahmen, was, wie der Verf. bemerkt, ihnen dadurch unmöglich wurde, daß sie keine wichtigen Seeplätze im Besitz hatten, so war ihnen doch die gewiß nicht unbenutzte Möglichkeit eines lebhaften und gewinnreichen Zwischenhandels dargeboten. E. Elster.

Leipzig

Verlag von Joh. Ambr. Barth 1856. Der Mond. Ein Ueberblick über den gegenwärtigen Umfang und Standpunkt unserer Kenntnisse von der Oberflächengestaltung und Physik dieses Weltkörpers. Von J. F. Jul. Schmidt. Nebst zwei farbigen Steindrucktafeln und mehreren in den Text gedruckten Holzschnitten. 163 S. in Oct.

Der als fleißiger Astronom bekannte Verf. beabsichtigt in einigen Jahren ein größeres selenographisches Werk herauszugeben, in welchem er die hinterlassenen Arbeiten Lohrmann's über die Mondgebirge zugleich mit seinen eigenen seit dem J. 1840 angestellten Beobachtungen über die Mondoberfläche veröffentlichen wird. Er hielt es für angemessen, diesem größeren Werke eine Zusammenstellung der bisher bekannten Ergebnisse der teleskopischen Beobachtung der Mondoberfläche und das Nothwendigste über die Bewegung, Größe, Beleuchtung ꝛc. des Mondes vorauszuschicken, und dies ist der Zweck der vorliegenden Schrift. Ob ein wirkliches Bedürfniß zur Veröffentlichung derselben vorhanden war, muß Ref. indessen bezweifeln, denn das Wesentliche, was man hier findet, ist in allen besseren populären Darstellungen der Astronomie zu finden, und nament-

lich in den bekannten Aufsätzen Mädlers, auf welchen sich der Vf. auch häufig bezieht. Zwar sagt Hr Schmidt, die Schrift verfolge noch den besondern Zweck, darauf hinzuweisen, daß ein sorgfältiges Studium der Gestalt der Mondgebirge für die Geologie von Wichtigkeit werden könne, insofern es sich dereinst um die Nachweisung gewisser Aehnlichkeiten zwischen den Gebirgsformen der Erde und des Mondes und um eine vergleichende Betrachtung handelt, in welcher man die Wirkungen ungeheurer Kräfte untersucht, die den Oberflächen zweier benachbarten Himmelskörper ihre gegenwärtige Configuration verliehen haben. Nun wird man dem Vf. unbedingt zugeben, daß diese Untersuchung eine äußerst interessante und wichtige ist, nur kann Ref. nicht finden, daß das Wenige was in vorliegender Schrift über diese Materie vorkommt, wirklich Veranlassung geben konnte, deswegen ein ganzes Buch zu schreiben.

Der wesentliche Inhalt der Schrift ist folgender. Der Vf. spricht zuerst über die Umlaufszeit, Entfernung, Größe und Masse des Mondes, über seine Umdrehung und Schwankung. Alsdann folgt ein historischer Rückblick auf die selenographischen Arbeiten seit den letzten zwei Jahrhunderten, woran sich einige Notizen über daguerreotypische und Reliefdarstellungen der Mondoberfläche reihen. Namentlich ist unter Aufsicht und Leitung des Vfs in Bonn durch den dortigen Conservator der naturhistorischen Museen, Hn Th. Dickert die ganze sichtbare Halbkugel des Mondes nach dem bedeutenden Maßstabe von 18 Pariser Fuß Durchmesser in Reliefform ausgeführt worden, wobei die Mädlersche Charte zu Grund gelegt wurde. Der Verf. schildert hierauf das Verfahren den Ort einzelner Punkte auf dem Monde zu bestimmen. Dann spricht er über die Veränderungen, welche die verschiedenen Beleuchtungen in dem Anblick der Gegenstände auf dem Monde erzeugen, und die daraus fließende Nothwendigkeit denselben Gegenstand unter verschiedenen Lichtverhältnissen zu betrachten. Hierauf von den Bergschatten im Besonderen. Bekanntlich sind die Schatten der Mondberge vollkommen schwarz und von der durch sie bedeckten Landschaft ist nie das Geringste zu erkennen. Der Verf. macht hierbei die Bemerkung, daß wir bis jetzt noch gar keine genü-

gende Untersuchung über die Frage haben, welchen Eindruck, aus großen Höhen betrachtet, die Schatten unserer Berge gewähren, ob man aus weiter Ferne einen Halbschatten bemerkt, ob man noch alle Gegenstände deutlich im Schatten erblickt. Nach seinen eigenen Erfahrungen erblickt man den Schatten, da wo er gegen eine hell beleuchtete Fläche, wie z. B. gegen ein Schneefeld contrastirt, sehr scharf und dunkel, immer aber kann man in dem Schatten eines Berges, auf dessen Gipfel man steht und der nicht etwa über 1000 Toisen hoch ist, alle Gegenstände deutlich in Gestalt und Farbe erkennen. Bei größeren Höhen dagegen scheinen die Gegenstände nach den Wahrnehmungen anderer Reisenden undeutlich zu werden. Hat man einmal mehr und bestimmtere Erfahrungen über die allgemeinen Erscheinungen irdischer Bergschatten aus großen Höhen gesehen, so wird man auch leichter beurtheilen können, ob die außerordentliche Schwärze der Bergschatten auf dem Monde nur eine Folge des Mangels einer Atmosphäre ist, oder ob jene Dunkelheit und Schärfe als Folge der Entfernung und des Contrastes gegen die benachbarten hellen Berglandschaften betrachtet werden müsse. Der Vf. spricht hierauf von dem sogenannten Erdenlicht im Monde, von den Erscheinungen während einer Mond- und Sonnenfinsterniß und discutirt dann die Frage, ob der Mond eine Atmosphäre habe. Hierauf folgt eine Auseinandersetzung der verschiedenen Methoden Höhen auf dem Monde zu messen. Der Vf. zeigt hier in einer interessanten Discussion, daß wir die Höhe mancher Mondberge mit einer Sicherheit kennen, die bei Bergen unserer Erde in vielen Fällen noch nicht erreicht ist. Er handelt alsdann von der Vertheilung der Ebenen und Gebirge auf dem Monde und von den verschiedenen Formen der Gebirge. Vergleichung irdischer Vulcane mit den Ringgebirgen des Mondes. In einem Anhang spricht der Verf. über die Möglichkeit lebender Wesen auf dem Monde und auf den Planeten und schildert zuletzt noch einen Tag und eine Nacht auf dem Monde. Von den 2 gut ausgeführten Steindrucktafeln stellt die erste eine craterreiche Landschaft um Tycho, bei schräger Beleuchtung, kurz vor dem Untergange der Sonne dar. Man sieht die Wallebene Clavius, die Wallebene Maginus, den Crater Tycho und die Wallebene Longomontanus. Die zweite Tafel stellt das Mondgebirge Caucasus bei untergehender Sonne dar. Man sieht das Mare Serenitatis, das Caucasusgebirge, den Crater Theätet und das Ringgebirge Cassini.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 5. Mai 1856.

Giessen

Ferbersche Univ. Buchhandlung 1856. Die neueste Vergötterung des Stoffs. Ein Blick in das Leben der Natur und des Geistes. Für denkende Leser von Dr. med. August Weber, Großh. hess. Kreisarzt zu Ulrichstein. XIV u. 248 S.

Aus der großen Anzahl philosophischer und physiologischer Schriften, welche der neu angefachte Streit über Recht oder Unrecht der materialistischen Ansichten hervorgerufen hat, glaube ich diese kleine Broschüre als vorzugsweis ihrem Zwecke entsprechend auszeichnen zu dürfen. Ihr Verfasser, von dem Zusammenhang mit der litterarischen Welt in einer isolirten Stellung fast abgeschnitten, hat dem Motto: cogitare aude, das er seiner Arbeit vorgesetzt, sich treu bewiesen und mit weit größerer Gründlichkeit, als wir sie an vielen Anderen loben können, die mannichfachen Fragen bei sich erwogen, deren Beantwortung eine sichere Ueberzeugung in diesen Dingen begründen kann. Obgleich denkenden Lesern gewidmet, konnte die Schrift

doch natürlich nicht die Vollständigkeit und Unerbittlichkeit eines wissenschaftlichen Lehrbuchs haben, das auf jede noch so abstruse Nebenfrage, wenn sie der Hauptsache nützlich werden kann, einzugehen verpflichtet sein würde; dennoch wird man in der einfachen, anspruchslosen und leichten Darstellung des Vfs erkennen, daß die Gewohnheit eigener Durcharbeitung wichtiger Zweifel ihn auch in einem solchen Unternehmen würde zum Ziele gelangen lassen.

Die Tendenz der Schrift spricht wohl der Titel schon hinlänglich aus; es ist die Darlegung und die wissenschaftliche Vertheidigung des lebendigen Glaubens, daß das Geistige allein das wahrhaft Seiende, allein das sei, worauf aller Werth im Leben und in der Welt beruhe. Diese allgemeine Ueberzeugung bewegt ihn, einen doppelten Streit zu führen, einmal gegen die physiologische Ansicht, welche die Erhaltung des Lebens allein von dem Zusammenwirken der physischen Kräfte der Körpertheile ableitet, und die Hinzunahme einer besonderen und höheren organisirenden Kraft ablehnt, und anderseits gegen die materialistischen Auffassungen, welche das geistige Leben vollständig durch die Wechselwirkungen der materiellen Bestandtheile erklärbar glauben.

In dem ersten dieser Kämpfe werde ich der Gegner des Verf. bleiben, ohne Leidenschaft freilich, da seine durchaus anstandsvolle Art, seine Meinung zu verfechten, mich höchstens bedauern läßt, daß er doch nicht alle Gründe seiner Gegner so vollständig berücksichtigt hat, als es zur Schlichtung eines Zwiespaltes nöthig wäre, zu dessen Beseitigung wir so oft sehr ungeeignete Mittel ergriffen sehen. Aber nur wenige Punkte kann ich an diesem Orte seiner erneuten Berücksichti-

gung und dem Urtheile der Leser nahe legen. Die Schrift beginnt mit einem Abschnitt über die Materie und deren Bedeutung in der heutigen Naturwissenschaft. Einfach und klar und nur in einigen Nebenpunkten, wie z. B. in der Forderung einer wahren Durchdringung der Elemente im chemischen Proceß, Einwürfen ausgesetzt, erörtert der Verf. einige Grundbegriffe der Physik, um mit der Behauptung zu schließen, daß nichts uns zu der Annahme nöthige, alles Seiende müsse nothwendig die Form des materiellen Atoms haben und die Consequenzen dieser Form des Daseins tragen. Dies würden wir nicht gern bloß zugeben, sondern unsere Ueberzeugung dahin steigern, daß überhaupt Nichts diese Form so tragen könne, wie sie in der Physik als Abbreviatur der Rechnung angewandt wird, daß im Gegentheil wahrhaft Seiendes immer nur ein durch intensive Natur bestimmtes sei. Vielleicht würde diese Zuschärfung der Ansicht manche späteren Unzuträglichkeiten abschneiden. An zwei Stellen stoße ich an. S. 8 heißt es, der Atomismus bezeichne nur die Wirkungsgröße, welche den materialen Elementen zukomme; S. 9 hält der Verf. für ungewiß, ob nicht schon beim Krystallisationsproceß physische Kräfte mitwirken. Beide Stellen sind, die letzte vielleicht durch einen Druckfehler, unverständlich. Aber auf derselben Seite behauptet er zwar mit Recht, daß Niemand die erste Disposition des Planetensystems auf eine spontane That der Materie als solcher werde zurückführen können, fügt aber dann hinzu, daß mit einem Worte die Materie das Princip einer organischen Entwicklung nicht in sich trage, daß ihre Thätigkeit nicht über den Mechanismus hinausgehe, daß sie eine willige, blinde Dienerin sei, wo

ihr die Bahn ihres Wirkens gegeben ist; die Bahn sich selbst vorzuzeichnen, innerhalb deren sie ihre Kräfte entfalten soll, sei sie absolut unvermögend. „An diesem Punkte scheiden sich Mechanismus und Organismus bezüglich ihrer Entstehung gänzlich von einander.“ Aber genau genommen scheiden sie sich an diesem Punkte entweder noch gar nicht oder in einem Sinne, der nicht im Sinne des Verf. ist. Er selbst hat ja die Unmöglichkeit des Planetensystems, aus mechanischen Kräften zu entstehen, zugegeben; soll nun der Lauf der Planeten als ein organisches Geschehen angesehen werden, wogegen ich nichts weiter erinnern möchte, so würde doch der Anspruch, den er auf dieses Prädicat hat, nur in der sich selbst erhaltenden Ordnung seiner Bewegungen liegen; aber dieses Prädicat oder ihm völlig gleichgeltende würden dann auch allem Geschehen in der Natur überhaupt zukommen, und wir würden nur noch behaupten können, was ich wenigstens nie geleugnet habe, daß keine Materie in der Welt sich selber die äußern Bedingungen ihres Wirkens mache. Da nun der Erfolg ihres Wirkens stets von dieser äußern Constellation abhängt, so ist die Entstehung jedes zusammengesetzten veränderlichen Erfolgs, namentlich jeder Entwicklung, aus den bloßen Kräften der Materie allemal unmöglich, sie setzt stets, im Unorganischen, wie im Organischen die Dispositionen als anderweitig gegeben voraus, durch welche jenen Kräften die Richtung auf eine bestimmte Gestalt ihres Productes mitgetheilt wird. Da aber ohne irgend welche Umstände, in denen sich die Materie befände, überhaupt gar nichts geschehen kann, so schließen wir in den Begriff des Mechanismus das Vorhandensein derselben natürlich ein und er bedeutet daher einen

Naturlauf, in welchem die unveränderliche Wirkungsweise der Stoffe durch eine nicht von ihnen abhängige, sondern vorauszusetzende Verbindung derselben unter einander zu den mannichfachsten und formverschiedensten Erfolgen geführt wird. Daß nun aber für die lebendigen Organismen diese Voraussetzung noch einmal gesteigert werden, daß man für sie außer der schöpferischen Kraft, welche ihnen ihren Keim erschuf, auch noch eine beständig erhaltende Thätigkeit höherer Art bedürfe, diese Behauptung erforderte besondere Beweise. Der Verf. sucht sie im zweiten Abschnitt seiner Schrift zu geben, welcher das Problem des organischen Lebens für die streng mechanische Naturanschauung behandelt.

Ich befinde mich diesem Abschnitt gegenüber in einer sehr üblen Lage. Eigentlich streitet der Vf. gegen mich, und an einzelnen Stellen finde ich meinen Namen angeführt; aber der Verf. hat zugleich auf eine Anzahl der thörichtesten Meinungen Rücksicht genommen, die ich beinahe nach seiner Darstellung mit zu vertreten scheine; wenigstens ist nicht leicht zu sondern, was nach ihm auf meine Schuldrechnung zu schreiben sein wird. Aber ich theile vielmehr seine Polemik gegen jenen Automatismus, der in dem Stoffe und seinen Bewegungen höchstens mit Hinzunahme des wichtigen Princips des Zufalls die Grundlage der Welt sieht, und bekenne mich nur zu der Ansicht, welche die Natur als einen mechanisch unterhaltenen Ausdruck von Ideen betrachtet, dessen erste Schöpfung überhaupt auf keinem Standpunkt menschlicher Erkenntniß für uns klar wird, dessen Erhaltung dagegen überall an das gesetzliche Zusammenwirken der Elemente und an keine andere Bedingung außer der geknüpft ist, von der die

Möglichkeit alles Wirkens überhaupt abhängt. Ich würde ferner die erste Schöpfung gewiß von der Weisheit eines persönlichen Gottes, und nicht von dem Walten einer unbewußten Vernunft abhängig denken; und ich habe nie daran gezweifelt, daß an der Erhaltung des Lebens auch andere Kräfte als die der bekannten chemischen Elemente Theil nehmen können. Aber ich habe vielfach nachzuweisen gesucht, daß diese anderen Kräfte dann nicht in der Form einer Idee, sondern in der realer, substantieller geistiger Wesen zu fassen sind, und daß auch ihre Wirksamkeit doch nur eine gesetzliche sein kann, so daß auch sie mit in den Kreis des mechanischen Zusammenhangs als Glieder desselben eintreten, und ihm zwar neue Kräfte, aber nicht neue Principien der Causalität zubringen können. Doch es würde unmöglich sein, den inneren Zusammenhang dieser Auffassung hier kurz zu wiederholen; beklagen muß ich aber, daß der Verf., da er einmal auf mich Rücksicht nehmen zu können glaubte, nicht lieber auf die große Mühe Rücksicht genommen hat, die ich mir gegeben habe, Einwürfe und Mißverständnisse zu beseitigen, welche er hier wieder ganz in der alten Gestalt reproducirt. Diese Nichtachtung ist zu häufig, als daß sie mir sonst auffallen würde; aber es thut mir leid, sie bei einem Schriftsteller zu treffen, dessen redlichen Wahrheitssinn ich hochachte, und dessen Gewohnheit, selbst zu denken, die Sache hätte weiter fördern können, während ich nun nur dazu genöthigt bin, ihn zu überzeugen, wie wenig das von mir unbedacht geblieben ist, was er als entscheidende Gegengründe nun aufs Neue mir einwirft.

Schon der erste flüchtige Blick soll uns nach S. 25 belehren, daß wir es in dem Organischen

mit einer andern Art des Geschehens, **und demnach auch** mit einer ganz andern Causalität der Dinge zu thun haben, als in der kosmischen, der physikalischen und anorganischen Natur. Es ist nach S. 27 absolut unthunlich, anzunehmen, daß die organische Form und Bildung aus der chemischen Natur des organischen Stoffes folge; den Beweis vermisse ich, wenn er nicht darin liegt, daß nach S. 28 Mischung und Form im Organischen so unabhängig von einander sind, daß verschieden gemischte Stoffe dieselbe Form, gleiche auch verschiedene haben können. Hier wäre das Thatsächliche noch näher zu bestimmen gewesen, und der Grund selbst würde zu viel beweisen, denn es ist vergessen, daß dasselbe Verhalten auch den Krystallformen der unorganischen Stoffe zukommt. Nach S. 31 kann es keinen unphilosophischeren Gedanken geben, als den, die Materie zur wirkenden Ursache des Lebens zu machen; sie sei nur der Träger des Lebens, an dem dieses sich manifestire. Ich gestehe, daß diese Stelle mir schwer aufs Herz fällt; denn wie viel Arbeit habe ich fruchtlos verschwendet, um es recht eindringlich zu machen, daß solche Vorstellungen, wie dieses Getragenwerden und Sichmanifestiren, oder das später erwähnte „Umschlagen mechanischer Processe in vitale“ die schlimmsten Hindernisse aller Klarheit sind. S. 47 läßt sich das immanente Gestaltungsprincip der Pflanze nicht aus der Summe der einzelnen Theile ableiten; es ist vielmehr da und wirksam, ehe und bevor diese selbst vorhanden sind, ja es bildet und schafft sie selbst. Noch mehrfach kehrt dieser Gedanke von dem Vorangehen des Ganzen vor seinen Theilen wieder und auch hier hat der Verf. nicht berücksichtigt, was ich darüber weitläuftig genug auseinandergesetzt

zu haben glaubte (Allg. Physiologie S. 109—112). Dürfen wir annehmen, sagt er S. 61, daß es ebenso in der Natur der organischen Materie liege, in organische Formen oder Bildungen anzuschießen, wie die Mutterlauge des Krystalls in bestimmte Krystallformen? ... Oder läßt es sich denken, daß die in dem Keime vereinten Elemente aus und in dieser Verbindung neue, ihnen bisher und für sich allein nicht einwohnende Kräfte empfangen, Kräfte eigner ungeahnter Wirksamkeit, die nun in der Organisirung des Bildungsstoffs sich manifestiren? „Daß es uns mit diesen Fragen nicht Ernst sein könne, bedarf wohl nicht erst der Versicherung. Wir wollen damit nur andeuten, in welche größtentheils undenkbare Möglichkeiten sich der Gedanke verliert, wenn er sich der Schwierigkeiten bewußt wird, welche das vorliegende Problem unserm Denken bietet.“ In der That hätte es wohl einer besondern Versicherung, ja selbst einer Beweisführung bedurft, wenn die beiden erwähnten Gedanken als „undenkbare Möglichkeiten“ ausgeschlossen werden sollten. Dafür aber, daß aus den eingebornen Kräften der Keimtheile unter Berücksichtigung ihrer gegebenen Dispositionen und unter Mitwirkung der äußern Reize sich das organische Leben nicht entfalten könne, gibt der Verf. eigentlich nirgend einen Beweis; er sucht für seine Meinung mehr durch Hindeutung auf die Mannichfaltigkeit und Complication des organischen Gestaltbaues zu überreden.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. 74. Stück.

Den 8. Mai 1856.

Giessen

Schluß der Anzeige: „Die neueste Vergötterung des Stoffs. Ein Blick in das Leben der Natur und des Geistes. Für denkende Leser von Dr. med. August Weber.“

Wie sehr diese bewundernswürdige Mannichfaltigkeit unsere Hoffnung auf wirkliche Durchführung der mechanischen Construction herabstimmen und vereiteln muß, habe ich nie geleugnet, wie wenig sie im Stande ist, unser Vertrauen zu dem Princip solcher Constructionen zu schmälern, habe ich ausführlich zu zeigen mich bemüht (Allgem. Physiol. S. 292—340). Aber auch die zweite der obigen Annahmen ist nicht undenkbar. Neue wirkende Eigenschaften knüpfen sich ganz gewöhnlich an die chemische Verbindung der Elemente; und selbst in dem Sinne ist der Gedanke möglich, daß das Wirkungsgesetz, das für zwei Stoffe gilt, sich bei dem Hinzutritt eines dritten, freilich selbst gesetzlich, ändert; doch allerdings wird aus allem Zusammentreten vieler Theile sich nie eine

höhere, nur an Zwecke und nicht an Gesetze ihres Wirkens gebundene Kraft erzeugen. Von S. 66 an wird nun wieder die Gültigkeit der mechanischen Ansicht als der allein berechtigten zugegeben, sobald wir uns die Aufgabe stellen, den Hergang eines besondern organischen Processes genauer zu ermitteln. Aber S. 68 soll geschieden werden, was im Organischen wirklich mechanisch ist, und was nicht. Das Organische habe seinen Grund in einer Idee, die aber stets die Materien als reales Medium ihrer Verwirklichung bedürfe. Was sie wirkt und schafft, vollbringt sie nur durch diese; sie selbst tritt nie als mechanische Kraft in die Erscheinung, und jede Berufung auf sie, als mitwirkende in dem mechanischen Causalprocesse des Organischen ist als unstatthaft zurückzuweisen. Dies scheint nun fast völlig meine Auffassung der Sache zu sein, aber sie unterscheidet sich doch davon in einem wesentlichen Punkte. Ist die Idee ein Reales und Wirkendes, steht sie, wie der Vf. auf derselben Seite sagt, in einer inneren Causalbeziehung zu den realen Elementen des Körpers; so dürfen wir uns nicht mehr gestatten, sie bei der Erklärung des Einzelnen unberücksichtigt zu lassen. Sie mit in den Bereich der wirkenden Elemente ziehen und ihren Beitrag bestimmen zu können, gerade das würde die dankenswerthe Folge einer solchen Auffassung sein, und gerade sie wirft der Verf. als unannehmbar hinweg. Aber ich verstehe wohl, daß es ihm mit jenem Causalnexus zwischen Idee und Körperelementen doch nicht rechter Ernst ist; denn nehmen wir ihn beim Worte, so muß freilich die Idee auch erregbar und bestimmbar sein durch die Einwirkung der Elemente, und ihre Thätigkeiten werden durch diese nur als gesetzliche Rückwirkungen

veranlaßt, die dann wieder unter den Begriff des Mechanismus fallen. Der Verf. dagegen möchte der Idee eine transcendente Selbständigkeit lassen; sie bleibt hinter dem Vorhang des causalen Geschehens und wirkt nicht als ein Bestandtheil des Mechanismus, sondern durch ihn, durch die materialen Elemente. Und hier wäre ich wohl berechtigt zu sagen, daß es kaum eine „undenkbarere Möglichkeit" gibt, als die, welche in dieser kurzen Präposition durch liegt. Sobald es dem Verf. gelingt, das was er durch dieses Wort sagen will, völlig zur Klarheit zu bringen, werden wir unsern Streit darüber wieder beginnen können. Bis jetzt kann ich nicht sagen, daß es ihm gelungen sei. Wenn er S. 79, zu der Vorstellung einer Lebenskraft, obwohl modificirend zurückkehrt, und klagt, daß dieser erste Versuch, das Problem des organischen Lebens mehr anzudeuten als zu lösen, ein besseres Schicksal und eine einsichtsvollere Nachsicht verdient habe, als ihm in neuester Zeit wiederfahren sei, ohne daß man auch nur den ernstlichen Versuch gemacht habe, etwas Besseres an seine Stelle zu setzen: so ist diese Aeußerung ebenso factisch unrichtig, als in hohem Grade ungerecht. Daß meine Ansicht über diese Dinge irrig sei, ist eine sehr wohl denkbare Möglichkeit, aber ich erwarte noch, daß man die Motive widerlegt, auf denen sie beruht, und habe wohl ein Recht darauf, sie als ernstlich gemeinten Versuch anerkannt zu sehen. Der Verf. täuscht sich mit Vielen darin, daß er den Ursprung dieser Auffassungen aus einer Vorliebe für Mechanismus herleitet, und aus der Neigung, dieser Erklärungsweise Alles zu unterwerfen; sie beruht für mich auf der Ueberzeugung von der inneren Undenkbarkeit aller der verschiedenen Formen, un-

ter denen man die Hypothese von der Lebenskraft nach und nach reproducirt hat. Wie soll ich aber eines Bessern belehrt werden, wenn der Verf. S. 85 vor Allem die volle Schärfe logischer Unterscheidung anräth, damit wir nicht den Mechanismus, den willigen, aber blinden und passiven Diener jeder höhern Causalität zum selbstthätigen Princip des Werdens erheben, und wenn er dann S. 86 hinzufügt, Niemand werde von Ilias und Odyssee glauben, sie hätten sich von selbst und ohne den Geist des Dichters in diese Form zusammengefügt? Gegen wen ist dies gerichtet? Haben wir je geglaubt, daß die Atome von selbst organische Keime bilden? Oder beweist das Beispiel, daß ein einmal gebildeter organischer Zusammenhang die beständige Immanenz des schaffenden Princips oder einer ihr an Würde gleichen Kraft auch zu seiner Fortdauer erfordere?

Aber ich breche diesen unerfreulichen Zwist ab, zu dem für mich wohl ein verzeihlicher Anlaß vorliegt, den ich aber hier zu keinem Ende führen könnte. Trotz Allem, was ich gegen den Verf. einzuwenden hätte, wird es mich dennoch freuen, auch diesem Abschnitt seiner Schrift eine lebhafte Theilnahme der Leser gewonnen zu sehen. Denn ohne Zweifel gehen alle seine Ansichten aus einem sehr guten Grunde, aus der begeisterten Hochachtung für das Lebendige, Ideale hervor, in welchem er allein den wahren Gehalt der Welt sieht, und die Uebereinstimmung über diesen Punkt ist mir werthvoller, als mir die Differenzen über die Bedeutung des Mechanismus störend sind. Handelt es sich um eine Belehrung über das Leben, nicht dem engen Kreise der Wissenschaft, sondern dem größeren der Gebildeten gewidmet, so würde ich gewiß für vortheilhafter ansehen, wenn eine

Auffassung, die ich nicht ganz für exact halte, aber welche über diese streitigen Punkte hinaus ein höheres wahres Ziel festhält, allgemeinen Eingang fände, als wenn Andere, richtiger in jenem einzelnen Punkte, aber mit einseitiger Verleugnung unendlich werthvollerer Wahrheiten die öffentliche Meinung beherrschten. Für die Wissenschaft wird dieser Streit stets ganz fruchtlos sein. Welche Vorstellungen man sich auch von der Lebenskraft machen mag, sie werden stets nur eine müssige schöne Verbrämung der Theorie sein, deren wirklicher Fortschritt immer nur durch Untersuchungen geschehn wird, die von der Voraussetzung des mechanischen Zusammenhangs im Naturlauf ausgehen.

Die beiden letzten Abschnitte, über das Geistige im Menschen oder Gehirn und Seele, und ein Schlußwort über die materialistische Richtung der Gegenwart, darf ich mich begnügen, einfach der Theilnahme der Leser zu empfehlen. Völlig in allen Hauptpunkten mit dem Verf. einverstanden, kann ich die Klarheit, Leichtigkeit und Wärme dieser Darstellungen hervorheben und ich hoffe, daß die zuweilen etwas strengen Ausfälle gegen die Vergötterer des Stoffes, die vielleicht ohne Schaden hätten vermieden werden können, den würdigen Eindruck des Ganzen nicht stören werden.

H. Lotze.

Nancy und Paris

1854. **Recherches topographiques et médicales sur Nancy. Par J.-B. Simonin, père.** 430 S. in Octav.

Diese Noso-Topographie von Nancy, der Hauptstadt des ehemaligen deutschen Reichslandes Lothringen, von einem erfahrnen Arzte geschrieben, soll hier kurz ihrem Inhalte nach wiedergegeben werden und zugleich Gelegenheit bieten, im Allge-

meinen über diejenigen Punkte Bemerkungen zu machen, welche, nach Refer. Ansicht, bei Topographien überhaupt vorzüglich zu berücksichtigen sind.

Das Buch zerfällt in zwei Theile; der erste Theil betrachtet die allgemeinen Natur-Verhältnisse, der zweite führt die einzelnen Krankheiten auf.

Nancy liegt 48° 41′ N. B., in einer Höhe von 600′. Das Departement (de la Meurthe) hat im Süden die Vogesen, ist außerdem von Höhenzügen in allen Richtungen durchzogen, mit viel Waldung bedeckt, von vier großen Flüssen, mit mehreren Nebenflüssen, durchflossen, und reichlich mit Seen und Teichen versehen. Die Stadt liegt in einem Thale, das von Norden nach Süden gerichtet ist, von der Meurthe gewässert; im Osten und Westen ziehen zwei Hügelreihen, mit Wald und Gärten bedeckt; der Boden, der Jura-Formation angehörend, besteht besonders aus Thon und Kalk, hält die Feuchtigkeit an, der Fluß tritt öfters über und überschwemmt in der Nähe liegende Niederungen. Der Südwind wird also durch Gebirge etwas geschwächt, die Nord- und Ostwinde haben freien Zugang zur Stadt und erfahren dazu im Süd-Westen einige Stauung an dem dortigen näher gelegenen Höhenzuge.

Hieraus kann man schon manche Schlüsse auf die Krankheits-Constitution der Stadt machen. Sie hat etwa 43000 Einwohner in 3680 Häusern (also etwa 14 Menschen in einem Hause), meist hoch und von Kalkstein gebaut, selbst die Treppen sind von Stein (und wahrscheinlich auch meistens die Fußböden); es gibt manche enge Straßen mit kleinen überfüllten, unreinlichen Wohnungen. In hygienischer Hinsicht werden noch besprochen: die Wasserleitungen, die Schulen, Casernen, Spitäler, Armenhäuser, Gefängnisse. Als

insalubre Gewerbe werden genannt: die Schlacht-Hallen, Talgsiedereien, Stärkemehl-Fabriken, Leim-Fabrik, Dünger-Fabrik, Kalkbrennerei, Leuchtgas-Anstalt, Asphalt-Bereitung, Schwefelung, Lohgerberei, Seifensiederei, Schriftgießerei. Es ist gewöhnlicher Gebrauch, jene Betriebe als schädlich anzuklagen, indessen ohne daß genauer angegeben wird, welche Krankheiten durch sie veranlaßt gedacht werden. Ihre Nähe ist lästig durch übelriechende Effluvien, auch durch Unreinlichkeit nachtheilig, aber es ist übertrieben, ihnen eine Einwirkung auf den allgemeinen Gesundheitsstand zuzusprechen; selbst bei Schlacht-Hallen, selbst bei Begräbniß-Stätten hat man keine stricte Beweise, daß die putriden flüchtigen Stoffe Schaden verbreiten, obgleich die Resorption von fixem Leichengift als giftig nicht bezweifelt werden soll. Weit mehr eigentlich schädlich wirken unstreitig die Exhalationen lebender Menschen, bei gedrängtem Zusammenwohnen, in stagnirender Luft, mit Unreinlichkeit der Wohnungen und des Körpers. — Das Trinkwasser wird als gut angegeben, es werden chemische Analysen mitgetheilt, welche es als besonders kalkhaltig zeigen. Auch den Quellen muß man nicht zu große Bedeutung zuschreiben, ihre Bestandtheile müssen, sobald sie trinkbar sind, ziemlich überall dieselben sein; man wäre auch hier auf falscher ätiologischer Spur.

Von den Meteoren handelt eine besondere Abtheilung ziemlich umfangreich und mit Sorgfalt. Jedoch nimmt der Verf. nicht genug Rücksicht auf den Zusammenhang der localen Temperatur-Verhältnisse mit den allgemeinen. Jeder Ort hat eine gewisse unveränderliche mittlere Temperatur, welche einen Theil ausmacht der gesammten Erd-Meteoration, und nur innerhalb solcher allgemei-

nen Gesetzlichkeit ereignen sich die localen Oscillationen in der Temperatur. Der Verf. überschätzt daher die Bedeutung eines Unterschiedes zwischen zwei Reihen von Beobachtungen, von denen die eine 12 Jahre hindurch angestellt worden ist, von 1841 bis 1853, die andere schon früher, 22 Jahre hindurch, von 1799 bis 1820; indem er daraus schließt, das Klima habe sich seitdem um so viel geändert, wie der Unterschied sich darstellt, die Temperatur sei geringer geworden, das Max. um 3° gefallen, dagegen das Min. um 2° gestiegen, die mittl. Temp. habe also um 1° ($\frac{1}{2}$°) verloren, die Winter seien zwar milder, aber länger, die Sommer kühler und kürzer geworden; (auch die Zahl der Regentage und die Regenmenge habe zugenommen). Dieser Auslegung kann weder die Meteorologie noch die Klimatologie beistimmen. Der Verf. folgert daraus sogar schon weiter, deshalb sei die epidemische Constitution von Nancy, früher inflammatorisch, nun katarrhalisch geworden, und die intermittirenden Fieber, früher selten, nun häufiger. Die mittlere Temperatur von Nancy rechnet man gegenwärtig zu 9°.38 (C.), sehr wahrscheinlich ist sie aber dieselbe geblieben schon seit unbestimmbar langer Zeit, etwa sehr kleine, auf localen Aenderungen beruhende, Unterschiede abgerechnet. Die Temperatur ist hier sehr variabel, manchmal treten große Sprünge ein; so finden wir im Mai das Max. 30° (C.), das Min. 0°63; im Juli das Max. 32°, das Min. 6°; im Januar das Max. 13°, das Min. —15°. Dies läßt sich aus den übersichtlich mitgetheilten meteorologischen Beobachtungen eines jeden Monats ersehen. Die Meinung, daß das Klima seit Anfang dieses Jahrhunderts eine bedeutende Aenderung erfahren habe, kann man um so weniger zugeste-

hen, und man muß um so mehr behaupten, daß Nancy noch auf derselben Isotherme liegt, da die Aenderung einen ganzen Grad der mittl. Temp. betragen soll, da Vergleichungen über die Methode der Beobachtungen nicht angestellt und Vermuthungen über die Ursachen und Vergleichungen mit benachbarten Landschaften gar nicht angestellt sind. Schwankungen in dem Mittel einzelner Jahre kommen bekanntlich vor; denn obgleich der jährliche Gang und Stand der Sonne mathematisch in gleicher Weise sich wiederholt, so entsteht doch ein Schwanken in der jährlichen Gesammt-Temperatur und Regenmenge durch den Wechsel der großen Windbahnen, der Polar- und der Aequatorial-Strömung, welche nur in einer Reihe von Jahren ihre gleichbleibende Regelmäßigkeit kundgeben. Zwar findet man hier unter den meteorologischen Angaben beider verglichenen Perioden auch die Windes-Richtungen angegeben; die erste Periode zählte im Durchschnitt jährlich nördliche Winde 171, südliche Winde 189; dagegen die zweite Periode zählte nur 147 nördliche und nur 172 südliche, indessen hieraus lassen sich nur bis zu gewissem geringen Grade Vergleichungen ziehen; denn erstlich zeigte sich darin ein Widerspruch, daß die zweite Periode weniger nördliche Winde aufwies und doch kälter geworden sein soll und zweitens kommt es hierbei unbestreitbar auf die ganze Dauer der einzelnen Windrichtungen an, welche gar nicht berechnet ist. Im Ganzen wissen wir, daß in Nancy nicht mehr das Küsten-Klima des westlichen Frankreichs herrscht, sondern es theilt mehr mit dem westlichen Deutschland das Continental-Klima; obwohl, wie im mittleren Europa, die Süd-Westwinde und Sommerregen vorherrschen, sind doch die Nord-Ostwinde trockner und

kälter, und sind die Extreme der Temperaturen etwas größer (s. Ch. Martins, Essai sur la météorologie et sur la géographie botanique de la France 1845, in der Patria, Collect. encyclop. et stat.), als im westlichen und südlichen Frankreich. Dieser Art sind die allgemeinen gleichbleibenden erd-meteorischen Verhältnisse in Bezug auf die geographische Lage Nancy's. Was die topographische Lage betrifft, so haben wir gesehen, daß im Süden einigermaßen die warme Luftströmung abgehalten wird durch Gebirge, daß dagegen die kalte nordöstliche Strömung freieren Zugang hat und einigermaßen durch Höhenzüge im Süd-Westen gestauet werden muß. Ferner ist noch die Variabilität in den täglichen Temperatur-Verhältnissen erklärlicher durch die Berge in der Nähe, von deren rascher erkaltenden Höhen kältere Luft herabfallen kann, verbunden mit den stehenden Wässern, deren Verdunstung Wärme absorbirt. — Bei allem diesem muß man daher schon a priori vermuthen, daß Verkältungs-Krankheiten häufig sind und da der Boden thonreich und stellenweise mit stagnirender Feuchtigkeit getränkt ist, daß die Malaria sich vorfinde. — Die Regenmenge beträgt jährlich etwa 30 Zoll (826 mm.), auf 166 Tage vertheilt. Hätte übrigens Nancy an der Nord-Ost-Seite eine bedeutende Gebirgshöhe in der Nähe, so würde dadurch bewirkt werden, daß daran der feuchte und so häufige Süd-Westwind seinen Wasserdunst-Gehalt vorzugsweise niederfallen ließe, wie dies überall in Europa an der südwestlichen Seite der Gebirge zu bemerken ist. Es würde dann noch mehr nässende Feuchtigkeit erfahren. Von dieser ist immer der in der Luft latent bleibende absolute Gehalt an Wasserdunst zu unterscheiden. Derselbe kann bedeutend

sein und bei Gleichmäßigkeit der Temperatur kann es doch selten zum Regnen kommen; aber die Abdünstung der Hauttranspiration zeigt sich dann dennoch erschwert, die Lunge empfindet, daß sie keine trockne Luft athmet, und diesen wichtigen Zustand der Luft zeigt uns nicht der Regenmesser, sondern das Daniell'sche Hygrometer oder noch bequemer das August'sche Psychrometer, durch den Unterschied der Scala des nassen von der des trocknen Thermometers (welcher im Mittel für Deutschland 4—5° R. beträgt). Leider gibt es solche psychrometrische Beobachtungen noch wenige, um danach Vergleichungen und Beurtheilungen von Feuchtigkeits-Verhältnissen verschiedener Orte anzustellen. Die Feuchtigkeit hat zwar bei weitem nicht die Bedeutung für die Salubrität wie die Temperatur, aber sie steht doch dieser an Bedeutung von allen Meteoren zunächst und ist ein weit wichtigeres Object der Beobachtung als, beiläufig gesagt, die Barometer-Oscillationen, von denen es so überflüssig reichlich in epidemiologischen und klimatologischen Berichten Aufzeichnungen, wenn auch keine Folgerungen, gibt. Auch andere meteorologische Angaben übergehen wir als völlig ohne Verbindung mit der endemischen oder epidemischen Constitution, wie die Gewitter (obgleich die Ozon-Bildung, als stärker einwirkendes Oxygen gedacht, zur Reinigung der Luft von Contagien nicht als erwiesen, aber auch nicht ganz werthlos erklärt werden kann), und gar die Polar-Lichter und die Erdbeben.

Die Bevölkerung der Stadt, welche 1823 nur 29600 Seelen betrug, hatte zugenommen 1852 auf 43400. Während dieser 30 Jahre hat das jährliche Mortalitäts-Verhältniß in Summe an Fällen gezeigt 33,500, das der jährlichen Nativität (den Ausdruck wird man gestatten) 32,900;

also muß viel Einwanderung Statt gefunden haben. Im ersten Lebensjahre stirbt hier $\frac{1}{5}$ der Neugebornen (dies Verhältniß ist an nicht wenigen Orten noch bedeutender, meist an Convulsionen). Die mittlere Lebensdauer berechnet sich auf $33\frac{1}{2}$ Jahre (auch dies spricht nicht günstig für die Stadt, für ganz Frankreich findet man sie 1843 berechnet zu 39 Jahre (s. Ch. Dupin, Comptes rendus de l'académ. des Sc. Vol. XXVI und XXVII); es wird auch bemerkt, daß sie in Metz betrage 38, in Dijon 39, auch in Nancy soll sie sich in den letzten Jahrzehnten gebessert haben. Das jährliche Mortalitäts-Verhältniß, was zur Vergleichung weit zuverlässiger ist, findet sich nicht angegeben. Im März zählt man die meisten Todesfälle (wie überall im mittleren Europa, außer da, wo sehr starkes Malaria-Siechthum herrscht, wo die Mehrzahl in die Herbstmonate fällt). Es wird auch kurz über die Tages-Stunden gesprochen, in denen die meisten Leben erlöschen; aber mit Recht wird diese Frage für unentschieden erklärt; sie gehört sogar zu den unbegründeten und müssigen Rechen-Aufgaben, wie sie sich die Statistik unendlich zahlreich stellen kann.

Der zweite Theil handelt von den einzelnen Krankheitsformen. Dies geschieht indessen nicht mit Angaben von Zahlen, welche zur ganzen Bevölkerung im Verhältniß ständen, weshalb sie an Werth verlieren. Wir erfahren manches Lehrreiche, auch historische Rückblicke, aber auch manches Bekannte, sogar für Laien Berechnete. Die Classification ist nicht befriedigend; sie ist allein nach dem anatomischen Princip gebildet; man gewinnt aber eine viel bessere Uebersicht, wenn die acuten Epidemien und dann die Dyskrasien besonders unterschieden werden. Leider ist unsere Wissenschaft

noch nicht so weit, daß eine übereinstimmende einfache Classification Gültigkeit hätte; eine so nothwendige Bedingung realistischer Forschung ist noch nicht einmal erreicht, obgleich man hoffen darf, daß dies bald geschehe. — Den Berichten liegt hier eine unbestimmte Summe von 11,185 Fällen zu Grunde, halb aus der Privat-Praxis des Verfs und halb aus der Hospital-Praxis eines anderen Arztes.

Wir wollen diejenigen Momente heraussuchen, welche bei allen Noso-Topographien in unserem europäischen Klima als vorzugsweise beachtenswerth sich ergeben.

Hervorstechend sind in diesem Klima die Verkältungs-Krankheiten, welche man sehr geeignet unter einem besonderen ätiologischen Namen zusammenfassen sollte, als Refrigerosen. Sie machen sich bekanntlich unter sehr verschiedenen Formen bemerklich. — Von den Kinder-Krankheiten ist schon angegeben, wie das wichtige Mortalitäts-Verhältniß des ersten Lebensjahrs sich verhält; über die einzelnen Formen ist keine Zusammenstellung gegeben; auch nicht über Frauen- und Greisen-Krankheiten. — Singulär-endemische Krankheiten finden sich nicht vor. — Malaria-Constitution besteht, wie schon bemerkt, doch nicht bedeutend; seit den letzten Jahren sind die Wechselfieber weit häufiger geworden, veranlaßt durch Bearbeitung des Bodens behufs einer Eisenbahn. Chronische Einwirkung der Malaria, oder ihr Siechthum, findet man nicht hervorgehoben. Bemerkenswerth ist die Angabe, die Wechselfieber wären besonders häufig gewesen 1827, da dasselbe auch am Niederrhein, in Holland und in England der Fall gewesen ist, ebenso in den vier Jahren von 1846 bis 1849, wo sie sich ebenso in Deutschland und Holland verhalten

haben, aber dagegen besonders sparsam in Irland. Dies spricht für ein gewisses Gerathen oder Mißrathen nach Jahrgängen, der Grad der Trockenheit ist freilich immer eine Haupt-Bedingung. Hierüber wären durch Zusammenwirken von epidemiologischen Gesellschaften zunächst und leicht Schätze des Wissens zu heben. Die Wechselfieber beginnen hier im März und endigen im November, die des Frühjahrs sind milder, unter den schlimmeren Formen des Herbstes kommen einige perniciose vor. Erd-Arbeiter und Gärtner werden am meisten davon ergriffen. Die Vorstellung, daß das Miasma der Wechselfieber in einer Luftart, aus dem Boden steigend, bestehe oder es entstehe aus einer Zersetzung organischer Gebilde, oder durch Elektricität oder allein durch Verkältung, bleibt kaum mehr möglich, sobald man bedenkt, daß die Wechselfieber nie im Winter bei gefrornem Boden vorkommen (außer als Recidive) und daß ihre geographische Grenze entschieden im Norden verläuft mit der Isotherme von 2 bis 3° R., oberhalb welcher sie nicht mehr vorkommen (nach Ref. Meinung erklärt sich die Malaria am befriedigendsten durch die Vorstellung von vegetabilischen Organismen, welche bei ihren zusagenden localen Bedingungen im Boden keimen, am üppigsten in der heißen Zone).

Die Phthisis ist ferner ein Factor des Morbilitätsverhältnisses, nach dem man überall besonders sehen muß; sie nimmt erklärlicher Weise eine bedeutende Stelle desselben in einem so variabelen Klima ein, da die Temperatur-Sprünge und die Winde, von denen die Rede gewesen ist, bei den schon Erkrankten den Verlauf beschleunigen müssen, wie auch der Winter und das Frühjahr beweisen; nicht selten bildet Phthisis $\frac{1}{4}$ der ganzen Morta-

lität in einer Stadt; hier ist dies Verhältniß nicht angegeben. — Als besondere Eigenthümlichkeit von Nancy wird nun auch bestätigt das Vorherrschen von Katarrh, Bronchitis und von Rheuma, als Folgen von Verkältung. Der Winter bringt inflammatorischen Charakter, mit Pneumonie, Erysipelas, Croup; im Sommer fehlen nicht biliose Diarrhoe, Dysenterie, Cholera communis; einige Mal ist die indische Cholera dagewesen, 1832 und 1849, jedoch mäßig und früher öfter die Pest, beide vorzugsweise in dieser Jahrszeit.

Die acuten Epidemien (die „zymotischen Krankheiten", wie sie sehr geeignet immer allgemeiner bezeichnet werden), darunter die ohne Rücksicht auf Jahreszeit (wie auf Zonen) vagirenden Contagien der Blattern, Scharlach, Masern, Keichhusten, Mumps u. a. sehen wir hier, wie überall, wo Verkehr ist (außer auf abgelegenen kleinen Inseln) ab und an erscheinen, aber ihr Verhalten zu den Jahrszeiten, d. i. ihre Unabhängigkeit davon, ist hier nicht aus den Angaben zu ersehen. Ueber: Typhus und das Typhoid erfahren wir: der Kriegs-Typhus hat verheerende Verbreitung in der Stadt gehabt 1794 und wieder 1814 (wo der Verf. ihn schon zu bekämpfen gehabt hat), als Petechial-Typhus, welche Form auch 1829 in einem Kloster epidemisch gewesen ist. Das Typhoid, welches, wie der Verf. sagt, seit Louis' Untersuchungen 1829 mehrere früher für getrennt gehaltene Fieber vereinigt (d. h. die biliosen, mucosen, putriden und malignen Fieber), ist auch hier permanent vorhanden. Der Verf. hält es mit Recht für contagiös und auch, mit Gauthier de Claubry, für identisch mit dem Typhus mit Petechien (hiermit stimmt auch das

geographische Verhalten beider überein, indem beide ihre südliche Grenze haben mit der Isotherme von 18° R.).

Besondere Erwähnung verdient die **miliaria sudatoria** (**miliaire**), welche eine gewisse Endemicität in Frankreich besitzt. Der Verf. hatte früher den idiopathischen **Friesel** nur in zwei Fällen angetroffen, im Jahre 1823 und 1825. Seit 1849 hat sich diese Krankheit häufiger in Nancy gezeigt und in vielen anderen Gemeinden des Departements (damit fällt zusammen die Zunahme der Malaria, welche oben erwähnt ist, und auch die zweite Invasion der Cholera), aber auch in anderen Departements hat sie sich seit jenem Jahre gezeigt. Die Symptome beginnen zuweilen mit Ejectionen und Dejectionen, bald erscheint der Friesel mit regelmäßigem Verlauf, eine vesiculöse, weiße oder rothe Eruption charakterisirt ihn, dazu kommen copiöse Transpiration, heftige Kopfschmerzen, Oppression, Mattigkeit und besonders ein Gefühl von Ameisenkriechen in den Gliedern. Die Krankheit ist selten tödtlich. Die Aetiologie ist sehr wenig bekannt. Man ist sogar noch unentschieden, ob er contagiös ist; zuweilen tritt ein intermittirender oder remittirender Typus ein und ist Chinin heilsam; auch andere Erscheinungen sprechen für ein Miasma als Ursache; eine rasche allgemeine Verbreitung weis't sogar auf ein atmosphärisches Miasma, ähnlich der Influenza.

Außerdem wird noch eine Reihe von Krankheiten ausführlich besprochen, fast wie in einem vollständigen Lehrbuche, mit nosologischen und therapeutischen lehrreichen Erörterungen, wobei aber nur gelegentlich das besondere locale Verhalten der Morbilität in Nancy berührt wird, um welches es uns doch hier vornehmlich zu thun sein mußte. A. Mühry.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.

Den 10. Mai 1856.

Freiberg

Verlag von J. G. Engelhardt 1855. Handbuch der metallurgischen Hüttenkunde zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbststudium. Bearbeitet von Bruno Kerl, Kön. Hannov. Hüttenmeister rc. zu Clausthal. In drei Bänden. Erster Band. XXII u. 326 S. in Octav. Mit 7 lithogr. Tafeln. Zweiter Band. XXVI und 384 S. in Octav. Mit 5 lith. Tafeln. Dritter Band. Erste Abtheilung. XXVI u. 392 S. in Octav. Mit 3 lith. Tafeln. Zweite Abtheilung. XX u. 432 S. in Octav. Mit 6 lith. Tafeln.

Durch das hier anzuzeigende Werk ist ein wahres Bedürfniß befriedigt, indem in der neueren metallurgischen Litteratur ein vollständiges Handbuch der metallurgischen Hüttenkunde mangelte. Das vorliegende ist überaus zweckmäßig abgefaßt, indem es in gedrängter Kürze eine sehr genügende Darstellung vom jetzigen Zustande des metallurgischen Hüttenwesens liefert, und das Theoretische mit dem Praktischen auf angemessene Weise ver-

bindet, so daß sich dieses Handbuch nicht allein dazu eignet, als Leitfaden bei metallurgischen Vorlesungen, sondern auch zum Selbststudium zu dienen.

Erster Band. Zweckmäßig ist ein präparativer Theil von einem applicativen gesondert. Jener macht den Inhalt des ersten Bandes aus. In der Einleitung werden die Begriffe Metallurgie, Hüttenkunde und metallurgische Hüttenkunde festgestellt; es wird von den Hülfswissenschaften und der Grenze der metallurgischen Hüttenkunde gehandelt, und ein kurzer Blick auf die Geschichte des Hüttenwesens geworfen. Es wird bemerkt, daß in dem Zeitraume bis auf Plinius von Metallen Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Zinn, Blei und Eisen bekannt gewesen seien. Referent hat in seiner Commentatio de arte ferri conficiendi veterum § 17 zu zeigen gesucht, daß im Alterthume auch das Zink bereits bekannt gewesen, und mit dem Namen Ψευδάργυρος bezeichnet worden sei, wie aus einer Stelle im Strabo sich ergibt, eine Meinung, welche früher schon Savot und Schneider für wahrscheinlich gehalten haben. Ref. erlaubt sich bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß der verewigte C. Fr. Hermann, dem jener die von ihm versuchte Deutung der Stelle im Strabo (L. XIII. 1) zur Beurtheilung mittheilte, sich völlig damit einverstanden erklärte. Unter den Schriften, welche der Verf., dessen sorgsame Berücksichtigung der Litteratur rühmend anerkannt werden muß, in Beziehung auf die Geschichte des Hüttenwesens anführt, werden mehrere unentbehrliche Hauptwerke vermißt, namentlich Beckmann's Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, die bekannten Preisschriften von de Florencourt und

Reitemeier, so wie die klassische Abhandlung von Schneider, Analecta ad historiam rei metallicae veterum.

In dem ersten Abschnitte wird von dem metallurgisch-chemischen Verhalten der Metalle und ihrer Verbindungen gehandelt. Im zweiten Abschnitte ist von den Hüttenprocessen die Rede. In einem Anhange werden lehrreiche Notizen über den Metallverlust bei den Hüttenprocessen mitgetheilt. Der dritte Abschnitt ist den Hüttenmaterialien, namentlich den Erzen, Zuschlägen und Brennmaterialien gewidmet. Der vierte Abschnitt handelt von den Hüttenapparaten. Ehe die einzelnen Hüttenapparate, ihre Materialien und Constructionen betrachtet werden, wäre es nach der Ansicht des Referenten passend gewesen, in einer besonderen Abtheilung die Grundsätze darzustellen, die bei der Anlage und Einrichtung eines Hüttenwerkes im Allgemeinen zu befolgen sind. Dieser Gegenstand, der einer allgemeinen Behandlung fähig und unstreitig von großer Wichtigkeit ist, wird in den mehrsten neueren metallurgischen Schriften nicht berücksichtigt. Schlüter hat ihm in seinem gründlichen Unterrichte von Hüttenwerken mit Recht das erste Kapitel gewidmet; Lampadius ist darin nachgefolgt (Handbuch d. allgem. Hüttenk. II. 1. S. 4 ff.); Tiemann hat ihn in Beziehung auf Eisenhüttenkunde zweckmäßig behandelt; und auch der unvergeßliche Héron de Villefosse hat ihm in seinem vortrefflichen Werke »De la richesse minérale« gehörige Aufmerksamkeit geschenkt. In dem Abschnitte von den Hüttenapparaten wäre es wohl zweckmäßiger gewesen, die Lehre der Construction von der Lehre des Betriebes zu trennen, wodurch Beides instructiver geworden

wäre. Bei den Bemerkungen über die Anwendung unverkohlter Brennmaterialien bei dem Schachtofenbetriebe (S. 153) hätte der Zusatz von sogenannten Bränden zu den Kohlen, der u. a. in Schweden bei dem Eisenhohofenprocesse vielfach üblich ist, wohl eine Erwähnung verdient. Hinsichtlich der Anordnung des Brennmaterials und der Beschickung bei dem Aufgeben (S. 163) werden nur zwei Methoden angeführt: das Aufgeben in abwechselnden horizontalen Schichten, und das Setzen der Beschickung an die Formseite. Zuweilen, namentlich bei dem Eisenhohofenbetriebe in Schweden, wird aber auch ein drittes Verfahren angewandt, indem die Kohlen in der Mitte der Gicht angehäuft werden, und die Beschickung rings umher vertheilt wird. Auch hätte die Verschiedenheit der Größe der Kohlengichten, so wie der Unterschied, die Theile der Beschickung entweder in gleichmäßiger Vermengung, oder getrennt aufzugeben, wohl bemerkt werden können. Bei der Lehre von dem Gebläse wird (S. 185) die Beschreibung der von G. Agricola abgebildeten, und noch jetzt in einigen Gegenden, z. B. in Spanien, gebräuchlichen cylindrischen, aus Holz und Leder bestehenden Blasbälge vermißt, welche in horizontaler Lage von einer Person durch Drücken bewegt werden. Die Erklärung des Nutzens der Anwendung erhitzter Gebläseluft (S. 201) scheint dem Ref. nicht ganz genügend zu sein, und könnte durch genauere Berücksichtigung der von Pfort und Buff darüber angestellten Untersuchungen (Studien des Gött. Vereins Bergm. Freunde IV. S. 3 ff.) vervollständigt werden. Bei den Nachtheilen der erhitzten Gebläseluft (S. 203) hätte auch die zuweilen dadurch bewirkte Verschlechterung des Productes eine Erwähnung verdient.

Vermißt wird bei der Lehre von dem Gebläse, die Angabe der verschiedenen Bewegungsarten derselben und der dazu erforderlichen Vorrichtungen. Der fünfte Abschnitt handelt von den Hüttenproducten, und liefert eine sehr vollständige Zusammenstellung von demjenigen, was bis jetzt darüber bekannt geworden. Die Erfahrungen über die chemische Zusammensetzung derselben, hat der Verf. durch manche eigene Untersuchungen vermehrt. Bei der S. 214 gegebenen Uebersicht von den verschiedenen Unterscheidungen und Benennungen der Krystallisationensysteme, scheint der Verf. die neuere Eintheilung der trimetrischen Systeme des Referenten, die von ihm im 2ten Theil der 2ten Ausgabe seines Handbuches der Mineralogie S. XIII — XX in einem Nachtrage zum 1sten Theil mitgetheilt worden, übersehen zu haben. Der Referent hätte gewünscht, daß in einem besonderen Abschnitte des ersten Theils auch das Allgemeine vom Oekonomischen des metallurgischen Hüttenbetriebes abgehandelt worden wäre, wodurch das Handbuch unstreitig an praktischer Nützlichkeit gewonnen und einen besonderen Vorzug vor anderen Handbüchern der metallurgischen Hüttenkunde, in denen ein solcher Abschnitt fehlt, erlangt haben würde. In den speciellen Theilen des vorliegenden Handbuches werden zwar bei den verschiedenen Processen auch über das Oekonomische des Betriebes manche Notizen zweckmäßig mitgetheilt. Für den angehenden Hüttenmann würde es aber gewiß sehr nützlich sein, nicht bloß die Grundsätze der Technik des Hüttenbetriebes kennen zu lernen, sondern auch mit den Gegenständen bekannt zu werden, auf welche es bei einer sorgfältigen Hütten-Oekonomie ankommt, und welche Einrichtungen in die-

ser Beziehung bei gut organisirten Hüttenwerken bestehen.

Die Anordnung der speciellen Theile des Handbuches kann nur gelobt werden. Bei einem jeden Metalle ist zuerst von den Erzen, dann sehr gründlich von dem Probiren derselben die Rede, und zwar sowohl von den Proben auf trocknem Wege, als auch von denen auf nassem Wege, wobei alle neueren Erfahrungen und Verbesserungen mit großer Vollständigkeit berücksichtigt worden. Die Urtheile des Verfs bezeugen, wie sehr derselbe in diesem Zweige der Metallurgie bewandert ist. Darauf wird eine Uebersicht von den verschiedenen Gewinnungsmethoden gegeben. Nun folgt die Darstellung der zur Zugutemachung dienenden Processe. Finden sich bei den Erzen wesentliche Verschiedenheiten, welche abweichende Behandlungsarten bedingen, so werden solche in verschiedenen Abtheilungen abgehandelt. Die weiteren Abtheilungen richten sich nach den verschiedenen Hauptverfahrungsarten, und den an verschiedenen Orten üblichen Zugutemachungsmethoden, von welchen zahlreiche, zweckmäßig ausgewählte, aus den besten Quellen geschöpfte Beispiele gegeben werden. Auf solche Weise ist im zweiten Bande die Gewinnung von Blei, Kupfer, Quecksilber, Zink, Cadmium, Wismuth, Zinn abgehandelt; wogegen der dritte Band in der ersten Abtheilung die Zugutemachung von Arsen, Antimon, Silber, Gold, Platin, Nickel, Kobalt, Mangan enthält. Die zweite Abtheilung ist ganz der Gewinnung des Eisens in seinen verschiedenen Zuständen gewidmet. Schon aus dieser Uebersicht ist zu entnehmen, daß der Verf. in dem, was er in dem applicativen Theile des Handbuches mit-

getheilt hat, die Grenze überschreitet, die von ihm im ersten Bande § 3 zwischen der metallurgischen Hüttenkunde und der Technologie richtig gezogen worden. Daß von ihm Einiges abgehandelt worden, was streng genommen zur weiteren Verarbeitung der Rohstoffe gehört, wie bei dem Eisenhüttenwesen die Verfeinerung des Stabeisens, ist besonders aus dem Grunde nicht zu tadeln, weil solche Fabricationen auf vielen Hüttenwerken zugleich mit der Gewinnung der Rohstoffe betrieben werden. Aber die Smaltefabrication gehört wohl nicht zu den Gegenständen der metallurgischen Hüttenkunde, wiewohl sie in mehrere Handbücher derselben aufgenommen worden. Mit demselben Rechte hätte auch die Messingfabrication abgehandelt werden können, wie solches u. a. in dem Lampadius'schen Handbuche geschehen. Am wenigsten kann man aber erwarten, einen dem Mangan gewidmeten Abschnitt zu finden, dessen Aufnahme wohl nicht zu rechtfertigen sein dürfte, indem die Manganerze gar nicht zu Gute gemacht, sondern nur zu anderen Fabricationen benutzt werden. Auf der anderen Seite hat der Verf. Einiges nicht mitgetheilt, was er nach § 5 des präparativen Theils abzuhandeln beabsichtigte, indem im applicativen Theile von der Gewinnung des Urans, Chroms und Schwefels nicht die Rede ist. Daß die beiden ersten Metalle unberücksichtigt blieben, ist aus demselben Grunde zu billigen, aus welchem sich Referent gegen die Aufnahme des Mangans geäußert hat; dagegen möchte die Gewinnung des Schwefels, von welcher freilich Manches beiläufig mitgetheilt wird, einen eigenen Abschnitt verdient haben. Es ist nicht möglich, hier in das Einzelne des reichen

Inhaltes des speciellen Theils einzugehen. Nur das Eine und Andere erlaubt sich der Ref. daraus hervorzuheben.

I. Blei. Bei den der Gewinnung des Bleies und Kupfers gewidmeten Abtheilungen kamen dem Verf. seine eigenen praktischen Erfahrungen und Untersuchungen, von welchen er schon in seinen trefflichen Schriften über die ober- und unterharzischen Hüttenprocesse Anwendung gemacht hat, besonders zu Statten. Die Bleigewinnung zerfällt in die Zugutemachung geschwefelter Erze und Hüttenproducte, und in die Zugutemachung oxydirter Erze und Hüttenproducte. In der ersten Abtheilung wird im ersten Abschnitte die Bleigewinnung in Flammöfen nach dem kärnthner, englischen und französischen Verfahren, im zweiten, die Bleigewinnung in Schachtöfen abgehandelt. Hier ist zuvörderst von der Niederschlagsarbeit die Rede. In Ansehung der Vorzüge der Niederschlagsarbeit vor der Röstarbeit bemerkt der Verfasser: daß sie keiner so umständlichen und mißlichen Vorarbeit, als das Rösten ist, bedarf und somit ihr Erfolg ein sicherer ist, außerdem eine vollständigere Concentration des Kupfers im Steine zuläßt und ein reineres Blei liefert; wogegen erstere freilich die Schattenseiten hat, daß der kostbare Eisenzuschlag endlich in den Schlacken verloren geht, und in dem beim Zersetzen des Bleiglanzes durch Eisen gebildeten Stein ein gewöhnlich nicht unbedeutender Rückhalt an Blei bleibt, welcher oft den vierten bis fünften Theil vom ganzen Ausbringen ausmacht, und zu dessen Gewinnung durch die Steinarbeiten der Proceß bedeutend in die Länge gezogen werden muß. Lehrreich ist die Vergleichung der oberharzer Schliegarbeit mit dem Knörperschmelzen zur Victorfrie-

drichshütte auf dem anhaltischen Harz. Von der Röstreductionsarbeit. Vereinigte Röst- und Niederschlagsarbeit. Der dritte Abschnitt handelt von der Bleigewinnung in Heerdöfen. Für diese Arbeit eignen sich nur die reinsten Bleiglanze, welche auch in Flammöfen verschmolzen werden können. Das erstere Schmelzverfahren hat vor dem letzteren gewöhnlich den Vorzug eines geringeren Brennmaterialverbrauchs, einer schnelleren Arbeit, also einer Ersparung an Löhnen, und eines reineren Bleies. Es werden nur verhältnißmäßig geringe Anlagen erfordert und der Proceß läßt sich zu jeder Zeit unterbrechen. Diese Vortheile wägen den etwas bedeutenderen Bleiverlust reichlich wieder auf. Man unterscheidet das Schmelzen im schottischen und nordamerikanischen Bleiheerd. In der Abtheilung, welche von der Zugutemachung oxydirter Erze und Hüttenproducte handelt, ist die Reduction der Glätte das Wichtigste. Es wird das Glättfrischen betrachtet, wie es in Schachtöfen, in Flammöfen und in Heerdöfen betrieben wird.

II. Kupfer. Die Zugutemachungsmethoden des Kupfers zerfallen in die auf dem trocknen und auf dem nassen Wege. Von ersteren werden zuvörderst die Methoden für geschwefelte Erze und Producte abgehandelt. Die Kupfergewinnungsmethoden unterscheiden sich hauptsächlich nur durch die verschiedenen Schmelzapparate, indem der Proceß entweder in Flammöfen oder in Schachtöfen betrieben wird. Die Wahl des einen oder anderen Apparates hängt hauptsächlich von localen Verhältnissen ab. In beiden kommen die Erze im gerösteten Zustande zur Verschmelzung, wobei in Flammöfen der Schwefel,

in Schachtöfen Kohle und Schwefel als Reductionsmittel für das beim Rösten gebildete oxydirte Kupfer u. s. w. dienen. Zuerst von der Zugutemachung geschwefelter Erze u. s. w. in Schachtöfen. Ueber die Entstehung von haarförmigem Kupfer, wenn der concentrirte Stein im Heerde von Schlacke entblößt wird, bemerkt der Verfasser, daß sich in jenem Momente Kupferoxydul erzeugt, und dieses beim Abstechen des Steins mit dessen Schwefeleisen sich in Eisenoxydul, schweflige Säure, und metallisches Kupfer umsetzt. Die Bildung des Streukupfers bei dem Gaarmachen des Kupfers, welche der Referent besonders ausgezeichnet auf der Riechelsdorfer Kupferhütte beobachtete, scheint doch noch nicht hinlänglich aufgeklärt zu sein. Der Verfasser theilt die von Marchand und Scheerer, so wie von Böttger gegebenen Erklärungen mit, ohne sich für die eine oder andere zu entscheiden. Zugutemachung der Kupfererze ꝛc. in Flammöfen. Vereinigte Kupfergewinnung in Schacht- und Flammöfen. Da bei Schachtöfen ein reineres Ausbringen, eine ärmere Schlacke und eine raschere, freilich oft mit einer Schwarzkupferbildung verbundene Concentration des Kupfergehaltes erreicht wird, so hat man auf manchen Hüttenwerken den Schachtofenbetrieb (für die Schmelzung der Erze und Steine) mit dem Flammofenbetriebe (für das Schwarzkupferschmelzen und das Raffiniren des Schwarzkupfers) passend und vortheilhaft verbunden (Kaafjord). Auf einigen deutschen Hütten (Mansfeld, Freiberg) geschieht indessen auch das Concentriren der Steine sehr zweckmäßig in Flammöfen, wenn es nämlich darauf ankommt, diesel-

den behuf ihrer Entsilberung nach Augustin's oder Ziervogel's Methode zuvor von schädlichen Beimischungen (Blei, Zink, Antimon, Arsen) zu reinigen, und dabei den Silber- und Kupfergehalt, ohne daß sich letzterer als Schwarzkupfer abscheidet, im Steine anzureichern. Von besonderem Interesse ist die Darstellung des in neuerer Zeit sehr fortgeschrittenen Mansfelder Kupferhüttenprocesses. Das einfachere Verfahren der Zugutemachung oxydirter Kupfererze ist kurz abgehandelt. Die Gewinnung des Kupfers auf nassem Wege kommt im Ganzen selten in Anwendung, und wird nur durch besondere Localverhältnisse veranlaßt. Sie geschieht hauptsächlich durch Ausfällen des Kupfers aus seiner schwefelsauren Lösung durch metallisches Eisen. Solche Lösungen kommen entweder schon fertig gebildet vor, z. B. in Grubenwässern, oder werden dadurch bereitet, daß man arme oxydirte Kupfererze und kupferhaltige Producte direct mit schwefelsauren Dämpfen behandelt, geschwefelte Erze und Producte aber gewöhnlich röstet. Bei der Cementkupfergewinnung aus Grubenwässern, hätte als Beispiel wohl die zu Fahlun betriebene Kupferpräcipitation erwähnt zu werden verdient.

III. Quecksilber. Die Gewinnungsmethoden zerfallen in die Zerlegung des Schwefelquecksilbers durch Röstung, welche entweder in Stadeln, wie zu Altwasser in Ungarn, oder in Schachtöfen geschieht, wobei, wie zu Idria für die Condensation gemauerte oder eiserne Kammern, oder, wie zu Almaden, Aludeln angewandt werden; in die Zerlegung des Schwefelquecksilbers in geschlossenen Räumen durch Zu-

schläge, wozu entweder, wie zu Horzowitz, Eisenhammerschlag, oder wie in Rheinbayern und Szalathna Kalk dient; und in die Zersetzung des Schwefelquecksilbers durch Röstung und durch Zuschläge in Schachtöfen — ein neuerlich in Californien eingeführtes Verfahren. Zu Altwasser bei Schmöllnitz in Ungarn wird der in den Poratscher und Kotternbacher Fahlerzen befindliche Quecksilbergehalt ausgebracht. Ungarn und Siebenbürgen liefern jährlich etwa 800 Centner Quecksilber als Nebenproduct beim Rösten von Fahlerzen. Es hätte wohl eine Erwähnung verdient, daß bei dem Röstungsproceß zu Altwasser durch Sublimation ein merkwürdiges Product, krystallisirtes Calomel entsteht. Die Krystalle dieser Substanz, deren Bildung sehr auffallend ist, von welchen der Referent ein schönes Stück der Güte des Herrn Löwe in Wien verdankt, haben sich auf dem Boden der Röststätten an Steinen und Schlacken aufsitzend gefunden. (Haidinger in den Sitzungsberichten der math. natw. Classe d. kais. Akademie der Wissenschaften 1852. 2. S. 389. Winkler, in dem Jahrbuche der k. k. geolog. Reichsanstalt 1852. 3. S. 148). Bei den Quecksilbererzen von Idria hätte die für das dortige sogen. Branderz so charakteristische, mit dem Zinnober gemengte, bituminöse Substanz, welche bei dem Zugutemachungsproceß von Einfluß ist, der von Bödeker untersuchte Idrialit (Gött. gel. Anz. 1844. S. 1684), wohl angeführt werden können.

IV. Zink. Die Operationen bei der Zinkgewinnung sind: 1. Das Brennen des Galmeies und das Rösten der Zinkblende. 2. Das Be-

schicken der gebrannten oder gerösteten Zinkerze. 3. Die Zinkdestillation, wobei die schlesische Methode mit Muffeln, die belgische Methode mit liegenden Röhren, die englische Destillationsmethode mit Tiegeln, das süddeutsche Verfahren mit stehenden Röhren, und die Zinkgewinnung in Schachtöfen zu unterscheiden ist. 4. Das Läutern des Werkzinkes.

V. Cadmium. Die Darstellung des Cadmiums aus Zinkerzen zerfällt in zwei Perioden, in die Gewinnung des Cadmium haltigen Rauches bei der Zinkdestillation, und in die Reduction desselben in passenden Gefäßen, wobei das Cadmium überdestillirt. Die Trennung des Cadmiums vom Zink beruht auf der größeren Flüchtigkeit des ersteren.

VI. Wismuth. Die Gewinnungsmethoden beruhen darauf, daß sich Wismuth bei einer Temperatur von 249° C. aus den beibrechenden erdigen Theilen ausschmelzen (aussaigern) läßt. Die auf verschiedenen Hüttenwerken üblichen Verfahrungsarten unterscheiden sich nur durch verschiedene Construction der Saigerapparate. Bei Verarbeitung der Kobalterze zur Fabrication der Smalte, ist die Wismuthgewinnung zuweilen als eine Nebenbenutzung und nothwendige Reinigung derselben zu betrachten.

VII. Zinn. Bei der Zinngewinnung kommen folgende Operationen vor: 1. Mechanische und chemische Vorbereitung der Zinnerze zum Schmelzen. 2. Das Verschmelzen der Zinnerze, welches entweder in Schachtöfen, wie in Sachsen und Böhmen und zum Verschmelzen des Seifenzinnes in England gebräuchlich ist, oder in Flammöfen geschieht, wie namentlich in England. 3. Das

Raffiniren des Rohzinnes. 4. Das Schlackenschmelzen.

Dritter Band. Erste Abtheilung. VIII. Arsen. Zuerst von der Darstellung des metallischen Arsens. Sodann von der Bereitung der arsenigen Säure. Zuletzt von der Fabrication farbiger Arsenikgläser (Realgar und Rauschgelb).

IX. Antimon. Gewinnung von Schwefelantimon (Antimonium crudum): 1. Durch Aussaigern in Töpfen, die entweder durch ein umgelegtes Feuer, oder in Flammöfen erhitzt werden; 2. durch Aussaigern in Röhren; 3. durch Aussaigern in Flammöfen. Gewinnung von metallischem Antimon, wobei der Schwefel entweder durch Röstung, oder durch Salpeter, oder durch Eisen entfernt wird.

X. Silber. Sehr ausführlich von den Silberproben. Die Gewinnung des Silbers erfordert gewöhnlich complicirte Processe, weil sich dasselbe in den meisten Fällen in seinen Erzen in der Verbindung mit anderen Mineralkörpern verbirgt, welche zuvor entfernt werden müssen, ehe das Silber zum Vorschein kommt. Im Allgemeinen sind zur Darstellung des Silbers folgende drei Methoden in Anwendung, deren Auswahl sich hauptsächlich nach der Beschaffenheit der Erze richtet, nämlich: 1. Das Verbleien silberhaltiger Erze und Hüttenproducte; 2. Die Amalgamation; 3. Das Auflösen und Fällen des Silbers. Hierher gehören besonders die durch zwei vormalige Mansfelder Beamten, Augustin und Ziervogel, in neuerer Zeit fast gleichzeitig hervorgerufenen Processe, welche sich durch ihre Einfachheit, Wohlfeilheit und das rasche Ausbringen des Silbers vor der Amalgamation auszeichnen. Die

Darstellung der Silbergewinnung nimmt über die Hälfte der ersten Abtheilung des dritten Bandes ein, und gehört unstreitig zu den besonders gelungenen Theilen des Werkes, wobei der Einfluß des Besitzes eigener Erfahrungen nicht zu verkennen ist.

XI. Gold. Nur unter ganz besonderen Umständen ist es möglich, eigentliche Golderze mit $\frac{1}{18}$ Loth Gold in 100 Pfd Erz, oder mit 0,0024 Prct Gold ohne Nachtheil zu verschmelzen. Dagegen können noch geringere Mengen Gold oft mit Vortheil gewonnen werden, wenn die Erze zugleich Silber oder Kupfer führen (Unterharz). Die Goldgewinnungsmethoden lassen sich folgendermaßen classificiren: 1. Gewinnung des Goldes aus Goldsand; 2. Gewinnung aus erdigen Erzen; 3. Gewinnung aus kiesigen Erzen; 4. Gewinnung des Goldes aus seiner Legirung mit Silber; 5. Gewinnung des Goldes aus seiner Legirung mit Kupfer.

XII. Platin.

XIII. Nickel. 1. Concentration des Nickels in einer Speise oder in einem Stein, entweder mittelst Arsens, oder in Schwefeleisen. 2. Darstellung des metallischen Nickels.

XIV. Kobalt. Die Smaltefabrication ist verhältnißmäßig sehr kurz abgehandelt. Als Beispiele sind nur die Verfahrungsarten zu Modum in Norwegen und zu Hasserode am Harz mitgetheilt.

XV. Mangan.

Dritter Band. Zweite Abtheilung.

XVI. Eisen. Die Eisenhüttenkunde ist mit besonderer Ausführlichkeit abgehandelt, welches bei der Wichtigkeit dieses Zweiges des Hüttenwesens

nur gebilligt werden kann. Nicht ganz passend erscheint es aber dem Referenten, daß Manches von dem, was bereits im präparativen Theile des Handbuches mitgetheilt worden, z. B. hinsichtlich der Brennmaterialien, der Ofenconstruction, der Gebläsevorrichtungen, hier in besonderer Beziehung zum Eisenhüttenbetriebe specieller betrachtet worden, welches manche Wiederholungen veranlaßt hat. Der Referent würde es für zweckmäßiger halten, diese Gegenstände im präparativen Theile etwas ausführlicher zu besprechen, und im applicativen Theile darauf zu verweisen. Dadurch würde größere Gleichförmigkeit in die Bearbeitung, mit Vermeidung von Wiederholungen kommen. Das Ganze der Lehre von der Eisengewinnung zerfällt in drei Abtheilungen, welche von der Roheisenerzeugung, Stabeisenerzeugung und Stahlerzeugung handeln, und nichts Wesentliches vermissen lassen.

Von S. 317—395 liefert die zweite Abtheilung des dritten Bandes Nachträge zu dem ersten, zweiten und dritten Bande, welche von dem unablässigen Streben des Verfassers zeugen, sein Werk möglichst zu vervollständigen. Der Gebrauch desselben wird sehr erleichtert durch die angehängten Register; so wie der Werth dieses sehr empfehlungswerthen Handbuches ungemein erhöhet wird, durch die beigefügten zahlreichen Tafeln, mit Abbildungen der beschriebenen Vorrichtungen und Maschinen.

H.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 12. Mai 1856.

Göttingen

Vandenhoeck und Ruprechts Verlag 1856. Perspective oder Lehre von der Abbildung nach Form, Beleuchtung und Farbe. Von Friedrich Wilhelm Unger. Mit 55 Figuren auf 8 Tafeln. X und 86 S. in Octav. Geb.

Dieses Schriftchen enthält mehr Grundsätze, als Vorschriften und Beispiele. Es ist durch die Wahrnehmung veranlaßt, daß bei denjenigen, welche die bildenden Künste in Anwendung zu bringen haben, namentlich bei den Malern häufig sehr unklare Vorstellungen über die Wirkungen des Lichts herrschen, deren Beobachtung und Nachbildung ihre Aufgabe ist. Der Verf. geht von der Ueberzeugung aus, daß es wichtiger sei, das eigene Nachdenken des Schülers zu wecken und die leitenden Grundsätze als nothwendige Ergebnisse aus der Natur der Sache zu entwickeln, als zu mechanischer Befolgung unverstandener Regeln anzuleiten, und er hat sich bemüht, Kürze mit Deutlichkeit zu verbinden, und so weit populär zu sein,

als es der Gegenstand irgend zuläßt. Der Inhalt umfaßt etwas mehr als das, was man gewöhnlich unter Perspective versteht. Er erstreckt sich über einige Fragen, die man gewöhnlich vernachlässigt sieht (wie z. B. über die bedeckte Beleuchtung und über die Färbung der Schatten), und dieser Vortheil wird durch eine Erweiterung des Begriffs der Perspective gewonnen, welche in der Uebersetzung des Worts mit „Lehre von der Abbildung oder vom Prospect" wohl eine Rechtfertigung finden dürfte.

In dem ersten Abschnitt ist nach einer kurzen Bemerkung über die verschiedenen Projectionsmethoden zunächst die freie Zeichnung mit Rücksicht auf die Dupuyssche Methode besprochen. Hierauf folgt die Lehre von der orthographischen Projection oder Aufreißung, dann die Linear-Perspective. Der zweite Abschnitt handelt von der Beleuchtung, zuerst von der Verbreitung des Lichts, und zwar vom Schatten und dessen Projection, vom Reflex und der Spiegelung, so wie von der Strahlenbrechung; alsdann von der Helligkeit, und zwar theils von der Beleuchtung der Lichtseite, theils von der Beleuchtung der Schattenseite. Insbesondre wird gezeigt, daß die Grundsätze der letztern zugleich die der bedeckten Beleuchtung sind. Der dritte Abschnitt handelt von der Farbe. Hier werden zunächst die physikalischen und physiologischen Grundlehren in der Kürze auseinandergesetzt. Es ist die Rede von der Natur der Farbe, den Brechungsfarben, den Interferenzfarben, der Absorption der Farben, von der Wellenbewegung farbiger Lichtstrahlen, von der Farbenmischung, den subjectiven oder physiologischen Farben und endlich von dem Einfluß der Farben auf die Gemüthsstimmung. Hierauf

folgt die praktische Anwendung der Farbenlehre in der Lehre vom Colorit und von der Luftperspective. Die Lehre vom Colorit sucht namentlich klar zu machen, was von der früher üblichen und später aufgegebenen grauen Untermalung, von der Anwendung dunkler Gründe, welche nach Krause den ältern Bildern einen Theil ihrer Vorzüge gesichert haben soll, so wie von der neuerdings vorgeschlagenen Untermalung mit Complementärfarben zu halten ist.

Der Gebrauch ist durch ein Wortregister erleichtert. Die Tafeln sind vom Verf. auf Stein radirt und in der Honigschen lithographischen Anstalt mit Buchstaben versehn und im Ueberdruck ausgeführt. Unger.

München

Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1855. **Zur Frage über die Verbreitungsart der Cholera.** Entgegnungen und Erläuterungen zu seiner Schrift „über die Verbreitungsart der Cholera" von Dr. **Max Pettenkofer**, Professor der medizinischen Chemie an der Universität München. V und 46 S. in Octav.

Referent hatte es unterlassen die im vorigen Jahre erschienenen Untersuchungen und Beobachtungen des Verfs über die Verbreitungsart der Cholera nebst Betrachtungen über Maßregeln derselben Einhalt zu thun in diesen gelehrten Anzeigen zu besprechen, weil sie schon vor ihrem Erscheinen und gleich nachher in verschiedenen politischen Zeitungen und Localblättern im Auszuge mitgetheilt wurden. Die mit großer Selbstverleugnung und gewissenhafter Treue durchgeführte

Arbeit erkannte er jedoch vollkommen, und er ergreift gern diese Gelegenheit, dieses nachträglich zu erklären.

In der vorliegenden, durch öffentliche Angriffe veranlaßten Schrift sucht der Verf. seine früheren Ansichten und Aussprüche zu vertheidigen. Er behauptet wiederholt, daß das Trinkwasser in München, obgleich daselbst nur Röhrenwasser zum Trinken und Kochen benutzt würde, keinen Antheil an der Entwicklung und Ausbreitung der Cholera gehabt habe; daß auf die Wanderung dieser Krankheit die Beschaffenheit sowie die Erhebungen und Senkungen des Bodens einen unverkennbaren Einfluß äußern; daß sie in den im Gebirge liegenden und von ihr befallenen Orten sich nur da zeigte, wo die Häuser nicht auf festes, in größeren Massen zusammenhängendes Gestein gegründet sind, sondern auf einer Unterlage ruhen, welche aus Geröll, Sand, Lehm ꝛc. besteht. Ihre Verbreitung geschehe hauptsächlich durch den Verkehr der Menschen, durch Verschleppung; eine spontane Entstehung könne nicht nachgewiesen werden. Sehr treffend sagt er in dieser Hinsicht (S. 15): „Welcher Botaniker würde glauben, wenn er eine exotische Pflanze hie und da in unsern Feldern auffände, daß diese autochton entstanden, und ihre Keime nicht auf nachweisbaren Wegen aus der fernen Heimath in unser Klima gebracht worden, wenn er auch Wege und Personen nicht näher bezeichnen kann.“ Den Einfluß der Temperatur läßt er mit Recht bloß als ein disponirendes Moment gelten und bestreitet, daß in unserm Klima die ansteckende Cholera je dadurch spontan sich bilden könne.

Möge der Verf. auf der Bahn ruhiger Forschung unbeirrt weiter wandern und bei unlieb-

samen Erfahrungen des alten Spruchs gedenken: mens conscia recti famae mendacia ridet.

Marx.

Berlin

Ferd. Dümmler's Verlagshandlung 1855. **Indische Studien.** Beiträge für die Kunde des Indischen Alterthums. Im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. **Albrecht Weber** Docenten des Sanscrit an der Universität zu Berlin, auswärtigem Mitgliede der königl. bairischen Academie der Wissenschaften in München, ordentlichem Mitgliede der deutschen morgenländischen Gesellschaft, corresp. Mitgliede der American Oriental Society. Mit Unterstützung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. IIIter Band. IV u. 488 S. in Octav.

Wie die beiden früheren Bände, so ist auch dieser dritte der indischen Studien reich an trefflichen Beiträgen zur tieferen Erkenntniß des altindischen Lebens und der damit im Zusammenhang stehenden Entwickelungen. Einige Aufsätze bringen zwar nur Material zur Erleichterung der hier einschlagenden Untersuchungen, aber wem bekannt ist, wie mühevoll und ermüdend einerseits die Zusammenbringung und Anordnung derartiger Materialien ist und wie überaus fördernd, insbesondre Zeit ersparend andrerseits das Vorliegen derselben in leicht übersichtlicher und handthierbarer Gestalt, der wird diese Aufsätze nicht am wenigsten mit Dank hinnehmen. Hieher gehört zunächst das von Herrn Dr Pertsch gefertigte „Alphabetische Verzeichniß der Versanfänge der *R*iksa*m*hita“ (S. 1—116), ferner der vom Unterzeichneten mitgetheilte Index zu den Harmonien

und Discrepanzen in Th. Benfey's Ausgabe des Sâmaveda" (S. 163—226); endlich das vom Hn Herausgeber herrührende „Alphabetische Verzeichniß der Anuvâka- und Brahmana-Anfänge des Yajur-Veda" (S. 283—324). Das letzte Verzeichniß umfaßt die Anuvaka der Taittirîya-Samhitâ, die des Taittirîya-Brâhmana, des Taittirîya-âranyaka, des Kâthaka, der Vâjasaneyî-Samhitâ in der Mâdhyandina-Schule und die brâhmana des Çatapatha-Brâhmana in der Mâdhyandina-Schule. Bezüglich des Kâthaka sind S. 285 einige Bemerkungen über die Orthographie desselben vorausgeschickt. Diese hat nämlich mehrere Eigenheiten; deren wesentlichste und interessanteste ist die, daß statt des c (च्), welches in der gewöhnlichen Schreibweise vor dem ch (छ्) theils stehen muß, theils stehen kann (Bo. Gr. § 7, Kze Gr. § 17), hier ç (श्) erscheint, z. B. gaçchati (गश्छति), açchinad (अश्छिनद्), suparnî çchandâ͂si सुपर्णी श्छन्दांसि. Wenn wir nämlich die verwandten Sprachen vergleichen, z. B. *βασκε* mit sskr. gaçchat, *σχιδ* lat. scid (scindo) mit sskr. a-çchi-na-d, so läßt sich schon daraus erkennen, daß diese Schreibweise mit dem Sibilanten sich der organischeren Gestalt derartiger Wörter bei weitem mehr nähert, als die gewöhnliche mit c, und es wird dadurch höchst wahrscheinlich, daß sie die ältere sei, und die gewöhnliche nicht als eine Verdoppelung des ersten Theils von ch (छ = च् + छ्) anzusehen ist, sondern aus jener durch eine Assimilation (von ç an ch) entstand. Ueberhaupt ergibt eine Durchmusterung der sanskritischen ch (छ) sowohl als c (च), daß sie zu einem großen Theil auf ursprünglichem s mit einem unmittelbar nach-

folgendem harten Guttural beruhen; dadurch — indem nämlich das anlautende s der Doppelconsonanz, wie so oft, eingebüßt ward — erklärt sich auch, daß in den verwandten Sprachen nicht selten diesen sanskritischen Lauten ein k oder ein Repräsentant von sanskritischem k gegenübersteht; man vergleiche z. B. außer den bekannten, wie sskr. châya σκιά, sskr. cand „glänzen" (wo das einst anlautende ç noch in dem vedischen Intensiv caniçcand und in einigen Zusammensetzungen mit dem davon abgeleiteten candra, z. B. puruçcandra bewahrt ist) mit griech. ξανϑ-ός ξουϑ-ός, lat. cand-ere, sskr. ci „sammeln", auch vom Sammeln der Gedanken (vgl. cogito), wie das daher stammende sskr. cit „denken" zeigt, mit lat. sci-re, das sskr. Causale von ci capaya (Bo. Gr. § 200) mit lat. capio eigentlich „einsammeln", sskr. cyautna „Stärke" von cyu, woher cyut mit der Nebenform çcut (für organischeres çcyut), in welcher der Sibilant bewahrt ist, mit zend. skyaothna „That", sskr. car (dessen anlautendes ç in â-çcarya prodigium bewahrt ist) in der Bedeutung „weiden" mit κολ in βου-κόλ-ος (auch lat. col-ere gehört dazu, vgl. auch sskr. cal), sskr. cam „essen" mit κῶμ-ος und vielleicht ξέν-ος (für ξεν-ϝος) „Gast", vielleicht auch sskr. chala „Betrug, Schlechtigkeit" mit latein. scel-us. Daraus erklärt sich auch, daß im Sanskrit bisweilen Formen mit ç neben gleichbedeutenden mit c (statt dessen) erscheinen; das ç der organischeren Form çc hat das c absorbirt, z. B. cal (= car = çcar) und çal „sich hin- und herbewegen" cel und çel „schwanken" cat und çat „durchbohren". — Eine andre Eigenheit jener Orthographie, daß hinter auslautendem m ein anlautendes y und l verdoppelt wird, wobei m in Anusvara übergeht, ist

unwesentlich; denn sie weicht von der auch im gewöhnlichen Sanskrit erlaubten Schreibweise (Vo. Gr. § 102, Kze Gr. § 50) nur darin ab, daß sie statt des Anunasika den Anusvara setzt; wir werden auch hier wie in der gewöhnlichen Schreibweise Assimilation des m an y und l annehmen müssen. — Höchst auffallend dagegen ist der im Kâthaka bisweilen erscheinende Wechsel zwischen î und e.

In drei Aufsätzen bringt uns der Hr Herausgeber aus dem reichen Schatz der Berliner Bibliothek und seinen eignen Abschriften Mittheilungen von Texten aus der zu den Veden gehörigen Litteratur. Der erste Aufsatz (S. 247—283) liefert einen Abdruck des »Caranavyûha: Uebersicht über die Schulen der Veden". Diese kleine Schrift ist zwar verhältnißmäßig sehr jung, indem sie aus der Zeit der Puranen stammt, wie sie denn fast ganz mit einem Stück des Devîpurana übereinstimmt; sie gibt aber, wie Hr Weber (S. 248) bemerkt „wenigstens eine systematische Darstellung von dem, was die Inder selbst zur Zeit ihrer Purana noch von den vedischen Schulen gewußt haben". Bei der Herausgabe derselben sind fünf Handschriften der Berliner Bibliothek und eine des East India House benutzt. Der Text ist, wie wir dies von dem belesenen und gelehrten Herausgeber gewohnt sind, von lehrreichen Anmerkungen begleitet. Beiläufig kann ich jedoch nicht umhin zu erwähnen, daß Hr Weber in seiner Anmerkung zu S. 254 in Bezug auf एकान्नत्रिंशत् meine Auffassung in Vo. Gr. S. 325 schwerlich angefochten haben würde, wenn er Pân. 6, 3, 76 oder Vopadeva VI, 36 erst angesehen hätte.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. 78. Stück.

Den 15. Mai 1856.

Berlin

Schluß der Anzeige: »Indische Studien. Beiträge für die Kunde des Indischen Alterthums. Im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. Albrecht Weber. IIIter Band.«

Bei Pâ*n*. heißt es एकादिश्चैकस्य चादुक्, was in Verbindung mit den früheren Regeln bedeutet „(auch ein न), vor welchem एक steht (bleibt unverändert) und an (dieses) एक tritt (zugleich) अदुक्“; das besagt, daß एकाद् entsteht, welches alsdann nach der bekannten phonetischen Regel (Bo. Gr. § 94) auch एकान्न geschrieben und gesprochen werden kann, wie denn der Scholiast zu Pâ*n*ini und Vopadeva sowohl एकाद्विंशति als एकान्नविंशति als Beispiele anführen; wenn sich nun im Cara*n*avyûha एकांन° geschrieben findet, so steht dieses, wie ähnliches so sehr oft, für एकान्न°, nicht, wie Weber annimmt, für एकाम् न°. Da wir nun in einer ganzen Reihe von Pronominalen (Bo. Gr.

§ 778, I, 2, 2., Kz Gr. § 515 III) den Ablativ Singul. Msc. und Ntr. sowohl nach der nominalen als pronominalen Declination formirt und vedisch sogar yât tât neben yasmât tasmât finden, so ist kein Grund vorhanden, der uns verböte, anzunehmen, daß auch neben ekasmât einst ekât existirte; der Ablativ hat hier die Bedeutung „in Folge von einem“. — Zu S. 277 mache ich bezüglich des Rahasya noch auf meine Ausg. des Sâma Veda XVIII; 268; 273 aufmerksam.

Der zweite Aufsatz (S. 374—401) „der Kândânukrama der âtreyî-Schule des Taittirîya-Veda, Text und Commentar“ theilt diesen Anukrama nach zwei Handschriften des East India House mit. Sloka 30 scheint mir die Leseart des Commentars प्राकम् die richtige; es ist प्राम् mit अकच् (Bo. Gr. S. 222, III; Pân. V, 3, 71). Ist nicht S. 198 Z. 1 v. u vâgiçâ (statt vâgeçâ) zu lesen?

Der dritte Aufsatz (S. 451—479) „Einiges über das Kâthakam“ theilt, nach einigen allgemeinen Vorbemerkungen und einer Gesammtübersicht dieses Werks, einige Legenden, insbesondre auf Manu bezügliche, so wie andre für das indische Alterthum beachtenswerthe Notizen aus demselben mit. Der Hr Herausgeber hatte nur eine Handschrift zur Verfügung, die mehrere der hervorgehobenen Stellen noch zweifelhaft und bedenklich läßt. Der Dativ Sing. Msc. Prithyai (S. 463) würde seine Analogie in den vedischen Ablat.-Genit. Sobharyâs ꝛc. (Bo. Gr. S. 400 n. 4) haben; viçvat° statt viçva in viçvat-somapîtha (S. 464) die seinige in dem vedischen çatad-vasu (Rv. I, 119, 1) statt çata-v° (Bo. Gr. S. 324 n. 5; das S. 223, VIII darüber Bemerkte ist zu streichen).

Ein Aufsatz überschrieben „Die neuesten For-

schungen auf dem Gebiet des Buddhismus" (S. 117—195) ebenfalls vom Hrn Herausgeber umfaßt vier theilweis tief eingehende und an belehrenden Bemerkungen reiche Recensionen; die erste bespricht Hardy's Eastern monachism; die zweite desselben Manual of Buddhism; die dritte Burnouf's Lotus de la bonne loi und die vierte St. Julien Vie de Hiouen Thsang. Der S. 148 erwähnte Namen eines fabelhaften Vogels भारुण्ड scheint mir auch Pantschatantra V. dist. 86 und in der dazu gehörigen Fabel statt भारण्ड in den Text genommen werden zu müssen. Vielleicht ist auch die Mahâbhârata XII. 3357 und 3519 mit denselben Worten angedeutete Fabel, in welcher dieser Vogel eine Rolle spielt, nur eine andre Form oder Wendung der im Pantschatantra vorliegenden.

Ebenfalls eigentlich eine Recension, welche sich aber zu einer trefflichen, selbständigen Abhandlung gestaltet hat, ist der auch vom Hrn Herausgeber herrührende Aufsatz (S. 327—373) „Ueber den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen". Er bezieht sich auf „Wagener's Essai sur les rapports qui existent entre les apologues de l'Inde et les apologues de la Grèce, allein im Gegensatz zu diesem, erkennt Hr Weber, bezüglich der verglichenen indischen und griechischen Fabeln, nicht den ersteren, sondern den letzteren die Priorität zu und spricht die Ansicht aus, daß zwar nicht die indische Thierfabel überhaupt griechischen Ursprungs sei, wohl aber die Inder mehrfach griechische Fabeln sich angeeignet haben. Diese Aneignung würde bei dem bedeutenden Verkehr, welcher von der Zeit Alexanders des Großen an bis auf den Untergang der in und neben Indien gegründeten griechischen Reiche zwischen Indern

und Griechen Statt fand, schon an und für sich nichts Unwahrscheinliches haben; und diese Wahrscheinlichkeit würde noch dadurch erhöht, daß die indischen Fabeln die Gestalt, in welcher sie uns jetzt zum bei weitem größten Theil vorliegen, erst in verhältnißmäßig sehr später Zeit erhielten.

Für die im Pantschatantra mitgetheilten läßt sich dies, insbesondre durch die Vergleichung der verschiednen Recensionen desselben, so weit mir scheint, wenigstens für einen großen Theil vollständig nachweisen. Denn diese Recensionen weichen sowohl in den Erzählungen, welche sie enthalten, als in der Reihenfolge und in der Darstellung, in welcher sie sie bringen, so sehr von einander ab, daß man mit beträchtlicher Sicherheit daraus schließen darf, daß die ältest erkennbare Recension des Pantschatantra einen großen Theil von ihnen gar nicht, einen andern in abweichender Form enthielt. Zu einer festen positiven Ueberzeugung über die ursprüngliche Gestalt des Pantschatantra wird man bei der Willkür, mit welcher die indischen Gelehrten derartige profane Werke behandelten, wohl zwar niemals gelangen können, allein sowohl die noch im Allgemeinen erkennbare älteste Anlage desselben, als die Verschiedenheiten der Recensionen geben Raum zu der Vermuthung, daß einst die fünf Bücher desselben wesentlich nur von demjenigen Theil gebildet wurden, welcher jetzt fast nur noch den Ramen für eine Sammlung von Erzählungen hergibt, daß von letzteren nur erst sehr wenige eingemischt waren, die Haupterzählung dagegen, welche jetzt, wie gesagt, fast nur noch den Werth eines Namens hat, viel künstlerischer ausgeführt war. Aber selbst die geringste Einmischung gab eine leichte Gelegenheit immer mehr Fabeln und Er=

zählungen — mögen diese nun schon anderswo, wie in den legendären Schriften der Brahmanen und Buddhisten insbesondre verarbeitet gewesen sein oder nur im Munde des Volkes gelebt haben — aufzunehmen, so daß sich das Pantschatantra nach und nach aus seinem ursprünglichen Charakter eines Fürstenspiegels fast ganz in eine bloße Sammlung von Fabeln und Märchen verwandelte, wobei der Namen zum größten Theil seine künstlerische Form einbüßte. — Was übrigens die Zusammenstellungen von indischen und griechischen Fabeln betrifft, so gestehe ich für meine Person, daß mir der größte Theil derselben kaum der Art zu sein scheint, daß sie eine Entlehnung von der einen oder andern Seite nothwendig bedingen. Es kehren vielfach noch viel ähnlichere Züge wieder, ohne daß man berechtigt ist, an eine solche zu denken. So z. B. scheinen mir die Aehnlichkeiten in den zusammengestellten Fabeln noch keinesweges so bedeutend, als z. B. im Kathâsaritsagara (Brockhaus'sche Uebers. S. 107) das Märchen vom frommen Phalabhûti — welcher vom König zum Koch geschickt wird, der angewiesen war, denjenigen zu tödten, der einen gewissen Auftrag ausrichten würde, aber dadurch gerettet wird, daß des Königs eigner Sohn diesen Auftrag von ihm übernimmt und nun statt seiner getödtet wird — mit dem Gang nach dem Eisenhammer, oder gar die Verschlingung des Saktivega durch einen Fisch (ebds. S. 140) mit der des Jonas, und doch wird schwerlich jemand behaupten, daß der Fisch des Saktivega den des Jonas, wie man zu sagen pflegt, vor Augen gehabt habe, oder umgekehrt. — Beiläufig bemerke ich zu S. 357, daß Brahmadatta König von Varânasî auch im Kathâsaritsagara vorkommt (Ta-

ranga 19, 53; 20, 3). — S. 339 Z. 3 v. u. ist IV, 8 zu lesen; S. 344 ist unbemerkt gelassen, daß Hitopad. IV, 7 dem Pantschat. I, 7 entspricht. Bezüglich der S. 361 erwähnten Erzählung von dem sich seinem Feinde aufopfernden Täuberich mache ich darauf aufmerksam, daß sie in den Hamburger Handschriften des Pantschatantra fehlt. Da sie im Kosegartenschen Text oft wörtlich oder nur leicht variirend mit dem Mahabharata übereinstimmt, so ist kaum einem Zweifel zu unterwerfen, daß sie erst aus einer Recension des letzteren in das Pantschatantra in später Zeit herübergenommen ist. — Diesem Aufsatz hat Hr Weber den Text von zwei Fabeln, welche in der Kosegartenschen Ausgabe fehlen, aus einer Berliner Handschrift beigefügt; darin scheinen mir folgende kleine Veränderungen vorgenommen werden zu müssen. S. 370 Z. 19 corrigire man pramadavanam; S. 371 Z. 1 trenne man °sugandhi rama*n*îyam; ebendaselbst Z. 4 u. 6 corrigire man pushpa (statt pushya); Z. 8 ist, wenn die Handschrift sarosha hat, nichts zu ändern; statt des Adverbs kann auch die Karmadhâraya-Composition eintreten; Z. 11 war die Leseart der Handschrift tâvâtkâpândho nicht in tâvat krodhandho, sondern in tâvat kopândho zu ändern. Jene Leseart beruht nur auf der andern Bezeichnungsweise des o, nämlich durch einen perpendiculären Strich vor und hinter der damit zu sprechenden Consonantengruppe, wie ganz ähnlich noch in der bengalischen Schrift (तावात्कापान्धो statt तावत्कोपान्धो). Z. 14 lese ich saha suptâ (statt saha suptvâ). — In der 2ten Fabel S. 171 Z. 1 v. u. emendire ich utsa (für ucha; diese Verwechslung, welche auf Aehnlichkeit der Aussprache

beruht, ist in den Handschriften nicht so selten). Wegen Z. 10 f. zu Z. 20. — Z. 13 lese man hasann (statt sahann) nach Pantschat. III, d. 80 Hitop. III, 14, Paddh. bei Böhtlingk zu Pantsch. III, 80. — Z. 20 ist vîjâvaçeshâ, wie die Handschrift hat nicht zu ändern, vgl. Pantsch. S. 51, 11; 200, 12; auch Z. 10 ist so oder vîjâçeshâ statt jî(va)çeshâ zu schreiben. Z. 23 ist wohl upavadante zu corrigiren nach Bo. Gr. § 789, V; 790. Pân. I, 3, 47. — Z. 26 trenne man vâri bandhanam. — Z. 1 v. u. ist entweder tanmûshaka in ein Wort, oder tân mûsh.° (statt tan mûsh°) zu schreiben.

Hrn Prof. Spiegel verdanken wir eine von lehrreichen Anmerkungen begleitete Uebersetzung des vortrefflichen Aufsatzes von Westergaard, welcher 1852 dänisch in Oversigt af det kgl. danske Vidensk. Selsk. Forhandlinger nr. 7 erschienen ist und in der Uebersetzung die Ueberschrift führt „Beitrag zur altiranischen Mythologie von Professor Westergaard" (S. 402—448). Westergaard behandelt darin auf eine höchst sinnreiche und geistvolle Art die Mythen von Yima, Thraetaona, Thrita, Urvakschaya und Kereçaçpa. Er erblickt in diesen zusammengehörigen Gestalten ein Bild, in welchem die Iranier ihre Auffassung irdischen Glücks und menschlicher Wohlfahrt, deren Störungen und Hemmnisse, so wie der Kämpfe um ihre Wiedergewinnung und Erhaltung darzustellen suchten. S. 408 Z. 10 v. u. ist V, 22 (statt 23, das dänische Original hat 25) zu lesen und wohl XIX, 32 oder eine ähnliche Stelle hinzuzufügen; ebendaselbst Z. 3 v. u. ist XV, 16 zu lesen und S. 411 Z. 4 v. o. ein (statt kein). S. 421 Z. 13 ist hinter „herumtummelte" hinzuzufügen „in der Ge-

statt des Vogels Kahrkâça. — S. 425 Z. 3 ist XXIII, 3 zu lesen. S. 428 Z. 8 v. u. IX (statt IV). S. 433 Z. 1 v. o. füge man hinter „Geistern" hinzu „der Finsterniß".

An diesen Aufsatz schließt sich eine Miscelle von Herrn Prof. Spiegel, überschrieben »nabânazdista-paoiryô-tkaêsha (S. 448 — 451). Es wird darin die specielle Bedeutung der nabânazdista „der Blutsverwandten" nach Vendidad, Fargard XII und Nairyosangha bestimmt und für paioiryô-tkaesha die Bedeutung „Patriarch" vorgeschlagen.

Außerdem enthält dieser Band, wie ebenfalls die früheren, Nachrichten über die stets erfreulicher anwachsende litterarische Thätigkeit in Calcutta (S. 195—198 und 479—482) und Nachträge und Verbesserungen. Theodor Benfey.

Leipzig

Verlag von Hermann Schultze 1855. Der heilige Augustinus, dargestellt von C. Bindemann, Doctor und Professor der Theologie, Superintendent zu Grimmen in Neuvorpommern. Zweiter Band, das Leben des Augustinus von seiner Taufe bis zu seiner Erwählung zum Bischofe in Hippo Regius enthaltend. 486 Seiten in Octav.

Das vorliegende Werk kommt einem tiefgefühlten Bedürfnisse entgegen, zumal dasselbe nicht vom dogmatischen, sondern vom geschichtlichen Standpunkte ausgeht. Wird bei Augustinus vom dogmatischen Standpunkte ausgegangen, so kommt man zu keinem Ziele, da die kirchlichen Confessionen sich ihn von ihrem Standpunkte aus alle aneignen. Die Katholiken gehen dabei von der

Kirche aus, die Lutheraner von der Erbsünde und die Reformirten von der Gnadenwahl, wobei der Augustinus der Katholiken und der Augustinus der Reformirten zu einander in einem reinen Gegensatze stehen. Insofern bildet Augustinus eine geschichtliche Erscheinung, dergleichen sonst nicht weiter vorkommt. Die Ursache hiervon liegt in der geschichtlichen Stellung des Augustinus. Ueber Athanasius, der dem Augustin in kirchlicher Bedeutung gleichsteht, sind die kirchlichen Confessionen einig, weil die Kirche über die von ihm entwickelten und vertretenen Dogmen der Gottheit und Menschwerdung des Sohnes das letzte Urtheil gesprochen hat, wogegen die Dogmen von der Kirche und der Vergebung der Sünden, welche Augustinus vertritt, noch immer ein Gegenstand des Streites sind und erst in der Zukunft einer kirchlichen Bestimmung entgegensehen. Es war eine Zeit, wo die Confessionen ein Interesse hatten, den Augustinus für ihre Parteien in Anspruch zu nehmen; dieses Interesse ist aber gegenwärtig nicht mehr da, sondern die Geschichte der Kirche hat einen höhern Standpunkt gewonnen, und die getrennten Confessionen streben einer höhern Einigung zu. Gegenwärtig muß daher Augustinus von dem rein kirchlichen Standpunkte aus aufgefaßt werden, was auch vom Verf. geschieht, welcher ausdrücklich erklärt, daß eine Auffassung des Augustinus nach den getrennten Gesichtspunkten des Lebens und der Lehre oder des Systems nicht angemessen erscheine, sondern bei der Darstellung seines Lebensbildes es wesentlich darauf ankomme, dasselbe nach dem geschichtlichen Entwickelungsgange zur Anschauung zu bringen. Dieser zweite Band gibt den Entwickelungsgang des Lebens von Augustinus während der Jahre von 388 bis

395, in welche Zeit die Verwaltung seines Presbyteramtes an der Kirche zu Hippo Regius und seine angehende kirchliche und wissenschaftliche Thätigkeit fällt. In zwölf Kapiteln wird von dem letzten Aufenthalte des Augustinus in Rom, seiner Rückreise nach Afrika, seinem kurzen Aufenthalte zu Carthago, seiner Heimkehr nach Thagaste, seiner Wahl zum Presbyter in Hippo Regius, seinen Predigten, seinem Verhältnisse zu den Manichäern und Donatisten, seinen übrigen Schriften aus der Zeit seines Presbyterats und seiner Wahl zum Mitbischofe des Valerius zu Hippo Regius gehandelt.

Die Erkenntnißlehre des Augustinus geht von der Psychologie aus, und in seiner während seines letzten Aufenthaltes zu Rom verfaßten Schrift De quantitate animae zeigt er, daß die mathematischen Begriffe der Länge, Breite, Tiefe, Fläche, Linie in der Körperwelt nirgends sichtbar seien, sondern nur gleichsam als unsichtbare Träger der körperlichen Formen in geistiger Anschauung erblickt würden, daß in den mathematischen Größen und Figuren die gestaltende, umfassende, allbezügliche, untheilbare Macht der Punkt sei, ein durchaus unkörperlicher Begriff, und die Seele also unkörperlich sein müsse, weil sie die Fähigkeit habe, Unkörperliches wahrzunehmen. Man muß zwischen den Begriffen des Größern und Bessern unterscheiden, zwischen den Begriffen der vergrößerten Quantität und der erhöhten Harmonie, und nur im Sinne des Besserwerdens kann von einem Wachsthume der Seele gesprochen werden; denn die Ausbildung der Seele ist Heranbildung zur Tugend und zur Harmonie der Vernunft und des Lebens und diese Ausbildung ist das Ergebniß geistiger Uebung. So wenig steht das Wachs-

thum der Seele mit dem Wachsthume des Körpers in Wechselwirkung, daß oft, während der Körper durch Alter und angestrengte geistige Arbeit abnimmt, die Seele zu größerer Entwickelung gelangt. Im Gegensatze gegen die unrichtige Auffassung von der Größe der Seele sucht dann Augustinus die wahre Größe der Seele, ihren Bereich und ihre Macht darzustellen. Er unterscheidet in dieser Hinsicht die Beziehung der Seele auf den Körper, auf sich selbst und auf Gott, und diese Eintheilung umfaßt nach seiner Ansicht sieben Stufen des Seelenlebens. Auf der niedrigsten Stufe erscheint die Seele als das Princip des vegetativen Lebens, auf der zweiten offenbart sich die Seele als die Herrscherin des sensuellen Lebens, auf der dritten Stufe erscheint die Seele als die eigentlich menschliche, als die denkende, auf der vierten Stufe kehrt die Seele in sich selbst zurück, gewinnt das Bewußtsein ihrer eigenen Erhabenheit, und bestrebt sich, sich von allen Flecken der Sinnlichkeit zu läutern, und in reiner Sittlichkeit zu entfalten, auf der fünften Stufe gelangt die Seele, sittlich geläutert und bestrebt, sich in dieser Reinheit zu erhalten, zu dem vollen, frohen Gefühle ihres Lebens, auf der sechsten Stufe erhebt die Seele den klaren Blick ihres Auges zu dem, in dessen Anschauung sie ihre Vollendung findet, und in der siebenten Stufe genießt die Seele die unaussprechliche Freude des Schauens und der Betrachtung der Wahrheit. In den zu Thagaste verfaßten sechs Büchern über die Musik betrachtet Augustin den Organismus der Seele, die rhythmische Ordnung ihrer harmonisch in einander greifenden Kräfte, und, im Gegensatze gegen die ungeordnete sündhafte Thätigkeit der Seele, die wahrhaft gute, wahrhaft schöne und ordnungs-

mäßige Seelenthätigkeit. Den Weg zur Erreichung dieses Ziels vollbringt die Seele vermittelst der vier Cardinaltugenden. Durch die Weisheit erkennt die Seele, welchen Standpunkt sie einzunehmen habe; durch die Mäßigkeit befreit sie sich von der ungeordneten Liebe zu jeglicher Schönheit, die ihrem eigenen Wesen untergeordnet ist, und erhebt sich zu Gott; durch die Tapferkeit verachtet sie, in der Heiligung fortschreitend, im Vorgefühle der ewigen Freude die zeitlichen Leiden; durch die Gerechtigkeit endlich strebt die Seele, gemäß der ihr angewiesenen Ordnung, ihr Verhältniß zu Gott und zur Welt zu bewahren. Hiermit stellt sich der theologische Standpunkt des Augustinus als ein wesentlich sittlich praktischer heraus, man sieht, daß sein Geist in der Idee lebte, und daß Augustinus keineswegs, wie Verfasser behauptet, eine vorherrschend dialektische Natur war.

Von da geht Augustin zu der allgemeinen Religionslehre über, welche er in der noch zu Thagaste verfaßten Schrift De vera religione behandelt. Augustinus betrachtete die Gottesidee als den eigentlichen Schwerpunkt und die Grundwahrheit des menschlichen Geistes, die selbst bei den größten Irrthümern des Denkens nicht ganz verschwinde; daher auch unter den Heiden die wahre Religion nie völlig erloschen, am lichtvollsten aber von Plato entwickelt sei. Aber es konnte nicht gehofft werden, daß die geläuterte Erkenntniß einzelner weiser Menschen von der einsamen Höhe der Contemplation zu den Niederungen des gewöhnlichen Lebens herabsteigen werde. Dieses Bewußtsein der erleuchtetsten heidnischen Philosophen über das Verhältniß der Wahrheit zu dem Standpunkte des Volks enthält ein Zeugniß für die

Göttlichkeit der christlichen Offenbarung und die Einheit der wahren Religion mit dem Christenthume. Plato würde geurtheilt haben, daß ein Lehrer, welcher bei den Völkern den Gedanken an Gott wieder kräftig hervorrufen, und die Sehnsucht nach einem in Gott geheiligten Leben zur Ueberwindung der Sünde anfachen könnte, ein Wunder in der menschlichen Natur sei, vermöge einer besondern Wirksamkeit der göttlichen Kraft und Weisheit über dem gewöhnlichen menschlichen Dasein erhaben und verehrungswürdig, gleich der göttlichen Weisheit selbst, die sich ihm zum Segen für die Welt mitgetheilt habe; und wenn dann Plato es an der Kirche hätte anschauen können, daß auf Erden ein solches Wunder der göttlichen Offenbarung zur Mittheilung heiligen Lebens an die Völker erschienen sei, so würde er nicht mehr seine Lehre, sondern die Lehre der Kirche als den Schatz der Wahrheit angesehen, und auch gewiß sich selbst der heiligen Gemeinschaft angeschlossen haben, in welcher durch Gotteskraft verwirklicht ward, was er selbst zwar als Ideal geschaut, aber ins Volk hinüberzuleiten weder gewagt noch vermocht hatte. Die Kirche zeugt von der wahren Religion mit dem Zeugnisse des Geistes und der Kraft; ihre Lehre muß entwickelt werden, wenn es sich um die Erkenntniß der wahren Religion handelt. Weil der Mensch sich von seinem geistigen Urquell so tief in die Sinnlichkeit verirrt hatte, so eignete sich das Wort Gottes die menschliche Natur an, um in sichtbarer Gegenständlichkeit das Bewußtsein von der erhabenen Bestimmung des menschlichen Wesens wieder in dem Gesunkenen hervorzurufen. Augustinus schildert dann, auf wie wundervolle Weise sich in der irdischen Erscheinung des Erlösers göttliche Erha-

benheit mit reiner Menschlichkeit durchdrungen habe, und wie das ganze irdische Leben Christi die in den Zügen lebendiger Natur geschriebene Ethik sei, durch welche der Mensch angemahnt werden sollte, das Irdische mit göttlicher Lebenskraft zu beherrschen. Sowie Augustinus das irdische Leben Christi dem ethischen Theile der damaligen Wissenschaftslehre vergleicht, betrachtet er die Auferstehung als die Grundlage der christlichen Physik. Durch die Auferstehung wird die über die Natur erhabene Schöpfermacht Gottes, die Abhängigkeit des Leibes von der Seele, das ewige von Gott geordnete Fortbestehen auch der leiblichen Natur bestätigt. An diese Bemerkungen schließt Augustinus eine psychologische Schilderung der Abstufungen an, in denen sich bei den Einzelnen die Erlösung vollende, und verbindet damit einen Blick auf die Entwickelung der Erlösung in der Gesammtheit des menschlichen Geschlechts. Die Entwickelungsstufen alles menschlichen Daseins, sowohl des niedern physischen, als auch des höhern geistigen Lebens der Menschen werden von der Siebenzahl umschlossen. Sowie die Kindheit, noch nicht zum Bewußtsein erwacht, es nur mit der leiblichen Ernährung zu thun hat, also auch nährt sich das geistige Leben auf der anfänglichen Stufe seiner Entwickelung gleichsam an den Brüsten der Geschichte, an denen es zu einem höhern Bewußtsein heranreifen soll. Auf die Kindheit folgt das Knabenalter, durch das Erwachen des Gedächtnisses bezeichnet; so auch folgt auf den Glauben, welcher von geschichtlicher Autorität abhängig ist, die innerlich freie Bewegung der Vernunft, das Erwachen des Geistes im höhern Sinne. In dem menschlichen Geiste leuchtet die göttliche Wahrheit auf, und die wachgewordene

Vernunft strebt nun, die geschaute Wahrheit sich fortschreitend zu vermitteln. Aber das Ideal zerfällt mit dem Leben, die Sinnlichkeit streitet wider die Vernunft. Auf das Knabenalter folgt das Jünglingsalter; so auch folgt ein drittes Alter des menschlichen Geistes, in welchem der Zwiespalt zwischen Geist und Sinnlichkeit wieder aufgehoben wird, der Geist als beherrschende Macht sich der Seele vermählt, und aus dieser Vereinigung aus freier That der Liebe die Tugend hervorbringt. An das jugendliche Alter schließt sich das Mannesalter an, die Blüthe physischer Kraft, die Zeit des mächtigsten Wirkens; ähnlich vollendet sich auf der vierten Stufe der geistigen Entwickelung die Macht des Geistes über das sinnliche Leben, so daß dieses alle Verfolgungen, alle Wogen und Stürme des zeitlichen Daseins zu überstehen und zu brechen vermag. Dem Mannesalter folgt das bejahrtere Alter, in welchem Ausruhen von den Mühen des äußern Lebens eintritt; so auch folgt in der geistigen Entwickelung auf den Kampf, in welchem der Geist seine Macht bewährt, ein Ausruhen in dem sicher errungenen Besitze der unvergänglichen Güter. Das letzte Alter endlich des irdischen Lebens ist schwach und gebrechlich, wird unschön und traurig, indem es zum Grabe sinkt; ähnlich zieht sich auch im sechsten Alter das Leben des innern Menschen von der Erde zurück. Selbst die Erinnerung an das Irdische verschwindet; aber die Gestalt des höhern Lebens verklärt und vollendet sich immer mehr zu dem vollkommnen Bilde, das nach dem Bilde Gottes geschaffen ist. Dann folgt das Siebente, die ewige Ruhe und nach keinen Altersstufen mehr zu unterscheidende ewige Seligkeit. Denn wie das Ende des alten Menschen der Tod ist, so ist das Ende des neuen Menschen das ewige Leben, weil

jener der Mensch der Sünde, dieser der Mensch der Gerechtigkeit ist. Augustin ist weit entfernt, die Nothwendigkeit einer übernatürlichen göttlichen Offenbarung zu verkennen; nur sie und keine menschliche Lehre kann eine Kirche gründen und dadurch die religiöse Entwickelung des menschlichen Geschlechts begründen. Aber er faßt die Offenbarung naturgemäß auf, und sein Standpunkt ist lediglich der sittlich ideale.

Derselbe Fall, welcher bei allen Kirchenlehrern eintritt, findet auch bei Augustinus Statt, daß sich sein Lehrsystem im Gegensatze wider die Häresie weiter entwickelte und näher bestimmte, und zwar während der Zeit seines Presbyteramtes im Gegensatze wider die Häresie des Manichäismus, da in Hippo selbst eine bedeutende Anzahl von Manichäern vorhanden war, ein manichäischer Presbyter, Namens Fortunatus, sich lange Zeit dort aufhielt, und Viele zum Uebertritte in seine Secte bewog. Die früheste Schrift, welche Augustin als Presbyter gegen die Manichäer verfaßte, ist die Schrift De utilitate credendi, worin er den Weg des Glaubens gegen den Wissensdünkel vertheidigen wollte. Die Kirche ist am zahlreichsten, ihr allein gebührt die Benennung katholisch, sie wird von der irdischen Staatsgewalt als die Gemeinschaft der wahrhaften Gottesverehrung anerkannt, durch sie sind auch die menschlichen Gesetze christlich geworden. Deshalb ist nichts vernunftgemäßer, als mit der Sehnsucht nach Wahrheit sich an die Kirche anzuschließen, und den Weg zur Erreichung der Wahrheit, welchen die Kirche lehrt, zu betreten, und dieser Weg ist der Weg des Glaubens, oder der demüthigen vertrauensvollen Hingebung an das verkündete Wort und der damit verbundenen Heiligung des Lebens.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 17. Mai 1856.

Leipzig

Schluß der Anzeige: „Der heilige Augustinus, dargestellt von C. Bindemann. Zweiter Band.“

Aber auch der Glaube ruht auf einem Ausspruche des innern Wahrheitsbewußtseins, auf dem Zeugnisse von Gott, welches selbst in der verdunkelten menschlichen Seele unveräußerlich geblieben ist, durch die göttliche Offenbarung in den Werken der Schöpfung geweckt und gestärkt wird, und darauf hinweist, daß Gottes Vorsehung die irdischen Angelegenheiten regiere, und den emporstrebenden Sehnsuchtszug des Herzens nicht ungestillt lassen werde. Das unverblendete menschliche Wahrheitsbewußtsein erkennt seine eigene Unzulänglichkeit, ohne eine zunächst vom Glauben anzueignende göttliche Heilsveranstaltung zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen; es hofft aber auch auf eine solche Heilsveranstaltung, und beugt sich demüthig vor der durch klare Merkmale sich kundgebenden göttlichen Autorität. Die Autorität, welche für die Augenzeugen des Lebens Christi die Wun-

der des Erlösers waren, ist für die später Lebenden seine Kirche, welche die heiligen Schriften, die von dem Herrn zeugen, als Urkunden der Wahrheit bestätigt, und durch Alter, Anzahl und Einstimmigkeit mit majestätischem Ansehn den Glauben, welchen sie verkündigt, anbefiehlt. Nun sprechen zwar auch die Manichäer von der Glaubwürdigkeit der meisten evangelischen Schriften, aber diese Glaubwürdigkeit wurzelt wesentlich in dem Glauben der Kirche. — Schon auf dem Concile zu Hippo im Jahre 393 erhielt Augustinus von den versammelten nordafrikanischen Bischöfen den Auftrag über das Glaubenssymbol zu reden, welchen Wunsch er durch seine Schrift **De fide et symbolo** erfüllte. Hier erwarteten wir den wichtigen und so sehr streitigen Punkt, die Ansicht des Augustinus über das Verhältniß der Autorität der Schrift zur Autorität der Kirche, näher erörtert zu sehen, finden aber denselben nicht einmal erwähnt. Adimantus, ein Schüler Mani's, hatte die manichäische Polemik gegen das alte Testament ausgebildet und in dieser Beziehung ein Werk verfaßt, in welchem er durch Vergleichung alttestamentlicher und neutestamentlicher Stellen das alte Testament in Widerspruch zu dem neuen setzen wollte. Eine Widerlegung dieses Buches unternahm Augustinus in seiner Schrift **Contra Adimantum Manichaei discipulum**, worin er das Verhältniß des alten und neuen Bundes, einerseits die wesentliche Einheit zwischen beiden, und andererseits den Unterschied, darauf beruhend, daß in dem alten Testamente durch das Joch und die Zucht des Gesetzes auf die Gnade und Freiheit des Evangeliums vorbereitet werden sollte, ferner die in dem alten Testamente vorwaltende Furcht vor der göttlichen Heiligkeit und die in dem neuen

Testamente entfaltete Liebe im Bewußtsein der göttlichen Barmherzigkeit, die Abschattung der neutestamentlichen Erfüllung in der sacramentlich vorbildlichen Bedeutung des alten Bundes entwickelte. Das alte und neue Testament als einen fortlaufenden Act göttlicher Offenbarung darzustellen, leitete Augustinus, wenn er bei der Auslegung der heiligen Schrift einen zwiefachen Sinn annahm, einerseits den einfach geschichtlichen und nach den Gesetzen der grammatisch-logischen Deutung zu entwickelnden, andererseits aber auch in vielen Stellen einen verborgenen, mystischen und sinnbildlichen, den zu erforschen für den von Gott erleuchteten Ausleger die belohnendste Aufgabe sei. Da die manichäischen Angriffe gegen das alte Testament sich vor Allem auf die biblische Erzählung von der Weltschöpfung und der uranfänglichen Geschichte der Menschheit erstreckten, so veröffentlichte Augustinus De Genesi contra Manichaeos libri duo, worin er die drei ersten Kapitel der Genesis auslegte. Indem seine Auslegung näher angegeben wird, mußte von der falschen Auslegung der Manichäer ausgegangen werden, welche den Sinn der Urkunde umdrehte, und in dem Verbote, vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen zu essen, eine List des Fürsten der Finsterniß fand, die überlegene Lichtnatur des Menschen zu unterdrücken und im Zustande der Bewußtlosigkeit zu erhalten, desgleichen in der Stiftung der Ehe ein Mittel des Fürsten der Finsterniß sah, den ersten Menschen zu verleiten, durch die ihm zugesellte Eva sich dem fleischlichen Triebe hinzugeben, dadurch seiner Lichtnatur untreu zu werden, und sich zum Knechte einer fremden Gewalt zu machen. Erst in diesem Gegensatze würde die Ansicht des Augustinus von der vernünftigen

Creatur und ihrer Bestimmung, sowie der Grundgedanke seiner Auslegung in das gehörige Licht getreten sein, daß der Mensch über sich das göttliche Wesen, und unter sich die körperliche Natur hat, daß er darum auch stets dem göttlichen Wesen mit ganzer Liebe sich unterordnen soll, und sofern er dieses nicht thut, sondern an die untergeordnete körperliche Natur sich hingibt, eben dadurch auch, weil die Hingebung an das Untergeordnete der Ungehorsam gegen das Uebergeordnete ist, dem Anfange alles Bösen, dem Hochmuthe Raum gibt, und aus eigener unseliger Erfahrung den Unterschied zwischen Gutem und Bösem kennen lernt, und zu seinem Elende von dem Baume der Erkenntniß kostet. Hieran schließen sich die übrigen exegetischen Arbeiten des Augustinus aus dieser Zeit an, sein Werk De Genesi ad literam, ferner De sermone Domini in monte secundum Matthaeum, worin er das christliche Lebensideal entwickelt, die Expositio quarundam propositionum ex epistola ad Romanos, worin Augustinus die Gnadenwahl als durch das göttliche Vorherwissen um den Glauben oder um die an die göttliche Gnade sich hingebende Zustimmung bedingt setzt, die Epistolae ad Romanos inchoata expositio, und die Epistolae ad Galatas expositio, worin die Liebe als die wahre Triebkraft zur Erfüllung des göttlichen Gesetzes dargestellt wird. Den manichäischen Dualismus bekämpfte Augustinus in den Schriften De duabus animabus contra Manichaeos, daß ein jegliches Leben eben dadurch, daß es Leben sei, und inwiefern es Leben sei, der höchsten Quelle und dem Urquelle alles Lebens, also dem höchsten und allein wahren Gotte angehöre; daß der Bereuende empfinde, daß er übel gethan habe, während er das Gute thun

sollte, aber weder jene Seele zu bereuen habe, die kein Böses, noch die, welche kein Gutes thun könne; De libero arbitrio, daß die Sünde des Menschen in dem eigenen Willen des Menschen ihren Ursprung habe; De moribus ecclesiae catholicae und De moribus Manichaeorum, daß das Wesen Gottes das höchste Sein, das Böse das Nichtsein und seine Erscheinung eine Wesensberaubung sei, und daß die kirchliche Sittenlehre vollkommne Gemeinschaft mit Gott als das Ziel des menschlichen Lebens hinstelle, und als den Weg zu diesem Ziele die Liebe zu Gott bezeichne, die sowohl der Grund als auch das Ziel der Nächstenliebe sei. In der Schrift De mendacio behauptete Augustinus die unbedingte Unzulässigkeit der Lüge, namentlich in Sachen des Glaubens, wobei zu bemerken gewesen wäre, daß die Manichäer, wenigstens nach Photius, in der Verfolgung die Verleugnung ihres Glaubens für erlaubt hielten.

Am ausführlichsten wird von den Predigten des Augustinus gehandelt. Augustinus pflegte seine Predigten nicht wörtlich auszuarbeiten und dem Gedächtnisse einzuprägen, sondern er hielt sie im freien Vortrage als unmittelbare Erzeugnisse und Ergüsse seines von der Religion durchdrungenen Denkens und Gefühls. Aus den Anweisungen zum Predigen, die er in seinem Werke De doctrina christiana gegeben hat, erkennen wir, daß er den unmittelbar aus dem Geiste entquellenden freien Vortrag als die vollkommenste Blüthe der geistlichen Beredsamkeit ansah. Seine Predigten wurden, während er sprach, von Schnellschreibern aufgezeichnet. Seine katechetischen Unterweisungen leitete Augustin durch Fragen ein, und es geschah auch öfter, daß er Fragen im Fortgange derselben einmischte; aber wesentlich bestand doch sein kate-

chetischer Unterricht aus zusammenhängenden Lehrvorträgen, in welchen er es sich zur Aufgabe machte, in großen Hauptzügen eine Anschauung von dem christlichen Glauben und Leben, und von dem Entwickelungsgange des Reiches Gottes seit den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart zu entwerfen, für die unendlichen Verheißungen des Glaubens zu begeistern, und die entsprechenden Ermahnungen anzuschließen. Möge der Vf. den geschichtlichen Entwickelungsgang streng inne halten, und wenn er Augustinus als Bischof darstellt, ihn nicht mit dem Presbyter in Gegensatz stellen, sondern den geschichtlichen Verlauf nach seinem naturgemäßen Gange verfolgen.

Holzhausen.

Amsterdam

C. G. van der Post 1854. Anatomisch Physiologisch Onderzoek over het fijenere Zamenstel en de Werking van het Ruggemerg. Door J. L. C. Schroeder van der Kolk. Uitgegeven door de Koninklijke Akademie van Wetenschappen. Met drie Platen. 90 S. in 4.

Wenn die vorliegende Schrift schon durch die Wichtigkeit ihres Inhalts einen vollen Anspruch auf Berücksichtigung in diesen Blättern hat, so wird die Schwierigkeit der Verbreitung holländischer Litteratur es motiviren, wenn wir eine einigermaßen vollständige Uebersicht über ihren Inhalt zu geben suchen.

Nach einer kurzen Uebersicht über frühere Ansichten und Forschungen von Ehrenberg, Remak, Valentin, Hannover, Stilling und Wallach, Volkmann, Wagner, Budge, Todd und Bowman, betreffend die Leitung und die anatomischen Verhältnisse im Rückenmarke, berührt Verf. zunächst das von ihm (1847) aufgestellte Gesetz, daß die

Gefühlsfasern eines gemischten Nerven sich stets in den Hautgegenden verbreiten, welche durch die von demselben Nerven innervirten Muskeln in Bewegung gesetzt werden. Seine Arbeit (in Froriep's Notizen 1848. Octbr.) sei wenig beachtet, z. B. auch in Peyer's, einen nahe verwandten Gegenstand betreffender Arbeit (Henle u. Pfeufer's Ztschr. 1853) nicht erwähnt. — (Ref. muß bekennen, daß ihm der Ausdruck dieses Gesetzes noch so unsicher erscheint, daß die Nichtbeachtung desselben darum einigermaßen Entschuldigung finden dürfte. Ein vom Verf. selbst gewähltes Beispiel zeigt dies sehr auffallend. Derselbe führt nämlich den nerv. perforans Casserii an, welcher die mm. biceps und brachieus internus, nachher aber die Haut des Vorderarms und zwar an der Radialseite innervirt. Jene Muskeln nun heben den Vorderarm und zwar, sagt Verf., am stärksten die Radialseite. Letzterer Zusatz ist aber ganz irrig, da der m. brachieus int. gar keinen Einfluß darauf haben kann, welcher Rand des Vorderarms am meisten gehoben wird, der m. biceps aber, welcher wesentlich zum Supinationsmechanismus gehört, eben darum gewiß nicht dazu beiträgt, die Radialseite besonders hervorzuheben. Nach dem Ausdrucke des Gesetzes könnten Hautäste aus jedem Muskelnerven des Oberarms die ganze Haut des Vorderarms in Anspruch nehmen. Und wie kommt der perforans Casserii endlich bis auf den Rücken des Daumens? Da sollten doch wohl nur Hautäste aus Nerven sich finden, welche die Daumenextensoren versorgen! — Es ist hiernach für die an sich sehr interessanten anatomischen Wahrnehmungen doch noch kein adäquater zusammenfassender Ausdruck gefunden). — Das Nachdenken über diese Vertheilungsverhältnisse führte dann zu

Rückenmarksstudien, von deren Resultaten Verf. zuerst im Juni 1848 Mittheilung machte. Im Herbste desselben Jahres trug er sie dem Königl. Niederl. Institute vor.

In durchsichtigen Rückenmarksschnitten zeigten sich viele multipolare Ganglienzellen, netzartig durch ihre Ausläufer verbunden, besonders in den vordern Hörnern. Diese Zellenmassen schienen dabei mehr oder minder unter einander zusammenhangende Gruppen zu bilden, aus welchen man in einzelnen Fällen Fasern vorderer Wurzeln entspringen sah.

Auch Fasern hinterer Wurzeln wurden in einzelnen Fällen bis an Ganglienkörper der Hinterhörner verfolgt, welche mit denen der Vorderhörner zusammenzuhangen schienen. Andere Fasern der hintern Wurzeln schienen nicht in die graue Substanz einzudringen, sondern sogleich in der weißen Substanz aufzusteigen.

Hieraus folgerte der Vf. damals: daß die motorischen Fasern ihren Ursprung aus Gruppen unter einander verbundener Ganglienzellen nähmen, welche andererseits durch eine weit geringere Anzahl von Fasern, für den Willenseinfluß, mit dem Hirne zusammenhängen. Die aus den hintern Wurzeln aufsteigenden Fasern müßten Empfindungsfasern, die in die grauen Hörner eindringenden dagegen für den Reflex bestimmt sein.

Da nun seit jener Zeit manches Aehnliche von Andern publicirt worden ist (die Diss. von Owsjannikow und Kupffer kennt Verf. indessen noch nicht), gleichwohl aber noch die bedeutendsten Widersprüche sich finden, so hat Verf. noch einmal

mit bessern Präparaten auf den Bau des Rückenmarkes zurückkommen wollen.

Zunächst gedenkt er der Bewegung der Wissenschaft seit jener Zeit. Kölliker sucht durch Messung gegen Volkmann zu zeigen, daß die weiße Substanz des Rückenmarkes nach oben stetig zunehme. Die Messungen zeigen sich aber durch Schilling (wie auch durch Bratsch und Ranchner) als ungenau. — Die Schwierigkeit, welche Kölliker darin findet, daß Ausläufer der Ganglienkörper in Nervenfasern übergehen sollen, ist nicht vorhanden und die Sache ist eben beobachtet. — Derselbe Vf. hält Verbindungen von Ganglienkörpern untereinander mindestens für sehr selten, da er sie selbst nie gesehen. — Die Continuität der Nervenfaser hält er für nöthig für die willkürliche Bewegung, bei der Reflexthätigkeit aber die Querleitung für ausreichend. Diese erscheint aber oft (wie im Niesen, Schlucken rc.) ebenso planmäßig begrenzt, als die willkürliche. — Auch gegen Köllikers Behauptung einer Kreuzung in der vordern Commissur werden Gründe beigebracht. — Ferner werden erwähnt die Untersuchungen von Clarke, Wagner und Leuckart, Ecker's Tafeln, Engel, Blattmann, Schilling, Gratiolet.

Da Verf. überzeugt ist, daß die Mängel der verschiedenen Methoden vorzüglich die Differenzen der Ansichten bewirken, so hat er sich sehr bemüht, eine gute Behandlung des Rückenmarkes zu finden. Das Beste scheint ihm, das Rückenmark in Weingeist zu erhärten, aber nur ebenso lange als durchaus nöthig ist, um es zum Schneiden herzurichten. Die feinen Schnitte werden dann mit Wasser zwischen zwei Plättchen so lange durch leisen wechselnden Druck gespült, bis das Wasser ganz klar abfließt und darauf mit Chlorcalcium

conservirt, worin sie nach 8—10 Tagen eine sehr zweckmäßige Durchsichtigkeit erhalten sollen.

Als Objecte empfiehlt er besonders die Rückenmarke größerer Thiere, z. B. die Lendenanschwellung von der Kuh.

Nach seinen neuern Untersuchungen bestätigt nun Schr. Alles, was er früher gefunden und fügt noch Neues hinzu.

Der Zusammenhang der multipolaren Ganglienzellen untereinander sei völlig sicher erkannt, wenn auch die Capillargefäße leicht eine Täuschung veranlassen.

Ganglienkörper in den Hinterhörnern finden sich an verschiedenen Stellen. Eines Theils findet man deren, wo die Nervenwurzeln in die hintern Hörner eintreten. Diese liegen besonders in einem noch nicht beachteten Faserzuge, welcher die Hinterhörner horizontal umgibt, sind länglich von Gestalt. (Diese horizontalen Fasern, Randfasern, welche Verf. auch an den Vorderhörnern später erwähnt, nebst den eingelagerten Körperchen, werden vielleicht besonders darauf anzusehen sein, ob sie auch nervöser und nicht etwa bindegeweblicher Natur sind. Dem Verf. waren, wie schon oben erwähnt, die neuesten Leistungen der Dorpater Schule noch unbekannt). — Andere Ganglienkörper kommen in der subst. gelatinosa vor. — Ferner liegen Zellen in einer kleinen Gruppe zusammen in der Ausstrahlung der hintern grauen Commissur, in welche ihre Ausläufe deutlich übergehen. — Endlich finden sich zwischen den Fasern der weißen Stränge, aber meist nahe der grauen Substanz noch einzelne Zellen in den Strahlen, welche man auf Querschnitten von der grauen Substanz ausgehen sieht.

Der Zusammenhang der vordern Nervenwurzeln mit Ganglienkörpern wurde an Quer- und noch klarer an Längsschnitten nachgewiesen. Wie sind nun diese Nervenwurzeln durch die Ganglienkörper mit dem Hirne verbunden? Die schon oben bei den Hinterhörnern erwähnten Strahlen finden sich auch an den Vorderhörnern. Schröder hat gesehen, daß sie sich in Längsfasern umbiegen und daß sie andererseits mit den Ganglienkörpern in Verbindung stehen. Gewöhnlich waren dies Ganglienkörper an der Oberfläche der Hörner, während die Nervenwurzeln mit Ganglienkörpern im Innern des Horns zusammenhangen. Diese Strahlen also, über welche verschiedene Schriftsteller verschiedene Ansichten geäußert haben, dienen zur Verbindung des Hirns mit den Ganglienkörpergruppen der vordern Hörner, von welchen die motorischen Wurzeln ausgehen. (Diese Beobachtung wird nicht die Möglichkeit ausschließen, daß auch Strahlen vorkommen, welche nichts weiter, als Bindegewebe, und etwa Blutgefäße enthalten: processus piae matris).

Schwieriger sind die Verhältnisse der hintern Wurzeln und Hörner zu entwirren. Verf. bestätigt seine frühere Ansicht, daß die Fasern der Wurzeln theils direct in die weißen Stränge, als Gesichtsfasern, eingehen, theils, als Reflexfasern, in horizontaler Richtung in die hintern Hörner dringen. Seiner Ansicht nach würden sie hier mit den Ganglienkörpern und durch diese, nicht direct mit den Ganglienkörpern der Vorderhörner in Verbindung treten. Zweifel erregen hier die Randfasern und die Strahlen. Daß letztere hier, wie bei den vordern Hörnern, Fasern enthalten sollten, welche aus der grauen Substanz in die

weißen Stränge übergehen, ist dem Verf. nicht wahrscheinlich, da die Reflexerscheinungen keinen nothwendigen Zusammenhang mit Empfindung haben (worüber noch weiter unten). Die Randfasern, oder horizontal die hintern Hörner umgebenden Fasern stehen sehr in Verbindung mit jenen Strahlen. Außerdem gehen sie auch mit in die hintere Commissur über. (Man sieht, daß ein eventueller Nachweis, daß es sich hier nur um Bindegewebe handele, eine große Vereinfachung ergeben würde).

In der **subst. gelatinosa** fanden sich feine Längsfasern, zwischen welchen quer die in das Horn eintretenden Reflexfasern liegen. Einzelne schienen sich aus den letztern in die Längsrichtung umzubiegen, wie auch Schilling sah. Es finden sich hier Gruppen von sehr kleinen Zellen neben einzelnen größern.

Längsfasern bilden die Hauptmasse der hintern Hörner. Da sie sich folglich in der Rückengegend sparsamer finden, als im Lendentheile, so können sie nicht für einen zum Hirne leitenden Apparat angesehen werden. Verf. hält es für mehr als wahrscheinlich, daß sie Ganglienkörper in verschiedener Höhe des Rückenmarks unter einander in Verbindung setzen und für die Coordination der Bewegung dienen und meint, daß einzelne der Reflexfasern der hintern Wurzeln wohl gleich in diese Längsfasern umbiegen (also auf andere als die nächsten Ganglienkörper wirken). —

Die vordere Commissur enthält keine dunkelwandige Nervenfasern. Im Uebrigen scheint aber Vfs Ansicht mehr mit der Köllikers übereinzustimmen, als er es ausdrückt. Er sagt nämlich, daß die Fasern, welche von einem Vorderhirne aus zur andern Seite hinübertreten, dort

theils neben der vordern Spalte nach vorn gerichtet sich zwischen den Vordersträngen verlieren und wahrscheinlich in denselben nach aufwärts umbiegen, theils sich mehr an das Horn dieser Seite (als Randfasern) anlegen und sich von da aus den aus dem Horne vortretenden Strahlen (s. oben) anschließen, also auch wohl in die meisten Längsfasern übergehen. Es würden dies also doch wohl, eben so wie es Kölliker auffaßt, Fasern sein, welche vom Willen erregt, auf die Nerven der entgegengesetzten Körperhälfte wirken. Nur läßt Kölliker sie durch die graue Substanz hindurch ohne Weiteres in die Nervenwurzeln übergehen, während Schröder sie mit Ganglienkörpern nahe der Innenseite des Vorderhorns verknüpft, welche sich dann mit den Ganglienkörpern der Nervenwurzeln in Verbindung setzen.

Die hintere Commissur ist breit in den Anschwellungen des Rückenmarkes, schmal dazwischen. Ihre Fasern sind nicht gekreuzt. Der vorderste Theil derselben erscheint oft lichter als die übrigen und tritt in Zellengruppen ein. Die dahinter folgenden scheinen jederseits in der centralen Ganglienzellengruppe zu endigen. Die hintersten Fasern gehen (s. oben) in Randfasern über. Im Mitteltheile der grauen Substanz trifft also ein Theil dieser Fasern mit Reflexfasern, außerdem mit Randfasern zusammen in einer Zellengruppe, mit welcher außerdem Längsfasern der grauen Substanz in Berührung stehen. So müssen diese Zellen, welche auch mit denen der vordern Hörner zusammenzuhängen scheinen, sehr wichtig für den Zusammenhang der Functionen im Rückenmarke sein.

Schließlich wird der Centralkanal gegen Kölliker in Schutz genommen, bei welchem derselbe

jedoch seitdem Anerkennung gefunden, wodurch si (stillschweigend) der „graue centrale Kern“ in e nen „centralen Ependymfaden“ umwandelt. (Vg Mikrosk. Anat. I. tab. IV. fig. 3 und Handb. Gewebel. 2. Aufl. fig. 143. —)

In einem physiologischen Abschnitte (S. 54—76 betrachtet Verf. zunächst, wie gänzlich überflüssi es sei, sich sämmtliche in einen Muskel tretend Nervenfasern in directer Weise zum Gehirne durc das Rückenmark fortgesetzt zu denken. Sehr viel Muskeln, ja selbst wohl einzelne Muskelgruppen könnten wir uns allenfalls durch einfache Fasern vom Willen abhängig denken. (Wenn Verf. al solche Gruppe den musc. biceps brachii und de m. brachieus internus anführt, so ist das freilic ein Mißgriff, da der erstere sowohl auf das Schul tergelenk als auf die Rotation des Radius ein Wirkung hat, bei welcher ihn der andere durch aus nicht begleiten kann). So erklärt sich leich die Schwäche der Vorder- und Vorderseitenstränge welche nicht bloß durch die Feinheit der Primi tivfasern möglich sein würde.

Die Dünnheit des Rückenmarkes bei Fischen läßt sich nun auch hieraus und aus der Einfach heit ihrer Bewegungsweise leicht verstehen. — Wenn sich aus den Beobachtungen des Verfs di Annahme besonderer Fasern für Gefühl und Re flex in den hintern Wurzeln rechtfertigt, so is doch kein Grund vorhanden, mit Marshall Hal auch in den vordern Wurzeln der Reflexfunction besondere Fasern zuzuweisen. — Die angeborene Disposition zu gewissen Bewegungen, z. B. des Gehens, wird in den Ganglienzellengruppen des Rückenmarkes und nicht im Cerebellum zu suchen sein. Daß Verletzungen letzteren Organes gleichwohl auf die Bewegung störend wirken, erklärt sich

Verf. aus einer Reizung der Querfasern der Brücke, welche durch die zwischengelagerte Ganglienmasse auf die Pyramidenausstrahlung wirke. Langsam auftretende Zerstörung des kleinen Hirns bewirkt auch solche Störungen nicht. — Schillings Beobachtung, daß Fasern hinterer Wurzeln auch nach abwärts gehen und die Auflösung der in die Hinterhörner tretenden Fasern in dünne Bündel deuten darauf hin, daß sie sich mit sehr verschiedenen Zellengruppen in Verbindung setzen können. — Die hintere Commissur, so weit sie die Reflexzellengruppen verbindet, könnte zur Uebertragung der Reflexthätigkeit von einer Seite auf die andere dienen. — Die vordere Commissur kann die Harmonie der Bewegung beider Seiten herstellen. Die Experimente von van Deen und Stilling, nach welchen willkürliche Bewegung und Reflex in einem Rückenmarke noch fortdauern, welches an einer Stelle von der einen, an einer andern von der andern Seite bis zur Mitte durchschnitten ist, sind nach Kölliker's Darstellung der vordern Commissur ganz unverständlich und werden von diesem (Mikrosk. Anat. I, S. 440) auch einfach übersprungen. (Diese dürften aber doch auch nach des Verfs Auffassung der vordern Commissur noch sehr dunkel bleiben). — Die hintere Commissur kann auch dazu dienen, das Gleichgewicht beider Seiten unwillkürlich zu erhalten.— Sehr planmäßige Reflexbewegungen lassen sich bei den beschriebenen Anordnungen begreifen, während Pflügers Rückenmarksbewußtsein ein Unding und undenkbar ist. — Beiläufig wird hier der bei physiologischen Experimenten so oft vernachlässigte Satz, daß Schreien sehr wohl Reflexbewegung sein kann und gar nicht Schmerz anzudeuten braucht, durch eine interessante Mittheilung einer

Dame belegt, welche dem Verf. verwundert mittheilte: daß sie in der Chloroformnarkose während einer Operation nichts von dieser empfunden, wohl aber wahrgenommen habe, daß sie schrie.

Dafür, daß die graue Substanz gar nichts mit der Empfindung zu thun habe, werden hier noch die Strychninwirkungen angeführt. Vergiftete Hunde waren während heftiger Krämpfe ganz bewußt und aufmerksam auf kleine Vorgänge, offenbar schmerzfrei. Dies hätte aber nicht sein können, wenn in der grauen Substanz empfindende Fasern gelegen hätten, da dieselbe sich als den Sitz sehr starker Hyperämie auswies, welche bei einem Individuum bis zu reichlichen kleinen Blutaustretungen geführt hatte, bei einem andern mehr auf Capillargefäßausweitungen beschränkt blieb. — Gegen Schiff, welcher zu andern Resultaten kommt, wirft Verf. an einer spätern Stelle ein, daß derselbe ohne Grund Reflexerscheinungen für Schmerzensäußerungen genommen.

Von einigen andern physiologischen Betrachtungen führen wir noch an, daß Verf. in der medulla obl. besonders den Knotenpunkt für die epileptischen Erscheinungen sucht, und sie bei alten Epileptikern mehrfach verhärtet fand.

In einem Anhange werden noch einige neuere Schriften berücksichtigt, wie die eben erwähnte von Schiff, Wagner's Publicationen in den Nachrichten von der G. A. Univ., Remak und Clarke. Gegen Wagner's Annahme von empfindenden Fasern in der grauen Substanz werden die schon im Obigen enthaltenen Argumente gebraucht. —

Bgm.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 19. Mai 1856.

Rom

Tipografia delle belle arti 1854. Intorno ad alcune opere di Leonardo Pisano matematico del secolo decimoterzo. Notizie raccolte da Baldassarre Boncampagni, socio ordinario dell' accademia pontificia de' nuovi lincei. 400 S. in Octav.

Leonardo Pisano, oder, wie er häufig genannt wird, Leonardo Fibonacci, ist unbestritten der erste gewesen, welcher die indische Rechenkunst und die Algebra der Araber im christlichen Europa und zunächst in Italien verbreitete. Nichts destoweniger scheinen seine Zeitgenossen ihn wenig beachtet zu haben, keiner der damaligen Schriftsteller erwähnt ihn, man kennt weder sein Geburts- noch sein Todesjahr. Ebensowenig scheinen seine Schriften die verdiente Aufmerksamkeit gefunden zu haben; zwar sind sie von späteren Algebristen fortwährend als eine Schatzkammer benutzt worden, allein gerade über diese Auszüge vergaß man

die Originale. Die Handschriften der Werke Leonardo's sind sehr selten geworden, gedruckt ist gar Nichts als einige Auszüge. Am bekanntesten und am häufigsten benutzt ist sein **liber Abacci**, welches zuerst 1202 erschien und die Arithmetik und Algebra enthält. Ein anderes Werk dagegen: **liber quadratorum**, von welchem man noch im vorigen Jahrhundert ein Manuscript hatte, schien gänzlich verloren zu sein. Hr Boncompagni war aber so glücklich, dasselbe in einem Codex der Ambrosianischen Bibliothek wieder aufzufinden und zugleich zwei andere bis jetzt unbekannt gebliebene Schriften Leonardo's und hat diese zusammen unter dem Titel: **tre scritti inediti di Leonardo Pisano etc.** herausgegeben. Herr Boncompagni hat sich damit um die Mathematik und ihre Geschichte ein großes Verdienst erworben, da man jetzt erst die große Bedeutung Leonardo's als originellen Mathematikers, und nicht bloß als Verpflanzers der Wissenschaft vom Orient nach dem Occident, zu erkennen Gelegenheit hat. Das **liber quadratorum** ist, wie sich aus zwei Manuscripten ergibt — neben dem oben erwähnten ambrosianischen Codex fand Hr Boncompagni in der vaticanischen Bibliothek noch einen Codex, welcher einen Theil des **liber quadratorum** ins Italiänische übersetzt, enthält — im Jahre 1225 geschrieben und dem großen Hohenstaufen, Friedrich dem Zweiten gewidmet. Es enthält die Auflösung unbestimmter Gleichungen zweiten Grades. Die Methoden sind durchaus originell und weder von Diophant noch den Indern oder Arabern entlehnt. Die zweite der unedirten Schriften führt den Titel: **flos super solutionibus quarundam quaestionum ad numerum et ad geometriam, vel**

ad utrumque pertinentium. Sie enthält eine merkwürdige Untersuchung über eine Gleichung des dritten Grades. Leonardo beweist nämlich nicht bloß, daß die Wurzeln dieser Gleichung nicht rational sein können, sondern daß sie auch nicht aus solchen Wurzelausdrücken des zweiten Grades zusammengesetzt sein können, wie sie im zehnten Buche des Euklid vorkommen. Zuletzt gibt er den Werth einer Wurzel näherungsweise und zwar sehr genau, nur ist die Rechnung durch einen Schreibfehler entstellt (vgl. Journ. des Mathém. Déc. 1854). Die dritte Schrift heißt de modo solvendi quaestiones avium et similium und enthält die Auflösung algebraischer Gleichungen. Es ist noch zu bemerken, daß leider das Ende des liber quadratorum fehlt und es wäre sehr zu wünschen, daß die Entdeckungen des Herrn Boncompagni die italiänischen Gelehrten zu weiteren Nachforschungen nach den Handschriften Leonardo's veranlaßten. In dem hier anzuzeigenden Werke, welches nur in 150 Exemplaren gedruckt ist, verbreitet sich der Verf. über einzelne Personen und Verhältnisse, die in den Werken Leonardo's vorkommen, so wie über die noch vorhandenen Manuscripte und spätern Auszüge und Uebersetzungen. Dieses Werk soll selbst nur der Vorläufer eines größeren Werkes sein, welches Hr B. über das Leben und die Werke Leonardo's herauszugeben beabsichtigt. Nach einer ausführlichen Discussion nimmt Herr Boncompagni als sicher an, daß Leonardo Pisano wenigstens sieben Schriften geschrieben hat, nämlich außer dem liber Abacci und den drei jetzt edirten Schriften noch eine practica geometriae, welche bekannt und um das Jahr 1220 geschrieben ist, dann

aber einen Commentar über das zehnte Buch des Euklid, von welchem keine Spur mehr vorhanden ist, und endlich eine Schrift mit dem sonderbaren Titel libro di merchatanti detto di minor guisa, von welcher ebenfalls kein Manuscript bis jetzt aufgefunden worden ist. Die beiden letzten Schriften sind nur aus einer Stelle in einem Werke trattato di praticha darismetricha bekannt, in welcher behauptet wird, Leonardo Pisano habe viele mathematische Werke — also vielleicht mehr als sieben — verfaßt, und dann speciell neben dem Werke über die Quadrate und einem Buche di pratica darismetricha, von welchem Hr Boncompagni nachweist, daß es nichts Anderes ist als das liber abacci, auch die zwei sonst gänzlich unbekannten erwähnt werden. Ref. hält es jedoch nicht für unwahrscheinlich, daß dies Buch di merchatanti identisch ist mit den quaestiones avium, und nur die Titel so verschieden sind wie liber abacci und pratica darismetricha, um so mehr als der Verfasser des trattato di praticha darismetricha wirklich die quaestiones avium benutzt hat, wie Herr Boncompagni (S. 238) deutlich nachweist, und dennoch nicht unter den ihm bekannten Schriften Leonardo's aufzählt. Wäre dies richtig, so würden mithin nur noch 6 verschiedene Schriften Leonardo's übrig bleiben.

Hannover

Hahn'sche Hofbuchhandlung, 1856. Biblische Numismatik oder Erklärung der in der heil. Schrift erwähnten alten Münzen von D. Celestino Cavedoni. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von A.

von Werlhof, Königl. Hannoverschem Ober-Appellationsrathe. Zweiter Theil: enthaltend Anhang und Nachträge. Mit zwei Tafeln Abbildungen. XXX u. 76 S. in Octav.

Das Werk selbst, zu welchem hier nur ein Anhang und Nachträge erscheinen, hat der Unterz. im vorigen Jahrgange der gel. Anz. S. 1387—1397 sowohl seiner Urschrift als seiner Uebersetzung nach etwas ausführlicher beurtheilt. Dort wurde auch bemerkt, wie dieses 1850 zuerst erschienene Werk, nach den neuesten Entdeckungen und Erkenntnissen auf diesem Gebiete, nicht mehr ganz genüge, um seinem Zwecke etwas vollkommner zu entsprechen. Insofern gewährt denn der hier veröffentlichte Anhang eine unbedingt nothwendige Ergänzung, auf welche wir die Leser unsrer Blätter zeitig aufmerksam zu machen nicht versäumen wollen. Der in Modena lebende Verfasser gab diesen Anhang gegen Ende des vorigen Jahres heraus, und sandte ihn seinem deutschen Uebersetzer mit der Bitte auch ihn den Deutschen übersetzt vorzuführen zu: und so erscheint er denn jetzt auch unter uns früh genug, um manche Mängel des Hauptwerkes zu ergänzen. Hr Cavedoni berücksichtigt nun das unsern Lesern gleichfalls aus dem vorigen Jahrgange dieser Blätter schon bekannte Werk de Saulcy's über denselben Gegenstand, und gibt eine übersichtliche Beschreibung aller Arten judäischer Münzen nach seinen neuesten Erkenntnissen und Erkundigungen. Der Hr Uebersetzer berücksichtigt dazu auch die Ansichten und Urtheile, welche der Unterz. über die wichtigsten Fragen dieser beinahe erst ganz neu zu bildenden Wissenschaft ausgesprochen hat, und

fügt außerdem einige recht unterrichtende Zusätze ein. Wir empfehlen daher allen Lesern des Hauptwerkes auch diesen Nachtrag, in welchem der deutsche Uebersetzer auch einige minder richtig wiedergegebene Stellen des ersteren berichtigt.

Wie wir indessen schon bei der früheren Beurtheilung bemerkten, daß der Verf. weniger der orientalischen und biblischen als vielmehr bloß der griechisch-römischen Seite des Gegenstandes näher genüge, so zeigt sich das auch bei diesem großen und recht nützlichen Nachtrage. Ueber die Bibel zeigt der Verf. nirgends richtige Vorstellungen und tiefer begründete Einsichten: daran hindert ihn schon der heutige Zustand des Christenthumes in Italien; und wir hätten allerdings gewünscht, daß der deutsche Uebersetzer, nachdem dieser sehr wesentliche Mangel in unserer vorigen Beurtheilung deutlich hervorgehoben war, die Leser darüber nicht in Ungewißheit gelassen hätte; denn wir dürfen doch wohl von Hrn v. Werlhof voraussetzen, daß er diese äußerst schwache Seite des Werkes nicht billigen oder gar in Deutschland empfehlen wolle. Ebenso zeigt der Verf. auch hier nirgends wahre orientalische Kenntnisse. Was dagegen hier von der griechisch-römischen Seite des Gegenstandes aus geleistet ist, erkennen wir desto lieber an. Auch für die Erklärung der vielerlei und theilweise sehr dunkeln Sinnbilder, welche sich auf den Münzen zeigen, ist hier viel geschehen; und wir empfehlen Alles, was der Verf. darüber sagt, einer aufmerksamen Beachtung.

Wenn der Uebersetzer S. XVI ff. den Ursprung des Münznamens Drachme bespricht, so hätten wir gewünscht, er möchte das im vorigen Jahrgange der gel. Anz. S. 1392 f. nach einer in das jetzige

B. Ezra aufgenommenen Urkunde, welche noch aus der Zeit vor Darius I. abstammen muß, über den Namen Drachme Gesagte nicht só verstanden haben als hätte Ezra vor Darius gelebt oder als wäre das jetzige B. Ezra vor ihm geschrieben. Dieses Mißverständniß findet in den dortigen Worten keinen Grund. Der Name Drachme mag, wie dort zugegeben wurde, bei einem mit den Griechen stammverwandten Volke etwa in Kleinasien entstanden sein: aber daß er ursprünglich und rein griechisch sei, hätte der Hr Uebersetzer anders als durch ein bloßes Berufen auf Boeckh beweisen müssen.

Daß Herr Cavedoni auch in diesem Nachtrage die Münzen, welche der Unterz. kurz Siklosmünzen genannt hat, noch immer nach der, wie er sagt, jetzt in Europa seit dreihundert Jahren geltenden Meinung auf den Makkabäer Simon zurückführt, ist nicht sehr auffallend, da ihm die ganze Frage, so wie sie jetzt gestellt werden muß, noch nicht klar vorlag. Auffallender ist, daß der deutsche Uebersetzer die Frage zwar jetzt erhebt, aber sie nur im Sinne Cavedoni's beantwortet, ohne die Gründe gehörig zu beachten, welche eine solche Ansicht heute als durchaus unwahrscheinlich erkennen lassen. Diese Gründe sind so mannichfach und treffen von sehr verschiedenen Seiten aus dennoch so bestimmt und so sicher zu derselben Wahrheit zusammen, daß man sie zuvor im Einzelnen genau berücksichtigen muß, ehe man über das Ganze urtheilen kann. Daß der Hasmonäer Simon Münzen prägte, wird ja zugegeben: behauptet wird nur, daß bis jetzt keine von ihm wiedergefunden seien, was nicht auffallend ist, wenn man bedenkt, daß er nur einige Jahre

noch herrschte, während man aus den langen Jahren seiner Nachfolger bis jetzt auch nur erst verhältnißmäßig wenige und gar keine Silbermünzen wiedergefunden hat. Bestimmende Gründe aber, weshalb die fraglichen Münzen nicht in die vier Jahre des ersten großen judäisch=römischen Krieges gehören sollen, hat der Uebersetzer nicht finden können.

Dagegen stimmen sowohl Cavedoni als sein Uebersetzer mit dem Unterz. darin überein, daß de Saulcy diese Münzen unrichtig in die Zeit Alexanders d. G. verlegt habe. Und da Cavedoni ferner jetzt zugibt, daß die Münzen, auf denen der Name Simon zu lesen ist, erst in den zweiten jener großen Kriege, also in die Zeit Hadrian's gehören, so wird auf diesen jetzt gewonnenen Grundlagen die Wissenschaft sich immer sicherer aufbauen können.

Von den zwei Platten Abbildungen, welche der Uebersetzer hinzugefügt hat, enthält die eine das althebräische Alphabet, allein nur nach Eckhel, welches den heutigen Anforderungen nicht mehr genügt. Dagegen gibt die andre die Bilder von 18 der hieher gehörigen Münzen, so daß die Leser auch insofern hier eine gute Ergänzung des Hauptwerkes finden. H. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. 82. Stück.
Den 22. Mai 1856.

Nürnberg

im Verlag der lit.-artist. Anstalt des germ. Museums. Leipzig, bei Friedrich Fleischer 1856. Denkschriften des Germanischen National-Museums. Erster Band. Das Germanische National-Museum. Organismus und Sammlungen. Erste Abtheilung. Organismus und literarische Sammlungen, mit Holzschnitten. XIV 484 S. in gr. Oct. mit 2 lithograph. Tafeln.

Nachdem das Germanische National-Museum schon längst durch seine Zeitschrift: Anzeiger für Kunde der Deutschen Vorzeit, als Organ desselben, sowie durch eine große Anzahl zweckdienlicher größerer und kleinerer Publicationen, z. B. Denkschrift für die hohe Deutsche Bundesversammlung, desgleichen an die hohen Deutschen Staatsregierungen, System der Deutschen Geschichts- und Alterthumskunde, Wegweiser durch das germanische Museum, ferner durch Satzungen, Bekanntmachungen, Aufrufe, Einladungen und Jahresberichte, die außerordentliche Thätigkeit, Umsicht und

Geschäfts-Kenntniß beurkundet hat, wodurch, nächst den großen Verdiensten des würdigen und hochverehrten Begründers und ersten Vorstandes, des Freiherrn Hans von und zu Aufseß, und nächst dem durchaus Zeit- und Zweckgemäßen der Begründung an und für sich, das überaus rasche Aufblühen dieses jungen Instituts zu erklären ist, so freuet es uns, in dem so eben erschienenen ersten Bande der „Denkschriften" das so eben ausgesprochene lobende Urtheil nicht allein auf's Neue, sondern auch die Behauptung bestätigt zu sehen, daß das Germanische Museum ebensowohl eine umsichtig begründete und wohlorganisirte, als auch sich täglich vergrößernde und vervollkommende National-Anstalt ist.

Auf den Antrag des hochverdienten Freiherrn H. von Aufseß bei der aus 140 Mitgliedern bestehenden Versammlung Deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher zu Dresden im Jahre 1852 beschlossen und satzungsmäßig errichtet (S. 67 Beilage 1), hat, trotz vieler und großer Hindernisse das Germanische Museum die Sympathien der deutschen Fürsten und Völker sich bereits erworben; ja, noch mehr, man kann mit Recht sagen, es hat im ganzen deutschen Volke, ohne Unterschied des Standes, der Partei und der Religion, welches, auf völlig neutralen Boden sich stellend, es gleichmäßig vertritt, bereits die festesten Wurzeln geschlagen. — Im Jahre 1853 genehmigte der König von Bayern die Begründung des genannten Instituts, als Germanisches Museum für Deutsche Geschichte, Litteratur und Kunst in Nürnberg und ertheilte demselben besondere Privilegien (S. 69 Beilage 5). Später fügte derselbe auch die äußerst wichtige Zusage der Einräumung des ehemaligen Karthäuser-Klosters zu

Nürnberg hinzu (S. 92. Beilage 39 nebst Plan der Karthause). In demselben Jahre empfahl die Deutsche Bundesversammlung das Germanische Museum zu Nürnberg „als ein für die vaterländische Geschichte wichtiges, nationales Unternehmen der schützenden Theilnahme und wohlwollenden Unterstützung der höchsten und hohen Regierungen", zugleich mit „Anerkennung der vaterländischen Gesinnungen und Bestrebungen des dermaligen Vorstandes, des Freiherrn von Aufseß" (S. 69 Beilage 3), und schenkte jenem im Jahre 1855 die große Bibliothek der vormaligen National-Versammlung (S. 69 Beilage 6). Nach und nach sprachen fast alle deutsche Bundes-Fürsten und Regierungen (so viel Ref. bekannt, machen zur Zeit nur Hessen-Cassel, Mecklenburg und Braunschweig eine Ausnahme) ihre Anerkennung und Unterstützung zum Theil in großartigster und umfassendster Weise, aus (S. 70 — 76). Wenn daselbst viele das gemeinsame, große National-Werk befördernde Fürsten und Regierungen noch nicht mit aufgeführt worden sind — Ref. vermißt unter andern Hannover, Oesterreich, Hessen-Darmstadt, Oldenburg, Anhalt-Bernburg — so findet Solches, wie auch in der Vorrede (S. VI) gesagt worden ist, seine vollständige Entschuldigung und Erklärung in dem außerordentlich erfreulichen Aufschwunge des Germanischen National-Museums während des fast neun Monate dauernden Drucks des vorliegenden Werks. Aus demselben erfreulichen Grunde ist das Verzeichniß derjenigen Personen, welche das Germanische Museum mit Geldmitteln unterstützen (S. 77 ff.), unvollständig, und sind hier unter den souveränen Fürsten und Staaten folgende gewichtvolle Protectoren hinzuzufügen: der Kaiser von Oesterreich, die Könige von Preu-

ßen und von Hannover, die Großherzoge von Hessen-Darmstadt und von Oldenburg, die Herzoge von Nassau und Anhalt-Bernburg, die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und von Lippe-Detmold und der Senat der Freien Stadt Hamburg, sowie 5 Geschichts-Alterthums- und Gewerks-Vereine und c. 200 Privatpersonen aus allen Ständen, wobei Ref. die Mitglieder der Actiengesellschaft mit eingerechnet hat. Die Seiten 79 und 80 geben das Verzeichniß von 216 patriotischen Verlagshandlungen (es sind seitdem ebenfalls noch mehrere beigetreten), welche sich zur unentgeltlichen Ueberlassung ihrer einschlägigen Verlagswerke an das Germ. Museum verbindlich machten. Ferner finden wir auf S. 80 und 81 sechszig Akademien und wissenschaftliche Vereine, welche ihre Schriften dem Germ. Mus. mittheilen, verzeichnet, welche aber zur Zeit schon bis auf über 70 angewachsen sind und S. 81—84 die Namen von c. 250 patriotischen Gebern, deren Anzahl augenblicklich sich auch schon sehr bedeutend vermehrt hat, indem anstatt der damals auf etwas mehr als 10,000 sich belaufenden Anzahl geschenkter Gegenstände, das dermalige Verzeichniß schon an 12000 Spenden nachweist. Außer den Privaten, tragen auch Staats- und Vereins-Sammlungen, namentlich das K. Museum zu Berlin, ja selbst außerdeutsche Museen und Vereine, besonders aus der Schweiz und den Niederlanden (wohl in Rücksicht auf die germanische Tendenz des Instituts), zur Vermehrung der Sammlungen des Germ. Mus. eifrigst bei, sowie auch Akademien, Schul-Anstalten und Stiftungen. Auf S. 84 (Beilage 21) lesen wir die Namen einer Anzahl tüchtiger Männer, welche an verschiedenen Orten in uneigennützigster Weise für die

Herstellung der Repertorien außerhalb des Germ. Mus. wirken. Sehr zu wünschen ist es, daß wenigstens in jeder größern Stadt Deutschlands ein wohlgesinnter sich hierzu finden möchte. Auf eben derselben Seite (Beilage 22) sind die beiden Vorstände des Germ. Mus. genannt. Es ist bekannt, daß der dermalige erste Vorstand, der Freiherr Hans von und zu Aufseß, k. bayrischer Kämmerer zu Nürnberg den genialen Gedanken der Bildung eines Germanischen National-Museums, trotz aller materiellen, politischen und separatistischen Hindernisse unserer Zeit, zu Deutschlands und seiner Ehre, auf das Glücklichste in's Leben geführt hat, indem er kein persönliches Opfer an Zeit, Mühe und Geld scheuend und mit größter Sach- und Personen-Kenntniß, Umsicht, Thätigkeit und Beharrlichkeit verfahrend, im Mittelpunkte des ehemaligen deutschen Reichs, in der altehrwürdigen Stadt Nürnberg, ein Institut begründete und organisirte, welches als eine wissenschaftliche Lehranstalt für deutsche Geschichte, Rechts-Geschichte, Litteratur und Kunst schon jetzt (?) allgemein betrachtet wird. — Es folgt dann S. 84—86 eine Uebersicht der bisherigen Publicationen des Germ. Mus., unter denen besonders hervorzuheben ist: Der Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Organ des Germ. Mus., neue Folge, herausgegeben unter Mitwirkung des Gelehrten-Ausschusses desselben, von Dr Frhr. v. Aufseß, Dr A. v. Eyn und Dr G. K. Frommann. gr. 4. Erster Band 1853 u. 1854 (Juli 1853 bis December 1854) in 18 Monatslieferungen, XII, 472 Spalten oder 236 Seiten. Dieser Band enthält, außer der Tags-Chronik des Germ. Mus., von 43 Einsendern gegen 200 der verschiedensten Artikel und Notizen. Zweiter Band 1855. 12 Monatsliefe-

rungen, mit Holzschnitten, XVI, 336 Spalten oder 168 Seiten, von ähnlichem Inhalte ist seitdem beendet und hat der dritte Band, ebenfalls mit Holzschnitten, bereits begonnen. Es ist eine sehr gut redigirte gediegene Zeitschrift, nicht bloß für Gelehrte, sondern für jeden Gebildeten berechnet und im Preise so niedrig gestellt, daß die Anschaffung einem Jeden sehr leicht ist. — Wünschenswerth wäre es, wenn diese Zeitschrift sich in Jedes Händen befände, welcher sich für die durch das Germ. Mus. vertretene Nationalsache interessirt. — In neuester Zeit hat „der Anzeiger" principmäßig die Besprechung der Vereins-Angelegenheiten zu einer seiner Aufgaben gemacht, so daß das Wissenswertheste des wissenschaftlichen Strebens der Geschichts- und Alterthums-Vereine Deutschlands und der angrenzenden stammverwandten Länder in laufenden Artikeln unter dem Titel: Chronik der historischen Vereine, bekannt gemacht wird und auf recht gediegene Weise begonnen hat, wodurch diese Zeitschrift noch an Interesse gewinnt. Bei dieser Gelegenheit drängt sich Referenten die auch schon von anderer Seite aufgeworfene und bejahend beantwortete Frage auf, ob es doch nicht im allgemeinen Interesse außerordentlich wünschenswerth sei, daß endlich eine innigere und lebhaftere Verbindung des Gesammt-Vereins der Deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine und dessen Zeitschrift (das Correspondenzblatt) mit dem Germanischen Museo und dessen Zeitschrift (der Anzeiger) zu Stande komme. Beide Unternehmen sind gleichzeitig entstanden, beide sind durch denselben genialen und patriotischen Mann (dem Freiherrn von Aufseß, als Begründer des Germanischen Museums und Urheber des Gesammt-Vereins) in's Leben geru-

sen, beide stehen auf demselben Boden, vertreten und verfolgen dieselben Interessen deutscher Wissenschaft und Kunst und dennoch ist eine solche Scheidung vorhanden, daß sie, die also dieselbe gemeinnützige nationale Tendenz haben, nicht mit einander, sondern neben einander stehen, daß sie, anstatt die beiden Zeitschriften zu einem einzigen und dadurch besonders vortrefflichen und nützlichen Organe für Deutsche Alterthumskunde und Geschichte zu verschmelzen, Zeit, Mühe und Geld zersplittern. — Wenn auch manche Gründe dafür sprechen, daß der Gesammt-Verein seine alljährigen General-Versammlungen abwechselnd in den verschiedenen Regionen Deutschlands hält, und etwa, was gewiß sehr zweckmäßig sein würde, nur nach einer bestimmten Reihe von Jahren dieselben am Sitze des Germ. Nat. Museums hielte, um von den Fortschritten desselben sich genauer zu überzeugen, so hofft doch Ref., daß der vielfach geäußerte Wunsch, die Redaction beider genannten Organe möge vereinigt sein und bleibend seinen Sitz am Orte des Germ. Nat. Mus. haben, wo die geeignetsten Kräfte zur Redigirung bereits vorhanden sind, recht bald zur verdienten Geltung komme. Das Wünschenswerthe einer innigern Verbindung zwischen dem Germ. Nat. Mus. und dem Römisch-Germ. Mus. zu Mainz ist ebenfalls mehrfach und noch zuletzt auf der vorjährigen General-Conferenz des Germ. Nat. Mus. zu Nürnberg auf das Bestimmteste ausgesprochen. — Es handelt sich hier natürlich eben so wie bei dem gewünschten Verhältnisse des Germ. Museums und des Gesammt-Vereins nicht um ein Aufgehen in Ersteres, sondern nur darum, daß durch lebhaftere Wechselwirkung das große und schöne Ziel des gemeinsamen Besten leichter,

rascher und besser erreicht werde. — Auf S. 86 (Beilage 30 u. 31) finden wir die Namen der Mitglieder des Verwaltungs-Ausschusses, sowohl des Beisitzer-Collegiums, als auch des Local-Ausschusses, erstere 26, letztere 7, an der Zahl. Folgen dann S. 86—89 die Namen der Ehrenmitglieder (4) und ordentlichen Mitglieder (158, aber seitdem auf über 200 vermehrt), des Gelehrten-Ausschusses, den größten Theil der ersten Autoritäten deutscher Geschichts- und Alterthums-Wissenschaft umfassend. Auch die speciellsten Fächer deutscher Geschichts-, Rechts-, Litteratur- und Kunst-Forschung sind vertreten; aber die Reihen dieser echt-deutschen Akademie der historischen und archäologischen Wissenschaften sind noch nicht geschlossen. — S. 89 (Beilage 33) sind die Verwaltungs-Beamten (9 excl. den 2 Vorständen und den Agenten) und die Beamten für die Sammlungen und Arbeiten des Germ. Mus. (15) aufgeführt, welchen unter der Rubrik: Archiv und Bibliothek, nur noch der Dr Bartsch hinzuzufügen ist. Wir finden hier die Namen tüchtiger Gelehrten und wissenschaftlich gebildeter Männer und Künstler, welche für die speciellen Dienstzweige angestellt und besoldet sind. — Nur die 2 Vorstände, der Rechtsconsulent und der Fondsadministrator haben in uneigennützigster Weise in Rücksicht auf die bisherigen beschränkten und zugleich vorzugsweise für die Zwecke des großen Nationalwerks verwandten Geldmittel bis jetzt ohne alle Vergütung ihre Stellen bekleidet. — Nachdem S. 89 u. 90 in den Beilagen 34 und 35 von Geld-Beiträgen, vom Rechnungs-Abschlusse und von dem bedeutenden Inventar, welches durch einen unverzinslichen Vorschuß des Begründers und ersten Vorstandes angeschafft worden ist, Kenntniß

gegeben ist, sind S. 90 (Beilage 36) die Agenturen des Museums für Zeichnung und Einziehung von Jahresbeiträgen und Actien, in Beilage 37 die aus 113 Aktenbänden bestehende Geschäftsregistratur in 11 Hauptabtheilungen und in Beilage 38 (S. 90 u. 91) die Hauptrubriken des Systems der Geschichts- und Alterthums-Kunde, welches der Eintheilung und Anordnung sowohl der Sammlungen als der Repertorien des Museums zu Grunde gelegt ist, angeführt. S. 91 wird erwähnt, daß zur Kenntniß des Bestandes der Sammlungen ein Uebersichtskatalog in Bezug auf die bezüglichen Gegenstände vor dem Jahre 1650 erscheinen wird, während die nicht unbedeutende Masse späterer Zeit einstweilen nur deponirt werden soll. Auf S. 92 ersehen wir, wie der Fleiß der Beamten bereits bedeutende Arbeiten in der kurzen Zeit beschafft hat, indem das General-Repertorium durch nahe an 45,000 Urkunden des Archivs, durch nahe an 3000 Handschriften der Bibliothek und durch verschiedene Gattungen der Kunst- und Alterthums-Sammlung bereichert worden ist. Beilage 39 macht uns mit der Betriebsamkeit der Ateliers bekannt.

Ref. hat nun nur noch nachzuholen, daß sich von S. 9—66 der Organismus des Germ. Mus. vollständig verzeichnet findet, zerfallend in: Allgemeine Bestimmungen (a. Wesen und Zweck, b. Organismus, c. Mittel zur Durchführung) und Besondere Bestimmungen (a. Directorium, b. Ausschüsse, c. Museumsbeamte, wiederum mit den 2 Abtheilungen: Allgemeine Bestimmungen und besondere Bestimmungen). Dieser in 284 Paragraphen geordnete Organismus ist „aus dem drin„genden Bedürfnisse hervorgegangen, bei der gro„ßen Gliederung und Verzweigung des Museums,

„seiner Organe wie seiner Sammlungen, feste Anhalts-Punkte für die Thätigkeit der erstern und „für die Anordnung und Benutzung der letztern „zu gewinnen.“ Er ist, sowie das oben erwähnte System, aus der Feder des ersten Vorstandes geflossen und ist durch Commissionsbeschluß des Verwaltungs-Ausschusses adoptirt worden, und hat sich bisher als sehr gut bewährt.

Den zweiten Haupttheil des vorliegenden Werkes bilden die literarischen Sammlungen des Germ. Museums und zwar finden wir als erste Abtheilung derselben von S. 99—170 das Archiv in den 3 Unterabtheilungen a) Urkunden (S. 99—161), b) Urkundenabschriften-Bücher und Sammlungen (S. 161 u. 162) und c) Bücher, Akten und Rechnungen (S. 163—170) beschrieben. Wie auch in der Voreinnerung (S. 97 u. 98) gesagt worden ist, hat das Germ. Mus. die richtige Maxime befolgt, neben der Sammlung von Original-Urkunden und Akten, welche Glück und Zufall ihm in die Hände spielten, vorzugsweise Abschriften der in andern Archiven bewahrten Schätze sich anzueignen, insbesondere in Rücksicht, daß die allermeisten und gerade wichtigsten Originale sich in festen Händen befinden. Uebrigens ist es, in Betracht, daß das Archiv des Museums ein sehr geeigneter Aufbewahrungsort ist, sehr wünschenswerth, daß Privateigenthümer ihre derartigen Gegenstände jenem anvertrauen, um etwaigen Verlusten vorzubeugen; sowie es ebenfalls im Interesse der Archive liegt, dem Museum von den wichtigsten Archivalien Abschriften zukommen zu lassen, um im Falle des Verlustes des Originals durch eine genaue wohlverwahrte Abschrift Ersatz zu haben. — Wenn gleich das Archiv, wie zu Ende der S. 162 ersichtlich ist, durch Abschrift

von 231 Urkunden (von 1128 bis 1650) schon die Basis zu einer Sammlung von Urkunden-Copien gelegt hat, so hat sie doch sehr mit Recht die vorläufige Kenntniß des Urkundenvorraths der Archive durch möglichst genaue Verzeichnisse und Regesten der Archivalien als nothwendige Vorarbeit ganz besonders in's Auge gefaßt. — Die Urkunden- und Akten-Sammlung ist durch ausführliche Regesten, wie auch Personen-, Orts- und Sach-Register vollständig bearbeitet. Die zweite Abtheilung der literarischen Sammlungen bildet die Bibliothek von S. 177—469 in den 3 Unterabtheilungen a) Handschriften (S. 177—198), b) Druckschriften (S. 198—463) und c) Einblätter (handschriftliche und gedruckte) (S. 463—469), während eine chronologische Uebersicht der Handschriften bis zum J. 1600 und der Druckwerke bis zum J. 1500 (S. 470—472) und ein Verweisungsregister (S. 473—483) den Beschluß machen, das Erstere für den Freund der ältern Litteratur, das Zweite zur Erleichterung.

Die Bibliothek ist ebenso reichhaltig als zweckmäßig geordnet.— Sie ist in alphabetischer Ordnung gegeben, obgleich im Museum auch ein systematischer Katalog besteht. — Es ist in hohem Grade anerkennenswerth, wie an Quantität und Qualität bereits so Bedeutendes gesammelt und geordnet werden konnte.

Schließlich kann Ref. die Bemerkung nicht unterdrücken, daß, da das Germanische Museum sich bereits auf so ausgezeichnete Weise bewährt hat, hierin gewiß für einen jeden gebildeten Deutschen die Aufforderung liegt, zum weitern Aufbaue jenes bedeutsamen National-Denkmals der Einigkeit, wenigstens auf dem Gebiete deutscher Geschichte, Litteratur und Kunst, durch thätige Mit-

wirkung, sei es geistige, sei es materielle, sein Scherflein beizusteuern und hierdurch ein thatsächliches Zeugniß seines nationalen Sinnes abzulegen. „Durch Einheit stark“ ist mit Recht die Devise des Germ. Nat. Mus., denn nur da, wo Alle eines Sinnes, die vereinten Kräfte wirken, läßt sich Großes schaffen! v. Estorff.

Erlangen

Verlag von Ferdinand Enke 1855. Zur Anatomie des Rückenmarkes. Beantwortung der Frage: ob und inwiefern das Rückenmark nichts anderes ist, als die zum Gehirn sich verlängernden Primitivfasern der Spinalnerven. Von der medicinischen Facultät der Universität München gekrönte Preisschrift von Fr. Bratsch und F. Ranchner. Mit 5 Tafeln Abbildungen. 80 S. in 4.

Wenn wir bei Anzeige dieser fleißigen Schrift uns einen Augenblick bei dem Titel aufhalten, so geschieht das nur, um die Bemerkung zu machen, daß die etwas übel gewählte Fassung der Preisfrage (kein Mensch kann doch jetzt die Ganglienmasse im Rückenmarke ignoriren!) auf die Behandlung derselben keinen wesentlich störenden Einfluß ausgeübt hat.

Wir wenden uns zunächst zu dem wichtigsten, weil eigenthümlichsten Theile der vorliegenden Arbeit: der Untersuchung des Rückenmarkes einiger Doppelmißgeburten. Die Vff. hatten Gelegenheit, einige Exemplare solcher Mißbildungen zu untersuchen, an welchen die einander zugekehrten oder innern Seiten der verwachsenen Thiere und die entsprechenden Nerven sehr rudimentär gebildet waren. Ihr bestes und am meisten benutztes Material fanden sie in einem Doppelkalbe mit

nur 4 Extremitäten, konnten jedoch ihre Resultate noch an einigen andern ähnlichen Monstra bestätigen. Es fand sich hier nun, daß bei einer sehr verschiedenen Stärke der Nervenwurzeln innerer und äußerer Seite, die weißen Stränge der Rückenmarkshälften einander an Gesammtstärke gleich waren; dabei war der hintere Strang der innern Seite allerdings merklich schwächer (1:2) als der der äußern, aber dies wurde durch ein größeres Volum des Seitenstranges ausgeglichen. Die graue Substanz dagegen zeigte sich, angemessen der verschiedenen Stärke der Nervenwurzeln, sehr asymmetrisch. Die Stränge der Innenseite zeigten sich demnach im Ganzen so dick, daß sie mehr als die Dicke der Fasern der ihnen zugehörigen Nervenwurzeln repräsentirten. Der innere Hinterstrang allein dagegen verhielt sich, wie auch die äußern Stränge, zu den betreffenden Nervenwurzeln so, daß die Vff. meinen, sie hätten nicht alle Fasern der Nerven (selbst in annehmbarem Maße verschmälert) repräsentiren können.

Es ist unverkennbar, daß die Vff. durch diese Untersuchung ein sehr augenfälliges Argument gegen die Annahme geliefert haben, daß die Fasern der Rückenmarksstränge eine directe Fortsetzung der Nervenfasern seien.

Wenn dieselben aber eine Auslegung ihrer Beobachtungen dahin andeuten, daß im Rückenmarke ja auch, wie im Gehirn, im Gegensatze zu dem Stammfasersysteme ein Belegungssystem sich finden möge, so dürfte damit, dem augenblicklichen Stande unserer Kenntnisse vom Rückenmarke gegenüber, wohl wenig auf Beifall zu rechnen sein, indem man eine Faserung zur Verbindung der einzelnen Theile des Rückenmarks unter sich wohl eher geneigt sein muß in der grauen Substanz

zu suchen, während die weiße dafür vorläufig keinen Anhalt bietet.

Dagegen möchte man aus dem verschiedenen Verhalten des hintern und der übrigen Stränge der innern Seite, worüber die Vff. sich nicht weiter auslassen, eine andere Folgerung zu ziehen sich versucht fühlen. Bekanntlich ist es nach manchen Beobachtungen annehmbar, daß ein Theil der hintern Wurzelfasern direct in die Stränge und so zum Hirne gelangt, während alle übrigen in die graue Masse eintreten, und theils gar nicht, theils nur durch Ganglienkörper mit dem Hirne zusammenhangen. So könnte man annehmen, daß die Stränge insoweit reducirt seien, als sie directe Fortsetzungen von Nervenwurzeln vorstellen, während die Abtheilungen, deren Fasern an Ganglienkörpern der grauen Substanz endigen, nicht verdünnt sind. Freilich sind sie sogar verdickt gewesen, und dies bleibt ein Räthsel; das trifft aber die Vermuthung der Verff. ebensowohl, kann ja auch möglicherweise auf untergeordneten Umständen, stärkerer Bindegewebsentwicklung oder dergl. beruhen. Diese Verdickung wird freilich noch etwas bedeutender ausfallen, wenn wir annehmen, daß ein Theil der hintern Wurzelfasern auch in den Seitensträngen aufsteigt. Grade diese Stränge waren verdickt, und wenn wir annehmen, daß ihnen ein schwächeres Contingent von den hintern Wurzeln geliefert wurde, so muß die Verdickung des übrigen um so mehr betragen haben. Ein anderer Umstand, welcher sich mit der angedeuteten Anschauungsweise nicht einfach vereinigen läßt, ist der, daß der reducirte innere Hinterstrang in seinen untersten Theilen, wo die Nervenwurzeln schon unmeßbar werden, nicht in entsprechender Weise schwindet.

Von dem übrigen Inhalte der Schrift merken wir noch an, daß die Vff., nach einer Uebersicht histologischer Leistungen, zu einer Betrachtung der Gestalt des Rückenmarkes übergehen. Sie haben selbst Messungen der weißen Substanz in verschiedenen Höhen beim Menschen und bei Thieren, nach Abbildungen und nach der Natur angestellt, von denen wir die an 3 menschlichen Rückenmarken gewonnenen Resultate wiedergeben. Sie weichen so sehr von einander ab, daß man es für möglich halten muß, daß die oft bedeutenden Ungleichmäßigkeiten in der Zunahme der weißen Substanz nach oben sich in einzelnen Fällen auch wieder einigermaßen verstecken können, was Kölliker's Behauptungen erklären würden.

Das Rückenmark I. gehörte einem 75jährigen Greise, No II. einem 30jährigen kräftigen Manne, No III. einem 49jährigen Hektiker.

Querschnitt der weißen Substanz des menschlichen Rückenmarkes.

	I.	II.	III.
Am zweiten Halsnerven	10□‴	12□‴	12□‴
An der obern Anschwellung	$10\frac{1}{2}$□‴	$11\frac{1}{2}$□‴	14□‴
Am Rückentheile	$6\frac{1}{2}$□‴	$7\frac{1}{4}$□‴	$7\frac{3}{4}$□‴
An d. untern Anschwellung	$7\frac{1}{2}$□‴	$10\frac{1}{2}$□‴	$8\frac{1}{4}$□‴
Am Conus	4□‴	$3\frac{1}{2}$□‴	3□‴

In der Erklärung der Verdickung der weißen Masse an den Rückenmarksanschwellungen sind die Verff. (S. 23. 24) weniger umsichtig als Schilling. Dieser hat sehr richtig bemerkt, daß die eintretenden und zunächst horizontal laufenden Fasern zur Dicke der weißen Stränge beitragen und daß sie an den Stellen mehr beitragen müssen, wo reichlich Nervenfasern aus dem Rückenmarke entspringen (Anschwellungen) als wo die Ursprünge schwächer sind (Dorsaltheil); be-

sonders bedeutend müßte dieser Beitrag nach Köllikers Beschreibung des Laufes der eintretenden Wurzelfasern sein, und es lasse sich deshalb hiemit und mit der Annahme einer steten Vermehrung der Längsfasern der weißen Substanz eine derselben parallel laufende Zunahme der Dicke der weißen Substanz überall nicht, wie es von Kölliker geschehen, vereinigen. Es ist von Seiten unserer Vff. ein Versehen, wenn sie meinen, es würde eine „willkürliche Voraussetzung" sein, wenn man jene Anschwellungen der weißen Substanz aus „Umwicklungen oder Windungen" der Nervenfasern erklären wollte. Jene Angaben von Kölliker, mag man ihnen auch kein Zutrauen schenken, sind doch nicht willkürliche Voraussetzungen, und eine Strecke weit laufen ja jedenfalls die meisten eintretenden Fasern horizontal.

Was die Vff. schließlich aus der Entwicklungsgeschichte ꝛc. beibringen zur Begründung der Ansicht, daß man im Rückenmarke ein Centralorgan zu suchen habe, ist zwar kein wissenschaftliches Bedürfniß, erklärt sich aber aus der Stellung der Preisfrage. Seine Ansicht über die weiße Substanz des Rückenmarkes wird Niemand jetzt aus jenen Regionen holen wollen.

Bgm.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 24. Mai 1856.

Berlin

Verlag von Wilhelm Herz (Besser'sche Buchhandlung) 1856. Romanische Inedita auf italienischen Bibliotheken gesammelt von Paul Heyse, Dr. phil.

Der als Dichter rühmlichst bekannte Herr P. Heyse gibt in vorliegendem Werke einen Theil der litterarischen Früchte, die er auf einer zur Fortsetzung seiner romanischen Studien vor einigen Jahren unternommenen italiänischen Reise gesammelt hat. Die aus Handschriften italiänischer Bibliotheken hier mitgetheilten Inedita gehören vorzugsweise der altfranzösischen Poesie an, nur eines, aber eines der bedeutendsten, der italiänischen, und ein paar der provençalischen Dichtung. Letztere sind indessen, wie erfreulicher Weise uns das Vorwort unterrichtet, nur die Vorläufer einer größeren Sammlung provençalischer Gedichte, welche, auch auf jener italiänischen Reise gewonnen, von dem Herausgeber in der Kürze besonders veröffentlicht werden sollen.

Den Reigen der vorliegenden Inedita eröffnet das Fragment eines altromanischen Alexanderromans, welches sich auf einem Blatt des Curtius auf der Laurentiana in Florenz, und zwar von einer Hand des XII. Jahrhunderts geschrieben, findet. Es sind 105 achtsilbige Verse, die in unregelmäßigen, allemal durch einen Reim gebundenen Strophen erscheinen. Der Reim ist, von einer Strophe abgesehn, ein vollkommner.— Das Fragment erzählt kurz die Abstammung, Geburt und Erziehung Alexanders. Interessant ist, daß der Dichter wie unser Lamprecht ausdrücklich, ja mit großer Indignation gegen die Ansicht protestirt, Alexander sei der Sohn eines Zauberers:

»Dicunt alquant estrobatour
Qu'el reys fud filz d'encantatour
Mentent fellon losengetour;
Mal en credreyz nec un de lour;
Qu'anz fud de ling d'enperatour
Et filz al rey macedonor.«

Diese Strophe, eine der kleinsten übrigens, mag zugleich als Beispiel der Sprache und des Verses dienen. —

Aus einem Codex der Marcusbibliothek wird dann die schöne Romanze Guillem's von Poitiers »En Alvernhe, part Lemozi« mitgetheilt. Dieselbe ist schon mehrfach, kürzlich noch in Bartsch's Provenzalischem Lesebuch, herausgegeben: aber die von Heyse wiedergegebne Handschrift enthält nicht bloß viele und bedeutende Varianten, sondern auch zwei einleitende Strophen, die in den andern Ausgaben fehlen. — Aus einem andern Codex der Marciana folgen dann Bruchstücke zweier moralischen Dichtungen eines Guylem de Cerveyra, von denen die erste, gegen Ende des XII. Jahr-

hunderts wie es scheint verfaßt, eine Bearbeitung der Salomonischen Sprichwörter ist. Merkwürdig ist, zumal für jene Zeit, das Versmaß: es sind gepaarte Alexandriner, d. h. Alexandrinische Distichen. Die andere Dichtung, die von geringerem Interesse erscheint, ist in dem in der provençalischen Didaktik sehr üblichen Sechssilbler geschrieben. —

Das erste der nun mitgetheilten altfranzösischen Inedita ist der Anfang eines epischen Gedichtes Eneas, welches sich in einem Pergamentcodex, vom Ende des XII. Jahrh., auf der Laurentiana findet. Nach den Mittheilungen des Herausgebers über die Handschrift zu schließen, muß das Gedicht über 10000 Verse enthalten. Die ersten 350, sowie die sechs letzten Verse sind uns hier gegeben. Die Verse sind gepaart reimende Achtsilbler. — Der Dichter hebt mit dem Brande und der Plünderung Trojas an — das Menelaus erobert habe »por le tort fait de sa moillere«. Doch gedenkt er der Einnahme und Zerstörung nur sehr kurz (22 Verse), um alsbald Aeneas' Flucht (V. 23—90) zu berichten. Auch diese wird ganz compendiös, und in den Einzelheiten von Virgil abweichend erzählt: Creusa wird gar nicht erwähnt; auf der Venus Rath steigt Aeneas mit Anchises, seinem Sohn, seinen Leuten und Schätzen auf Schiffe, welche die Griechen wohl ausgerüstet am Ufer gelassen hatten, und stößt sogleich vom Lande ab. „Denn es war keine Zeit zu verlieren: da Juno des Himmels Göttin gegen sie — die Trojaner — sehr boshaft war.“ Der Grund ihres Hasses aber war des Paris Urtheil, welches dem Dichter dann zu einer längeren Episode Gelegenheit gibt. Nachdem sie beendet (v. 182), fährt er dann unmittel-

bar fort: „Juno sah Aeneas auf dem Meer, sehr mühte sie sich ihn zu kränken. Sieben volle Jahre trieb sie ihn auf mehreren Meeren umher; sehr haßte sie sein ganz Geschlecht. Eines Tags erregte sie ihm einen großen Sturm" — —. Und nun wird der berühmte Sturm des ersten Buchs der Aeneis nacherzählt (v. 188 — 268). Obwohl hier an die Stelle der kernigen Kürze Virgil's, der mit nur drei Versen den Ausbruch eines Seeorcans vollständig, und zwar meisterhaft zu schildern vermag, eine redselige Breite des Ausdrucks tritt — wie dies ja in den meisten Nachbildungen antiker Dichtung im Mittelalter der Fall ist — so zeichnet sich doch die Darstellung des Franzosen an manchen Stellen hier gerade durch große Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit aus; auch ist ihm eine gewisse warme vom Herzen kommende Theilnahme (die dem Alterthum fremd) an dem Schicksal seiner Helden eigenthümlich; z. B. wenn er nach dem Untergange des einen Schiffs ausruft:

Icil ont lor travail (fine),
Cil ne criement mes nul ore,
Par cals n'ert mes terre conquise,
Ne chastiax ars, ne tors asise!

Bei dieser Charakteristik möchte man glauben, hätte dem Dichter das Bild der Normannenzüge vorgeschwebt! — Bemerkenswerth ist noch, daß in der ganzen Schilderung das mythologische Element der Virgilschen Darstellung gar nicht wiedergegeben ist. Der Schluß des mitgetheilten Stücks erzählt dann noch kurz die Landung an der lybischen Küste, die Jagd des Aeneas, das Mahl, und gibt die tröstende Rede des Helden in einer ausgeführtern Weise. —

Von geringerem litteraturgeschichtlichen Interesse

erscheinen uns die nächstfolgenden Mittheilungen: in linguistischer Beziehung natürlich bieten alle solche Veröffentlichungen heut zu Tage noch immer viel Interessantes; doch können wir dies hier nicht ins Auge fassen. — Die aus einer schon von Keller (Romvart p. 244—327) mannichfach excerpirten vaticanischen Handschrift mitgetheilten 21 Motets et Rondels, von denen sich bei Keller nur das erste findet, enthalten zwar einige formell recht graziöse Gedichtchen: im Ganzen legen sie aber nur von Neuem Zeugniß für den geringen inneren Werth der mittelalterlichen Kunstlyrik ab, der das Haupterforderniß dieser Dichtungsweise, das individuelle Gepräge fehlt. Die Volkslyrik, die ihrer Natur nach dasselbe entbehrt, entschädigt durch den unmittelbaren Ausdruck des nationalen Volksgenius. In der mittelalterlichen Kunstlyrik dagegen spiegelt sich nur eine exclusive sociale Bildung, die so conventioneller Natur geworden war, daß sie kaum noch eine nationale Färbung zuließ: geschweige denn einen individuellen Ausdruck hatte. — Das Bruchstück eines Klagegesangs der heil. Jungfrau schließt sich an die Motets an: dann folgen zwei satirisch-didaktische Dichtungen, ein Tractatus de bonitate et malitia mulierum, in paarweis gereimten Achtsilblern, und Les XXXV folies, ki ben i prent garde com porra grans sens aprendu, in einem sehr zweifelhaften Versmaße: beide Stücke aus Handschriften der Laurentiana, und dem XIII. Jahrh. angehörig. Der Tractatus stimmt an manchen Stellen, wörtlich sogar zuweilen, mit dem Blasme des Fames überein, den Jubinal in seinen Jongleurs et Trouvères gegeben: dies ist zur Charakteristik solcher Dichtungen von nicht geringem Interesse.

Eine litterargeschichtlich wichtigere Mittheilung ist die dann folgende. Es ist eine 1229 achtsilbige Verse umfassende »Apologia mulierum«, welche Hr Heyse aus einer dem XV. Jahrh. angehörigen Pergamenthandschrift der Bibliothek des Fürsten Barberini, und zwar vollständig mittheilt, nachdem Keller (Romvart p. 690 ff.) bereits Anfang und Schluß gegeben. Es ist dies Werk (dessen obiger Titel allerdings von neuerer Hand geschrieben erscheint) eine poetische Streitschrift für die Frauen, und zwar nicht bloß im Allgemeinen gegen ihre Verlästerer, sondern namentlich auch gegen den Vollender des Romans von der Rose, Jean de Meung gerichtet.

»Et qui nuit maistre jehan de meun,
De qui le livre est si commun
Et par tout mis a la donnée
Que terre en est empoisonnée?
Mais d'une rose le couvry« — etc. etc.

so heißt es Vers 818 ff. — Es ist bekannt, daß gerade der Theil des berühmten Romans, welcher J. de Meung angehört, durch die vornehmlich gegen die Geistlichkeit und die Frauen gerichtete Satire sich auszeichnet: wie gering dieser Dichter die letztern achtete, zeigt schon, daß er neben der Gütergemeinschaft auch die der Frauen predigte. Die vorwiegend satirisch-doctrinäre Richtung der französischen Poesie im XIV. und XV. Jahrh., für welche gerade der Roman der Rose Bahn gebrochen hatte, machte insonderheit auch die Ehre der Frauen zu einem Erisapfel für die Streitfragen suchenden Poeten. Wie nun die Gegner der Frauen unter ihnen in Jean de Meung ihren berühmten Vorfechter sahen, so richteten auch die Kämpen der Galanterie noch im XV. Jahrh. vorzugsweise gegen ihn und seinen noch immer

als das größte Dichtungswerk anerkannten Roman ihre Geschosse: so die berühmten Christine von Pisan († um 1420) und Martin Franc († um 1460). Unser Gedicht zeigt, daß auch Dii minorum gentium sich an dem Streite des Breiteren betheiligten. Denn der Verf. bekundet gar wenig poetische Befähigung. Das Gedicht hat, man möchte für seine Art und jene Zeit fast sagen den üblichen Eingang: der Dichter erzählt, daß er entschlummert sei — und einen seltsamen Traum gehabt habe. Mercur führt ihn in die Unterwelt: die Beschreibung derselben ist gar erbärmlich, denn der Dichter weiß kaum etwas Anderes zu sagen, als daß sie dunkel und übelriechend sei; dort zeigt ihm Mercur die Strafen, welche die Lästerer der Frauen erdulden müssen, zumal die, welche »blazons«, »romans« und »traictiéz« gegen sie geschrieben haben. Proserpina selbst hat jene unter ihrer Zuchtruthe. Mercur geleitet den Dichter dann glücklich wieder in sein Schlafgemach, und hinterläßt ihm zum Andenken ihrer Reise ein selbstverfaßtes Büchlein, das unser Poet beim Erwachen findet. Sein Inhalt folgt dann von V. 425—1193; er zerfällt in zwei Theile, in dem erstern werden die Gegner der Frauen und ihre unlautern Motive charakterisirt, in dem andern wird, um die Vortrefflichkeit des weiblichen Geschlechts durch Beispiele zu beweisen, eine lange Liste berühmter Frauen und ihrer Eigenschaften und Thaten aus dem Bereich der alten Geschichte und der Mythologie gegeben. Wie schlecht aber dieser poetische Anwalt sein Geschäft versteht, zeigt sich nicht bloß darin, daß er die Reihe von Musterbildern mit einer Semiramis eröffnet, auch eine Medea, Circe u. dgl. folgen läßt, freilich in sonst recht

ehrbarer Gesellschaft: sondern auch indem er — vielleicht der Rolle des erzählenden Mercur zu Gefallen — das Interesse, das Jupiter einer Danae, Leda rc. geschenkt hat, als einen besondern Beweisgrund für die Vortrefflichkeit der Weiber am Schlusse nachdrucksvoll hervorhebt. Man sieht auch hieraus wieder, welche seltsame Rolle die antike Mythologie gerade in jener Litteraturperiode des sinkenden Mittelalters spielte.

Ein vorzügliches Interesse hat die italiänische Mittheilung. Eine Papierhandschrift der Florentiner Ricciardiana, deren Schrift dem XV. Jahrh. angehört, enthält unter anderm ein Poema del Re Fierabraccia, in dreizehn Gesängen verfaßt, von denen jedoch der erste und auch der Anfang des zweiten in dem Codex fehlen. Von diesem Gedichte theilt uns nun der Hr Herausgeber den unvollständigen zweiten und den dritten Gesang mit, wozu er am Schluß noch die erste Strophe des vierten und die letzte des ganzen Gedichts gefügt hat. — Hr Heyse hat im Allgemeinen nur selten und spärlich, hier aber gar keine litteraturgeschichtliche Notiz gegeben und dies ist hier gerade in einer Beziehung zu bedauern. Es gibt nämlich nach Melzi's Bibliografia dei romanzi — die uns leider nicht zur Hand ist — ein im XV. Jahrh. in Italien (ohne Angabe des Orts und des Datums indessen) gedrucktes episches Gedicht Fierabraccia e Ulivieri: die Frage ist nun, wie sich Hn Heyse's Ineditum zu diesem Editum verhält, und ob es nicht gar mit demselben identisch. Doch bezweifeln wir das Letztere schon auf Grund der Verschiedenheit der Titel, wenigstens danach, wie der Titel der Publication des Herrn Heyse in den von ihm mitgetheilten Schlußworten des Manuscripts lautet, die wir des-

halb hier vollständig folgen lassen: Finito l'ultimo chantare del valoroso Re fierabraccia: E di charlo mano et de suo paladini. — Qui scripsit scribat et semper cum domino vivat).

Was nun zunächst den Stoff des vorliegenden Fierabraccia, wenigstens nach dem hier Mitgetheilten zu schließen, betrifft, so lehrt schon eine oberflächliche Vergleichung desselben mit dem von Bekker veröffentlichten provençalischen Epos, daß das italiänische Gedicht auf das provençalische als seine ursprüngliche Quelle zurückweist; an manchen Stellen hat es sogar den Charakter einer freien Uebersetzung. Es wird deshalb eine nordfranzösische Version des provençalischen Epos ihm zu Grunde liegen, und zwar ein Gedicht in Versen — nicht etwa die prosaische Bearbeitung in dem französischen Volksroman. — Es existirt bekanntlich, aber noch im Manuscript, ein altnordfranzösisches Gedicht Fierabras; Fauriel erklärt dasselbe für eine Version des provençalischen, gibt aber auch die Möglichkeit zu, daß es selbst das Original sein könne. Wäre dies der Fall, so könnte dasselbe dann vielleicht das unmittelbare Vorbild und die ursprüngliche Quelle des Fierabraccia zugleich sein.

Die italiänische Bearbeitung des französischen Romans zu charakterisiren, glauben wir hier nicht besser verfahren zu können, als indem wir an einem einzelnen Stück die Abweichungen der Darstellung des Italiäners von der des Provençalen in der Kürze darlegen. Glücklicherweise ist in der vorliegenden Mittheilung gerade eine der glänzendsten Partien des Romans enthalten, nämlich der berühmte Kampf des Ferabras mit Olivier. Legen wir ihn unserer Vergleichung zu Grunde, indem wir aber erst von dem Punkte

anheben, wo Olivier vor dem unter dem Baume gelagerten Sarazenen erscheint. Gleich zu Anfang fällt ein charakteristischer Zug uns auf: Olivier begrüßt in dem italiänischen Gedicht den Heiden, während der provençalische Dichter ausdrücklich hervorhebt, daß er es nicht thut. Auch Ellis in seinem Bericht von dem englischen Sir Ferrumbras bemerkt an der Stelle ausdrücklich: **The Christian knight courteously saluted the Sarazen** *). Man sieht in einem solchen Zuge schon den Unterschied von Jahrhunderten: der italiänische Dichter zumal hat keinen Begriff von einem Ritterthum, das außer oder über den conventionellen Formen stände. — Auf die Frage des Ferabras: wer er sei? erklärt sich Olivier allerdings zunächst auch für einen Schildknappen Karls, ohne indessen einen Namen sich zu geben: aber Ferabras, der die Waffen und Rüstung Oliviers prüfte, schenkt ihm, und zwar auf Grund dieser Prüfung, keinen Glauben, sondern redet bei sich, er müsse Karl selbst sein. Er erklärt dann laut, er kämpfe nur mit den Paladinen, und beharrt hierauf gegen einen kurzen Einwurf Olivier's. Dieser »**per fare fine a suo novella**« entdeckt dann sogleich seinen wahren Stand und seinen Namen. Man weiß, wie lange in dem provençalischen Gedicht mit dieser Enthüllung Olivier zaudert, wie er sie erst unmittelbar vor dem Brechen der Lanzen macht, und nur, weil ihn endlich der Sarazene bei der Taufe und dem Kreuze beschwört! Da durfte er denn die Wahrheit nicht mehr verbergen, und sein christlicher Stolz feierte zugleich eine große Genugthuung. Wie ganz anders bei unserem Italiäner; er sieht

*) Specimens of early english metrical romances, II, p. 374.

in dem Zaudern Olivier's nur einen langweilenden Aufenthalt. Es fehlt ihm jegliche tiefere Auffassung für die religiöse, wie für die phantastische Seite des ältern Ritterthums. Man sieht schon, wie er überall verständige und zu seiner Zeit verständliche Motive einschiebt. An die Stelle des Wunderbaren, das freilich im Ferabras gerade oft sehr grotesker Natur ist, setzt er das menschlich Natürliche, das häufig aber einen sehr trivialen Anstrich hat. — Der Heide bemerkt darauf — indem wir dem Italiäner weiter folgen — wie Olivier mit Blut befleckt ist. Olivier macht hier denselben Einwand, als in dem provençalischen Roman: es sei von seinem Roß, durch seine Sporen veranlaßt. Der Provençale läßt nunmehr den Heiden antworten: „Guari (diesen falschen Namen hatte sich ja Olivier dort gegeben), Guari du lügst, denn das Blut hat ja schon die Steigbügel ganz benetzt.“ Dem Italiäner ist dies nicht plan, zum Theil auch, wie es scheint, nicht höflich genug; er läßt daher Ferabras sagen: „Du scheinst mir im Irrthum (abbagliato), denn wenn ich mit meinem Auge recht sehe, so kommt das Blut von über dem Knie“ (!) — Nun bietet bekanntlich Ferabras seinen wunderthätigen Balsam Olivier an: der Italiäner erwähnt dabei weder hier, noch an einer andern Stelle der vorliegenden Mittheilung, weshalb diesem Balsam die Kraft inne wohnt, daß er es ist, mit dem Christus gesalbt worden. — Ferabras rüstet sich in unserm Gedicht dann selbst, ohne die Hülfe Oliviers — was, da dieser hier sich bereits entdeckt hat, nicht Wunder nehmen kann. Alle die Mahnungen, bez. Bitten des Sarazenen, Olivier möge vom Kampfe abstehen: alle diese schönen Züge der aus der wachsenden gegenseiti-

gen Achtung sich rasch entwickelnden Freundschaft der beiden heroischen Feinde, welche Freundschaft ihren Höhepunkt gerade vor ihrem Kampf auf Leben und Tod erreicht, und während dieses Kampfes selbst sich nicht mindert, ohne ihn weder verhüten, noch aufhalten zu können — alle diese poetischen Züge sind gänzlich getilgt. Für ihre ideale Wahrheit fehlte dem Italiäner vom Standpunkt der Bildung seiner Zeit und seines Volkes durchaus das Verständniß. Da die Ideen, welche jene Handlungen motivirten, ihm verborgen waren, war es von ihm verständig genug, die Handlungen selbst nicht zu erzählen: sie würden sonst lächerlich erschienen sein. Und unser Dichter strebt keine komische Wirkung an, wie sein berühmter Nachfolger Pulci. —

Es würde uns hier zu weit führen, mit der Vergleichung fortzufahren. Wir glauben schon genügend den Standpunkt des italiänischen Bearbeiters angedeutet zu haben. Noch sei bemerkt, daß die Scene, in diesem Theil des Gedichts wenigstens, nach Italien selbst verlegt ist. »Al lido del tevere di Roma, acqua chorente«, findet der Zweikampf Ferabras und Olivier's Statt; die Tiber ist es auch, in welche Olivier hier die Balsamflaschen schleudert.

Was endlich die formelle Ausführung der Dichtung betrifft, so ist die Kunst der Erzählung, die sich in geschickten Uebergängen vorzugsweise zu bewähren hat, im Ganzen noch eine gar geringe: solche Wendungen wie »Lasciano d'Orlando e diciamo d'Ulivieri« bilden gewöhnlich den Uebergang; mitunter wird auch ohne Weiteres der eine Faden fallen gelassen, um einen andern aufzunehmen, so daß die Erzählung oft einen sehr diffusen Charakter hat. Einzelne Schil-

derungen dagegen, zumal auch in den Kampfscenen, offenbaren auch hier das der italiänischen Nation angeborne malerische Genie. — Die Sprache ist toscanisch, aber von dialektischer Färbung; das häufige Eintreten des e für das i ließe vielleicht auf den Dialekt von Siena schließen, während der Gebrauch des ch vor a und o auf Florenz selbst hindeuten könnte, und zwar letzteres insbesondere deshalb, weil der Verf. der Handschrift — er braucht freilich nicht der Verfasser des Gedichts gewesen zu sein — ganz nach dem Spruche „schreibe wie du sprichst" seine Orthographie gehandhabt hat; dies zeigt sich in der originellen Verdoppelung der Consonanten im Anfang eines Worts, wenn ein einsilbiges Wort mit vokalischem Auslaut vorausgeht. Er schreibt da, wie man im Italiänischen bekanntlich zu sprechen hat: fra sse, se nne, o ttu, a tte, a ttutta, chi sse ttu, tu mmi, e lla, e rratto ꝛc. — Der Vers ist die Ottave, aber sehr unvollkommener Natur. — Noch ist zu bemerken, daß ein jeder Gesang, so scheint es (nach dem Anfang des zweiten und des letzten zu schließen) mit einem kurzen Gebet anhebt, nach der Weise der epischen Volkssänger, die ja noch Pulci copirte. Man schließe indessen weder hieraus, noch aus der Rohheit des Verses und der Sprache, daß wir etwa in diesem Gedichte selbst ein Erzeugniß eines Volkssängers vor uns hätten: ich wenigstens möchte es sehr bezweifeln, die Art des Stils und des Strophenbaus spricht entschieden dagegen; nicht minder auch folgende Stelle: Scriver non si potria, ne metter in libro De suoi gran cholpi etc. —

Den Schluß endlich der Publication des Hrn Heyse bildet ein Auszug aus dem Katalog der Bibliothek von Modena, verbunden mit einigen kleinern Mittheilungen.

Was nun die Art der Herausgabe der Inedita betrifft, so hat Herr Heyse sich nicht darauf beschränkt, den Text unverändert unter Hinzufügung der Interpunction abzudrucken, sondern auch eine Reihe von Emendationen an manchen solcher Stellen, die offenbar verderbt und dadurch sinnlos erschienen, versucht, indem er dann jedoch die Lesart des Manuscripts stets in einer Anmerkung genau anführt, welches Verfahren vollen Beifall verdient. Durch diese Emendationen — unter welchen manche sehr schätzbare der Herausgeber zweien befreundeten Gelehrten, den um die romanischen Sprachen und Litteraturen so verdienten Hrn Prof. Hofmann und Mahn verdankt — sind allerdings keineswegs alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt: dieses Ziel aber glaubte auch der Herausgeber sich nicht stecken zu können; er wollte laut der Vorrede „seinen Fund nur von dem anhangenden Schmutz und Staub säubern, und Schliff und Fassung kundigeren Händen überlassen.“ Wir dürfen deshalb auch mit demselben nicht darüber rechten, daß er rücksichtlich der Textverbesserung dies italiänische Ineditum etwas stiefväterlich behandelt hat, und in demselben nur den Text fast ohne alle Veränderung wiedergegeben, obwohl hier in mancher Beziehung eine Reinigung weniger Schwierigkeit geboten hätte. — Da Hn Heyse's bewährter dichterischer Beruf ihn von weiteren philologischen Studien entfernte, ist um so mehr die echt wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit anzuerkennen, mit der er bei der Herausgabe dieser Inedita verfuhr, welche, so hoffen wir, nicht verfehlen werden, seinem Namen auch in der wissenschaftlichen Litteratur einen ehrenvollen Platz zu begründen.

Marburg. Adolf Ebert.

Erlangen

Verlag von Ferd. Enke 1856. Die deutschen Schwurgerichtsgesetze in ihren Hauptbestimmungen übersichtlich zusammengestellt, mit kurzem Hinweis auf fremdes, insbesondere französisches und englisches, auch schottisches und nordamerikanisches Recht, von Eduard Brauer, Hofgerichtsrath in Bruchsal (bisher in Mannheim).

Der schon durch mehrere rechtswissenschaftliche Arbeiten, besonders im Gebiete des Strafrechts und Processes, bekannte Verfasser hat sich durch die vorliegende Zusammenstellung der Hauptbestimmungen der deutschen Schwurgerichtsgesetze ein unverkennbares Verdienst erworben, welches wir besonders auch mit Rücksicht auf die nothwendige theoretische Verarbeitung des reichhaltigen Gesetzmaterials für das reformirte Strafverfahren dankbar anerkennen müssen, abgesehen von dem ersprießlichen Nutzen, welcher der legislatorischen und gerichtlichen Praxis dadurch gewährt wird. Denn wer nur einige Kenntniß von dem hier fraglichen Felde besitzt, weiß, wie kümmerlich es noch um eine wissenschaftliche Verarbeitung der neuern deutschen Gesetzgebung für das öffentlich-mündliche Verfahren überhaupt und das schwurgerichtliche Verfahren insbesondere bestellt ist und wie nothwendig andererseits ein Verbindungsglied für die centrifugale Richtung der Particular-Gesetzgebung in Deutschland gerade auf dem Gebiete des strafgerichtlichen Verfahrens in neuerer Zeit erscheint. Dieses Verbindungsglied kann aber nur die Rechtswissenschaft in der Gestaltung, in welcher sie ein Gemeingut der deutschen Nation ist, gewähren; nur sie kann das Bewußtsein dessen, was als gemeinsame Grundlage festzuhalten ist, lebendig machen und einer völligen Zerklüftung

der weitern Rechtsentwickelung in den einzelnen deutschen Staaten begegnen.

Gerade deshalb müssen wir aber auch bei dem vorliegenden Werke besonders lobend hervorheben, daß der Herr Verf. nicht nach der Weise einiger schon vorliegender Arbeiten seiner Zusammenstellung ein einzelnes bestimmtes Particular-Gesetz zu Grunde gelegt, sondern die Hauptbestimmungen der deutschen Schwurgerichtsgesetze nach einer selbstgewählten natürlichen Anordnung in gewisse Abschnitte, welche das Inhaltsverzeichniß aufführt, neben einander gestellt und in zweckmäßiger, den Zusammenhang und das Verhältniß zu andern Bestimmungen darlegender Weise mit einander in Verbindung gebracht hat. Dabei sind vor jedem Abschnitt die entsprechenden Bestimmungen der französischen Gesetzgebung allegirt. Auch stellt dabei der Verf. in einer Einleitung gewöhnlich die Abweichung, resp. Uebereinstimmung in den Principien des englischen, schottischen und nordamerikanischen, des französischen und des deutschen Rechts ans Licht, und hat dadurch den praktischen Nutzen seiner Arbeit noch wesentlich erhöht. Wir glauben daher dieselbe Allen als ein sehr brauchbares Hülfsmittel für Ueberschau und Vergleichung der das schwurgerichtliche Verfahren betreffenden Gesetzgebung empfehlen zu können. Daß das Buch keine Zusammenstellung des gesammten Inhalts der neuern oder reformirten Strafproceßgesetzgebung enthält, ergibt schon der Titel. Die Gesetzgebung derjenigen Staaten, in welchen, wie in Oesterreich, Königreich Sachsen und Altenburg, nur die Principien der Anklageschaft, Mündlichkeit und Oeffentlichkelt verwirklicht, aber das Schwurgericht zurückgewiesen ist, darf mithin nicht in dem vorliegenden Werke gesucht werden.

H. A. Zachariä.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 26. Mai 1856.

Leipzig

bei S. Hirzel 1854. Darstellung der Flora des Hainichen-Ebersdorfer und des Floehaer Kohlenbassins im Vergleich zu der Flora des Zwickauer Steinkohlengebirges. Gekrönte Preisschrift von Hanns Bruno Geinitz, Dr. Ph. Professor der Mineralogie und Geognosie an der polytechnischen Schule zu Dresden. 80 S. in gr. Oct. Mit XIV Steindrucktafeln (nicht, wie auf dem Titel steht, mit Kupfertafeln) in Folio.

Auch wenn die vorliegende Arbeit nicht als eine gekrönte Preisschrift erschienen wäre, so würde schon der Name ihres um die Paläontologie vielfach verdienten Verfassers, ein günstiges Vorurtheil für dieselbe erwecken. Dieses wird durch die genauere Beleuchtung der ausgezeichneten Arbeit nicht getäuscht.

Die Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft zu Leipzig hatte für das Jahr 1853 folgende Preisaufgabe gestellt: „Eine möglichst vollständige, schriftliche und bildliche Darstel-

lung der Flora des Hainichen-Ebersdorfer und des Flöhaer Kohlenbassins, so wie eine Vergleichung beider mit der Flora des Zwickauer Steinkohlengebirges. Der obigen Schrift wurde der Preis zuerkannt. In dem Vorworte der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft wird bemerkt, daß durch diese Arbeit eine für das Königreich Sachsen äußerst wichtige nationalökonomische Frage ihre definitive Beantwortung gefunden habe. Denn, wenn die schon mehrfach ausgesprochene Ansicht, daß die eigentliche Steinkohlenformation im ganzen Bereiche des erzgebirgischen Bassins vorhanden sei, bisher noch vielleicht bezweifelt werden konnte, indem solche nur auf die petrographischen und geotektonischen Verhältnisse des Flöhaer Schichtensystems basirt war, so muß wohl gegenwärtig jeder Zweifel verschwinden, weil aus den gründlichen Untersuchungen des Herrn Prof. Geinitz hervorgeht, daß jenes Schichtensystem auch in paläontologischer Hinsicht als die wirkliche Fortsetzung, oder richtiger als der oberste Anfang der Zwickauer Steinkohlenformation charakterisirt ist.

Die Preisschrift zerfällt in vier Abschnitte. In dem ersten wird das Hainichen-Ebersdorfer Kohlenbassin, im zweiten das Flöhaer, im dritten das Zwickauer Kohlenbecken betrachtet. Der vierte Abschnitt enthält die Beschreibung der in der älteren Kohlenformation von Hainichen, Berthelsdorf und Ebersdorf, so wie in der Steinkohlenformation von Flöha und Gueckelsberg aufgefundenen Versteinerungen.

Die Hainichen-Ebersdorfer Kohlenformation besteht aus zwei von einander getrennten Becken, aus dem Hainichener und dem Ebersdor-

fer, welche sich beide in der Richtung von NO nach SW verbreiten, von denen jedoch in früheren Zeiten das eine nur die Fortsetzung des anderen gewesen sein kann. Die gegebene geognostische Uebersicht ist aus Naumann's vortrefflichen Erläuterungen zu Section XIV der geognostischen Karte von Sachsen entlehnt. Zwei Hauptglieder sind es, welche die Kohlenformation jener Gegenden bezeichnen, das Grundconglomerat und die kohlenführenden Sandsteine mit Schieferthonen. Das Grundconglomerat ist das Product einer sehr stürmischen Katastrophe zu Anfange derjenigen Periode, in deren weiterem Verlaufe sich der Sandstein und Schieferthon nebst den Kohlenflötzen ablagerten. Blöcke und Gerölle von Hornblendeschiefer und Thonschiefer, auch von Kiesel-Wetzschiefer u. a. Gesteinen des Uebergangsgebirges, in allen Größen sind wild und regellos durch einander gestürzt, und durch ein Cäment verbunden, welches wiederum nichts Anderes als feinerer Schutt derselben Gesteine ist. Von diesem Conglomerat findet ein allmäliger Uebergang in den kohlenführenden, grauen, mit Schieferthon wechselnden Sandstein Statt. Dem Grundconglomerate analog, und vermuthlich ein Vertreter desselben an anderen Punkten, ist ein aus faust- und ellengroßen Blöcken von Granit bestehendes, und durch Granitgrus verbundenes, aber auch einzelne Thonschiefergeschiebe enthaltendes Conglomerat. In paläontologischer Hinsicht ist der Verf. zu folgenden Resultaten gelangt: 1. Die Flora des Hainichener Kohlenbassins ist der des Ebersdorfer vollkommen gleich. 2. Sagenaria Veltheimiana Sternb. sp., Stigmaria inaequalis Göpp., Sphenopteris distans Sternb. und Calamites transitionis Göpp. spielen darin die wichtigste Rolle, und es haben

besonders die drei ersteren zur Bildung der dasigen Kohle am meisten beigetragen. 3. Die in dieser Kohlenformation vorherrschenden Pflanzen sind der Steinkohlenformation von Zwickau, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, vielleicht nur Sphenopteris elegans Brongn., gänzlich fremd. 4. Die Pflanzen der Hainichen-Ebersdorfer Kohlenbecken sind zum größten Theil dieselben, welche in Schlesien und Thüringen, in Nassau und am Harze entweder in der oberen Grauwackenformation, oder in den, den Kohlenkalk vertretenden Ablagerungen gefunden werden. Deshalb aber wird man genöthigt, die hier entwickelte Kohle, wenn auch nicht Grauwackenkohle zu nennen, so doch zum wenigsten dem Kohlenkalke parallel zu stellen.

Es ist von besonderem Interesse hiermit die geognostischen Verhältnisse in Niederschlesien in der Erstreckung zwischen Freiburg und Waldenburg zu vergleichen, deren Analogie mit den sächsischen auch von dem Verf. angedeutet worden. Das merkwürdige Gneusconglomerat der Gegend von Fürstenstein (Salzbrunner Skizzen S. 41) ist wohl ohne Zweifel ein Analogon von Naumann's Grundconglomerat, an welches sich zunächst grauwackenartige Gesteine schließen, welchen dann erst der eigentliche Kohlensandstein mit seinen Kohlenflötzen nachfolgt. Daß die grauwackenartigen Gesteine, welche zwischen dem Gneusconglomerate und dem Kohlensandstein sich befinden, gleich den Schichten im Hainichen-Ebersdorfer Kohlenbecken zur ältesten Gruppe des Steinkohlengebirges gehören, welche den Kohlenkalk enthält, ist durch das Vorkommen desselben bei Altwasser, und die darin gefundenen Petrefacten bewiesen.

Das Flochaer Kohlenbassin gehört einer jüngeren Gruppe des Steinkohlengebirges an. Die Reihenfolge der darin auftretenden Gesteinsmassen ist: 1. Unterer Sandstein mit Schieferthon und schwachen Kohlenflötzen. 2. Gneusconglomerat. 3. Felsitporphyr. 4. Oberer Sandstein mit Schieferthon und schwachen Kohlenflötzen. 5. Thonstein. Die Untersuchungen des Vfs haben denselben zu folgenden Schlüssen geführt: 1. die Flochaer Kohlenformation, welche schon ihrer Lagerung nach in eine untere und eine obere zerfällt, läßt in beiden Abtheilungen auch eine Verschiedenheit der Flora erkennen. In den niederen Flötzen herrschen Calamites cannaeformis und Sigillaria plana vor, zu denen sich Sigillaria alternans und einige andere Formen gesellen, während Stigmaria ficoides vulgaris und Noeggerathia mit ihren Früchten, wenn auch nicht gänzlich fehlen, so doch wenigstens sehr selten sind; — dagegen werden die oberen Flötze ganz vorzugsweise aus Noeggerathia palmaeformis und Noeggerathia crassa, aus Lepidodendron laricinum, Sigillaria distans, und der Stigmaria ficoides vulgaris zusammengesetzt. 2. Zwischen der Flora der auf dem rechten und dem linken Ufer der Zschopau entwickelten Kohlenbildungen findet ein wesentlicher Unterschied nicht Statt. 3. Die Flocha-Gückelsberger und Struthwalder Steinkohlenformation hat mit dem Hainichen-Ebersdorfer Bassin nicht eine einzige Pflanze gemein, sondern enthält die Flora der eigentlichen jüngeren Steinkohlenformation. Mit Ausnahme des Lepidodendron laricinum und der Alethopteris lonchitidis, welche letztere bei Zwickau nur durch Alethopteris Serli vertreten ist, und vielleicht noch des Rhabdocarpos Naumanni, sind alle anderen Versteinerungen des Flochaer Kohlenbassins auch in der Kohlenformation von Zwickau gefunden worden.

Hinsichtlich des Zwickauer Kohlenbassins hat sich der Verf. auf eine übersichtliche Darstellung der bei Zwickau abgelagerten Flötze beschränkt. Die Resultate, zu welchen seine paläontologischen Untersuchungen geführt haben, bestehen im Folgenden: 1. Die in der Nähe von Zwickau auftretende Kohlenformation bildet einen Schichtencomplex, dessen Glieder eine von einander unzertrennliche Kette darstellen, wenn sich auch später gewiß noch herausstellen wird, daß die relative Vertheilung der auf den verschiedenen Flötzen vorkommenden Flora eine verschiedene ist. 2. Die in der Steinkohlenformation von Zwickau erforschte Flora bezeichnet dieselbe als die eigentliche, normale Steinkohlenformation. 3. Die Zwickauer Steinkohlenformation, welche an ihrer östlichen Seite durch eine große Verwerfung abgeschnitten ist, hatte in nordöstlicher Richtung früher eine viel weitere Ausdehnung und erreichte erst in der Gegend von Floeha ihr nordöstliches Ende. 4. Eine Parallelisirung einzelner, bei Zwickau auftretender Kohlenflötze mit den bei Floeha sich zeigenden, läßt sich in paläontologischer Beziehung mit Sicherheit nicht durchführen, indem wenigstens die in dem oberen Sandsteine bei Floeha eingelagerten Flötze so viele Eigenthümlichkeiten darbieten, daß man wohl annehmen kann, sie seien in der Gegend von Zwickau gar nicht vertreten, und vielleicht erst nach der Bildung der Oberhohndorfer Flötze entstanden.

Die im vierten Abschnitte enthaltenen, und von vortrefflichen Abbildungen begleiteten systematischen Beschreibungen zeichnen sich durch Genauigkeit, so wie durch eine gründliche, kritische Berücksichtigung der Arbeiten anderer Paläontologen aus, und liefern für die Kunde der Flora der Steinkohlenformation schätzbare Erweiterungen und Berichtigun-

gen. Von Thieren ist nur eine einzige, und zwar neue Species, Gordius carbonarius beschrieben, welche im Schieferthon des älteren Steinkohlengebildes von Ebersdorf aufgefunden wurde. Die Beschreibungen der Pflanzen betreffen 49 Species, die zu folgenden Familien und Gattungen gehören:

Equisetaceae. 4 Species.
- Calamites Suckow. 4 Sp.

Filices. 14 Sp.
- Asterophyllites Brongn. 1 Sp.
- Sphenophyllum Br. 2 Sp.
- Sphenopteris Br. 4 Sp.
- Hymenophyllites Göpp. 1 Sp.
- Cyclopteris Br. 2 Sp.
- Cyatheites Göpp. 1 Sp.
- Alethopteris Sternb. 3 Sp.

Lycopodiaceae. 15 Sp.
- Lycopodites Br. 1 Sp.
- Lepidodendron Sternb. 3 Sp.
- Cardiocarpon Br. 3 Sp.
- Saginaria Br. 3 Sp.
- Lepidophyllum Br. 2 Sp.
- Halonia Lindl. 1 Sp.
- Selaginites Br. 1 Sp.
- Knorria Sternb. 1 Sp.

Stigmarieae. 2 Sp.
- Stigmaria. 2 Sp.

Sigillarieae. 7 Sp.
- Sigillaria. 7 Sp.

Noeggerathieae. 6 Sp.
- Noeggerathia Sternb. 3 Sp.
- Rhabdocarpos Göpp. u. Berger. 3 Sp.

Cycadeae. 1 Sp.
- Trigonocarpon Br. 1 Sp.

Die Zeichnungen der ersten Tafeln sind von E. Seybicke und J. Beuer; die übrigen sämmt-

lich von Ersterem verfertigt. Die vortrefflichen Lithographien sind in der Anstalt von J. G. Bach in Leipzig ausgeführt. H.

Koppenhagen

bei Höst 1855. Numismatique d'Alexandre le Grand. Suivie d'un appendice contenant les monnaies de Philippe II. et III. Par L. Müller, inspecteur du cabinet royal des médailles et du musée Thorwaldsen. XIV u. 401 S. in Octav u. Atlas von 40 Tafeln in Quart.

Die Münzen Alexanders des Großen sind bisher noch in keinem Werke systematisch und ausschließlich behandelt worden: wo sie classificirt worden sind, wie z. B. bei Mionnet, ist es in ziemlich äußerlicher Weise geschehn. Genaueres zu geben hatte Bröndsted in Absicht, der, wie der Vf. in der Vorrede mittheilt, zu diesem Zwecke eine große Menge von Abgüssen zusammengebracht hatte, aber an eine Ausarbeitung nicht gekommen zu sein scheint. Hr Müller, Custos des königlichen Cabinets in Koppenhagen, gibt nun in dem vorliegenden Werke eine genaue Beschreibung, Erklärung und Classification der Alexander-Münzen. Es kam ihm nicht bloß darauf an, die gewöhnlichen Münztypen mitzutheilen — bekanntlich ist die Zahl derselben nicht groß, mit wenigen Ausnahmen haben die Goldmünzen den Pallaskopf und die Nike, die Silbermünzen Herakleskopf und Zeus Aëtophoros und die Bronzen Kopf und Waffen des Herakles —: sondern es sind namentlich die kleinen, in früheren Zeiten weder in Abbildungen noch in Beschreibungen erheblich geachteten und gewürdigten Beizeichen, mögen es Bilder oder Buchstaben sein, der Hauptgegenstand der Behandlung geworden.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. 86. Stück.

Den 29. Mai 1856.

Koppenhagen

Schluß der Anzeige: »Numismatique d'Alexandre le Grand. Suivie d'un appendice contenant les monnaies de Philippe II. et III. Par L. Müller.«

Ein solches Werk war natürlich nicht herzustellen ohne die genaueste Vergleichung möglichst vieler Exemplare, und man wird staunen, wenn man das Verzeichniß der Sammlungen ansieht, die der Verf. theils mit eignen Augen gesehn hat, theils wenigstens durch Abgüsse hat benutzen können. Wir finden die Hauptsammlungen Europas, sowohl öffentliche als private, genannt, deren Schätze Hrn Müller zur Disposition standen. Außerdem lagen ihm auch die oben erwähnten Abgüsse aus Bröndsteds Sammlung vor. Auf bloße Kataloge und Bücher, namentlich der ältern Zeit, ist mit Recht weniger gegeben, weil häufig die Genauigkeit fehlt. Im Einzelnen ist bei jedem Stück die Sammlung, der es angehört, nachgewiesen, mit Ausnahme derer, die als gewöhnlich angesehn werden können.

Wir wenden uns nun zu einer kurzen Uebersicht des ungemein reichen Inhalts des Werkes. Schon seit langer Zeit war die unverhältnißmäßig große Zahl von Münzen auffallend, die Alexanders Namen tragen, wenn man bedenkt, wie kurz die Zeit seiner Regierung gewesen ist. Man nahm deshalb schon früher an, daß auch über die Zeit seines Lebens hinaus Münzen mit seinem Namen geprägt worden sind: aber man hatte bisher nicht gewagt, einen weiteren Termin als das Jahr 306 anzunehmen, bis zu welchem Alexanders Feldherrn sich als Verwalter des Reichs in seinem oder seiner Erben Namen ansahen. Einzelnes führte freilich schon weiter, so z. B. wenn man die Jahresbezeichnungen beachtete, die auf manchen Münzen weit über diesen Zeitpunkt hinausgehn, so daß man zu höchst künstlichen und wenig wahrscheinlichen Erklärungen seine Zuflucht hatte nehmen müssen. Der Verf. hat nun den Beweis geliefert, daß sehr lange nach Alexanders Tode, ja wahrscheinlich sogar bis ins 2. Jahrh. vor Chr. sein Name auf Münzen fortlebt. Er stützt sich dafür nicht nur auf den erwähnten Grund, sondern bringt eine ganze Reihe schlagender Beweise für seine Ansicht bei. So finden sich Münzen von Städten mit Alexanders Namen, die, wie z. B. Odessa nie zu seinem Reich gehört haben oder von solchen, die erst später gegründet worden sind. Auch der Stil der Münzen zeigt den Einfluß und Geschmack ganz verschiedner Zeiten, sowie die Form der Buchstaben, die bekanntlich in den einzelnen Jahrhunderten verschieden war. Aehnliche Erscheinungen, daß Münzen längere Zeit hindurch geprägt wurden, finden sich in alter und neuer Zeit: am bekanntesten ist, daß die englisch-ostindische Compagnie bis 1834 auf

des längst verstorbnen Schach Alems Namen fortprägen ließ. Die Veranlassung zu dieser Erscheinung war der Handelsverkehr, grade wie die alten athenischen Tetradrachmen und die korinthischen Didrachmen Jahrhunderte hindurch in derselben archaistischen Weise geprägt worden sind, weil grade diese Münzen überall, namentlich auch bei den barbarischen Völkern bekannt, und gern gesehen waren. Aehnlich ging es im Mittelalter und zum Theil auch in der neuern Zeit.

Wenn sich auch nicht bis auf das Jahr genau bestimmen läßt, wie lange diese Alexandreer geprägt worden sind, so hat doch der Vf. annähernd die Zeit zu fixiren gesucht. In Macedonien hörte das Gepräge schon mit Demetrius I., in Thracien unter der gallischen Herrschaft auf, in Kleinasien dauerte es noch unter den Seleuciden lange, wenigstens bis auf Antiochus II., wahrscheinlich aber bis ins 2te Jahrh. fort, in Phönicien theils bis 258, theils noch länger. In Aegypten dagegen cessirte diese Münze unter den Ptolemäern, nur einige Handelsstädte an der Küste behielten die Typen bei.

Der Verf. hat bei seinen Untersuchungen 7 Klassen entdeckt, in welche die Münzen, insbesondre die Tetradrachmen, — denn die übrigen kommen weniger in Betracht — eingetheilt werden können. Für jede Klasse ist Stil, Zeit und Prägeort ziemlich genau bestimmt. Die Münzen der ersten Klasse sind dick und klein, von strengem, fast archaistischem Stil, mit Buchstaben, die der älteren Periode angehören, zu Alexanders Lebzeiten in den europäischen Besitzungen geprägt. Diese und die beiden folgenden Klassen sind auch daran kenntlich, daß der sitzende Zeus ohne Ausnahme den linken Fuß hinter den rechten stellt,

während es bei den 4 letzten Klassen umgekehrt ist. Die Münzen der zweiten Klasse sind der vorigen ähnlich, aber mit einem gewissen Fortschritt im Stil, dem Südosten Kleinasiens und dessen Nachbarländern nach Osten angehörig. Diese Klasse ist, wie die beiden folgenden, bis 306 geprägt. Der Stil der dritten Klasse ist freier und schöner, die Länder, in denen sie geschlagen sind, sind ziemlich dieselben, wie bei der zweiten Klasse, doch kommt auch Syrien und Phönicien in Betracht. Das Gepräge der vierten Klasse ist sehr sorgfältig, oft sogar elegant: die Münzen gehören nach Griechenland, den bei der vorigen Klasse erwähnten Ländern und nach Aegypten. Das Gepräge der fünften ist breiter und flacher und hat seine Heimath vorzugsweise im südöstlichen Kleinasien und Phönicien, bis diesseits 306. Bei der sechsten Klasse nimmt die Breite und Flachheit des Typus zu, die künstlerische Ausführung ist oft nachlässig, der Stil manierirt, das Wort ΒΑΣΙΛΕΩΣ findet sich auf den Münzen dieser Klasse nicht, aber dafür Magistratsnamen. Die Heimath ist das westliche Kleinasien, wo diese Tetradrachmen noch lange nach 306 geprägt sind. Das Gepräge der siebenten Klasse ist höchst flach und breit, halb barbarisch, nie ohne ΒΑΣΙΛΕΩΣ. Die Münzen sind den barbarischen Völkern in Thracien seit 278 zuzuweisen. — Auch im Gewichte differiren die einzelnen Klassen, es sind nämlich die Münzen der ersten bis fünften Klasse durchschnittlich etwas schwerer als die der beiden letzten, indem jene meistens 17, diese nur 16,5 Gramme wiegen. Bei den einzelnen Stücken hat der Verf. regelmäßig angegeben, welcher Klasse sie angehören, vorausgesetzt, daß er sie aus Autopsie kannte. Bei den ersten 3 Klassen ist frei-

lich die Entscheidung etwas schwer, namentlich wenn sie in ein und derselben Stadt geprägt sind.

Einer besonderen Erklärung und Behandlung aber bedurften außerdem die kleinen Beizeichen, die sich in der Area des Revers besonders, theils rechts oder links vom Throne des Zeus, theils unter demselben befinden. Es sind das zuweilen vollständig ausgeschriebene Namen, die nur in sehr seltenen Fällen die Stadt, meistens Personen bezeichnen, die mit der Oberaufsicht der Münze betraut waren, aber auch die Archonten, Prytanen, oder wie in dem speciellen Falle die oberste Behörde der Stadt heißen mochte. Am häufigsten jedoch sind es nur einige Buchstaben, gewöhnlich zu Monogrammen verschlungen, in denen die Magistratsnamen enthalten sind. Es ist eben nicht selten, daß sie von einem Kranze umgeben sind, aber der Verf. geht wohl zu weit, wenn er darin die Andeutung erblickt, daß der Betreffende einen Ehrenkranz bei irgend welcher Gelegenheit erhalten habe: uns scheint es nur ein äußerlicher Schmuck zu sein, wie wenn auf den autonomen Münzen die Anfangsbuchstaben des Namens der Stadt von Zweigen oder einem Kranze umgeben erscheinen. Viele der Magistratsnamen können natürlich nicht einmal annähernd aus den Monogrammen entziffert werden, aber es ist das weniger ein Verlust für die Numismatik als für die Onomatologie. Die Bezeichnung von Personennamen durch kleine Typen als redende Wappen wie sie besonders auf unteritalischen Münzen häufig nachgewiesen ist, scheint bei diesen Alexandersmünzen nicht angewendet zu sein: ein sichres Beispiel wenigstens läßt sich nicht anführen. Außerdem finden sich nun Buchstaben als Beischrift der Städtewappen, z. B. MI bei dem Löwen und Stern von Milet,

ΚΟΛΟ bei der Leier von Kolophon, ΕΦΕ bei der Biene von Ephesus u. a. Endlich, wenn auch in seltnern Fällen liegt in den Buchstaben die Bezeichnung von Jahreszahlen.

Wichtiger als diese Buchstaben sind jedoch die eigentlichen kleinen Wappen, welche die Münzstätten bezeichnen. Einzelne sind durch Buchstaben, wie in den oben angeführten Beispielen, noch besonders deutlich gemacht, andere aus den autonomen Münzen hinlänglich bekannt, andre theils schwieriger zu ermitteln, theils wenigstens so zweifelhaft, daß der Verf. nicht hat wagen mögen, zu kühnen Vermuthungen seine Zuflucht zu nehmen. Diese Selbstbeschränkung ist um so dankbarer anzuerkennen, je mehr grade in der Numismatik durch leichtsinnige Conjecturen in früherer Zeit gefehlt worden ist — Irrthümer, die sich lange Zeit hindurch von einem Buche auf das andre fortgepflanzt haben und erst allmälig berichtigt worden sind.

Der Verf. nimmt hier drei Klassen von Münzstätten an, die Geld mit Alexanders Namen schlagen ließen. Manche Städte standen nämlich direct unter macedonischer Herrschaft, wie namentlich die Erblande sammt den von Philipp hinzueroberten Besitzungen, die persischen und anderen barbarischen Städte Asiens und endlich diejenigen, welche Alexander selbst neu gegründet hatte. An allen diesen Orten gingen die Münzen natürlich von macedonischen Beamten aus. Eine zweite Klasse von Städten hatte zwar selbständige Verwaltung, aber Alexander ernannte oder bestätigte den obersten Beamten, wie das ausnahmsweise bei einzelnen macedonischen Städten, außerdem bei Orten in Thessalien und dem nördlichen Griechenland der Fall ist. Der Verf. schließt, nach

Analogie der griechischen Städte unter der Herrschaft der römischen Kaiser, daß sie nur das Recht in Bronze zu schlagen behalten hätten, übrigens aber für Gold und Silber Münzen mit seinem Typus hätten prägen müssen, unter Aufsicht der Communalbeamten. Endlich aber gibt es eine Reihe von Städten in Griechenland — namentlich im Peloponnes — und an der Westküste von Kleinasien, die autonom blieben und nur die Suprematie von Macedonien anerkannten. Diese prägten solche Münzen nicht zu Alexanders Lebzeiten, sondern erst später, und zwar, wie schon erwähnt worden ist, wegen des Handelsverkehrs. So bleibt nur noch eine weniger zahlreiche Klasse übrig, welche keine Zeichen des Ortes tragen. Der Verf. nimmt sehr wahrscheinlich an, daß diese von königlichen Beamten in autonomen Städten, wo sie deren Wappen nicht ohne ihre Rechte zu verletzen hätten beisetzen dürfen, oder im Felde geschlagen sind, wo sie natürlich kein Zeichen einer Stadt haben konnten.

Außer solchen Typen, die sich auf eine specielle Stadt beziehen, finden sich auch National- und Personaltypen, wie z. B. der Schild für Macedonien, die Palme für Phönicien, der Anker des Seleukus u. a. Wenn sich mehre Wappen zusammen auf derselben Münze finden, so ist anzunehmen, daß sich mehrere Städte zur Münzprägung, gleichsam zu einer Münzconvention, vereinigt hatten. Dies ist mehrfach mit viel Geschick nachgewiesen. Schon die Kistophoren sind ja von solchen Städtenamen ausgegangen und die späteren *ὁμόνοιαι* der Kaiserzeit können als Auffrischung früherer Gebräuche angesehen werden.

Da es vorkommen kann, daß ein und dasselbe Wappen mehreren Städten gemeinsam ist, so müs-

sen noch andre Kriterien angewendet werden, um zu einem sicheren Resultate zu gelangen. Ein Weg ist schon durch die Eintheilung in die sieben Klassen geboten: findet sich z. B. eine Münze von der ersten und eine von der sechsten Klasse mit gleichem Beizeichen, so können sie nicht gleichen Ursprungs sein. Ferner sind die Münzen von Philipp II., aber auch von Alexanders Nachfolgern, den macedonischen Königen sowohl, als von den Ptolomäern und Seleuciden heranzuziehn. Fingerzeige geben auch die Contremarken, die vorzugsweise in Kleinasien häufig sind und nur ausnahmsweise auf macedonischen Münzen gefunden werden. Auch das Metall und die Größe des Stückes ist von Belang: denn es gibt z. B. im westlichen Kleinasien nördlich von Karien keine Goldmünzen aus dieser Zeit, und keine Silbermünzen, kleiner als die Drachme. Endlich ist auch der Fundort zuweilen entscheidend: doch ist das ein Prüfstein, der nur selten zu einem Resultate führt, weil die Verkäufer meistens keine Rücksicht darauf nehmen, wo die Münzen zu Tage gekommen sind. In welchem Verhältnisse diese verschiednen Kriterien zu einander stehn, was Hauptsache, was accessorisch ist, hat der Verf. ausführlich erörtert.

Der gesammte Münzvorrath — es sind 1714 verschiedne Stücke aufgeführt — ist nun classificirt worden, wobei zunächst der Prägeort maßgebend gewesen ist. Voran gehn die macedonischen Städte, dann folgen die thracischen, thessalischen, griechischen, kleinasiatischen, syrischen, phönicischen, ägyptischen: den Schluß bilden die Münzen, welche ein unerklärtes oder gar kein Wappen haben. In dem beigegebnen Atlas ist für jede einzelne Münze zunächst der Werth, ob Stater, Drachme oder Te-

tradrachme ꝛc., angegeben, dann die Buchstaben und Zeichen im Revers, die Klasse, der sie angehört und ob ΒΑΣΙΛΕΩΣ auf dem Stücke sich findet oder nicht*). In dem Text des Katalogs ist nach den einzelnen Städten nachgewiesen, warum ihr die jedesmaligen Münzen zugeschrieben werden müssen. Bei den meisten ist dann die Erklärung der Typen beigegeben, zum Theil denen anderer Numismatiker entsprechend, zum Theil aber ganz neu. Wenn hier oder da eine dieser Bestimmungen bedenklich erscheinen mag, so wird das reichlich durch die große Zahl der unzweifelhaft richtig angesetzten aufgewogen.

Außer diesem Hauptzwecke, die Münzen Alexanders zu classificiren, sind noch verschiedne andre wichtige Punkte besprochen worden. So sind die Haupttypen genauer und richtiger erklärt als bisher geschehen war. Den Pallascult hatte Alexander eigentlich erst in Macedonien eingeführt: daher findet sich der Pallaskopf auf seinen Goldmünzen. Herakles und Zeus waren Stammgottheiten der Macedonier, von Herakles leiteten die Könige ihr Geschlecht ab, deshalb wird auf den Münzen der Kopf und die Waffe des Herakles, der thronende Zeus dargestellt. Für den Zeus

*) Ueber das hinzugefügte oder weggelassene *ΒΑΣΙΛΕΩΣ* variirten bisher die Ansichten der Numismatiker sehr: im Allgemeinen wurde, wie Hr Müller nachweist, ein zu hoher Werth darauf gelegt. Die Münzen, welche von königlichen Beamten ausgingen, haben diesen Titel, während die der Communalbeamten ihn wegließen, weshalb ihn namentlich die autonomen Städte **nie** haben. Daß er auf Bronzemünzen nicht gefunden wird, liegt vielleicht nicht sowohl daran, daß wie zur Zeit der römischen Kaiser den Städten das Münzrecht für Bronze geblieben war, sondern daran, daß der beschränkte Raum eine Ausdehnung der Schrift nicht gestattete.

Aëtophoros wird nicht, wie seit O. Müller üblich war, der Zeus von Dion, sondern der Bottiäische als Muster genommen, wie auch Eckhel es ausgesprochen hat. Früher war man der Ansicht, der Herakleskopf auf diesen Münzen stelle den idealisirten Kopf des Alexander dar und Alexander sei der erste gewesen, der seinen Kopf an die Stelle der Götterköpfe auf die Münzen gesetzt habe. Der Verf. lehnt diese Meinung entschieden ab und leugnet für die ältesten Münzen Alexanders durchaus, daß der Kopf des Herakles ein Porträtkopf sei: auch für die in spätern Jahren seiner Regierung geschlagnen Münzen gibt er es nur in beschränktem Maße zu, weil, wo es geschehn sei, nicht durch ihn selbst, sondern durch seine Beamten diese Aenderung des Typus eingeführt sei. Allgemein wurde es erst nach seinem Tode. Nehmen wir diese Ansicht an, so erklärt sich leicht die abweichende Darstellung des Herakleskopfes in den verschiednen Klassen, von denen die erste allerdings keine Spur von Aehnlichkeit mit dem Alexanderskopfe hat.

Ein Anhang enthält noch die Münzen Philipps **II.** und **III.**, eine aus einer frühern Schrift hierher genommene dankenswerthe Zugabe. Die Anordnung des Gegenstandes ist dieselbe wie bei den Münzen des Alexander, auf die natürlich von hier manches Licht fällt, wie umgekehrt auf die Philippeer von den Alexandreern.

Weiter in dies ungemein reichhaltige Werk einzugehn, das fast keinen Zweig der antiken Numismatik unberührt läßt, ist hier nicht möglich, aber es galt wenigstens, die Anerkennung auszusprechen, daß es im höchsten Grade sorgfältig gearbeitet und ein Muster numismatischer Forschung ist. C. G. Schmidt.

Heidelberg

Acad. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. 1855. Ueber die Athmungsgröße des Menschen. Ein Beitrag zur Physiologie und zur Diagnostik der Krankheiten der Athmungswerkzeuge von Dr. Friedrich Arnold ꝛc. 161 S. in Octav. Mit 8 Tafeln und 2 Tabellen.

Seit John Hutchinson zuerst ein zweckmäßiges Instrument, die Exspirationsluft des Menschen in ihrem Volumen zu messen, erfunden, auch durch seine mit dem Spirometer über die Capacität der Lungen unter physiologischen und pathologischen Verhältnissen gewonnenen Erfahrungen nachgewiesen hatte, daß die Athmungsgröße des Menschen in einem bestimmten Verhältnisse zu körperlichen Zuständen stehe, und daß dies Verhältniß durch Lungenkrankheiten verändert werde, sind nach ihm vorzüglich in Deutschland, aber auch in Holland und Belgien von verschiedenen Seiten nach ähnlichen Principien Beobachtungen gesammelt worden, die von Jenem gewonnenen Resultate zu prüfen und zu vervollständigen. Schon Hutchinson, der die Ergebnisse seiner spirometrischen Untersuchungen im Jahre 1846 im 39. Band der medic. chirurg. Transact. publicirte, hatte mit richtigem Blick erkannt, daß es darauf ankomme, zunächst ein physiologisches Mittel der Athmungsgröße zu finden, wenn wie er und die meisten nach ihm wollten, als Hauptzweck der Spirometrie der medicinisch-praktische für Diagnose und Prognose von Lungenkrankheiten gelten sollte. Als Grundlage für seine Berechnungen der normalen Athmungsgröße benutzte Hutchinson fast allein die Körperhöhe der untersuchten Individuen, deren Verhältniß zur Lungencapacität er als ein

arithmetisches bezeichnete; es wurde das später im Allgemeinen bestätigt ohne daß sich jedoch die Spirometrie eines großen Beifalls von Seiten praktischer Aerzte zu erfreuen gehabt hätte. Viele Bedenken über den Werth dieser neuen physikalischen Untersuchungsmethode der Lungen, die grade da aushelfen sollte, wo die schon länger geübten im Stich ließen, bestehen noch fort — sie brauchen hier nicht aufgezählt zu werden; andre und die gewichtigeren beruhten aber darauf, daß die bisherigen Berechnungen der physiologischen Lungencapacität offenbar auf nicht ganz zureichende Grundlagen gestützt waren. Es stellte sich bald heraus, daß die physiologische Athmungsgröße sich nach der Körperhöhe allein weder hauptsächlich, noch auch nur annäherungsweise bestimmen lasse.

Nach Hutchinson wurden die Erfahrungen zunächst durch Simon (und J. Vogel) dahin erweitert, daß auch der Brustumfang die physiologische Capacität modificire; Wintrich will neben der Körperhöhe vorzüglich das Alter und Geschlecht berücksichtigt wissen, und nur Fabius glaubte die bisher festgehaltene Grundlage ganz verlassen zu müssen, und suchte ganz ohne Rücksicht auf die Körperlänge aus dem Umfang der Brust, der Länge des Brustkorbs, der Ausdehnbarkeit der Brust durch die Inspirationsbewegungen und dem Alter nach einer complicirten Formel die physiologische Athmungsgröße zu bestimmen. Er blieb bei seiner Ansicht, obwohl die wirklich gefundenen Zahlen von den berechneten meistens sogar ziemlich weit abwichen. Man sieht überhaupt leicht ein, daß den Fabius'schen Bestimmungen eine wenig praktische Tendenz zu Grunde liegt, indem er Factoren bei seiner Rechnung benutzt, welche selbst durch Lungenkrankheiten sehr wesentlich mo-

dificirt werden. Seine Formel kann möglicherweise dazu dienen, die Lungencapacität unter physiologischen und pathologischen Verhältnissen a priori, ohne Spirometrie, zu bestimmen, aber nicht überhaupt die physiologische Capacität der untersuchten Lungen zu finden und dann die Differenz der beobachteten von der berechneten für die Diagnose und Prognose zu verwerthen.

Es war bei diesem Stande der Sache nicht zu verwundern, wenn die Spirometrie bislang weniger, als sie verdiente, von Physiologen und Aerzten geübt wurde, oder wenn sie in der Hand mit ihrer Bedeutung nicht vertrauter Aerzte zur Spielerei wurde und zur Täuschung der Aerzte selbst und ihrer Patienten diente.

Der Verf. des vorliegenden Buchs stellte sich unter diesen Umständen die richtige und höchst dankenswerthe Aufgabe, zunächst die physiologischen Grundlagen der Spirometrie in exacterer Weise, als bisher geschehen war, festzustellen. Es mußten sich mit den Resultaten darauf bezüglicher Untersuchungen nicht allein sehr interessante physiologische Fragen beantworten lassen, sondern auch der praktische Werth der Spirometrie sich aus denselben unmittelbar ergeben. Die Grundlage der vom Verf. gezogenen Schlüsse bilden von ihm seit mehreren Jahren an Studirenden der Medicin von 17—30 Jahren vorgenommene spirometrische Beobachtungen, die er mit den Ergebnissen der von Simon und Fabius ebenfalls an Medicin Studirenden vorgenommenen Versuche zusammenstellte; auch die von Hutchinson gewonnenen Resultate wurden, so weit sie sich vergleichen ließen, hinzugenommen. In neun Kapiteln werden nacheinander das Verhältniß der Athmungsgröße zur Körperhöhe, zur Rumpfhöhe, zum Körperge-

wicht, zum Brustumfang, zur Brustbeweglichkeit, und der Einfluß des Alters, der Lebens- und Beschäftigungsweise, verschiedener körperlicher Zustände und des Geschlechts auf dieselbe auf experimentellem Wege bestimmt. Wir erhalten überall die Elemente der einzelnen Beobachtungen und können so immer die Berechnungen der Resultate, welche zugleich graphisch in anschaulichster Weise vorgeführt werden, controlliren. Es ergibt sich aus der mühevollen Arbeit des Verfs, daß die vitale Capacität der Lungen vorzüglich von der Körperhöhe, dem Brustumfang und der Brustbeweglichkeit unter normalen Verhältnissen bestimmt wird, daß sie mit der Zunahme der genannten Factoren steigt, und zwar mit der Zunahme der Körperhöhe im Verhältniß von 150 Ccm für je $2\frac{1}{2}$ cm Steigung (155 cm Höhe gleich 2700 Ccm Capacität), mit der Zunahme des Brustumfangs in demselben Verhältniß (65 Ctm Brustumfang gleich 2580 Ccm). Es muß gleich hier bemerkt werden, daß wenn der Einfluß der Körperhöhe sich unter allen Verhältnissen mit gleichem Werthe geltend macht, dasselbe vom Brustumfang nicht mehr gelten kann und noch weniger die Brustbeweglichkeit dieselbe Bedeutung haben darf, da beide von pathologischen Zuständen modificirt werden und letztere schon durch die beiden ersten Factoren wenigstens theilweise ausgedrückt wird. Soll deshalb der Vorwurf, den wir oben Fabius machten, nicht bestehen bleiben, so müssen bei Berechnungen aus dem Brustumfang zuvor die erhaltenen Zahlen rectificirt werden — bei gewöhnlichem Thorax werden 5, bei sehr fleischigem Thorax 5—10 cm abgezogen, bei ungleichen Thoraxhälften nur die gesunde Seite gemessen —, und muß ferner zur Beurtheilung des Einflusses der

Brustbeweglichkeit eine complicirte Berechnung vorgenommen werden. Arnold ermittelte, daß die Brustbeweglichkeit mit der Körperhöhe zunehme und zwar von 157—190 cm um 2cm, d. i. von 6,5 — 8,5 cm, daß ihr Werth aber mit der Zunahme des Brustumfangs steige, indem er für 1 cm Beweglichkeit bei 75 cm Umfang 160 Ccm, bei 80 cm 180 Ccm, bei 85 cm 210 Ccm, bei 90 cm 240 Ccm beträgt. Gegen Fabius ergab sich, daß die Rumpfhöhe kein sichereres Maß, als die Körperhöhe abgebe. Das Verfahren zur Bestimmung des physiologischen Mittels der vitalen Lungencapacität ist demnach in Kurzem folgendes: Man mißt Körperhöhe und Brustumfang und berechnet das Verhältniß für beide (Arnold lieferte zu dem Zwecke sowohl für Männer als Frauen, bei denen das Verhältniß verschieden ist, Tabellen, aus denen sich für die Höhe von 154—191 cm und einen Brustumfang von 65—100 cm das Mittel leicht ablesen läßt), addirt die gefundenen Zahlen und dividirt durch 2, da man von der Körperhöhe und Brustumfang zugleich ausgehen muß; darnach wird die Brustbeweglichkeit bestimmt, und das Verhältniß der gemessenen Zahl zu derjenigen, welche das Individuum nach seiner Körperhöhe haben sollte, bestimmt: entsprechen sich beide, so braucht die Beweglichkeit nicht in Rechnung gebracht zu werden, sind sie verschieden, so muß ein dem Umfang des Brustkastens entsprechender Werth für jedes cm weniger oder mehr abgezogen oder zugefügt werden. Immer sind nun aber noch weitere Correcturen vorzunehmen, weil alle die angegebenen Zahlen nur für das Alter von 20—30 Jahren und für den bestimmten Stand, wie oben angeführt, gelten. Das Alter modificirt die Athmungsgröße dahin, daß sie sich vom 15. und 20. bis zum 35. Jahr etwa

um 160 Ccm hebt und vom 35. bis zum 65. Jahr etwa um 900 Ccm sinkt; wir haben deshalb vor der Pubertät im Verhältniß zur Zahl der Jahre 30—160 Ccm in Abrechnung zu bringen und ebenso für ältere Leute, wenn eine Involution des Körpers durch das Alter sich sichtbar macht, circa 30 Ccm für jedes Lebensjahr nach dem 35. abzuziehen. Schließlich ist noch zu berücksichtigen, daß bei Armen, Standespersonen und Studirenden die Athmungsgröße viel niedriger steht, als bei Seeleuten und überhaupt kräftigen jungen Leuten, die sich viel im Freien aufhalten.

Niemand wird verkennen, daß die auf diesem Wege gefundenen Zahlen immer nur sehr approximative sein können. Den Werth der mühsamen Arnoldschen Untersuchungen und Rechnungen sehe ich deshalb vorzüglich in den wissenschaftlichen Resultaten selbst, während die praktische Verwerthung derselben nach wie vor vielfachen Bedenken unterliegen muß. Es lassen sich die Veränderungen, in denen der Spirometer diagnostische und prognostische Anhaltspunkte gewähren muß, a priori übersehen; Simon, Fabius, Hutchinson, Schneevogt und Wintrich haben die Voraussetzungen in dieser Beziehung auch auf experimentellem Wege hinreichend bestätigt. Es ergibt sich aus ihren Beobachtungen, welche Arnold, so weit sie nach seiner Methode zu verwerthen waren, zusammenstellte, daß wir in allen den Fällen, in denen die mittelst des Spirometers gefundene Athmungsgröße eines Menschen dem physiologischen Mittel nahe kommt oder dieses sogar mehr oder weniger übertrifft, entweder nur eine geringe Verschließung oder Compression der Luftwege annehmen, oder aber diese für ganz frei erklären dürfen, je nach dem übrigen Befund der Untersuchung der Athmungsorgane. (Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 31. Mai 1856.

Heidelberg

Schluß der Anzeige: „Ueber die Athmungsgröße des Menschen. Ein Beitrag zur Physiologie und zur Diagnostik der Krankheiten der Athmungswerkzeuge von Dr. Friedrich Arnold."

In den Fällen dagegen, in denen die vitale Capacität der Lungen mehr oder weniger tief unter dem physiologischen Mittel steht, kann die Ursache der Abnahme der Athmungsgröße entweder in dem Athmungsapparat oder in den Organen unterhalb des Zwerchfells liegen. Die pathologischen Zustände der Athmungswerkzeuge haben je nach ihrer Natur einen verschiedenen Einfluß auf das vitale Athmungsvermögen; am beträchtlichsten wird dasselbe vermindert durch die Tuberculose, durch die Ergüsse in die Pleurasäcke und das Emphysem, geringer durch chronische Bronchitis, nach Lungen- und Brustfellentzündungen, durch Asthma, Scoliose und Paralyse der Athemmuskeln, am mindesten durch Ascites, Leber- und Milzhypertrophien und leichte Katarrhe. Wir wer-

den deshalb häufig im Stande sein, mit Hülfe des Spirometers eine chronische Miliartuberculose entweder auszuschließen oder bereits in Stadien zu finden, wo Percussion und Auscultation negative Resultate geben oder wegen fettreicher Thoraxwände erschwert werden; wir werden auch zuweilen die Diagnose des Lungenemphysems sichern können, wenn wir nur zugleich berücksichtigen, daß während bei Tuberculose die vitale Capacität sich im Verhältniß zu allen Factoren verringert zeigt, sie hier nur im Verhältniß zur Höhe, zum Brustumfang und zum Alter geringer wird, nicht aber zur Brustbeweglichkeit, die selbst durch die Krankheit so bedeutend modificirt werden muß.

Durch Arnolds Buch wird dem Spirometer ein Platz neben den übrigen physikalischen Untersuchungsmitteln der Athmungsorgane gesichert; sie werden am wenigsten durch dasselbe überflüssig gemacht, aber ihre Ergebnisse bestätigt oder vervollständigt, freilich nur dann, wenn die Leiden unsrer Patienten den Gebrauch des Instruments gestatten. Jede größere Athemfrequenz, jede Schmerzhaftigkeit der Respirationsbewegungen verbieten seine Anwendung. Auch möchte ich nach meinen Erfahrungen schließlich noch den Umstand betonen, daß eine vollständige Prüfung der Capacität mittelst des Spirometers in hohem Grade von dem guten Willen und der Geschicklichkeit des Patienten abhängt; erst durch häufige Uebung lernt man in das Spirometer auszuathmen, die Muskelkräfte des Kranken können das Resultat beträchtlich modificiren und manche vermeintliche Zunahme der Athmungsgröße unsrer Kranken beruht nur darauf, daß ihre Fertigkeit im Exspiriren mit der wiederholten Anwendung des anfangs ungewohnten Instrumentes zunimmt.

Daß der Verf. nicht unterlassen hat, eine Beschreibung des brauchbarsten Spirometers — es ist das von Wintrich verbesserte Vogel'sche Instrument — zu liefern, daß wir überhaupt eine genaue Anleitung zur Technik der spirometrischen Untersuchung erhalten, braucht wohl kaum besonders bemerkt zu werden. A. Wachsmuth.

Paris

bei J. Dumaine 1855. La Grèce et les Capodistrias pendant l'occupation française de 1828 à 1834. Par le général de division Pellion. IX u. 418 S. in Octav.

Eine mit Sachkenntniß und Unparteilichkeit durchgeführte Erörterung der Intriguen, welche die russische Diplomatie im Königreich Griechenland zur Zeit der Occupation desselben durch französische Regimenter anknüpfte, dürfte wesentlich zum richtigen Verständnisse der auf- und niederfluthenden Bewegungen beitragen, von denen die Bevölkerung Athens innerhalb der letzten zwei Jahre erfaßt worden ist. Schon von dieser Seite betrachtet würde man sich dem Verf. des oben genannten Werkes zum Danke verpflichtet fühlen müssen, während andrerseits durch dasselbe eine wenn auch nicht hochwichtige, doch interessante Episode der neuesten Geschichte der Darstellung eines Mannes unterzogen wird, der den von ihm geschilderten Ereignissen in unmittelbarer Nähe beiwohnte.

Man könnte in Versuchung kommen, heißt es in der Vorrede *), an diesem übrigens so gewitz-

*) Die uns indeß keineswegs für einen unbefangenen und unparteiischen Standpunkt des Verfassers zu sprechen scheint. D. Redact.

tem Volke, den Griechen, zu verzweifeln, wenn man sieht, mit welcher naiven Leichtgläubigkeit sich dasselbe den schlauen Vorspiegelungen Rußlands hingibt und in Folge dessen immer von Neuem dem Traume von einem byzantinischen Großreiche in sich aufsteigen läßt. Als ob der Czar jemals daran gedacht hätte, einem Regenten aus bayrischem Königshause das kaiserliche Diadem der Comnenen um die Stirn zu winden! Daß man hierauf zielende Hoffnungen in Athen rege gemacht hat, kann kaum der Frage unterliegen, während andrerseits die Enthüllungen eines Sir W. Seymour hinlänglich beweisen, wie wenig die Wiederherstellung eines byzantinischen Reichs, oder auch nur die Ausdehnung des griechischen Gebietes im Sinne des Cabinets von Petersburg lag. Die zarte Zuneigung, welche Kaiser Nicolaus für Griechenland an den Tag legte, beruhte auf denselben Gründen, vermöge deren seine Vorgänger auf dem Thron die liebevollsten Gesinnungen für das Glück Polens und der Krimm hegten. Daß aber Rußland seine Eroberungen zum guten Theil durch Hülfe revolutionärer Umtriebe bewerkstelligte, wird der speciellen Durchführung nicht bedürfen.

Von den vierzehn Kapiteln, in welche der Vf. seinen Stoff vertheilt, möchte ein Bericht über das erste, welches einen Ueberblick der geschichtlichen Verhältnisse Griechenlands bis zum Jahre 1821 gibt, kaum im Stande sein, auf irgend eine Erscheinung zu verweisen, welcher hier eine neue Begründung oder Beleuchtung zu Theil geworden wäre. Erst mit dem zweiten Kapitel tritt der Verf. dem eigentlichen Gegenstande seiner Aufgabe näher, so daß Ref. von hier an den Erörterungen schrittweise folgen zu müssen glaubt. Daß diesel-

ben mit einer gewissen Vorliebe auf militairische Gegenstände, auf eine zu verschiedenen Zeiten versuchte Organisation der griechischen Streitkräfte und auf die an und für sich wenig erheblichen Dienstleistungen der nach Morea gesandten französischen Regimenter gerichtet werden, wird man der Stellung des Verf. gern nachsehen.

In der Gestaltung einer unabhängigen griechischen Macht mußte Rußland von vorn herein ein Hemmniß für seine auf die Beherrschung des östlichen Mittelmeers gerichteten Pläne erkennen; eben deshalb zeigte es sich, seit es dem Drange der Verhältnisse nicht mehr widerstehen konnte, stets bemüht, das Gebiet des neuen Reichs auf möglichst enge Grenzen zu beschränken. Auch England sah mißliebig das Erwachsen des kleinen Staats, dessen 40,000 bewährte Matrosen auf den Fall eines Anschlusses an Frankreich allerdings Besorgnisse zu erregen im Stande waren. Man kannte diese Auffassungen in Griechenland gar wohl, und aus ihnen erklärt sich die Vorliebe, mit welcher man dort dem französischen Interesse zugethan war.

Es spricht Alles dafür, daß Graf Capodistria seit der Uebernahme der Präsidentschaft in Griechenland letztere nur unter dem Protectorate von Rußland zu behaupten gesonnen war. Eine hierauf bezügliche Mittheilung von Miaulis scheint der guten Begründung keineswegs zu ermangeln. Aber offen mit seinen Plänen hervorzutreten, erlaubten die Verhältnisse nicht. Konnte er doch zunächst der Mitwirkung der verbündeten Mächte nicht entbehren, um die Pforte zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen. Als Ibrahim Pascha, auch nachdem die ägyptisch-türkische Flotte bei Navarino vernichtet war, die Räumung des

Peloponnes verweigerte, einigte man sich (Julius 1828) auf den Conferenzen in London dahin, daß zur raschen Durchführung der an die Pforte gestellten Forderungen eine französische Heeresabtheilung nach Morea übergesetzt werden solle.

Etwa um eine Monatsfrist später als das aus 15000 Mann bestehende Heer unter Maison die Landung in Morea bewerkstelligt hatte, fügte sich Ibrahim Pascha den wiederholt an ihn ergangenen Aufforderungen und wurde mit etwa 18000 Bewaffneten auf den Fahrzeugen der Verbündeten nach Alexandria zurückgeführt. Navarino, Coron und Modon, in denen eine türkische Besatzung zurückgeblieben war, ergaben sich bald darauf. Patras folgte diesem Beispiele und nur die Feste Morea, durch welche die Einfahrt in den Golf von Lepanto beherrscht wird, blieb in den Händen von 800, dem Anscheine nach zum letzten Widerstande entschlossenen Türken. Aber auch diese streckten nach eilftägigem Beschießen und nachdem alle Vorkehrungen zum Sturm getroffen waren, die Waffen und wurden nach Smyrna eingeschifft. Nun galt es, auch Attika, Negroponte und das Gestadeland von Leponto von den Widersachern zu säubern. Dem widersetzten sich jedoch die Gesandten von England und Rußland; sie bestanden darauf, daß der Wortlaut des Vertrages nur die Befreiung Moreas zum Gegenstande habe. Wie wenig entsprach ein solches Verfahren den auf die Unternehmung verwandten Kosten und dem Vertrauen, das man auf dieselbe gesetzt hatte! England war bis zu einem solchen Grade im kleinlichen Wahrnehmen seiner kaufmännischen Interessen befangen, oder gab vielleicht — freilich etwas spät — dem Gedanken Raum, daß die Politik eine Schwächung der Macht der

Pforte nicht gestatte, daß es damals den griechischen Staat auf das einzige Morea beschränkt sehen wollte.

Erst jetzt konnte Graf Capodistria seine Aufmerksamkeit auf eine Organisation der Regierung richten. Frankreich sorgte für die Herbeischaffung von Ackergeräth und Hausthieren, die öffentliche Sicherheit wurde durch Anwendung kräftiger Mittel begründet, den Familien, die von den Gebirgen in die Ebene herabstiegen, wurde der Anbau der verwüsteten Felder erleichtert. Nur daß der Präsident offenbar eine geringere Bekanntschaft mit Nationalökonomie, als mit Politik an den Tag legte, jeden durchgreifenden Weg zum Aufschwunge der Industrie verschmähte — Viele behaupten, weil er ein armes Volk leichter in Abhängigkeit erhalten zu können glaubte als ein reiches — und überhaupt den verständigen Rathschlägen eines dritten nur ungern Aufmerksamkeit schenkte. Er wollte für seine Person den einzigen Mittelpunkt des neugriechischen Lebens abgeben.

Schon damals hätten dem Staatsschatz durch den Verkauf von Ländereien an Fremde bedeutende Geldmittel zugewandt werden können; aber Capodistria fürchtete, daß, wenn reiche und gebildete Ausländer das Indigenat gewönnen, seine gebietende Stellung untergraben werden könne. Deshalb begnügte er sich zunächst mit dem Ertrage indirecter Abgaben, indem er die Ausfuhr mit sechs, die Einfuhr mit zehn Procent des Werthes besteuerte. Mit größerer Thätigkeit sorgte er dagegen für die Gründung von Schulen, deren man bereits im Jahre 1830 nicht weniger als 128 mit etwa 8000 Schülern zählte. Aber seine Engherzigkeit machte sich auch in dieser Beziehung geltend. Wurde doch auf der Normalschule zu

Aegina, dem damaligen Sitze der Regierung, die Lectüre des Platon als gefährlich untersagt. Aus ähnlichen Gründen schaffte er den selbst zur Zeit der türkischen Herrschaft aus freier Wahl der Gemeinen hervorgegangenen Municipalrath in Städten und Dörfern ab und ließ fortan die Mitglieder desselben aus einer von seinen Beamten entworfenen Liste von Candidaten hervorgehen.

Diese unbegrenzte Gewalt des Präsidenten mußte Keinen lästiger fallen, als den durch Alter, herkömmlichen Einfluß und ausgedehnten Grundbesitz hervorragenden Familien, die, wie z. B. die Mauromichalis in der Maina, eine wahrhaft fürstliche Autorität in gewissen Landschaften geübt hatten und jetzt begreiflich den Mittelpunkt einer mit jedem Tage wachsenden Opposition abgaben. Es würde unstreitig nicht schwer gehalten haben, sich gegen sie der unteren Klassen der Bevölkerung zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts zu bedienen, wenn die Verwaltung, was freilich keinesweges der Fall war, das wahre Interesse der letzteren richtig in's Auge gefaßt hätte. Den eigentlichen Hintergrund der Politik Capodistrias bildete immer das Verlangen, einmal zu verhüten, daß die Herrschaft über Griechenland für irgend ein europäisches Fürstenhaus den Gegenstand von Wünschen hätte abgeben können, sodann jeden im Innern sich kund gebenden Einfluß, der seine Allgewalt zu beschränken im Stande gewesen wäre, zeitig zu beseitigen. Deshalb mußte der unter dem Namen des Panhellenion bekannte Staatsrath zum Schattenbilde herabsinken. Der Präsident, welchem das Wachsen der Opposition nicht unbekannt bleiben konnte, versuchte gegen sie eine sichere Stütze in dem bei einem großen Theile der Bevölkerung volksthümlichen, durch List und Reich-

thum ausgezeichneten Theodor Colocotroni, in dem unerschrockenen, aber wenig gebildeten Canaris und in Nikitas, dem s. g. Türkenfresser zu gewinnen, Männer, welche mit Capodistrias die leitenden Häupter einer geheimen Verbindung abgaben, die alles Heil ausschließlich von Rußland erwartete. Es war eine äußerst seltene Erscheinung, daß irgend ein Amt von Bedeutung einem Manne übertragen wurde, der außerhalb dieser Genossenschaft stand. Dem gegenüber fand die Opposition einen mächtigen Rückhalt an dem englischen Gesandten.

So nahte das Jahr 1829, in welchem General Maison mit dem größeren Theile des französischen Heeres nach Frankreich heimkehrte und nur eine Brigade unter dem General Schneider in Modon und Navarino zurückblieb, um nöthigenfalls der Regierung in Aufrechterhaltung der Ordnung zur Seite zu stehen. Gleichzeitig erreichten Frankreich und England, durch das siegreiche Vordringen der Russen begünstigt, die nothwendige Ausdehnung der nördlichen Grenze des griechischen Staats, freilich damals immer noch unter der lästigen Bedingung einer politischen Abhängigkeit von der Pforte. Vermöge fremder Subsidien konnte ein kleines Heer von meist erprobten Soldaten erhalten werden. Aber daß Augustin Capodistria, der thatenlose Bruder des Präsidenten, mit dem Oberbefehl betraut wurde, verletzte mit Recht das Selbstgefühl jener Häuptlinge der Pallikaren, die durch eine lange Reihe von Jahren für die Freiheit gekämpft hatten. Unter diesen Umständen berief der Präsident im Mai 1829 die Stände nach Argos. Aber so unbedingt ergeben sich diese seinem Willen zeigten, so energisch der derbe Colocotroni auch den leisesten Widerstand niederzuschmettern wußte, der Plan,

die Großmächte um Anerkennung einer lebenslänglichen Dauer der Präsidentschaft zu bitten, konnte nicht durchgesetzt werden. Vielmehr sprach sich unter den Abgeordneten wie im Volke immer entschiedener das Verlangen aus, einen König aus fürstlichem Blute zu gewinnen. In dieser Beziehung schreckte man vor dem Ausländer nicht zurück, weil man nur durch einen solchen in engere Verbindung mit dem gebildeten Europa treten konnte, und weil unter den einheimischen Großen keiner bis zu solchem Grade an Macht und Einfluß überwog, um durch seine Erhebung auf den Thron die Eifersucht und den Neid seiner Genossen ersticken zu können.

Dem Gewähren dieses Wunsches stand anfangs das Mißtrauen entgegen, mit welchem die großen Mächte sich gegenseitig beobachteten. Dann einigte man sich freilich dahin, daß die gemeinschaftlich vorzunehmende Wahl einen Prinzen außerhalb ihres Kreises treffen solle; aber ein griechischer Thron konnte so wenig Anziehungskraft üben, daß man nicht eben mit großer Wahrscheinlichkeit auf Candidaten für denselben rechnen zu dürfen glaubte. Das wußte Capodistria, der in der Häufung von Schwierigkeiten für die Begründung des Königthums eine unverdrossene Geschäftigkeit zeigte. Durch diese Gründe zunächst wurden ein Ipsilanti, Conduriotti, Coletti, Alexander Maurocordato, Spiridion, Tricupi und andere Männer von Bedeutung bewogen, sich aus der Umgebung des Präsidenten und damit aus dem Staatsdienste zurückzuziehen.

So lange Capodistria sich noch der Hoffnung auf Behauptung seiner Stelle hingab, schonte er bis zu einem gewissen Grade das nationale Gefühl der Griechen. Das hörte mit dem Augen-

Blicke auf, in welchem Prinz Leopold von Coburg sich zur Uebernahme der Krone bereit zeigte. Während das Volk dem neuen Herrn entgegenjubelte, entwarf der Graf in seinem Briefwechsel mit dem Prinzen das düsterste Bild von den Zuständen und Verhältnissen Griechenlands und stellte namentlich den Uebertritt zur Landeskirche um so mehr als eine unumgängliche Forderung hin, da er wußte, wie wenig der Prinz zu einem solchen Schritte geneigt sei. Er verschmähte sogar die künstliche Erregung von Aufständen nicht, deren Führer sich für Beibehaltung der Präsidentschaft aussprachen, und verwies endlich auf den durch ihn hervorgerufenen Beschluß der Nationalversammlung von Argos, demgemäß jede auf den Conferenzen zu London gefaßte Maßregel erst durch Annahme von Seiten der Volksvertreter bindende Kraft haben sollte.

Diese lügnerischen Vorstellungen waren es hauptsächlich, welche im Mai 1830 den Prinzen Leopold bestimmten, auf die Uebernahme der Krone zu verzichten. Durch die Nachricht hiervon wurden die heftigsten Bewegungen in Griechenland hervorgerufen. Capodistria entsetzte alle Beamte, welche sich mit Entschiedenheit für den erwarteten König ausgesprochen hatten, und wurde dafür von der Opposition angeklagt, daß er Land und Volk an Rußland verrathe. Bei alle dem möchte es dem Präsidenten gelungen sein, seine Herrschaft von Neuem zu begründen, wenn nicht durch den Ausbruch der Julirevolution auch hier schlummernde Leidenschaften geweckt worden wären. Capodistria, welcher den Untergang Polens mit einem Tedeum feiern ließ, suchte mehr und mehr die französischen Officiere aus dem Heere zu verdrängen und durch russische zu ersetzen; geheime

Angeber fanden bei ihm allezeit ein bereitwilliges Gehör, die Policei entfaltete eine bisher nicht gekannte Thätigkeit und die Justiz offenbarte in den von ihr gefällten Entscheidungen die vollkommenste Abhängigkeit von der Regierung. Dadurch wurden begreiflich immer neue Schaaren in's Lager der Opposition geführt, deren Mittelpunkt die Hydrioten und der von diesen gerufene Alexander Maurocordato abgab. Schon vertrieb Hydra die auf ihm eingesetzten Beamten, in den Gebirgen der Maina rotteten sich Banden zusammen, Syra folgte dem Beispiele Hydras, welches sich durch einen kühnen Handstreich von Miaulis in den Besitz des in Rüstung begriffenen Regierungsgeschwaders im Hafen von Poros setzte, und der Befehlshaber des Palamedes verrieth die ihm anvertraute Feste an die Widersacher. Die Grausamkeit, mit welcher man Poros den Abfall büßen ließ, besonders die Wortbrüchigkeit, mit welcher man gegen die Mauromichalis verfuhr, steigerte die allgemeine Erbitterung. So erfolgte der Mord des Grafen Capodistria.

Eine unverzüglich ernannte Regierungs-Commission, an deren Spitze sich Augustin Capodistria, der Bruder des Gemordeten, befand, konnte keine Garantie für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe bieten, obgleich der allgemein geachtete Coletti dem verhaßten Augustin zur Seite gesetzt war; das dritte Mitglied der Commission, Theodor Colocotroni, war wegen seiner Habsucht und seines Ehrgeizes verrufen und galt überdies als »l'âme damnée du parti russe«. Bei alle dem zeigte sich anfangs die Opposition nicht abgeneigt, das Provisorium dieser Regierung bis zur Berufung der Stände anzuerkennen. Anders wurde es jedoch, als sich die höchste Behörde in

rem ersten amtlichen Ausschreiben dahin aus=
rach, daß sie in allen Beziehungen die Princi=
pien des früheren Präsidenten zur Richtschnur
res Verfahrens nehmen werde.
Unter diesen Umständen hätte es eines einigen
nd nachdrücklichen Auftretens der Gesandtschaf=
n der verbündeten Mächte bedurft, um die Par=
en zu zügeln. Wenn Ruckmann, der Vertreter
n Kaiser Nicolaus, sich der provisorischen Re=
:rung gewogen zeigte, ohne gleichwohl dieselbe
einem rücksichtslosen Vorgehen zu ermuntern,
fanden dagegen alle Parteihäupter bei den
erall zerstreuten Agenten Rußlands Trost und
:rheißungen. Durch sie wurde das unsinnige
:rücht verbreitet, daß die Verschwörung gegen
ı Präsidenten von Frankreich geschmiedet und
:ch England zur Ausführung gebracht sei. Durch
ohne Ausnahme mit Nappisten — so nannte
n die unbedingten Anhänger Rußlands — be=
:e Ständeversammlung, von der man die Hy=
ten und deren politische Freunde ausgeschlossen
:e, wurde Augustin Capodistria zum Präsiden=
erkoren, nicht ohne Hoffnung des Letzteren,
h die Unterstützung Rußlands und bei der
baren Unschlüssigkeit Frankreichs und Englands
lebenslänglichen Besitz dieser Stellung in Kürze
sichert zu erhalten. Gegen dieses Verfahren
estirte die durch den Uebertritt von Coletti
:rkte Opposition. Der offene Bürgerkrieg brach
und der Präsident entging nur durch recht=
ge Flucht auf ein griechisches Schiff dem
cksale seines Bruders.
ie Folge dieser Ereignisse war die wiederholte
nnung einer Regierungs=Commission, die aber
smal mit Vertretern aller Parteien besetzt wurde
deren Ende um so leichter abzusehen war,

als die Nachricht, daß Otto von Baiern die a
ihn gefallene Wahl zum Könige nicht abgeleh
habe, eben damals nach Griechenland gelang
Die Aufgabe der neuen Regierung war eine u
gewöhnlich schwierige. Die Anhänger von Ca
distria griffen hie und da zu den Waffen u
konnten durch das Einschreiten der französisc
Truppen nur in Schranken gehalten, nicht u
terdrückt werden; der öffentliche Schatz war gä
lich erschöpft, der Landbau lag darnieder, der H
del stockte und die Nappisten gingen endlich
weit, daß sie den russischen Contreadmiral Ric
als Candidaten der Präsidentschaft aufstellten. S
die Verhältnisse, als im Februar des Jahres 18
König Otto in Begleitung von etwa 3000 b
waffneten Baiern bei Nauplia an's Land stieg.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand 1856. Handbuch d
speciellen Arzneimittellehre nach physio
gisch-chemischen Grundlagen für die ärztliche Pr
bearbeitet von Dr. Julius Clarus Prof. an d
Universität Leipzig. Zweite umgearbeitete und v
besserte Auflage. Zweite Abtheilung. S. 49
1275. In Octav.

Ref. will diese zweite und Schluß-Abtheilu
nicht ohne einige begleitende Worte aus der H
legen. Was er über die erste sagte (St. 15. S
150 ꝛc.) findet natürlich auch auf diese Anw
dung. Als Beispiel für sein abgegebenes Ur
daß der Verf. die Ueberlieferungen vernachlä
und nur das Neueste berücksichtigte, mög
kurze Erwähnung eines zufällig herausgegri
Artikels, des über die schwarze Nießwurz d
Eines der berühmtesten Arzneimittel des Altert
war μελαμπόδιον, die Wurzel von Helleb

niger. Wir besitzen ganze Schriften de Helleborismo Veterum, und unter dem Namen Christiana behauptete sie auch im Mittelalter ihren alten Ruhm. Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften im Abendlande spielte sie in allen Werken über praktische Medicin eine wichtige Rolle und in Dissertationen, Societätsabhandlungen, Journalaufsätzen wurde sie nach allen Richtungen hin besprochen. Man pries ihre Wunderkräfte zur Beseitigung der Melancholie, zur Heilung hartnäckiger Hautausschläge, zur Wiederherstellung der unterdrückten weiblichen Periode. Gegen Wassersucht empfahl man das von Conrad Gesner vorgeschlagene Oxymel helleboratum oder die pilulae tonicae Bacheri. Man überlegte, ob dieses große Mittel in Substanz, oder als Infusum oder Decoctum zu reichen sei; oder ob Extractum Vorzüge habe und zwar aquosum oder vinosum; oder ob die einfache Tinctur, die Tinctura Melampodii, oder die Gewürze enthaltende Tinctura Hellebori composita, oder die von Wedel empfohlene Tinctura martis helleborata.

Von solchen antediluvianischen Dingen ist keine Rede. Der Vf. sagt bloß (S. 697): „sie wurde bei den aus wirklichen oder vermeintlichen Leberanschoppungen entspringenden Psychosen, gegen Darmhelminthen und Wechselfieber empfohlen.“ Wenn die jetzige Generation mit dem Ergebnisse der Beobachtungen von Jahrtausenden so wegwerfend verfährt, so darf sie kaum erwarten, von den Epigonen mit mehr Schonung gewürdigt zu werden. Marx.

Luzern

J. Kaiser 1856. Beiträge zur Lehre über die Hernia obturatoria von Roman Fischer, prakt. Arzte in Luzern. Mit 12 lith. Taf. 53 S. in Quart.

Vf., welcher schon früher (Henle u. Pf. Ztsch. 1852 N. F. II. 3) eine Arbeit über dasselbe Thema geliefert hat, legt dieselbe seiner jetzigen Abhandlung zu Grunde, indem er seit jener Zeit keine neuen Beobachtungen hat machen können, außerdem benutzt er vorzugsweise die von Vinson Paris 1844 geschriebene These: De la hernie sous-pubienne und gibt mit Hinzuziehung der übrigen Litteratur eine kritisch-referirende Monographie der Hernia obturatoria. Der erste Abschnitt enthält die Anatomie des Canalis obturatorius und der möglichen Bahnen für die Hernia obturatoria; der zweite die Pathologie und Therapie der Hernia obturatoria; dann folgt ein kurzer geschichtlicher Abriß über die Lehre von der H. o. und die Litteratur; die Tafeln sind außer aus der Abhandlung von Vinson, aus Cruveilhier, Cloquet, Rayer entnommen worden und eine gehört der früheren Abhandlung des Vfs an. Eine Monographie über diesen noch wenig behandelten und doch so wichtigen Gegenstand der chirurg. Anatomie und Therapie zu schreiben, ist gewiß ein Unternehmen, welches den Dank des Publicums verdient und wir müssen anerkennen, daß der Vf. seine Aufgabe würdig gelößt hat. Die Darstellung aller Thatsachen ist mit größtem Fleiße durchgeführt und es werden dem Leser alle Verhältnisse klar vor Augen gelegt, wobei überall zu sehen, wie Verf. auf dem Grunde eigner guter Beobachtungen und Anschauungen steht. Einzelne Fälle hat Vf. nicht mit in seine Beschreibung aufgenommen, sondern sich immer allgemein resumirend verhalten, auch seine eignen Beobachtungen sind der allgemeinen Darstellung eingefügt worden. Wenn auch die Lehre von der Hernia obturatoria durch diese Arbeit in bedeutender Weise nicht weiter gebracht wird, so ist sie doch jedenfalls dadurch förderlich, daß sie eine reine und tüchtige Basis schafft und den Stand der Sache in völlig erschöpfender Weise darstellt.

Fr.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 2. Juni 1856.

Göttingen

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung 1856. Die drei johanneischen Briefe. Mit einem vollständigen theologischen Commentare von Dr. Friedr. Düsterdieck. Zweiten Bandes zweite Lieferung, den Commentar zu 1 Joh. V, 6—21, die Einleitung und den Commentar zu 2 Joh. und 3 Joh. enthaltend. S. 343—544, in Octav.

Die Vollendung meiner Arbeit hat weit länger gewährt, als ich bei dem Erscheinen des ersten Bandes (Einl. zu 1 Joh. und Comment. zu 1 Joh. I, 1—II, 28) hoffte; doch darf ich mich damit entschuldigen, daß ich während der Ausarbeitung des zweiten Bandes in ein neues Amt, das Pfarramt, berufen wurde, in welches mich einzuleben vor allen Dingen meine Pflicht war. So ist es gekommen, daß der zweite Band in zwei Abtheilungen erscheinen mußte. Von der so eben ausgegebenen Schlußlieferung habe ich noch, indem ich nun das ganze Werk dem Wohlwollen des theologischen Publicums empfehle, zu sagen,

daß sie, ohne meines Wissens von der wissenschaftlichen Art und Weise der vorangehenden Lieferungen irgendwie abzuweichen, also ausgearbeitet worden ist, daß mir dabei die Verantwortlichkeit der Schriftauslegung noch in ganz anderer Weise, als ich selbst bei der Vorrede des ersten Bandes wußte, in Erinnerung gewesen ist. Einem Pastor muß es ja wohl besonders nahe liegen zu fragen: wird Deine Exegese dazu taugen, die Gemeine zu erbauen? Was einem hinter dem Schreibtische nicht immer einfällt, daran wird man oft sehr schmerzlich erinnert, wenn man die Probe seiner theologischen Wissenschaft an dem auf dem göttlichen Worte beruhenden Leben und Wirken in einer Gemeine machen muß. Ich gestehe insbesondere, daß die bestimmte Frage, wie sich nach dem so oder anders verstandenen Texte die Predigt aus demselben gestalten müßte, mir sehr oft gekommen ist, mich immer doppelt vorsichtig — doch, hoffe ich, nie befangen — gemacht und manchmal mir eine unbeschreiblich freudenreiche Bestätigung der rein wissenschaftlichen Arbeit gebracht hat. —

Vielleicht ist es nicht überflüssig, noch ausdrücklich hervorzuheben, daß die eben angedeutete Auslegungsweise mich keineswegs abgehalten hat, die berühmte Stelle 1 Joh. V, 7. 8 entschieden für unecht zu erklären und das οὗτος κτλ. V. 20 auf „Gott", nicht auf „Christus", zu beziehn. Zu der schwierigen und überaus inhaltsreichen Stelle 1 Joh. V, 6—13 habe ich eine Erklärung vorgetragen, die mich völlig befriedigt, weil dieselbe, wie mir scheint, aus dem Contexte selbst erhoben ist. Auch die Erörterung der viel besprochenen Stelle V, 16 möchte ich der Prüfung besonders empfehlen.

Die beiden kleinen Briefe habe ich dem Apostel

Johannes zuzusprechen kein Bedenken gehabt, obwohl ich mich der Ansicht derjenigen angeschlossen habe, welche in dem sogenannten Muratorischen Fragmente ein nicht zu verachtendes Zeugniß gegen die apostolisch-johanneische Authentie dieser Briefe finden. Denn daß die dort genannten Johannis duas den ersten und den zweiten Brief— nicht den zweiten und dritten — bezeichnen, und daß die Worte et (lies ut) Sapientia etc. sich überhaupt nicht auf jene duas beziehen sollten, will mir auch jetzt, trotz der mir damals noch nicht vorliegenden neuesten Abhandlung C. Wieselers, nicht einleuchten. Dr. Fr. Düsterdieck.

Brüssel, Gent und Leipzig

bei C. Muquardt 1854. Retraite et mort de Charles-Quint au monastère de Yuste. Par M. Gachard. 233 S. in Octav.

Retraite et mort de Charles-Quint au monastère de Yuste. Lettres inédites publiées d'après les originaux dans les archives royales de Simancas. Par M. Gachard. Tom. I. 1854. XCII u. 460. Tome II, 1855, CLXVI u. 528 S. in Octav.

Die Verdienste, welche Gachard um die Geschichte Spaniens und der Niederlande während der Zeit des sechszehnten Jahrhunderts durch Veröffentlichung der wichtigsten Sammlungen von Urkunden und Correspondenzen erworben, sind so oft und namentlich auch in diesen Blättern hervorgehoben, daß Ref. sich einer abermaligen Hinweisung auf dieselben überheben zu dürfen glaubt. Ueberdies wird ein einfacher Bericht über den Inhalt der oben genannten Schriften vollkommen ausreichen, um die ganze Bedeutsamkeit derselben in's

Auge fallen zu lassen. Nur die Bemerkung sei hier noch gestattet, daß, wenn der Verf. hin und wieder mit allzugroßer Aengstlichkeit sich der Erforschung von Minutien hinzugeben scheint und andrerseits unter den Documenten mehrfach auch solche aufgenommen hat, deren Inhalt nach keiner Seite ein besonderes Gewicht geltend zu machen geeignet sein dürfte, bei der Veröffentlichung von Sammlungen dieser Art die möglichste Vollständigkeit das Ziel abgeben muß. Wie ungleich vollständiger mußten die Resultate der hierauf beruhenden Untersuchungen ausfallen, als die von William Stirling in seinem, gleichfalls in diesen Blättern besprochenen, Werke über das Klosterleben Karls gewonnenen.

Wenden wir uns zunächst zu dem erst genannten Werke, einer historischen Einleitung, die aus den in den zwei nachfolgenden Bänden enthaltenen Documenten erwachsen ist und wiederum Uebersicht und Verständniß der letzteren zu erleichtern den Zweck hat.

Die Hauptpunkte, welche in dieser Introduction einer gedrängten Untersuchung unterzogen werden, sind: die Gründe, welche Karl V. zum Niederlegen der Kronen bewogen und ihn das Kloster Yuste wählen ließen, um dort seine Tage zu beschließen; sodann die auf sein Geheiß an letztgenanntem Orte in's Leben gerufenen Bauten, den Act der Abdankung und die Ursachen des hiernach so auffallend verlängerten Aufenthalts in den Niederlanden.

Den erstgenannten Gegenstand anbelangend, so stellt der Verf. mit der in allen Arbeiten vorherrschenden Genauigkeit die Angaben gleichzeitiger Berichterstatter über die seit frühester Jugend sich kund gebende Schwächlichkeit des Kaisers mit

der bis zu einem ungewöhnlichen Grade gesteigerten Thätigkeit und der Theilnahme an Feldzügen zusammen, deren nachtheilige Folgen auch auf eine stärkere Natur zurückgewirkt haben würden; er knüpft daran die namentlich aus dem von Heine herausgegebenen Briefwechsel des kaiserlichen Beichtigers und aus den Relationen venetianischer Gesandten sich ergebende Thatsache, daß Karl an den Freuden der Tafel einen mehr als billigen Genuß fand. Seit der Beendigung des Feldzuges gegen die Schmalkaldischen konnte der Kaiser sich nur noch vorübergehend eines schmerzenlosen Befindens rühmen. Zu dem häufiger als zuvor wiederkehrenden Podagra gesellten sich die Beschwerden von Hämorrhoiden und eines die Umgebung mit der ängstlichsten Sorge erfüllenden Asthma, das nur während des zeitweiligen Aufenthalts in den Niederlanden hin und wieder an Heftigkeit verlor. Jede augenblickliche Besserung verleitete dann zu unzeitigen Anstrengungen; seinem nimmer müden Geiste war die spannende Beschäftigung mit der Regierung so vieler Staaten in gleichem Grade Bedürfniß, als die Macht der Gewohnheit ein Festhalten an der als zweckmäßig erkannten Diät nicht zuließ.

Schon während des Winters von 1553 auf 1554, den der Hof in Brüssel zubrachte, hielt der Kaiser sein Ende für nahe bevorstehend; in dem darauf folgenden Sommer sah man ihn zum letzten Male an der Spitze des Heeres, um einem von Seiten Heinrichs II. drohenden Angriff auf die Niederlande zu begegnen. Hieraus ergibt sich zur Genüge, wie überflüssig es ist, die Abdankung Karls auf künstlich herbeigezogene, in sich wenig haltbare Gründe zurückzuführen. Der geknickte Körper vermochte den Anforderungen der Regie-

rung nicht mehr zu entsprechen, und anstatt die Verzichtleistung als einen absonderlichen, aus versteckten und tiefliegenden Gründen beruhenden Act zu bezeichnen, muß man vielmehr die geistige Kraft eines Mannes bewundern, die durch eine lange Reihe von Jahren Ungemach und Schmerzen niederzukämpfen verstand.

Ein zweiter Punkt betrifft die Frage, wann zuerst in Karl V. der Entschluß aufgestiegen sei, sein Leben in der Ruhe des Privatmannes zu beschließen. Hierauf bezüglichen und mit einer gewissen Entschiedenheit ausgesprochenen Aeußerungen begegnet man bereits in der Mitte des Jahres 1542, während der feste Entschluß als solcher wohl zuerst in einem an den General der Hieronymiten in Spanien gerichteten Schreiben aus dem ersten Monat des Jahres 1554 sich kund gegeben haben mag. Eben damals war seine Gesundheit angegriffener als je zuvor und der Abschluß des Vermählungsvertrages Philipps mit Maria von England gab ihm hinsichtlich der politischen Lage seiner geliebten Niederlande eine lange erstrebte Garantie. Sobald der Entschluß gereift war, mußte sich die Nothwendigkeit herausstellen, seinen demnächstigen Aufenthalt außerhalb der Niederlande zu wählen, theils weil diese als Grenzlande des kriegslustigen Frankreichs die erforderliche Ruhe und Sicherheit nicht geboten haben würden, theils weil die Aerzte den Genuß eines milderen Klimas für unumgänglich erachteten. Die Wahl eines Klosters aber entsprach in gleichem Grade den religiösen Richtungen des Kaisers, als seinem Verlangen, den Berührungen mit der Außenwelt möglichst entzogen zu sein, und was die Bevorzugung der Hieronymiten betrifft, so darf nicht übersehen werden, daß Karl, gleich

seinem mütterlichen Großvater, von jeher diesem Orden mit besonderer Vorliebe zugethan war. Die Wahl des Klosters in der Vera von Plasencia scheint jedoch nicht sowohl aus eigener Anschauung, als aus den hinsichtlich dieses Gegenstandes eingeholten Berichten hervorgegangen zu sein.

Behufs der Ausführung der vom Vater gewünschten Bauten in Yuste begab sich Philipp II. selbst an Ort und Stelle, genehmigte den von Brüssel eingesandten Plan und sorgte einstweilen für die Auszahlung von 3000 Ducaten. Die Ausführung des Baues wurde zunächst demselben Klosterbruder, Antonio de Villacastin, übertragen, der später an der Aufführung des Escurial wesentlichen Antheil hatte. Im Herbst 1554, bis zu welcher Zeit Karl anfangs in Spanien einzutreffen gesonnen war, konnten indeß die neuen Gebäude noch nicht bewohnbar sein, während die vorhandenen Räumlichkeiten des Klosters sich als völlig ungenügend zur Aufnahme des Kaisers und seines Gefolges erwiesen. Die Kosten der im Julius 1556 vollendeten Bauwerke beliefen sich auf fast 10,000 Ducaten.

Die erfolglose Unternehmung Heinrichs II. (1554) in das Gebiet von Namur ließ in dem Kaiser die Ansicht Raum gewinnen, daß ein verlängerter Aufenthalt Don Philipps in England augenblicklich von größerer Wichtigkeit sei, als dessen anfangs gewünschte schleunige Uebersiedelung nach den Niederlanden. Als dann die Wiedereinführung des Katholicismus, leichter als man zu erwarten berechtigt sein konnte, in England vor sich gegangen war und Karl hiernach die Ankunft des Sohnes in Brüssel beschleunigt zu sehen wünschte, wurde diese dadurch verzögert, daß Maria in dem

Wahn, daß sie ihrem Reiche einen Erben schenken werde, sich von dem Gemahl die Zusage geben ließ, vor erfolgter Entbindung nicht von ihrer Seite zu weichen. Erst im letzten Augenblicke zeigte sich, daß die Königin, und mit ihr die Aerzte, sich einer Täuschung hingegeben hatten. Was aber auch jetzt noch Philipp II. verhinderte, sich nach Brüssel einzuschiffen, war der Umstand, daß dieser Erbe der halben Welt in Folge der Austheilung überreicher Geschenke in England zur Zeit nicht im Stande war, seinen Gläubigern zu genügen, daß seine gesammte Barschaft sich auf 2000 Ducaten belief und er sogar »como prestado«, d. h. seine Tafel auf Borg nehmen mußte. Vom Vater, der selten ohne Geldverlegenheit war, durfte er keine Aushülfe erwarten und an seine königliche Gemahlin sich zu wenden, erlaubte sein Stolz nicht. Fast klingt es wie Ironie, wenn in jener Zeit Philipp an den Vater die Bitte richtete, ihm die Abhaltung der kostspieligen Obsequien für seine Großmutter, die unglückliche Juana, durch eine Todtenfeier in Brüssel abzunehmen, und gleichzeitig der Kaiser den Sohn ersuchte, die bräuchlichen Feierlichkeiten in London vor sich gehen zu lassen, weil er zu einem Aufwande der Art nicht eingerichtet sei. Erst als die begehrten Wechselbriefe aus Spanien eintrafen und die Börse zu Antwerpen neuen Credit eröffnet hatte, konnte Philipp an die Einschiffung in Dovre denken.

Sofort nach der Ankunft Philipps in Brüssel führten die Beredungen mit dem Vater zu dem Resultate, daß Letzterer ohne weiteren Verzug die Niederlande abtreten und die Huldigung der Stände zu Gunsten des Sohnes betreiben zu wollen erklärte.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. 90. Stück.

Den 5. Juni 1856.

Brüssel, Gent und Leipzig

Schluß der Anzeige: »Retraite et mort de Charles-Quint au monastère de Yuste. Par M. Gachard etc.«

An eine Einrede der Stände konnte um so weniger gedacht werden, als sie bereits geraume Zeit zuvor in Philipp den rechtmäßigen Herrn anerkannt hatten. Etwas Anderes war es, wenn sie bei dieser Gelegenheit sich bemüht zeigten, vortheilhafte Capitulationen abzuschließen. Jetzt war es noch ein Wunsch, den Karl gern vor Antritt seiner Reise hätte in Erfüllung gehen sehen. Er betraf eine Unterredung mit seinem Bruder Ferdinand, um auf diesem Wege die Spannung zu beseitigen, welche aus dem Werben um die deutsche Krone für den Infanten und aus der Vermählung des Letzteren mit der von Ferdinand für einen seiner Erzherzöge begehrten Maria von England erwachsen war. Doch scheiterte die Erfüllung dieses Wunsches an der Unlust des deutschen Königs.

Uebergehen wir die in allen wesentlichen Theilen schon früher bekannten Feierlichkeiten bei der Abdication (25. October 1555) Karls in Brüssel, jene ergreifende Scene, in welcher der Kaiser seine Erblande auf den Sohn übertrug und dieser, wie es in einer spanischen Romanze heißt,

Luego se levantó el rey
Y al emperador decia,
Estando en pié sin bonete,
La merced que le hacia.

Hincándose de rodillas
El rey la mano pedia
Para besarle á su padre,
Que dársela no queria.

Echóle al cuello los brazos,
Que se levante porfia,
Con lágrimas y no pocas
Que de padre y hijo habia.

Nun schien der Abreise des Kaisers noch während des Winters 1555 kein Hinderniß mehr entgegenzustehen. An die Flotte war der Befehl ertheilt, spätestens bis zum November segelfertig zu sein, an den Staatssecretair Vazquez, für die in Bilbao, Laredo oder Santander bevorstehende Landung die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen, und seit Wochen hatte die Dienerschaft der Schwestern des Kaisers die Anordnungen zur Abfahrt in Bereitschaft. Ueber den Grund des gleichwohl abermals eintretenden Aufschubes schweigen die Historiker jener Zeit. Man könnte geneigt sein, ihn in dem mißlichen Befinden Karls zu suchen, wenn sich nicht aus den Briefen Philipps ergäbe, daß er lediglich auf die Erschöpfung des Schatzes zurückzuführen ist. Es fiel dem Kaiser unbequem,

die Niederlande zu verlassen, bevor die Verabschiedung seiner Hausdienerschaft erfolgt sei, deren Forderungen an rückständigem Gehalte sich auf nicht weniger als 200,000 Thaler beliefen. Spanien war in dem Augenblicke zu erschöpft, um durch Barsendungen auszuhelfen, die von dort erwartete Flotte verzögerte ihre Ankunft bis zum Frühling des folgenden Jahres und Karl mußte, obgleich nicht mehr gebietender Herr, die Freigebigkeit der niederländischen Stände durch persönlich vorgetragene Bitte in Anspruch nehmen. Nun erst erfolgte die Verzichtleistung auf die spanischen Kronen, bei welcher Gelegenheit der Verf. hervorhebt, daß in keiner der hierauf bezüglichen Urkunden von einem ausbedungenen Jahrgelde die Rede ist, von welchem Robertson, Meteren 2c. wenn auch mit abweichender Angabe der Summen, mit so großer Sicherheit zu erzählen wissen.

Wenn damals Philipp in den Vater dringen konnte, seinen Aufenthalt in den Niederlanden zu verlängern, theils um durch seine Anwesenheit diese Provinzen gegen eine Ueberziehung von Seiten Frankreichs sicher zu stellen, theils um ihm (Philipp) dadurch eine für nothwendig erachtete Reise nach Spanien zu ermöglichen, so spricht sich darin mindestens jener kalte, herzlose Egoismus aus, der überall den König von Spanien bezeichnet. Der Vater willigte so weit in das Begehren des Sohnes, als er seine Abfahrt bis zum August hinausschob. Im Junius erfolgte die Verabschiedung seines Hausgefolges, das, ganz abgesehen von der wallonischen, deutschen und spanischen Leibwache, aus nicht weniger als 400 Köpfen bestand. An der Spitze desselben befand sich als grand maître der Herzog von Alba; Graf Boussu versah das Amt des Oberstallmeisters, Oudart de

Versacques das des Großalmosenier. Die Oberkammerherrn-Stelle war nach dem Tode des Grafen Heinrich von Nassau nicht wieder besetzt worden. Unter dem adligen Gefolge begegnete man Mitgliedern der ältesten Familien von Spanien und den Niederlanden. Die Zahl derer, welche ihm in die Einsamkeit zu folgen bestimmt wurden, war im Allgemeinen keine erheblich große. Zum Arzt wählte der Kaiser den jungen Henri Mathys, zum Haushofmeister den Obersten Quijada. Außer dem unentbehrlichen Silbergeschirr sollten nur einige Reliquien und einige Gemälde von Titian den Kaiser nach Spanien begleiten; alle sonstigen Kostbarkeiten wurden den Beamten von König Philipp eingehändigt.

Im Julius 1556 traf Erzherzog Maximilian mit seiner Gemahlin Maria, der Tochter des Kaisers, in Brüssel ein, hauptsächlich um Letzteren zu bewegen, mit der Niederlegung der deutschen Krone noch zu zögern, weil König Ferdinand auf die Vorliebe der Kurfürsten für das Haus Habsburg kein allzugroßes Gewicht legte. Der Kaiser ging ungern, zunächst wohl nur in Folge des dringenden Wunsches von Don Philipp, hierauf ein, bevollmächtigte seinen Bruder, nach Belieben die Kurfürsten zu berufen und fügte das Versprechen hinzu, Letzteren erst dann seine unbedingte Entsagung auf die Krone notificiren lassen zu wollen, wenn sie zu der sofortigen Uebertragung derselben auf den Bruder ihre Einwilligung ertheilten. Am 28. August nahm der Kaiser in Gent Abschied von seinem Sohn, der nach Spanien den Befehl gesandt hatte, an dem Orte der Landung 4000 Ducaten zur Bestreitung der nächsten Bedürfnisse bereit zu halten. Auf einem Dorfe bei Vliessingen, wo er des günstigen Windes zur Abfahrt

wartete, fertigte Karl die Urkunde aus, kraft welcher er sich der deutschen Krone begab, ernannte den Prinzen von Oranien, den Vicekanzler Seld und den Geheimschreiber Haller zu seinen Gesandten für den bevorstehenden Kurfürstentag und benachrichtigte die deutschen Stände, daß er vorläufig den römischen König mit allen Angelegenheiten des Reichsregiments beauftragt habe.

Von zwei zur Einschiffung bereit liegenden Flotten, deren eine unter dem Namen der armada de Guipuscoa bekannt und von dem Generalcapitain Luis de Carbajal geführt war, die andere, aus flämischen und seeländischen Schiffen gebildet, unter dem Admiral Adolphe de Bourgogne stand, wählte der Kaiser die erstgenannte. In sämmtlichen Gemeinen der Niederlande wurden auf Befehl Philipps, in allen Kirchen und Klöstern Spaniens auf Anweisung Juanes Processionen, Gebete und Fasten für die glückliche Ueberfahrt angeordnet. Schon einmal, und zwar vor 39 Jahren, hatte sich der Kaiser an der nämlichen Stätte nach Spanien eingeschifft. Damals galt es, die reiche Erbschaft der katholischen Könige zu übernehmen, und er hatte mit dem vollen Glanze eines mächtigen Gebieters, in der Frische des Jugendlebens, von den Gesandten der großen christlichen Höfe und einem fröhlichen Adel aus Deutschland und den Niederlanden begleitet, die Reise angetreten. Jetzt fuhr er, krank und altersmüde, aller Kronen bar, mit kleinem Gefolge und ohne andere Sehnsucht als die nach klösterlicher Stille, des nämlichen Weges. Der Traum irdischer Größe war in ihm erstorben; er dachte nur noch der Stunde, in welcher ihn Gott aus diesem Leben abberufen würde.

So weit die historische Einleitung, auf welche

in dem ersten der oben genannten Bände 237, in dem zweiten 191 briefliche Documente folgen. Dem ersten Bande ist, neben einem Plan des Klosters von Yuste, ein Vorwort beigegeben, aus welchem Refer. das Nachfolgende, verbunden mit dem Bericht über einige der wichtigsten Correspondenzen hervorhebt.

Beinahe die Hälfte der hier mitgetheilten Briefe rührt von Don Luis Quijada her, der seit dreißig Jahren der nächsten Umgebung des Kaisers angehörte und an fast allen kriegerischen Unternehmungen desselben mit Auszeichnung Theil genommen hatte. Deshalb ehrte ihn sein Herr mit allen Zeichen des höchsten Vertrauens, indem er ihn zum Mitwisser des über Don Juan d'Austria schwebenden Geheimnisses machte und zugleich an die Spitze des Gefolges stellte, welches seine klösterliche Einsamkeit zu theilen bestimmt war. Auf Letzteres hatte freilich Don Luis nicht gerechnet, und es kostete ihm einen schweren Kampf, bis er sich entschloß, dem Wunsche des Gebieters gemäß, in eine stete Trennung von einer geliebten Gemahlin zu willigen. Seitdem gehörte er mit allem Sorgen und Sinnen dem kranken Kaiser an. »Si nuestra sangre, schreibt er im September 1558 an den Staatssecretair Juan Vazquez, fuese parte para ayudalle, la daríamos de buena voluntad; y aunque se pasa trabajo, no se siente, deseando y procurando que Dios le dé salud.« Die letzten Aufträge für's Leben legte Karl in die Hände dieses treuen Dieners.

Gegen 60 der hier abgedruckten Schreiben sind von Martin de Gaztelu, der früher unter Francisco de Eraso in der spanischen Kanzlei gearbeitet hatte und jetzt als Geheimschreiber die Einsamkeit des Kaisers theilte. Die Mittheilungen

von ihm und Quijada sind zum überwiegenden Theile für Juan Vazquez bestimmt und bilden gewissermaßen ein fortlaufendes Tagebuch über die Lebensweise und das Ergehen Karls V. vom Tage seiner Ausschiffung in Laredo bis zur Stunde des Todes. Die nicht unbeträchtliche Correspondenz des Arztes Henri Mathes verbreitet sich im Wesentlichen über die Krankheit des Kaisers und dürfte als Beleg des derzeitigen Standpunktes der Arzneiwissenschaft für Sachverständige von besonderem Interesse sein.

Der von des Kaisers Hand abgefaßten Briefe finden sich hier siebzehn, die, mit Ausnahme von zweien, an die Princessin Juana und an den Staatssecretair Vazquez gerichtet sind und sich theils auf die Politik des Tages, theils auf Familienangelegenheiten des kaiserlichen Hauses, theils endlich auf das in Spanien sich einschleichende Lutherthum beziehen. Der letztgenannte Gegenstand beschäftigt ihn mit besonderer Lebhaftigkeit. In unverkennbarer Bewegung schreibt er darüber (3. Mai 1558) an die Princessin Juana; er billigt nicht nur die Emsigkeit, mit welcher man den von der Kirche Abgefallenen nachspürt, er wünscht sie um so mehr gesteigert zu sehen, als, seiner Meinung nach, das Glück und die Ehre des spanischen Reichs zunächst vom Festhalten an den Lehren des römischen Stuhls bedingt ist; deshalb empfiehlt er Anspannung aller Kräfte, um die Art des Umsichgreifens der Irrlehre zu ermitteln und jeder Möglichkeit eines wiederholten Durchbruchs derselben vorzubeugen; es soll auf den Schuldigen, ohne alle Rücksicht der Person, der Spruch des Glaubensgerichts seine Anwendung finden. Er schließt mit den Worten: »Si me hallara con fuerzas y dispusicion de podello

hacer, tan bien procurara de esforzarme en este caso á tomar cualquier trabajo, para procurar por mi parte el remedio y castigo de lo sobre dicho, sin embargo de los que por ello he padescido. Pero yo sé que no será menester y que en todo se hará lo que conviene.« Drei Wochen später kommt er noch einmal auf diesen Punkt zurück und billigt die Strenge des Verfahrens gegen eine Secte, deren heimliche Anhänger täglich zahlreicher befunden wurden. Ich kann nicht sagen, heißt es hier, bis zu welchem Grade mich diese Angelegenheit mit Schmerz und Sorge erfüllt, wie peinigend mir der Gedanke ist, daß, während ich in dieser Beziehung völlig arglos und in Sicherheit im Auslande lebte, derselbe fluchwürdige Wahn, den ich in Deutschland mit unsäglichen Kosten und Mühen bekämpfte, sich in Spanien hat einschleichen können. »Que ciertamente, fährt er fort, si no fuese por la certidumbre que tengo de que vos y los de los consejos que ahi estan, remediarán muy de raiz esta desventura, pues no es sino un principio sin fundamento y fuerzas, castigando los culpados mus de véras, para atajar que no pase adelante, no sé si tuviera sufrimiento para no salir de aqui á remediallo.« Er hat keine größere Furcht, als daß man einem unzeitigen Mitleiden Raum geben und auf Versicherungen von Reue und scheinbare Bekehrung ein Gewicht legen werde, anstatt mit schonungsloser Strenge durchzugreifen; er knüpft daran die Erörterung, daß ein Abfall vom Glauben nothwendig auch den Aufstand gegen die bestehende bürgerliche Ordnung nach sich ziehen müsse, daß er aus eben diesem Grunde seinem Sohn schon früher die Anwendung der schärfsten Maßregeln ge-

gen die in den Niederlanden auftauchende Ketzerei angerathen habe. In diesen Dingen, so lautet seine Ansicht, müsse man sich nothwendig über jede Competenz der Gerichte hinwegsetzen, um der Inquisition die unbeschränkteste Gewalt in ihrem Verfahren zu sichern; »porque creed, que si en este principio no se castiga y remedia, para que se ataje tan gran mal, sin esencion de persona alguna, que no me prometo que adelante será el rey, ni nadie, parte para hacello.« In gleichem Sinne schreibt er an dem nämlichen Tage an König Philipp und weist auf die Nothwendigkeit eines »castigo exemplar de los culpados y remedio de esta desaventura« hin.

Der zweite Band wird von solchen Documenten eingenommen, welche dem Herausgeber nach bereits erfolgtem Abschlusse des ersten Theils aus dem Reichsarchive in Simancas zugingen. Die Besorgniß, daß man hier zunächst nur Wiederholungen des früher Mitgetheilten begegnen werde, ist eine durchaus unbegründete. Was nicht wesentlich zur Beleuchtung des Klosterlebens von Karl gehört, ist mit dem ganzen Wust solcher Actenstücke, die kein erhebliches Interesse zu gewähren im Stande sind, vom Herausgeber ausgeschieden, hin und wieder auch wohl im gedrängten Auszuge zu einer Note verwendet.

Wir stoßen hier zunächst auf die schon früher durch den gelehrten Bakhuizen van den Brink besprochene Relation eines nicht genannten Hieronymitenmönchs über den Aufenthalt Karls in Yuste, den schmucklosen und anschaulichen Bericht eines Augenzeugen, der als eine wesentliche Grundlage für eine unparteiische Darstellung der letzten Lebensjahre des Kaisers angesehen werden muß. Sodann folgen 43 Briefe und Ausschreiben des

Letzteren, theils an König Philipp, theils an Juana, an den oben genannten Vazquez, an Kaiser Ferdinand und König Joao von Portugal gerichtet. Was in dem brieflichen Verkehr mit dem Sohn zunächst hervortritt, ist die Rastlosigkeit, mit welcher der Kaiser aus der Abgeschiedenheit des Klosters für die Größe und den Glanz seines Hauses Sorge trägt, die, fast möchte man sagen, ehrerbietige Stellung, welche er dem königlichen Sohne gegenüber einnimmt, die Schüchternheit, mit welchem er diesem Wünsche vorträgt oder Rathschläge ertheilt. In der Correspondenz mit Vazquez spricht Karl unverholen sein Mißfallen über den durch Alba mit Papst Paul IV. abgeschlossenen Vertrag aus; er beschwert sich, daß man gegen die lutherische Ketzerei in Altcastilien nicht mit dem erforderlichen Nachdrucke verfahre, er beklagt sich wiederholt über die Sorglosigkeit, mit welcher die an der casa de contratacion angestellten Beamten zu Sevilla das Interesse des königlichen Hauses wahrnehmen.

In den an Karl gerichteten Briefen Juanes spricht sich ein hoher Grad von Bitterkeit gegen den König von Böhmen (Erzherzog Maximilian), den Gemahl ihrer Schwester Maria, aus. »No puedo dejar, schreibt sie am 17. August 1558, de acordar à Vuestra Magestad el trabajo en que mi hermana está, y suplicar á Vuestra Magestad le saque dél, pues no tiene otro remedio sino el de Dios y Vuestra Magestad; y crea Vuestra Magestad que, ya qu'el rey no le tiene, será terrible cosa hacer vida con este hombre; y con los sobresaltos que mi hermana tendrá, y aunqu'ella es hija de Vuestra Magestad en la Cristiandad, tanto la podra apretar, qu'el rey, y los trabajos, y el ver-

sola, sin tener persona con quien descanse que haga algun disparate. Este es muy gran peligro, y el de sus hijos muy mayor, pues quitárselos ya Vuestra Magestad ve qué desconsuelo será para ella, que no creo que tiene otro descanso.« Sie betreibt sogar die Reise des Erzbischofs von Toledo zum Kaiser, damit Letzterer durch diesen von den Verhältnissen der Schwester eine genauere Kunde erhalte.

Solche Aeußerungen überraschen um so mehr, als der Grund derselben mit der liebenswürdigen Persönlichkeit des Erzherzogs schwer in Einklang gebracht werden kann und die Berichte der venetianischen Gesandten sich über das Verhältniß desselben zu seiner keineswegs schönen Gemahlin aufs Günstigste lauten. Die Ursachen jenes tief einschneidenden häuslichen Zerwürfnisses, von welchem Juana spricht, dürfen wohl nur auf abweichende Anschauungen im Gebiet der Politik oder des Glaubens zurückgeführt werden. Weiß man doch, daß Maximilian weder für Spanien, noch für dessen König jemals besondere Zuneigung hegte und daß er im Herzen mehr der lutherischen als der römischen Doctrin zugethan war.

Die Schreiben von Vazquez enthalten zunächst Mittheilungen politischen Inhalts aus England, Italien und den Niederlanden und erhärten die Vorliebe, mit welcher der Kaiser auch noch im Kloster den Entwickelungsgang der europäischen Politik verfolgte, wie nahe ihm das Bedürfniß lag, mit der geschichtlichen Durchbildung von Zuständen vertraut zu bleiben, zu denen er selbst theilweise den Impuls gegeben hatte.

Auch dieser Band gewährt einige interessante Aufschlüsse über die Verbreitung des Lutherthums in Spanien, die wohl geeignet sind, die historia

de los protestantes españoles y de su persecucion por Felipe II. von de Castro zu ergänzen. Sie finden sich, abgesehen von einem an den König eingesandten Verzeichnisse der nach Valladolid in Haft gebrachten Lutheraner, welches eine beträchtliche Zahl von Mitgliedern der angesehensten Familien namhaft macht, in mehreren Zuschriften des Erzbischofs von Sevilla an den Kaiser. Eine über diesen Gegenstand mit Ausführlichkeit sich verbreitende Relation enthält das Schreiben des gedachten Prälaten vom 2. Junius 1558 unter der Rubrik »Memoria de lo que ha passado y se ha hecho en los negocios que han subcedido de nuevo cerca de los herrores luteranos«, aus welchem man namentlich ersieht, auf welche Weise die Inquisition die Anhänger der neuen Lehre aufspürte und welcher Mittel sie sich zur Vertilgung derselben bediente.

Die in diesem Bande enthaltenen Correspondenzen von Quijada, Gaztelu und dem Doctor Mathys sind, mit geringen Ausnahmen, an den Staatssecretair Vazquez gerichtet und vervollständigen das Bild über die Beschäftigung und Lebensweise des Kaisers. In den Aeußerungen des Arztes finden wir von Neuem die Klage über jene Maßlosigkeit im Genusse von Tafelfreuden begründet, die wiederholt in dem von Heine herausgegebenen Briefwechsel des kaiserlichen Beichtigers sich geltend macht.

Den Briefwechsel Philipps II. mit dem Vater — derselbe mag sich während des fast zweijährigen Aufenthalts des Kaisers in Spanien auf höchstens sieben Schreiben belaufen haben — hat der Herausgeber, aller Bemühungen unerachtet, nicht aufzufinden vermocht; ebensowenig die für den König abgefaßten Berichte des im Anfange des Jah-

res 1557 von Brüssel nach Yuste abgesandten Ruy Gomez de Silva. Daß Philipp so selten das Bedürfniß empfand, zum Vater zu sprechen, wird bei der Kenntniß seiner Persönlichkeit nicht überraschen. So gewiß er den äußeren Verpflichtungen gegen den Kaiser mit Gewissenhaftigkeit entsprach und namentlich darüber wachte, daß die zum Unterhalt desselben erforderlichen Geldmittel pünktlich eingesandt wurden, so wenig kannte sein Herz kindliche Hingebung oder auch nur Zartgefühl im Verhältnisse zu dem, welchem er die Krone verdankte.

Man hat sich früher immer der Meinung hingegeben, daß Karl V. im Kloster Yuste nur als Mönch gelebt und seine Zeit ausschließlich mit Kirchendienst, Gebet und religiösen Betrachtungen zugebracht habe. Schon die Darstellung Stirlings und die Monographie Mignets über Karl V. ergeben das Irrthümliche dieser Ansicht und die vorliegenden Documente sind wohl geeignet, das Klosterleben des Fray Carlo — so nennt ihn der bekannte Historiker D. Luis de Avila in einem Schreiben an Juan Vazquez — in eine andere Beleuchtung zu setzen. Allerdings hegte Karl zur Zeit seiner Landung in Spanien den Vorsatz, alle Staatsgeschäfte und Gegenstände der Politik von sich fern zu halten und nur für seine Gesundheit und das Heil seiner Seele zu leben. Aus diesem Grunde verbat er sich den ihm zugedachten prunkvollen Empfang in Burgos und Valladolid; er fühlte sich nicht mehr als Gebieter und die Huldigungen, welche ihm als ehemaligem Regenten dargebracht wurden, fielen ihm lästig. Quijada sowohl als Gaztelu versichern noch im October 1556 wiederholt, der Kaiser habe einen solchen Widerwillen gegen Staatsangelegenheiten daß man

ihrer in seiner Gegenwart nicht erwähnen dürfe. Doch waltete diese Richtung nur während der ersten Zeit des Aufenthalts in Yuste vor. Bald fühlte sich der Kaiser gedrungen, mit Rath und That in die Angelegenheiten seiner Familie einzugreifen, und seit der oben erwähnten Sendung des Ruy Gomez de Silva wandte er sich mit dem Eifer früherer Jahre noch einmal der Politik zu. Ein Theil der diplomatischen Verhandlungen, welche Philipp einleiten ließ, waren von ihm entworfen; er betrieb, während Letzterer in den Niederlanden weilte, die Vervollständigung des spanischen Heeres und das Aufbringen der zur Fortsetzung des französischen Krieges erforderlichen Geldmittel; er war es, der dem nach Portugal bestimmten Gesandten Spaniens die Instruction aussertigte, die Vertheidigung der südlichen Küstenlande gegen die türkische Flotte anordnete und auf nachdrückliche Bestrafung der in Zamora und Valladolid verhafteten Lutheraner bestand.

Zwei dem Gebiete der Politik angehörige Gegenstände waren es vornehmlich, welche den Kaiser während seines Aufenthalts in Estremadura in Anspruch nahmen; einmal seinem Hause die Nachfolger auf den portugiesischen Thron zu sichern, sodann den Herzog von Vendôme, Antoine de Bourbon, dahin zu stimmen, seinen Ansprüchen auf das Königreich Navarra für immer zu entsagen und sich dem spanischen Interesse anzuschließen.

Den Schluß der Einleitung dieses zweiten Bandes bildet eine interessante Digression über die von Karl V. abgefaßten Memoiren, ein Gegenstand über welchen der Herausgeber bereits vor länger als zehn Jahren die Resultate seiner Nachforschungen veröffentlichte. Seitdem sind letztere durch die nachmals aufgefundenen Documente wesentlich

vervollständigt. Daß der Kaiser Commentarien hinterlassen, kann hiernach keinem Zweifel unterliegen, aber über das Schicksal derselben liegen keinerlei Nachweisungen vor. Doch darf man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie, gleich den Correspondenzen des D. Luis de Requesens und des Grafen von Fuentes auf Befehl von König Philipp II. den Flammen übergeben seien.

Dublin

Her Majesty's Stationary Office 1854. The Census of Ireland for the year 1851. Part III. Report on the Status of Disease. By Will. Donnelly, Chief Commissioner and W. R. Wilde, Assist. Commiss. IV u. 150 S. in Quart.

Als die Aufnahme des Census für Irland in der Nacht vom 30. März 1851 im Gange war, glaubten die damit Beauftragten werthvolle Resultate hinsichtlich des Gesundheitszustandes des ganzen Landes zu erhalten, wenn sie sich Nachricht über alle Individuen verschafften, welche in dieser Nacht entweder in öffentlichen Anstalten oder ihren eigenen Wohnungen sich in einem kranken Zustande befanden. Eine solche Zusammenstellung muß, wenn sie gehörig classificirt und geordnet, nicht bloß die Zahl und Vertheilung der Krankheiten in einem Lande nachweisen, sondern auch zeigen, welcher Art von Krankheiten die Bewohner desselben zu einer bestimmten Zeit am meisten unterworfen sind. Sie ist deshalb für den Arzt so wichtig wie für den Staatsmann; sie gestattet eine Einsicht in die Ursachen der Krankheiten, die Verhältnisse, von denen deren Verbreitung und größere Häufigkeit in gewissen Gegenden abhän-

gen, sie gibt die Mittel an, dieser Verbreitung vorzubeugen; sie zeigt ferner, in wie weit die sociale Lage des Landes, der Wohlstand desselben, die Beschäftigung seiner Einwohner das Erkrankungsverhältniß influiren und sie gibt der Verwaltung Winke an die Hand, was zur Vermeidung der Uebelstände zu thun. — Es ist vorliegendes Werk der erste Versuch der Art, denn soviel wir wissen, ist noch nirgends eine Arbeit von solcher Ausdehnung unternommen. Sie war demnach keine leichte, und es hing zum großen Theile von dem Entgegenkommen des Publicums ab, in wie weit sie ihren Zweck erreichen konnte. — Die eingelieferten Berichte wurden später von Aerzten und der Polizei verificirt, über manche Punkte genauere Details eingezogen, so daß, wenn auch viele Irrthümer hinsichtlich der nicht in öffentlichen Anstalten befindlichen Kranken vorhanden sein mögen, der Bericht doch der Wahrheit sehr nahe kommt, besonders da die Ursachen der Irrthümer im ganzen Lande dieselben sein mußten. Zeigt nun auch der vorliegende Theil des Census nicht den durchschnittlichen Gesundheitszustand Irlands, da er nur die an einem bestimmten Tage vorhandenen Krankheitsfälle umfaßt und man nicht weiß, ob nicht besondere Umstände gerade damals die Zahl und Art der Erkrankungen influirten — so gibt er wenigstens ein Bild von dem Vorwiegen gewisser Krankheiten, dem Gesundheitsverhältniß verschiedener Klassen der Gesellschaft und der verschiedenen Provinzen des Landes.

Die Art und Weise, wie man die Resultate erlangte, sind bei jeder einzelnen Abtheilung des Berichts angegeben, worauf Ref. verweis't.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 7. Juni 1856.

Dublin

Schluß der Anzeige: »The Census of Ireland for the year 1851. Part III. Report on the Status of Disease. By Will. Donnelly.«

Die Gesammtsumme aller Kranken ist in zwei Hauptgruppen getheilt, in solche, welche mit permanenten, und solche, die mit vorübergehenden Affectionen behaftet sind. Unter den ersten werden die Taubstummen, Blinden, Geisteskranken, die Krüppel abgehandelt; zu letzterer gehören alle die, welche mit acuten und chronischen, in Irland gewöhnlich vorkommenden Krankheiten behaftet sind. Natürlich gehen beide Gruppen oft in einander über, da ein Taubstummer z. B. von einer Pneumonie befallen werden kann, manche Formen von Geisteskrankheit heilbar sind, und auf der andern Seite manche Fälle der 2. Gruppe nie geheilt werden, sondern unbedingt bis zum Tode andauern.

Unter den „permanenten“ Krankheiten ist die Taubstummheit am weitesten besprochen, ein Zu-

stand, welchem Mr. Wilde schon seit langer Zeit seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Der betreffende Bericht ist der statistischen Section der British Association 1852 zu Belfast schon von jenem vorgelegt und zum Theil auch in seinen »Observations on the diseases of the ear« veröffentlicht.

Eine sehr interessante Zugabe ist die Geschichte der verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten, die Wilde bei jeder einzelnen Abtheilung gibt; so über den Unterricht der Taubstummen von den frühesten Perioden seiner Entwicklung an und die in Irland diesem Zwecke gewidmeten Institute, über die Blindeninstitute, die Irrenhäuser und das Armenwesen. In dem Berichte über die Kranken in den öffentlichen Hospitälern ist die Entstehung letzterer von den frühesten Zeiten an bis zu den Epidemien von 1847 und 48 geschildert. — Es ist indeß nicht möglich, einen Auszug dieser Mittheilungen zu geben und in die Details der ganzen Arbeit näher einzugehen, da diese selbst aus den eingelaufenen Berichten schon zu sehr condensirt, Vieles auch in einfacher Tabellenform dargestellt ist; es müßte sonst das ganze Werk hier wiedergegeben werden. Es wird genügen, die Resultate der Untersuchung hier anzuführen. I. Es fanden sich in Irland 4747 Taubstumme und zwar 2688 Männer und 2059 Weiber. Von diesen Fällen waren angeborne 3534, erworbne 419; blödsinnige und paralytische waren darunter 467; von 327 war die Zeit des Entstehens der Krankheit unbekannt. Die Zahl der männlichen Individuen überwog die der weiblichen im Verhältniß von 100 zu 76,6. Das Verhältniß der Taubstummen zur ganzen Bevölkerung von 1 : 1380, dem für Europa im Allgemeinen geltenden (1 : 1593)

fast gleich. Die Gebirgsländer Europa's, wie Norwegen, Sardinien, die Schweiz haben die meisten solcher Kranken unter ihren Bewohnern, ja in einigen Theilen der Schweiz kam auf je 200 Menschen 1 Taubstummer; in diesen Orten ist die Krankheit gewöhnlich mit Cretinismus und Blödsinn verbunden. — Obgleich man in einem kleinen Insellande wie Irland, welches eine große Gleichförmigkeit in seiner Oberfläche zeigt, es nicht erwarten sollte, so fand sich doch auch dort ein verschiedenes Verhältniß in den verschiedenen Provinzen. Während das Verhältniß der Taubstummen zur Bevölkerung in Leinster wie 1:1474 ist, beträgt es für Connaught 1:1499, für Ulster 1:1310 und für Munster 1:1317. Die ländliche Bevölkerung zeigt eine größere Anzahl als die städtische, wenn man von der letztern die in den Workhouses befindlichen Taubstummen ausnimmt. Die flachen Gegenden haben die wenigsten Fälle (1:1935), die Küsten und bergigen Striche die meisten (1:1068).

Interessant ist der Unterschied in der Zahl der angebornen und erworbenen Fälle unter der ländlichen und städtischen Bevölkerung. Die Anzahl der ersteren beträgt zur Einwohnerzahl auf dem Lande 1:1517, in den Städten 1:1872; das der letztern auf dem Lande 1:11749, in den Städten 1:9519. Die erworbene Taubstummheit ist demnach in den Städten häufiger, was sich daraus erklären läßt, daß Kinder und junge Personen in letztern mehr Schädlichkeiten und Unglücksfällen als auf dem Lande ausgesetzt sind; und indem die Bevölkerung der Städte sich immer durch Zuzug vom Lande recrutirt, die Taubstummen aber gewöhnlich in ihrer Heimath zurückbleiben, so wird auch hierdurch die Zahl der angebornen

Fälle auf dem Lande größer werden, die der erworbenen in Verhältniß zu den Städten geringer. — Als Ursachen der angebornen Krankheit werden Schreck der Mutter während der Schwangerschaft, zu nahe Verwandtschaft und Erblichkeit angeführt. Obgleich in 127 Fällen der Fehler ersterer Ursache von den Angehörigen zugeschrieben wurde, so hat doch eine Untersuchung dieser Fälle wenig zur Aufklärung hierüber beigetragen. Die sehr nahe Verwandtschaft der Eltern fand sich dagegen in 170 Fällen. In Betreff der Erblichkeit ist es eine alte Annahme, daß scrophulöser, strumöser Habitus zu angebornen Fehlern, also auch zu dem in Rede stehenden disponire; die Fortpflanzung der Taubstummheit durch Erblichkeit ist indeß auch sehr deutlich in vorliegendem Berichte, denn in 329 Fällen waren entweder Vater oder Mutter oder ein sonstiger Blutsverwandter auf gleiche Art erkrankt gewesen. —

Die Zahl der Fälle von acquirirter Taubstummheit muß natürlich mit dem Vorrücken der Jahre abnehmen, und so zeigt es sich auch, daß von 535 Fällen 121 zwischen dem 2. und 3., 107 zwischen dem 3. und 4., 81 während des 4., 191 zwischen dem 4. und 11. Lebensjahre und die übrigen noch später entstanden waren.

Da einer der Hauptzwecke statistischer Untersuchungen über den Zustand der Kranken und Hülflosen der ist, Mittel zu ihrer Heilung zu finden, oder ihnen wenigstens Schutz und Unterhalt gewähren zu können, so mußte auch bei vorliegenden Nachforschungen auf den Bildungszustand und den Grad der Erziehung, welchen die einzelnen Kranken besitzen, das Augenmerk gerichtet werden. Von der Gesammtsumme aller Taubstummen hatten 790 einen gehörigen Unterricht genossen oder

befanden sich in für diesen Zweck bestimmten Anstalten; ihre Zahl verhielt sich zu der der übrigen wie 1 zu 4,57. Unter letztern sind die unter 15 Jahre Alten besonders hervorgehoben, da ein großer Theil derselben noch des Unterrichts und der Heranbildung zu bestimmten Beschäftigungen fähig ist und Viele sich nach gehöriger Anleitung, die Mittel zu ihrem Unterhalt sich selbst erwerben können. Ihre Zahl betrug 1217, und es waren davon 209 unter 5, 1008 zwischen 5 und 15 Jahre alt.

Die Mortalität der Taubstummen ist der für Irland im Allgemeinen geltenden gleich. So weit es möglich war, wurden die Todesursachen eruirt und es ergab sich, daß unter den mitgetheilten Ursachen Lungentuberculose die häufigste war, indem fast der dritte Theil der Verstorbenen ihr erlagen. Diese Thatsache bestätigt die Meinung, daß sowie Taubstummheit auf einer scrophulösen Anlage beruht, so auch die damit Behafteten im spätern Leben zu Affectionen von einem scrophulösen Charakter besonders disponirt sind.

II. Bericht über die Zahl und Lage der Blinden.

Bei dem Mangel jeder statistischen Untersuchung über diese Art von Kranken in Großbrittannien mußten die Verff. ohne jegliche Vergleichungspunkte mit frühern Zeiten an die Arbeit gehen. Indem sie bei der allgemeinen Volkszählung eine Nachfrage nach allen denen machen ließen, „welche ihres Gesichts vollständig beraubt sind, so daß dieselben in Folge davon ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nicht nachgehen oder mit eigener Hülfe ihren Unterhalt sich nicht verschaffen konnten", und indem sie später die erhaltenen Ausweise hinsichtlich Alter, Geschlecht, Beschäftigung, Erziehung ꝛc. specificiren ließen, kamen sie zu fol-

genden Resultaten: Es fanden sich im Lande 7587 vollständig Blinde und zwar 3588 M. und 3999 W. 1672 lebten in Städten und den verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten, 4920 auf dem Lande und 995 in Workhouses. Die Zahl der Blinden im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung war in den Städten größer, als auf dem Lande. Je dichter die Volksmenge, desto häufiger sind Augenkrankheiten; auch vergrößern die in den Städten befindlichen Blindeninstitute die Zahl der Kranken in jenen bedeutend. Auf 864 Bewohner kam ein Blinder — ein Verhältniß, größer als das für Europa und Amerika durchschnittlich geltende; jedoch bietet es einige Aehnlichkeit mit dem in andern Ländern, welche eine ähnliche Lage über der See haben, dar. „Je höher die Lage, desto weniger Blinde." — Die häufigste Ursache der Erblindung ist in Irland purulente Ophthalmie, an der besonders die Armee leidet, im Westen des Landes sind Entzündungen des innern Auges eine häufige Ursache. — Die Lebensdauer der Blinden muß eine ziemlich lange sein, denn von der oben angegebenen Summe waren 2577 unter 40 Jahren und 5010 über jenem Alter. Indeß ist nicht zu vergessen, daß viele Personen erst im spätern Alter ihr Gesicht verlieren. Institute zur Verpflegung und Erziehung von Blinden gibt es in Irland 6, die für 270 Personen Accommodation haben; nur 118 befanden sich zur Zeit der Censusaufnahme in denselben und von diesen waren nur 72 für ihr ganzes Leben versorgt. Die Nothwendigkeit der weitern Errichtung von Unterrichts-Anstalten geht daraus zur Genüge hervor; denn wer einen Blinden in den Stand setzt, ohne übermäßige Mühe sein Brot sich selbst zu erwerben,

thut ihm einen größern Dienst, als wenn er ihn für sein ganzes Leben versorgt.

Beigegeben ist dieser Abtheilung noch eine tabellarische Darstellung von 11233 Fällen von Augenkrankheiten, welche früher schon von Wilde veröffentlicht ist, und die Häufigkeit der verschiednen Affectionen zeigt. Die Zahl der männlichen Kranken verhielt sich zu der der weiblichen wie 100 zu 92,18. Aus 7354 Fällen, in denen die Farbe des kranken Auges angegeben ist, erhellt, daß helle Augen viel häufiger als dunkle, im Verhältniß von 100 zu 38,4 erkranken. Doch ist dies hauptsächlich dem so außerordentlich häufigen Vorkommen von blauen und grauen Augen in Irland zuzuschreiben.

III. Der Bericht über die Irren und Blödsinnigen muß der Wahrheit äußerst nahe kommen, da er nicht bloß die in Irrenhäusern, Gefängnissen, Workhouses befindlichen umfaßt, sondern auch die bei ihren Angehörigen Lebenden; die Zahl der letztern wurde durch die »Constabulary« eruirt, welche mit der größten Delicatesse ihre Nachforschungen anstellte, denen man von Seiten des Publicums auch sehr bereitwillig entgegenkam. — Die Zahl aller Irren betrug 5074 und zwar 2503 männl. und 2571 weibl. Individuen; die der Blödsinnigen 4906, darunter 2666 M. und 2240 W., zusammen 9980 in ganz Irland. Von den Irren befanden sich in Anstalten 3234, in Gefängnissen 273, in Workhouses 494, in ihren eigenen Häusern 1073; von den Blödsinnigen in Anstalten 202, in Gefängnissen 13, in Workh. 1129 und zu Hause 3562. Die Zahl der Irren zu der der Gesammtbevölkerung war 1:1291, der Blödsinnigen 1:1336; die geringste Zahl fand sich in der Provinz Connaught. Die

meisten Irren wurden in den Städten gefunden (entschieden eine Folge der Lage der Irrenanstalten in den Städten). Unter den Irren war die Zahl der Weiber größer als die der Männer, im Verhältniß von 102,7:100, bei den Blödsinnigen war es umgekehrt, 84:100. Aus einem Vergleiche mit dem Census von 1841 erhellt es, daß im Jahre 1851 an 1700 Personen mehr in Anstalten untergebracht waren; trotzdem bleibt die Zahl der ohne Aufsicht und ärztliche Pflege Lebenden, besonders unter den Blödsinnigen, noch sehr groß.

Da es bei einer Untersuchung der Ursachen der Geisteskrankheiten von der größten Wichtigkeit ist, den Einfluß der verschiedenen Beschäftigungen und der Lebensweise zu kennen, so haben die Verf. auf letzteres vorzüglich Rücksicht genommen und die Fälle, über welche sie von Aerzten oder Vorständen von Irrenanstalten genaue Auskunft erhielten, nach den Beschäftigungen der Kranken und der angenommenen Ursache der Erkrankung zusammengestellt.

Das Verhältniß derer, welche eine gute Erziehung und Unterricht genossen, war zu den übrigen unter den Irren wie 100 zu 61; verglichen mit der Zahl der Gebildeten und der Ununterrichteten überhaupt, constatirt dies die Ansicht, daß die gebildeten Klassen mehr als die übrigen zu Geisteskrankheiten neigen. — Die Resultate aller dieser Untersuchungen sind in den einzelnen Tafeln so condensirt, daß sie nur durch das genaueste Studium letzterer klar hervortreten; aber die betreffenden Affectionen sind nach allen Richtungen hin so sorgsam in Betracht gezogen, daß die gegebenen Uebersichten für den, welcher sich mit Geisteskrankheiten beschäftigt, von großem Werthe sind. Die Bezeichnungen für die einzelnen Formen des

Irrseins, wie Mania, Monomania, Dementia, Monom. suicida etc. sind wohl nicht mehr für jetzige Anschauungen passend, indeß waren die Verf. gezwungen, dieselben zu adoptiren, da sie in den von den verschiedenen öffentlichen Anstalten eingelieferten Berichten gebraucht waren.

IV. Es folgt ein Bericht über Zahl und Aufenthalt der Lahmen und Krüppel, welcher indeß auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann, da er nur die in Wohlthätigkeitsanstalten befindlichen umfaßt; auch enthält er nichts von Interesse. — Hiermit schließt die erste Abtheilung, welche die permanenten Krankheiten in sich faßt. Ihre Gesammtzahl betrug 26336 und zwar 13578 M. und 12758 W. An vorübergehenden Krankheiten, „den gewöhnlichen epidemischen und endemischen Irlands" litten von ihnen zur Zeit der Censusaufnahme 1975. Unter den Taubstummen war die Zahl der Kranken zu den sonst Gesunden 1:77, unter den Blinden 1:25 (der 4. Theil aller Kranken litt noch an Ophthalmie), unter den Geisteskranken 1:147, unter den Lahmen und Krüppeln 1:3.

Die zweite Hauptabtheilung enthält die Berichte über die mit vorübergehenden Krankheiten Behafteten in den öffentlichen Anstalten und in den Privathäusern.

V. Dieser Bericht beschäftigt sich zuerst mit den »Workhouses«. Zur Zeit der Censusaufnahme waren derer 508 außer 21 Hospitälern für Arme in Irland in Thätigkeit, welche zusammen für 250611 Personen, für 101402 M. und 149209 W. Raum darboten; von diesen waren 42474 in den zugehörigen Krankenabtheilungen unter Behandlung. Von je 26 der Bevölkerung (6,552324) befand sich 1 im Workh.; am größten ist die Zahl

der Armen in Munster, wo das Verhältniß 1:14 betrug, am niedrigsten in Ulster, 1:85; in Connaught betrug es 1:24, in Leinster 1:33. — Auf je 5,9 der Bewohner der Workh. kam 1 Kranker; die Krankenzahl war indeß am größten in Leinster (1:5), obgleich dort die Zahl der Armen nicht so bedeutend wie in Munster und Connaught war. Die Zahl der kranken Weiber überstieg die der Männer; auf 100 M. kamen 119 W. — Die in diesem Berichte enthaltenen Tafeln geben einen bessern Nachweis von der Verbreitung der verschiedenen Krankheiten unter der armen Bevölkerung, als die Berichte allgemeiner Hospitäler es können, da in diesen die zur Aufnahme bestimmten Kranken nach der Gefährlichkeit der Affection oder sonstigen Interessen ausgewählt werden. — Die Hälfte aller Kranken, 22180, litt an epidemischen und contagiösen Krankheiten; der Häufigkeit nach steht das „Fieber" obenan mit der Zahl 7888, ihm folgen Diarrhoe, Dysenterie, Ophthalmie, Influenza, Syphilis, Blattern &c.; die seltenste Affection war Intermittens (welche fast ganz aus Irland verschwunden ist). — An Krankheiten des Nervensystems und der Sinnesorgane litten 4013, der Circulationsorgane 118, der Luftwege 3329, des Verdauungsapparates 1605, der Harnwege 61 (nur 2 Fälle von Lithiasis), der Genitalien 258 (worunter nur 10 Männer), der Bewegungsorgane 1490, der Haut 6014 (nicht zu viel unter 250611 Individuen aus der in Rede stehenden Klasse, bei der Hautkrankheiten so häufig sind. Ref.), 1583 an Scropheln, 38 an den Folgen von Kälte und Hunger. — Aus einem Vergleich mit der ganzen Bevölkerung, ausschließlich der der Workhouses, ergibt sich, daß während von 5,9 der Bewohner letzterer 1 unter ärztlicher

Behandlung stand, unter ersterer nur 1 Individuum von 110 krank war.

VI. Der Bericht über die Kranken in den öffentlichen Hospitälern beginnt mit einer kurzen Darstellung der Geschichte der Medicin in Irland und der dortigen Krankenhäuser. Wir ersehen daraus, daß 1851 daselbst 15 allgemeine Hospitäler mit Platz für 1721 Patienten bestanden, welche fast alle durch Privatwohlthätigkeit erhalten werden. Es existirten ferner in jeder Grafschaft 1 allg. Hospital, im Ganzen 36, welche von der Regierung versorgt werden und Accommodation für 2091 Kranke bieten. 61 Fieberhospitäler mit Platz für 3750 Personen, 11 Gebärhäuser (alle von Privaten errichtet) mit 289 Betten, 1 Hospital für Syphilis mit 101 Betten und 1 Augenhospital mit 20 Betten — waren zur Aufnahme solcher Kranken, welche nicht unter dem Armengesetze stehen, bestimmt. In allen diesen 125 Spitälern befanden sich in der Nacht vom 30. März 3839 Kranke, 2153 M. und 1686 W. In der seit Aufnahme des vorigen Census verflossenen Decade waren 631262 Personen in ihnen verpflegt. Es ergibt sich ferner, daß auf 787 Individuen unter der Gesammtbevölkerung, so weit sie nicht in Workh., Gefängnissen ꝛc. Hülfe findet, 1 Bett in jenen Hospitälern kommt.

Von den 3839 Hospitalkranken litt fast ein Drittel (1107) an Fieber, 204 an Syphilis, 158 an Ophthalmie. Auffallend ist die große Zahl von Wassersuchten (96), gewiß zum Theil eine Folge der dem Jahre 1851 vorangegangenen Theuerung und Hungersnoth. Die Seltenheit von Lithiasis zeigt sich auch hier wieder; nur 1 Kranker litt daran.

VII. Bericht über die Kranken in den Ge-

fängnissen. Am 30. März 1851 befanden sich 15609 Personen, 12116 M. und 3493 W. in jenen. Darunter waren 577 wegen Schulden in Haft, 286 entweder sehr gefährliche oder vagabondirende Irre; 2360 Indiv. waren noch nicht überführt, 12446 waren verurtheilt. Danach war 1 Person unter 526 der Bevölkerung wegen irgend eines Verbrechens in Haft. Die Zahl der letzteren hat übrigens seit 1851 abgenommen; denn während nach den officiellen Listen dieselbe zur Einwohnerzahl Irlands sich wie 1 zu 265 verhält, betrug das Verhältniß 1852 nur 1 zu 371; es fand demnach eine Verringerung der Verbrechen um mehr als 28 Proc. Statt.

Unter ärztlicher Behandlung waren von den Gefangenen 1072, also 1 von 14,6. Die größte Zahl, 427, litt an epidem. und contagiösen Krankheiten, allein 53 an Syphilis, worunter 42 Weiber waren. Die große Anzahl der letztern erklärt sich aus dem traurigen Umstande, daß viele dieser unglücklichen Geschöpfe in England, welche dieser Krankheit besonders ausgesetzt sind, sehr oft kleine Diebstähle begehen, um nur in Gefängnissen ärztliche Behandlung zu finden, da ihnen in allgemeinen Hospitälern solche selten geboten wird! Die große Anzahl von Geisteskranken unter den Gefangenen (286) zeigt ferner, daß es auch für diese Kranke noch immer an hinreichender Versorgung fehlt.

VIII. u. IX. Mit Uebergehung des Berichtes über die Verpflegungsanstalten für Greise, Invaliden ꝛc., da derselbe zu wenig genaue Data enthält, wenden wir uns zum letzten des Werkes, welcher die in ihren eigenen Wohnungen befindlichen Kranken umfaßt und mit einer Uebersicht der Totalsumme aller Kranken schließt.

Beigefügt ist eine nosologische Tabelle, welche die verschiedenen im Berichte angeführten Krankheiten definirt, ihre irischen Namen, Synonymen, provincialen und populären Bezeichnungen enthält. — Die Resultate der ganzen Untersuchung sind in dem Anhange zu den Berichten in Tabellenform dargestellt, woraus wir Folgendes entnehmen:

Die Gesammtzahl der Kranken in Irland in der Nacht vom 30. März betrug 104495, also 1 zu 62,5 der Bevölkerung. Dieses Verhältniß variirte aber in den verschiedenen Provinzen sehr. Es war am günstigsten in Ulster, wo es 1:92 betrug; war in Connaught 1:74, in Leinster 1:58½, in Munster 1:46. Diese bedeutende Differenz ist eng mit der socialen Lage jeder Provinz verbunden. Denn wenn wir aus den vorhergehenden Berichten ersehen, daß unter den Bewohnern der Workhouses das Verhältniß der Kranken zu den Gesunden wie 1:5,9, in den Gefängnissen 1:15 und in der übrigen Bevölkerung (mit Einschluß der verschiedenen Hospitäler) 1:112 ist — so folgt daraus, daß „je mehr Arme in einer Provinz, desto größer die Zahl der Kranken." Betrachten wir nun die Zahl derer, welche in den verschiedenen Provinzen in den Workh. sich befanden, so wird dies bestätigt; wir finden (S. 73) in Ulster die geringste Zahl in Verhältniß zur Bevölkerung, nämlich 1 von 85, in Leinster 1 von 33, in Connaught 1 von 24 und in Munster 1 von 14, in den Provinzen also, wo die meisten Armen waren, sind hiernach auch die meisten Kranken. Nur für Leinster stimmte dies nicht, die Zahl der Kranken nämlich zu groß, was aber entschieden in der Masse großer Städte und der zahlreichen in Dublin befindlichen Hospitäler

seinen Grund hat. — Fassen wir die Zahl der Kranken, der Bewohner der Workhouses und sonstiger Verpflegungsanstalten zusammen, um die Summe der nicht arbeitenden Mitglieder der Gesellschaft zu finden, so ergeben sich 324057, also ein Verhältniß der nicht arbeitenden, aber ihrem Alter nach arbeitsfähigen zur ganzen Bevölkerung, wie 1 zu $20\frac{1}{4}$. Die verschiedenen Provinzen differiren auch hierin natürlich; das Verhältniß war am günstigsten wieder für Ulster, 1:47,3, in Leinster 1:22,6; in Connaught 1:20,2 und in Munster am schlechtesten 1:11,8.

Die häufigsten Krankheiten waren wieder epidemische und contagiöse; sie betrugen ein Drittheil der Gesammtsumme. Ulster zeigte die wenigsten, Munster die meisten, Connaught und Leinster standen sich gleich. $\frac{1}{5}$ aller Kranken litt am Fieber, von denen die größte Zahl sich in Workhouses befand; dieser Krankheit stand in der Häufigkeit am nächsten unter den epidem. Affectionen die Diarrhoe und Dysenterie, die Influenza, Ophthalmie. — Krankheiten der Respirationsorgane, von denen die Hälfte Phthisis waren, waren nicht so sehr häufig; aber auch hier zeigte Ulster mit Connaught das günstigste Verhältniß. Unter den Krankheiten des Unterleibs ist Ascites die häufigste und beträgt $\frac{1}{8}$ aller; gewiß ist großentheils die ärmliche und magere Lebensweise der niedern Klassen Irlands daran Schuld.

Wie weit das hier gegebene Krankheitsverhältniß Irlands an einem bestimmten Tage mit dem anderer Länder, welche jenem in Klima, Bodenbeschaffenheit, Dichtigkeit der Bevölkerung, Wohlstand ꝛc. nahe stehen, gleich ist, kann man gegenwärtig nicht bestimmen. Es ist deshalb zu hoffen, daß Versuche, wie der vorliegende auch anderswo

mit derselben Genauigkeit unternommen werden. Hat man so Vergleichungspunkte, so wird man die Ursachen des Vorwiegens bestimmter Krankheiten zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Localitäten auffinden, und dadurch zur Verbesserung der socialen Zustände viel beitragen können. Eine solche Untersuchung wird der Verwaltung die sichersten Wege zur Unterstützung der Bedürftigen und zur Hülfe für die Leidenden angeben.

Dr. Spiegelberg.

Paris

V. Masson 1853 — 55. Bulletins de la Société de Chirurgie de Paris pendant l'Années 1852—55.

Die Verhandlungen der chirurgischen Gesellschaft zu Paris haben stets nicht allein für den Chirurgen, sondern auch für den pathologischen Anatomen und jeden Arzt überhaupt Interesse, indem unter der großen Menge von Gegenständen, welche in ihnen berührt werden, viele von allgemeiner Bedeutung vorkommen. In den einzelnen Sitzungen werden von den Mitgliedern Vorträge gehalten über wichtige chirurgische Fälle, deren Diagnose, Operationsmethoden ꝛc., es werden ferner Kranke vorgestellt, Präparate gezeigt und erklärt und an Alles reihen sich dann die Discussionen der Mitglieder. Unter diesen finden wir die sämmtlichen Namen von Bedeutung, sowohl von den Professoren und Lehrern an den großen Anstalten als von den Praktikern und es läßt sich hieraus auf die Qualität der Vorträge und Discussionen von vornherein ein günstiger Schluß machen; daß unter solchen Verhältnissen die Quantität des Materials eine beträchtliche sein muß, versteht sich

von selbst. In dieser Hinsicht ist eben Paris ein Platz, dem nur London an die Seite zu stellen ist, deshalb sind aber auch alle die in diesen beiden Städten von den verschiedenen Gesellschaften ausgehenden Denkschriften von hohem Werth. Allerdings enthalten die einfachen Protocolle der Sitzungen ein Material, was vorzugsweise nur für die Casuistik verwerthet werden kann, aber wenn dieses Material in solcher Fülle geboten wird, so wird dadurch jedem die Hand geboten, für Theorie und Praxis wichtige Resultate daraus zu ziehen. Aus den Protocollen der chirurgischen Gesellschaft zu Paris wird am meisten Nutzen der Praktiker ziehen können, besonders in Bezug auf Diagnose und Behandlung von Fracturen, Luxationen, Aneurysmen, Geschwülsten jeder Art, eingeklemmten Brüchen ꝛc. Größere umfassende Abhandlungen finden sich aber hier nicht, und es scheint deren Abdruck nicht in den Intentionen der Gesellschaft zu liegen. Sehr wünschenswerth wäre eine allgemeine systematische Uebersicht des Inhaltes nach Art derjenigen, welche sich in den Abhandlungen der anatomischen Gesellschaft zu Paris finden, statt dessen findet sich nur ein alphabetisches Verzeichniß, welches den Gebrauch dieses Bulletins aber nicht hinreichend erleichtert.

Fr.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 9. Juni 1856.

Wiesbaden

Verlag von Kreidel und Niedner 1856. Anleitung zur qualitativen und quantitativen Analyse des Harns. Zum Gebrauche für Mediciner und Pharmaceuten bearbeitet von Dr. C. Neubauer, Assistent am chemischen Laboratorium zu Wiesbaden und Dr. J. Vogel, ord. Professor der Medicin und Director der medic. Klinik zu Halle. Mit 3 lithographirten Tafeln und 21 Holzschnitten. Bevorwortet von Professor Dr. R. Fresenius. Zweite Auflage. XX u. 294 S. in groß Octav.

Kein Theil der zoochemischen Analyse hat eine so vollständige Bearbeitung gefunden, wie die Analyse des Harns. Fast könnte man sagen, daß sich aus diesem Zweige eine eigene Wissenschaft herausgebildet hat. Der ungemein raschen Entwicklung der organischen Chemie in den letzten Decennien, den verbesserten analytischen Bestimmungsmethoden und der Vervollkommnung der Mikroskope ist es zu danken, daß wir schon jetzt

eine so genaue Kenntniß dieses so wichtigen Secrets des Körpers besitzen. In unmittelbarer Verbindung stehend mit dem Stoffwechsel, erlangen wir durch die Constitution des Harns Einsicht in die geheimnißvollen chemischen Vorgänge im Organismus. Geleitet von dieser Ueberzeugung haben von Berzelius an, bis auf die neueste Zeit die Koryphäen der Wissenschaft sich mit Harnuntersuchungen beschäftigt. Nicht zu gedenken älterer Forscher wie van Helmont und Boerhave, welche ebenfalls schon werthvolle Versuche über den Harn anstellten. Das Resultat dieser Bemühungen ist gewesen, daß sowohl die Physiologie durch wichtige Thatsachen bereichert, als auch die Medicin zu sichereren Grundlagen gelangt ist. Nicht, als ob man im Stande wäre, für jede einzelne Krankheitsform eine bestimmte Beschaffenheit des Urins anzugeben; man hat vielmehr gefunden, daß bei acuten Krankheiten der Wechsel der Harnbeschaffenheit weniger von der speciellen Natur der Krankheit, als vielmehr von gewissen allgemeinen Verhältnissen, namentlich der Intensität des Fiebers und dem Stand des Appetites und der Verdauung, d. h. von der größeren oder geringeren Nahrungsaufnahme abhängig ist (Vogel; Einleitung). Um so bestimmter kann man aber gewisse Krankheiten durch Nachweisung der für sie charakteristischen, im Harne auftretenden Stoffe nachweisen und zwar mit der größten Sicherheit, da die Chemie die zuverlässigsten Reactionen für dieselben aussindig gemacht hat. Es ist für den praktischen Arzt von der größten Wichtigkeit, es ist sogar seine Pflicht, sich in Besitz dieser chemischen Wahrzeichen zu setzen, um sie als Mittel für die Diagnose zu benutzen. Aber nicht genug, daß derselbe Eiweiß, Zucker rc. im

Harn aufzufinden wisse, es ist für seine eigene Belehrung, wie für wissenschaftliche Zwecke nothwendig auch die quantitative Menge dieser Stoffe leicht und sicher bestimmen zu können. Dies schon deshalb, weil er dadurch über die Wirksamkeit seiner Medicamente unterrichtet wird. Es wird deshalb das Streben der Chemiker darauf gerichtet sein müssen: die Analyse des Harns so zu vereinfachen, daß sie auch von dem Arzte mit Leichtigkeit gehandhabt werden kann. Dies ist bereits für viele Harnbestandtheile geschehen. Namentlich sind es die, zu einem so hohen Grade der Ausbildung gelangten maaßanalytischen Bestimmungen, welche dies ermöglicht haben. Unbeschadet der Genauigkeit, kann man jetzt sehr viele im Harn austretende Stoffe ohne Wägung in der kürzesten Zeit quantitativ bestimmen. Eine weitere Auseinandersetzung über das Wesen dieser Methoden gehört nicht hierher, wohl aber muß es rühmend hervorgehoben werden, daß in dem vorliegenden Werke die maaßanalytischen Bestimmungen eine hinreichende Würdigung gefunden haben. Nur durch sie ist es möglich, der Chemie einen Wirkungskreis unmittelbar am Krankenbette zu eröffnen. Hier ist es ja, wo der Arzt sich sogleich von der Richtigkeit seiner Diagnose überzeugen will.

Darf man aus der so rasch der ersten gefolgten zweiten Auflage des Werkes den Schluß ziehen, daß die Wissenschaft sich nicht umsonst für die Praxis bemüht hat, so wird sich diese zweite Auflage einer nicht weniger günstigen Aufnahme versichert halten können. Sie ist von der ersten wesentlich verschieden und besteht jetzt aus zwei von verschiedenen Verfassern bearbeiteten Theilen. Zwei Hälften, die sich gegenseitig ergänzen. Die erste Auflage von C. Neubauer allein verfaßt, erschien

1854. Sie war nur den qualitativen und quantitativen Bestimmungsmethoden der Harnbestandtheile gewidmet, während jetzt der zweite Theil, von Professor Vogel bearbeitet, eine Anleitung zur Beurtheilung der durch die Analyse gefundenen Veränderungen des Harns enthält. Der Hr Verf. spricht sich in der Vorrede dahin aus: daß er bei der Bearbeitung vorzugsweise Rücksicht auf die ihm durch jahrelange Erfahrungen bekannt gewordenen Bedürfnisse der praktischen Aerzte genommen. „Manche subtilen physiologischen Probleme, vieles Unsichere, im Augenblick noch einer soliden Basis Ermangelnde, wurde deshalb ganz ausgeschlossen oder nur kurz angedeutet.“ In Betreff des ersten Theils von C. Neubauer gibt ein anerkannt tüchtiger Analytiker — Fresenius: in dem Vorwort zur ersten Auflage — sein Urtheil dahin ab, daß dieser Theil mit großem Fleiße und auf Grundlage der neuesten Forschungen bearbeitet worden und daß der Verf. fast alle aufgenommenen Methoden selbst geprüft habe. Daß, wie der Verf. in der Vorrede zur zweiten Auflage versichert, jetzt die Fortschritte der Wissenschaft sorgfältig nachgetragen sind, und verschiedene Methoden, so die der Eisen-, Kalk- und Magnesia-, der Ammon- Kali- und Natron-Bestimmung Verbesserungen erlitten, dürfen wir unterschreiben.

Der Text des ersten Theils, der „die Lehre von den Eigenschaften und dem Verhalten der im Harn vorkommenden Bestandtheile zu Reagentien und unter dem Mikroskop, sowie Anleitung zur qualitativen und quantitativen chemischen Untersuchung des normalen, wie abnormen Harns enthält, ist in 3 Abtheilungen gebracht.

Erste Abtheilung. Physikalischer und chemischer Charakter des normalen Harns. Zuerst

die normalen Harnbestandtheile (Harnstoff, Harnsäure, Hippursäure, Harnfarbstoff, Kreatinin, Kreatin); dann folgen die abnormen Harnbestandtheile (Albumin, Harnzucker, Gallenstoffe, Milchsäure, Buttersäure, Fette); die unorganischen Bestandtheile (Chlornatrium, schwefelsaure Salze, saures phosphorsaures Natron, phosphorsaurer Kalk und Magnesia); die zufälligen Bestandtheile, womit die Veränderungen, welche Stoffe bei ihrem Uebergange in den Harn erleiden, gemeint sind; endlich die Harnsedimente, welche 1. in nicht organisirte (Harnsäure, harnsaure Salze, oxalsaurer Kalk, Erdphosphate, Cystin), 2. in organisirte Sedimente (Schleim, Blut, Eiter, Harncylinder, Spermatozoiden) getheilt sind. In einem Anhange geschieht dann noch kurz der vegetabilischen Gebilde, welche in dem nicht mehr frischen Harn auftreten, Erwähnung.

Zweite Abtheilung. — Gewichts-Bestimmungen. — Sie zerfallen in die allgemeinen und speciellen. Die allgemeinen enthalten: Bestimmung der zu einer gewissen Zeit gelassenen Harnmenge; des spec. Gewichts; des Wassers und der Gesammtmenge der aufgelösten Körper; Bestimmung der feuerbeständigen Salze; Bestimmung der Farbstoffe. In dem Abschnitte Bestimmungen der einzelnen Körper wird zuerst die Titrirmethode allgemein verständlich erörtert und dann Anleitung gegeben, wie man das Kochsalz, den Harnstoff, die Phosphorsäure, den Säuregrad, die Schwefelsäure, den Zucker durch Titrirung bestimmen kann. Den Zucker durch Gährung zu bestimmen, wird ebenfalls beschrieben. Da es von Interesse sein kann, beim Gebrauche eines Jodmedicamentes die Menge des in den Harn über-

gegangenen Jods zu bestimmen, so findet sich auch dieser Gegenstand besprochen. Es folgen dann die Bestimmungen des Eisens, der Harnsäure, des Albumins, des Kalks, der Magnesia, Ammoniak-, Kali- und Natron-Bestimmungen, Bestimmung des Fettes und der Kohlensäure.

Dritte Abtheilung. — Systematischer Gang zur qualitativen und quantitativen Harnanalyse.

Die qualitative Untersuchung zerfällt in zwei Abschnitte.

A. Gang zur Erkennung der aufgelösten Körper.

B. Erkennung der Sedimente unter dem Mikroskop.

Hier sowohl, wie bei der quantitativen Untersuchung wird auf die betreffenden Paragraphen der früheren Abschnitte zurückverwiesen.

Ein dritter Abschnitt ist Anleitung zur approximativen Schätzung betitelt und für die Fälle bestimmt, „in denen es dem praktischen Arzte genügt, schnell zu entscheiden, ob ein fraglicher Harn mehr oder weniger von einem Bestandtheil enthält, als ein zu einer andern Zeit gelassener Urin." „Da es aber — fährt der Vf. fort — nicht nöthig ist, für jeden Harnbestandtheil eine specielle Anleitung zu einer approximativen Schätzung zu geben, so mögen die zwei von Beneke benutzten Methoden als Anhaltspunkte für die anderen hier dienen." (Beneke, „Zur Physiologie und Pathologie des phosphorsauren und oxalsauren Kalkes." Göttingen 1850).

Es folgen dann noch analytische Belege zur Phosphorsäure-, Zucker- und Kalkbestimmung. In einem Nachtrage wird die von Scherer angeführte Reaction auf Milchsäure mitgetheilt, durch welche sich selbst Spuren dieses Körpers auffinden lassen.

Der zweite Theil des Werkes, von J. Vogel bearbeitet, umfaßt „die Semiotik des menschlichen Urines, oder Würdigung und Bedeutung der Veränderungen dieser Flüssigkeit, mit besonderer Rücksicht auf die Zwecke des praktischen Arztes."

Erste Abtheilung. — Qualitative Veränderungen des Urines. I. Veränderungen in Farbe, Aussehen und Geruch des Urines, „die am leichtesten zu entdecken; aber für sich allein selten sichere diagnostische und semiotische Aufschlüsse geben." Es müssen andere Untersuchungsmethoden hinzukommen. II. Chemische Reaction. Die saure, neutrale oder alkalische Reaction des Harns und ihre Ursache. III. Das Auftreten ungewöhnlicher abnormer Bestandtheile im Urin. (Eiweiß, Faserstoff — Blut — Blutkörperchen — Blutcoagula — im geronnenen und flüssigen Zustande — Aufgelöstes Blut — flüssiges Hämatoglobulin — Fett, Gallenfarbstoffe — Cholepyrrhin, Biliverdin — Gallensäuren — Cholsäure — Zucker. Zufällige abnorme Bestandtheile, wohin „sehr verschiedenartige ungewöhnliche Urinbestandtheile gehören, die ihr Auftreten im Harn dem Umstand verdanken, daß Bestandtheile von Speisen, Getränken, Arzneien ꝛc. unverändert oder verändert in den Urin übergehen, und dadurch denselben abnorm machen, ohne daß dieser Abnormität eine pathologische Bedeutung zukommt." IV. Harnsedimente. A. Krystallinische Sedimente (Sedimente von Harnsäure und harnsauren Salzen, Hippursäure, phosphorsauren Erden, oxalsaurem Kalk, Cystin, Xanthin und Guanin). B. Organisirte Sedimente (Schleim und Epithelien, Eiter, Krebs- und Tuberkelmasse, Harncylinder, Nierenschläuche, Pilze, Infusorien, Samenfäden.

Zweite Abtheilung. — Quantitative Veränderungen des Urines. I. Leichter nachzuweisende quantitative Veränderungen des Urines. (Harnmenge, fester Rückstand und specifisches Gewicht des Urines, die Menge des Harnfarbstoffes). II. Quantitative Veränderungen des Urines, deren Nachweis eine complicirtere chemische Untersuchung fordert. Allgemeine Regeln für quantitative Urinuntersuchungen (Harnstoff, Harnsäure, freie Säure, Ammoniak, Chlor und Kochsalz, Schwefelsäure, Phosphorsäure, phosphorsaure Erden — Kalk und Magnesia).

In einer Schlußbetrachtung bemerkt der Verf., „daß noch größere Aufschlüsse für Diagnose, Prognose und Therapie, als dem Arzte die einzelnen Veränderungen des Urins für sich betrachtet gewähren, häufig dadurch erhalten werden, daß derselbe mehrere gleichzeitig vorhandenen und nach einander auftretenden Veränderungen der Harnabsonderung zusammen in's Auge faßt, ja daß er noch einen Schritt weiter geht und sie mit Abnormitäten anderer Secretionen, der Stuhlentleerung, der Hautrespiration, Lungenexhalation u. s. w. zu einem Gesammtbilde vereinigt und daraus weitere Schlüsse zieht, die ihm Aufschluß über Veränderungen des Gesammtstoffwechsels im Organismus geben.“ Es folgen dann Beispiele, welche zeigen sollen, zu wie wichtigen Aufschlüssen der Arzt auf diesem Wege gelangen kann.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. 94. Stück.

Den 12. Juni 1856.

Wiesbaden

Schluß der Anzeige: „Anleitung zur qualitativen und quantitativen Analyse des Harns. Zum Gebrauche für Mediciner und Pharmaceuten bearbeitet von Dr. C. Neubauer und Dr. J. Vogel."

Folgt ein Anhang: Bezugsquellen und Preisverzeichniß der zur Harnanalyse nöthigen Gegenstände und Apparate — und zuletzt noch Erklärung der (aus Dr O. Funke's physiologischem Atlas entnommenen) Abbildungen. Tafel I. mit 6 Figuren enthält die Hippursäure, Harnsäure in verschiedenen Formen und Harnsedimente; letztere theils aus Epithelialcylindern und zahlreichen Epithelialzellen, theils aus hyalinen schlauchförmigen Körpern, Blasenepithel, Schleimkörperchen und theils aus Faserstoffcylindern, Blut- und Eiterkörperchen und Epithelialzellen bestehend.

Tafel II. ebenfalls mit 6 Figuren. 1. Figur. Harnsediment aus harnsaurem Natron. 2. Figur. Harnsedimente aus harnsaurem Natron, Phosphaten und Schleimgerinnsel. 3. Fig. Harnsediment

aus Tripelphosphaten und zahlreichen Schleimkörperchen. 4. Fig. Desgl. aus harnsaurem Natron, Harnsäure und Gährungspilzen. 5. Fig. Desgl. aus Tripelphosphat und harnsaurem Ammoniak aus einem in alkalische Gährung übergegangenen Harn. 6. Fig. Desgl. aus einem durch langes Stehen an der Luft völlig zersetzten Harn. Tafel III. mit 12 Figuren. 1. Fig. Harnsedimente aus Harnsäurekrystallen bestehend; 2. Fig. Menschliche Blutkörperchen, mit Wasser behandelt; 3. Fig. Eiterkörperchen. — Fig. 4—12 die Farbentabelle des Harns nach Vogel. — Die ganze Ausstattung des Buches verdient Lob.

Wilh. Wicke.

Stuttgart und Augsburg

J. G. Cotta'scher Verlag 1856. Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings sämmtliche Werke. Zweite Abtheilung. Erster Band. Einleitung in die Philosophie der Mythologie. XII u. 590 S. in Octav.

Dem, was über die vorliegende Schrift gesagt werden soll, muß eine Entschuldigung vorausgeschickt werden. Weder auf eine bloße Anzeige kann es damit abgesehn sein, noch auf eine Kritik des Werkes. Einer Anzeige wird es nicht bedürfen, da man voraussetzen darf, daß Alles, was sich für Philosophie interessirt, die alten Werke Schelling's in einer neuen Ausgabe gern, die noch nicht veröffentlichten Werke mit Begierde ergreifen werde. Eine Kritik zu geben, dazu möchte es zu früh sein, wenigstens findet sich der Refer. außer Stande nach einmaliger Durchlesung des Werkes hierauf einzugehn. Schelling hat über vierzig Jahre lang gezögert, die Früchte seiner Forschungen und seines Nachdenkens uns vorzulegen; wer

seinen Spuren folgen will, wird sich dadurch gewarnt sehen, nicht zu eilig mit seinem Urtheil abzuschließen über das, was er zuletzt, vom Tode abgerufen, in nicht ganz vollendeter Gestalt zurückgelassen hat. Philosophische Werke pflegen eine späte Nachwirkung zu haben; ihre Kritik vollzieht sich nur allmälig. Dennoch schien es nicht überflüssig, einige Worte über eine Schrift zu sagen, von einem Manne ausgegangen, der in der Entwicklung unsrer Litteratur eine hervorragende Stellung eingenommen hat, dessen Lehre schon in seiner Jugend der Philosophie neue Bahnen zeigte, der in seinem Alter nochmals neue Bahnen zu zeigen verhieß, über eine Schrift, welche nun zuerst in zuverlässiger Gestalt diese neuen Wege uns zu eröffnen verspricht. Wenn wir auch kein abgeschlossenes Urtheil zu bringen haben, so werden wir doch Einiges vorlegen können, was zur Erläuterung der Stellung dieses Werkes zu unserer Litteratur und besonders zu unserer Philosophie beitragen kann, und es wird vielleicht nicht unnütz sein, unsere viel beschäftigte Zeit darauf aufmerksam zu machen, daß sie über das Neue, welches sie liebt, die Arbeiten vergangner Tage nicht vergesse, welche ihr ihre Wege geebnet haben.

Schellings Name erinnert an die glänzenden Tage, in welchen eine noch unübertroffene Blüthe unserer Dichtkunst, unserer deutschen Rede sich entfaltete. Neben Göthe und Schiller hat er gestanden, neben ihnen und neben Fichte die Aufmerksamkeit seiner Nation zu fesseln gewußt. Er hat es nachher geduldet, daß er wie ein frühzeitig Abgeschiedener neben seinen Zeitgenossen einherging. Wenn er noch einzelne Zeichen seines Lebens von sich gab, sie waren nur Andeutungen, sie kamen wie aus einer vergangenen Zeit. Noch

Manches wird gegenwärtig aus jenen Tagen der Blüthe an das Licht gezogen und mit Begierde ergriffen; es weht uns daraus ein erfrischender Hauch der Lebenskraft an, welche uns jetzt fast zu ermatten scheint. Ein solcher Hauch weht uns auch entgegen aus dem Nachlaß Schelling's, er ist später geschrieben, zum Theil aus der neuesten Zeit; aber seinen Ursprung verleugnet er nicht, die Bildung der frischen Antriebe, aus welchen Schelling's Jugend hervorgegangen war, sie hat sich in seinem Alter nicht abgeschwächt. Besonders in dem ersten Theile der hier vorliegenden Einleitung, in der historisch-kritischen Einleitung in die Philosophie der Mythologie, wird man den alten Strom der Beredtsamkeit wiederfinden, welcher die Schriften Schelling's zu Mustern der deutschen Prosa gemacht hat; nur mit größerer Reife und Besonnenheit in der Wahl der Ausdrücke scheint er sich zu ergießen. In dem zweiten Theile, in der philosophischen Einleitung in die Philosophie der Mythologie, verrathen sich dieselben Vorzüge in einzelnen Absätzen, doch nicht so sehr im Ganzen, weil hier der Stoff eine gelehrtere Behandlung verlangt und sich verräth, daß es die Absicht des Werkes doch nicht sowohl ist, durch die vollendete Form zu glänzen, als vielmehr durch Belehrung den Geist der Hörer und Leser zu fesseln und neue Aussichten für die Wissenschaft zu eröffnen.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei der litterarischen Bedeutung dieses Werkes stehen. Schellings Persönlichkeit wird Niemand aus den Augen verlieren dürfen, welcher über den Gang der neuern deutschen Litteratur sich Rechenschaft zu geben versucht; zu tiefen Eindruck hat er auf sie gemacht, selbst außer den Kreisen, welche in die

Tiefen der Philosophie eingehn; denn er hat die Kunst verstanden, die Gedanken seiner Zeit in philosophischer Formel zu deuten; es wird unvergessen bleiben, daß er dem Sinn der romantischen Schule Worte gab, indem er den Zweck der schönen Kunst darin fand, das Unendliche im Endlichen darzustellen, daß er die Grundsätze der historischen Rechtsschule ausdrückte, indem er den Staat als ein Product der Nothwendigkeit und des Naturtriebes betrachten lehrte; so werden auch Alle, welche den verschlungenen Gang menschlicher Gedanken in der Geschichte sich zu enträthseln suchen, bei dem Eindrucke seiner mächtigen Persönlichkeit verweilen müssen. Aber nicht nur zu Deutung von Räthseln kann er verhelfen, sondern er hat auch wieder ein seltenes Räthsel vorgelegt. Er selbst war zum Räthsel geworden. In den Tagen, in welchen sonst unsere Jünglinge nur auf den Bänken sitzen, um zu hören, fing er an öffentlich zu reden und seine Stimme fand Aufmerksamkeit über die schwierigsten Fragen der Wissenschaft. Dann hörte er nicht auf mit unermüdlichem Fleiße, mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit immer Neues, immer Bedeutendes in seinen Schriften zu bringen. Fast plötzlich aber verstummte er, bis auf die wenigen Lebenszeichen, welche vorher erwähnt wurden, vor dem großen Publicum, welches liest. Noch kaum hatte er die höchste Kraft des männlichen Alters erreicht. War seine Ader versiegt? hatte er seine Kräfte erschöpft, wie es frühreifen Geistern wohl geschehen ist? Das war doch nicht wahrscheinlich, und die, welche den Vortheil hatten, seine Vorlesungen hören zu können, versicherten das Gegentheil. Man sprach von den neuen Untersuchungen, welche er eröffnet habe. Ein Werk, welches er hatte herausgeben wollen,

unterdrückte er wieder. Unterdessen hatten alte Rivale oder Schüler, welche zu Widersachern geworden waren, das Wort in der Philosophie. Schelling that dazu fast nichts Anderes, als daß er gelegentlich seinen Unwillen darüber ausdrückte. Er schien seine Natur geändert zu haben. Ueber dieses Räthsel verspricht nun sein Nachlaß Licht zu verbreiten. Man wird aus ihm sehen können, womit Schelling in so langer Zeit sich beschäftigt und was er zu Stande gebracht hat. Vielleicht, wenn nicht zufällige Umstände mit eingegriffen haben sollten, wird sich uns hieraus auch ersehen lassen, warum er so lange die Früchte seiner Arbeit mitzutheilen unterließ.

Nur ein Theil seines Nachlasses liegt uns bis jetzt vor, herausgegeben von seinem Sohne, welchem das Geschäft der Herausgabe von ihm übertragen worden. Wir haben schon oben die beiden Theile angeführt, in welche die hier dargebotene Einleitung in die Philosophie der Mythologie zerfällt; für den ersten Theil war das Geschäft des Herausgebers leichter; die vollständige Ausarbeitung lag vor; der zweite Theil hat die letzte Hand Schelling's nicht erfahren; der Herausgeber hat nach den schriftlichen Anweisungen seines Vaters einige Anmerkungen hinzugefügt, welche zeigen, daß noch Manches zu ändern und zu vervollständigen gewesen wäre, ehe Schelling es für abgerundet erklärt haben würde. Wir sind seiner Sorgfalt sehr dankbar dafür, daß er solche Einschaltungen nicht unterdrückt hat.

Aus ihnen und aus andern Andeutungen ersehen wir nun, daß Schelling doch nicht das Glück gehabt hat, die große Arbeit, welche er unternommen hatte, bis ans Ende zu führen. Der Professor Beckers zu München, der getreue Anhänger

Schelling's, hat aus einem Briefe seines Lehrers mitgetheilt, daß dieser angab, erst in Berlin im Jahre 1852 sei ihm deutlich geworden, wie die negative Philosophie, der erste Theil seiner Lehre, zur positiven, dem zweiten Theile, fortschreite; damals sei die vollendete schriftliche Abfassung noch nicht vorhanden gewesen; wahrscheinlich also sei dieser Theil seiner Lehre Fragment geblieben. Hiervon finden wir nun in der vorliegenden Ausgabe zum Theil die Bestätigung. Der zweite Theil, die philosophische Einleitung in die Philosophie der Mythologie oder die Darstellung der rein rationalen Philosophie, bildet ein Ganzes; es ist zwar zusammengesetzt aus einer Zahl von Vorlesungen, von welchen mehrere in der Akademie zu Berlin gelesen worden sind, welche aber zu dem Zweck der unternommenen Arbeit verfaßt worden waren; zum leichtern Verständniß, läßt sich vermuthen, würde noch Manches überarbeitet worden sein. Davon zeugen manche Randbemerkungen Schelling's, welche der Herausgeber mitgetheilt hat. Wie das Ganze uns jetzt vorliegt, deckt es den Gedanken Schelling's nicht so deutlich auf, wie man wünschen möchte; wir zweifeln nicht, daß es einer sorgfältigen Forschung wohl gelingen würde, aus den zerstreuten Andeutungen den verbindenden Grundgedanken herauszufinden; aber hierzu wird eine neue Arbeit gehören, welche wohl nicht sogleich gelingen möchte. Dies macht uns vorsichtig in der Abschließung unserer Kritik. Man hat von Schelling's frühern Arbeiten gesagt, er habe seine Studien vor dem Publicum gemacht. Später ist er zurückhaltender in seinen Mittheilungen geworden; demungeachtet begegnet es ihm nun, daß seine noch nicht ganz ausgearbeiteten Untersuchungen an das Licht treten. Es kann

sich Niemand diesem Schicksale entziehn. Wir machen alle unsere Studien vor der Welt; mögen wir sie auch noch so sorgfältig ausarbeiten; die spätere Zeit wird sie als Vorarbeiten zu nehmen haben, welche sie nach ihren Zwecken zu benutzen hat. Wie Platon lehrt, ist es eines Andern Sache die Erfindungen zu machen und eines Andern sie zu beurtheilen. So dürfen wir uns auch nicht daran stoßen, daß wir die Arbeiten Schelling's nicht als fertigen Abschluß uns vorgelegt finden, sondern sie verarbeiten müssen, um sie uns anzueignen. Wenn nur der Stoff, welcher uns vorgelegt wird, eine tüchtige Verarbeitung verräth, an welcher wir uns zurecht finden können, so wird es schon der Mühe verlohnen, auf ihn einzugehn und unsere eigenen Gedanken daran weiter fortzuführen.

Ohne Zweifel aber verräth das uns bisher Vorgelegte sehr sorgfältige Studien. Man hat wohl zuweilen gemeint, Schelling habe nach seinen ersten glänzenden Erfolgen auf seinen Lorbern geruht; hiervon mußte seine Versicherung abbringen, daß er etwas Neues vorhabe, daß er die bisher von ihm betriebene Philosophie zum größten Theil nur als negative Philosophie betrachte, daß er aber jetzt zu einer positiven Philosophie vorgeschritten sei, mit deren Ausführung er sich beschäftige. Die Bestätigung hiervon liegt vor uns. Die rein rationale Philosophie, dasselbe was er auch negative Philosophie nennt, nimmt einen großen Theil seiner frühern Arbeiten wieder auf, sichtend und vervollständigend, freilich auch oft nur andeutend, wie seine alten Werke zu dem gegenwärtig von ihm gewonnenen Gesichtspunkte sich stellen; wenn man aber bedenkt, welche Masse von Untersuchungen seine frühern Arbeiten gebracht

hatten, so wird man begreifen, mit welcher Mühe schon dieser Theil seiner Unternehmung verbunden war. Er ist aber dabei nicht stehen geblieben; er hat auch eine kritische Durchsichtung der frühern philosophischen Systeme unternommen. In seinen frühern Arbeiten konnte man schon gewahr werden, daß er mehr als seine Vorgänger, Kant und Fichte, auf die Vorarbeiten der frühern Philosophen Werth legte. Er berief sich gern auf die Lehren Platons, der Theosophen, Bruno's, Spinoza's, Leibnizens u. A.; in ihnen fand er seine eigenen Lehren wieder; doch waren es meistens kurze Andeutungen, welche er hierüber gab; es ist sichtbar, wie seit der Zeit seine historisch-kritischen Untersuchungen gewachsen sind. Zwar auf die neuere Philosophie wirft er nur weniger seine Aufmerksamkeit; nur Cartesius und Kant werden an einzelnen Stellen ausführlicher bedacht, und es ist auffallend, wie geringschätzig er Leibnizens Lehre beurtheilt, welche er früher mit einer gewissen Vorliebe zu beachten schien; aber die Lehren der großen Alten, des Platon und des Aristoteles, zieht er in eine sorgfältige Untersuchung, welche in die kleinsten Besonderheiten eingeht und vornehmlich der Letztere dient ihm zu einem fast beständigen Begleiter durch die Irrgänge der Metaphysik, der ersten, der rationalen oder negativen Philosophie; zuweilen äußert er zur Erläuterung dieses Verfahrens, es würde unnütz sein, das, was schon einmal gut gesagt worden, noch einmal in anderer Weise zu sagen, oder das schon einmal Erfundene noch ein andermal erfinden zu wollen. Diese Untersuchungen über die Aristotelische Metaphysik nehmen den größten Raum der rationalen Philosophie ein; sie weichen in vielen Punkten von der gewöhnlichen Auffassungsweise der

Aristoteliker ab, suchen selbst den Text zu bessern und werden von den Philologen, welche sich mit dem Aristoteles beschäftigen, nicht übersehen werden dürfen. Wenn so dem Aristoteles der größte Fleiß geschenkt worden ist, so geht doch Platon dabei nicht leer aus; vielmehr wird ihm noch immer der Vorzug vor dem Aristoteles zugestanden. Wer zur Erfindung in der Philosophie sich begeistern lassen wolle, müsse an den Platon sich wenden; mit ihm müsse man anfangen, mit Aristoteles enden; denn Niemand werde etwas Dauerhaftes in der Philosophie leisten, der sich nicht mit Aristoteles verständigt und dessen Erörterungen als Schleifstein seiner eigenen Begriffe benutzt hätte (S. 380). Wenn nun Schelling in diese Untersuchungen über die frühere Philosophie eine große Arbeit gelegt hat, so ist er doch dabei nicht stehen geblieben. Vornehmlich war sein Bemühn doch auf die positive Philosophie gerichtet; von der Ausführung derselben liegt nun freilich in dem jetzt erschienenen Bande noch nichts vor, wir können daher seine Arbeit für diesen Theil seiner Lehre noch nicht ermessen, aber einen Vorschmack von seinem gelehrten Apparate für ihn erhalten wir doch schon in seiner historisch-kritischen Einleitung in die Philosophie der Mythologie. Sie zeigt ein genaues Studium der verschiedenen Erklärungsversuche der Mythologie, so weit sie ein philosophisches Interesse darzubieten schienen.

Wenn ich nun diesen zwar sehr umfassenden, aber doch in gewisser Weise beschränkten Kreis von Schelling's Vorarbeiten übersehe, so glaube ich in ihm auch einen Grund zu entdecken von der Abneigung, welche er fühlte, die Früchte seiner fortschreitenden Untersuchungen allmälig seinen Zeitgenossen vorzulegen. Daran ist nicht zu den-

ken, daß er sich gescheut haben sollte, dem Widerspruch seiner Mitarbeiter in der Philosophie zu begegnen, wiewohl ihn dann und wann ein Widerwille gegen den gelehrten Streit ergreifen konnte; denn wir kennen ja wohl aus frühern Zeiten seine Bereitschaft zum Kampfe; aber ihm war es, wie seinem Vorgänger, Fichte, gegangen; er hatte eine lange Zeit die Lust verloren, mit der gegenwärtigen Zeit sich zu beschäftigen, welche ihm doch nicht Empfänglichkeit genug für die von ihm neuerdings ergriffenen Studien entgegenzubringen schien. Was Schelling und Fichte in ähnlicher Weise erfuhren, werden wir wohl aus einer gemeinsamen Stellung ihrer Philosophie oder vielmehr des philosophischen Processes, in welchem sich ihre Lehrweisen gebildet hatten, zu dem Fortgange der Zeit erklären müssen. An anderer Stelle habe ich schon ausgeführt, was deutlich genug vorliegt, um von jedem bemerkt zu werden, welcher die Thatsachen kennt, daß die neueste deutsche Philosophie von Kant an in einer revolutionären Krise unserer Gedankenwelt sich bewegt hatte. Kant und Fichte wollten die Philosophie und die wissenschaftliche Untersuchung überhaupt auf eine ganz neue Grundlage bringen; sie sind Neologen, treten den Vorurtheilen der alten Schulen ohne Schonung entgegen und suchen sich, so viel nur irgend möglich, von den Ansichten der vorhergegangenen Bildung loszumachen. Wenn man ihnen trauen dürfte, so wäre vor ihnen eigentlich gar keine Philosophie, sondern nur dogmatischer und skeptischer Irrthum gewesen. Diese kritische, revolutionäre Bewegung erbte von ihnen Schelling. Aber er ist doch ein ganz anderer Mann und die Zeiten hatten sich auch geändert. Revolutionen, wie im Staate, so in der gelehrten Re=

publik, haben leichtes Spiel, so lange sie nur zu beseitigen, zu zertrümmern bedacht sind. Hinter ihnen lauert ein Gedanke des Naturalismus. Man meint, wenn nur die alten Vorurtheile gehoben, die hemmenden Schranken weggeschafft sind, so wird die frei gewordene Natur von selbst das Rechte herstellen. Aber eben gegen diesen Naturalismus kämpfte die deutsche Philosophie an; sie wollte nicht von der Natur, sondern vom Willen der Vernunft den wahren Gehalt des Lebens; sie dachte an eine Philosophie der Geschichte; den Gang der menschlichen Bildung wollte sie nicht unterbrechen, sondern nur zu freierer Entwicklung bringen. Sie mußte zur Restauration zurückkehren. Erst mit ihr beginnen die Schwierigkeiten der Revolution. Man bemerkt, daß die Zertrümmerung des Alten doch seine Massen nicht hat vernichten können; als auseinander geworfene Glieder liegen sie noch vor, aber todt, ohne organische Verbindung; wegschaffen kann man sie nicht; ihnen ein neues Leben einzuhauchen, dazu würde gehören, daß man in ihren Sinn einzugehn und sie nach ihrer Weise zu den neugefaßten Absichten zu verwenden wüßte. Diese Nothwendigkeit der Restauration hatte schon Fichte begriffen; aber in einem viel zu allgemeinen Sinne hatte er an sie gedacht; ihm war es nicht gegeben, in den Sinn der alten Zeiten einzudringen. Viel stärker tritt der Gedanke derselben an Schelling heran. Schon in seinen ältern Schriften hatte er, wie schon bemerkt wurde, gern an die Gedanken früherer Philosophen sich angeschlossen. In einer noch viel umfassendern Weise sehen wir dies in seinem Nachlaß hervortreten. Er ist der Mann der beginnenden Restauration. Mit allem Eifer begibt er sich an das Werk; Viele werden sagen, mit zu vielem

Eifer; es ist zu besorgen, daß die starken Aeußerungen seiner Vorliebe für das Alte, auch in politischen Dingen, manchen Leser von ihm abwenden werden. Eine solche Stellung aber hat ihre Gefahren, eingenommen von einem Manne, welcher doch früher den in Gang gekommenen Neuerungen sich anzuschließen schien. Er wollte sie ohne Zweifel, aber in einem andern Sinne, als in welchem die Menge sie begriffen hatte. Ihm begegnet, was so vielen Leitern der Revolution schon begegnet ist, wenn sie der begonnenen Bewegung ihre gesetzlichen Schranken setzen wollten; ihre Partei wird zum großen Theil an ihnen irre; sie selbst beginnen einzusehn, daß sie der Menge nicht mächtig sind, ihre Bewegungen nicht zügeln können. Von beiden Seiten setzt sich eine Mißstimmung fest. Eine solche Mißstimmung von Schelling's Seite scheint es uns gewesen zu sein, welche ihn lange Zeit zurückgehalten hat, seine Arbeiten zu veröffentlichen. Der beschränkte Umfang seiner Studien, welchen wir erwähnten, bestätigt uns in dieser Meinung. Wenn wir sie übersehen, so finden wir, daß sie vorherrschend der alten und der ältesten Zeit sich zuwenden. Die neuere Zeit wird spärlich bedacht, fast nur in Cartesius und nebenbei in Bacon; von da bis zur neuesten Zeit, welche mit Kant beginnt, ist eine große Lücke; auch Kant und Fichte werden nur in einigen Hauptzügen herbeigezogen. Platon dagegen und Aristoteles werden mit allem Fleiße in Erwägung genommen. Von ihnen wenden sich die Gedanken sogleich der Mythologie zu, in deren Entwicklung die Anfänge der Geschichte liegen, deren Ausgang zur Philosophie der alten Welt führte. Mit Aristoteles, so äußert sich Schelling, schließt sich die originelle Gedankenentwick-

lung der griechischen Weltweisheit. In der Bewegung des geistigen Lebens hat alsdann die christliche Offenbarung eine neue Epoche herbeigeführt. Aber auch sie war lange Zeit eine unbegriffene Macht; dem äußerlich noch mächtigen Heidenthum gegenüber mußte für eine gewisse Zeit das Christenthum selbst auch zur äußern und blinden Gewalt werden — in der Kirche, deren frühere erdrückende Macht ein noch nicht ergründetes Geheimniß ist. Nachdem das Heidenthum von ihm überwunden worden, sah sich das Christenthum in dieser seiner äußeren Macht mit ihm auf gleiche Stufe herabgesetzt. Es kam die neuere Zeit, welche beide in gleicher Wagschale abwog. Die Reformation protestirte gegen die falsche Theokratie. Sie ließ aber die alte Metaphysik bestehn und blieb dadurch unvollendet, ja artete in einen neuen Autoritätsglauben aus. Von ihm hat Cartesius frei gemacht; hierauf aber in einem neuen höhern Aufschwunge Kant, welcher den Idealismus begann, aber nicht vollendete. Dieser Idealismus gehört ganz der neuern Welt an; das Christenthum hat ihm die Pforte aufgethan; wie das Copernicanische System dreht er Alles um und macht das zum ruhenden Mittelpunkte, was früher als die bewegte Peripherie erschien. Dies ist in kurzen Zügen, freilich nur bruchstückweise, aber doch alle Hauptpunkte berührend, was Schelling über den geschichtlichen Gang unserer geistigen Entwicklung hier ausgesprochen hat. Der Endpunkt verleugnet nicht die geistige Umwälzung, welche er noch immer will. Die Ausgangspunkte zeigen, daß er im Geiste einer Restauration den überwundenen Standpunkten der Vergangenheit ihr Recht zu bewahren und den Gewinn, welchen sie gebracht haben, festzuhalten gedenkt. Aber man

wird auch noch etwas Anderes aus dieser Auffassungsweise herauslesen können. Großartige Züge sind es, in welchen er uns den Lauf der Geschichte schildert; aber in die Einzelheiten des Geschehens gehen sie nur an einzelnen Stellen ein, hauptsächlich an zwei Punkten, bei der Mythologie und bei dem Gipfel der alten Philosophie. Man möchte besorgen, seine Gedanken an Wiederbelebung der Elemente unserer Cultur hätten sich in das Alterthum, ja in das älteste, dunkelste Alterthum zurückgezogen, von welchem kaum noch eine schwache Ahnung in unserer Gegenwart lebt. Ganz als das Gegentheil zeigt er sich in diesem Theile seines Nachlasses von denen, welche nur das Moderne lieben. Mit der Gegenwart sich zu verständigen, mußte ihm bei diesem Theile seiner Studien schwer werden. Doch wir müssen uns daran erinnern, daß wir nur einen Theil seines Nachlasses vor uns haben. In seinen übrigen Studien wird er auch genau im Einzelnen auf die Gedanken eingegangen sein, welchen die neuere Zeit mit Vorliebe nachgeht. Die Philosophie der Offenbarung wird uns seine Gedanken über das Christenthum eröffnen; in dem Programm über die Ausgabe der sämmtlichen Werke Schelling's sind auch Vorlesungen über die Geschichte der neuern Philosophie versprochen.

Dabei aber können wir doch nicht ganz unsere Besorgniß verhehlen, daß die Berücksichtigung des Alten, die Sorge um die Wiederherstellung der Bildungselemente, welche es gebracht hat, von Schelling nur in einer fragmentarischen Weise bedacht worden sei. Wer möchte sich rühmen, alles dahin Gehörige vollständig erforscht, vollständig erwogen zu haben? Aber auch nur, daß Schelling Alles, was die neuere Zeit gebracht hat, mit

Liebe und Sorgfalt sich angeeignet hätte, dürfen wir wohl kaum erwarten. Er gehört noch einer ältern Zeit an, welche auf ihre Thaten mit Stolz sehen durfte, welche ein Recht hatte, auf den kleinern Nachwuchs späterer Zeiten weniger zu achten; die bedeutenden Lücken, welche er in seinen bisherigen Erwähnungen gelassen hat, lassen vermuthen, daß er über Manches hinwegzusehen wohl für erlaubt hielt, was uns gegenwärtig nicht geringfügig zu sein scheint; dazu kommt aber noch ein stärkeres Anzeichen; wir finden auch, daß er über die Gewaltsamkeiten, welche im Gefolge einer stark auftretenden Reform zu gehen pflegen, über den leidenschaftlichen Streit, in welchem eine neue Richtung sich Bahn bricht, durch seine wiederherstellenden Bestrebungen und durch die Milde des Alters nicht ganz hinweggekommen ist.

Gewaltsam finde ich im Allgemeinen seine Interpretationsweise, mit Einschluß seines Gebrauchs der Etymologie. Wie wenig er sich für einen Philologen ausgibt, so fest vertraut er doch auf die Sicherheit seiner kühnen Auslegungen, welche, wie es nicht anders sein kann, doch zuweilen sehr unsicher sind. Gewiß werden Viele die Meinung theilen, daß es zuträglicher für seine rationale Philosophie gewesen wäre, wenn er in ihr seine eigenen Beweise gegeben hätte, anstatt der Auslegung der Aristotelischen Metaphysik, welche so manche schlüpfrige Stelle darbietet. In einer Interpretation solcher Gegenstände, welche mehr im Ganzen und Großen gefaßt werden müssen, als in einzelnen schwankenden und zweideutigen Aussagen, wie dies namentlich beim Verständniß mythologischer und religiöser Lehren und philosophischer Systeme der Fall ist, preßt er einzelne Worte, bis sie den gewünschten Sinn geben.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 14. Juni 1856.

Stuttgart und Augsburg

Fortsetzung der Anzeige: „Fr. W. J. v. Schellings sämmtl. Werke. Zweite Abth. Erster Bd.“

Die zuweilen bewunderungswerthe Kunst, mit welcher dies geschieht, kann doch nur wenig Kundige blenden. Das Uebelste ist, daß er solche an schwankenden Analogien einherlaufende Beweismittel für unumstößliche Beweise gelten lassen möchte. Er übt die philologische Kunst wie eine philosophische Wissenschaft und möchte die Auslegung überlieferter Thatsachen für ebenso sicher halten, wie die Grundsätze der Vernunft und was aus ihnen in methodischer Folgerung sich ableiten läßt. Daß er beide Weisen der Forschung nicht genug auseinanderzuhalten weiß, vielmehr das historische Verfahren gewaltsam an das philosophische heranzwingt, zeigt sich im Großen und Ganzen am deutlichsten in seiner historisch-kritischen Einleitung. Wenn man bemerkt hat, daß seiner Auslegung der Mythologie, wie man auch sonst über sie urtheilen möge, ein großartiger phi-

losophischer Gedanke zu Grunde liegt, dann ist man überrascht, aber auch erstaunt darüber, ihn wiederholt, besonders am Schluß dieser Einleitung, versichern zu hören, diese Ansicht der Mythologie sei unabhängig von jeder Philosophie, eine einmal dastehende und unwidersprechlich erkannte Erscheinung, in welche sich die Philosophie zu fügen habe, von welcher sich das philosophische Bewußtsein erweitern lassen müsse. Vor Thatsachen, vor Erscheinungen haben wir allen Respect; daß sie uns veranlassen können, unser philosophisches Bewußtsein zu erweitern, geben wir willig zu; aber die Ueberlieferung und die Auslegung der Thatsachen ist dem Irrthum unterworfen.

Auch die alten Streitigkeiten, in welche der junge Schelling sich verflochten sah, ruhen noch nicht; nur mit etwas größerer Ruhe werden sie berührt. Milder ist das Urtheil über Jacobi geworden im Ausdruck; doch, wie nicht anders zu erwarten war, im Wesentlichen dasselbe geblieben. Ebenso ist es mit dem Urtheile über Fichte. Hegel wird nicht mit Namen genannt, seine Lehre aber deutlich genug bezeichnet; sie ist nur der alte Rationalismus der vergangenen Periode, welcher erst in der neuesten Zeit dazu gelangt ist, sich als philosophisches System aufzustellen, welcher in der letzten Zeit die deutsche Philosophie mit unseliger Improductivität geschlagen hat. Diese Beziehungen auf seine Vorgänger und Mitarbeiter konnte Schelling nach der Natur seiner Untersuchungen nicht vermeiden, ebensowenig als den Streit gegen die verschiedenen Ansichten, welche in der Erklärung der Mythologie hervorgetreten sind. Andere polemische Beziehungen auf jüngere Philosophen hätten vielleicht vermieden oder weniger scharf ausgedrückt werden können.

Wenn die Schärfe des Urtheils, welches Schelling über Andere ausspricht, verletzen kann, so ist dagegen die Schärfe seines Urtheils über seine eigenen frühern Arbeiten in die Wagschale zu legen. Sie kann davon zeugen, daß doch nicht persönliche Beziehungen seine Aeußerungen bestimmen, sondern seine Natur und Stellung zu den Entwicklungen der Zeit einen schroffen Ausdruck seines Gegensatzes hervorrufen. Seine Naturphilosophie bezeichnet er selbst als eine noch im Werden und in der Gährung begriffene Philosophie; sein System des transcendentalen Idealismus nennt er einen Uebergang und eine Vorübung und überhaupt bezeichnet er den Standpunkt seiner frühern Werke als eine Vermischung der negativen mit der positiven Philosophie, wodurch er sie auf gleiche Linie in der That mit der ganzen frühern Philosophie herabsetzt, denn, wie er S. 564 sagt, die ganze Geschichte der Philosophie zeigt einen Kampf der negativen und positiven Philosophie. Diese Bezeichnungsweise wird nun auch wohl einer so strengen Auslegung, wie Schelling sie oft in Anwendung setzt, nicht unterworfen werden dürfen; denn gewiß meint er damit nicht, daß der Kampf immer nur hin und her geschwankt habe ohne entscheidende Momente, in gleicher und nicht weiter sich abklärender Vermischung des Negativen und des Positiven und daß für diese seine frühern Philosopheme und Versuche oder Vorübungen nichts geleistet hätten, sondern sowie er für Kant ein unsterbliches Verdienst, welches er durch seine kritische Absonderung sich erworben habe, in Anspruch nimmt, so weiß er auch noch andere Verdienste anderer Philosophen und seiner eigenen frühern Philosophie anzuerkennen, welche wohl darin bestanden haben werden, daß Negatives und Po-

sitives mehr auseinander traten und im Kampfe aus ihrer Verworrenheit zur Scheidung gebracht wurden. Dies also mag uns nur davor warnen, daß wir die scharfen Worte Schelling's über sich und Andere nicht in zu großer Schärfe nehmen.

Wir berühren aber hier den Punkt, über welchen wohl alle an der Philosophie Antheil Nehmende am begierigsten nach Aufschluß in dem Nachlaß Schelling's suchen möchten, über welchen wir aber in dem bisher Mitgetheilten doch nur einen unzureichenden Aufschluß finden, das Verhältniß nämlich seiner frühern Philosophie zu der spätern Gestalt, welche sie in seinen letzten Arbeiten angenommen hat. Es ist bekannt, daß er zuletzt zwei Theile der Philosophie unterschied, die negative und die positive Philosophie. Zuweilen ist dies so angesehn worden, als hätte er die Ansicht gehegt, daß er in seiner frühern Zeit nur die negative Philosophie betrieben und jetzt erst über diese Schranke hinaus eine neue Aussicht in die Forschungen des andern Theils der Philosophie eröffnet hätte. Schon die oben angeführten Aeußerungen können hiervor bewahren. Seine Meinung ist nur, daß er früher nicht genug beide Theile unterschied, die alte Verwirrung des Negativen mit dem Positiven bestehn ließ; der Fortschritt, dessen er sich rühmt, beruht wesentlich auf einer genauen Unterscheidung; die Sonderung der beiden Theile hat ihm ein hervorragendes Interesse gewonnen. Man sieht, daß dies vorherrschend eine methodische Bedeutung hat, und wir dürfen hierauf wohl die Aeußerung deuten, daß die richtige Methode bis jetzt noch immer als der einzige eigentliche Fund der nachkantischen Philosophie anzusehn sei (S. 334); es versteht sich aber auch von selbst, daß hierdurch die weitern Erfolge

dieser Methode nicht ausgeschlossen sind; nachdem die positive Philosophie von der Vermischung mit dem Negativen, welches in der frühern Philosophie vorherrschend betrieben wurde, sich frei gemacht hat, wird sie nun ihre gewonnene Freiheit gebrauchen und neue Aufschlüsse über den Gehalt der zu erkennenden Wahrheit bringen können.

Wir müssen nun gestehn, daß die Namen, mit welchen Schelling die beiden Theile seiner Philosophie vorzugsweise zu bezeichnen pflegt, uns nicht glücklich gewählt scheinen. Schon die mancherlei Mißverständnisse, welche sich an sie angeschlossen haben, scheinen dies zu bestätigen; eine andere Bestätigung liegt darin, daß Schelling selbst mehrere synonyme Ausdrücke gebraucht, um den Gegensatz zu erläutern, um welchen seine Eintheilung sich handelt, und daß unter diesen Ausdrücken in der That bei weitem significantere sind, als der zuletzt und mit Vorliebe gewählte. Freilich gehört dazu nicht, daß die negative Philosophie auch mit Bezug auf Kant die kritische heißt; denn mit Kritik unseres Erkenntnißvermögens soll sie es doch nicht allein zu thun haben; auch der Ausdruck erste Philosophie und zweite Philosophie, welcher in Bezug auf die Aristotelische Metaphysik gebraucht wird, gibt nur über die methodische Stellung beider Theile Auskunft, und den Gegensatz zwischen subjectiver und objectiver Philosophie wird man bei dem bekannten Mißbrauch, welcher mit dieser vieldeutigen Formel getrieben worden, nicht sehr empfehlungswerth finden; dagegen bezeichnen bei weitem besser die Bedeutung beider Theile die Ausdrücke regressive und progressive, rationale und geschichtliche Philosophie. Die erste Philosophie soll nämlich nach Weise der alten Metaphysik die Gründe der Erscheinungen

untersuchen und das ausbilden, was Schelling die Potenzenlehre genannt hat, in der Entwicklung dieser Lehre aber zuletzt auf das letzte Princip, auf Gott geführt werden; sie ist also regressiv, indem sie von den Erscheinungen auf die Gründe zurückgeht. Daß Schelling sie negative Philosophie nennt, rechtfertigt er nur daraus, daß sie nur auf das Princip aller Dinge hinweise, seinen Gedanken erzeuge, aber das Uebereristirende nur im Begriff habe, seinen Gedanken nicht weiter zu realisiren vermöge, indem die Vernunft in der rationalen Philosophie nicht zu zeigen wisse, wie Gott die Dinge in der Welt hervorbringe, sie als Natur setze und alsdann durch die Geschichte hindurch zu ihrer Vollendung führe (vgl. S. 558 ff.). Hier trete nun erst die Aufgabe der zweiten Philosophie ein, welche zu zeigen habe, daß Gott nicht allein das vollkommene Wesen, der Geist für sich, in dem Denken seiner selbst verschlossen, sondern eine Person sei, welche von unserer Person gefordert werde. Wenn die erste Philosophie gezeigt habe, ausgehend von der Untersuchung über das Was, daß wir ein Letztes, ein Absolutes, einen Gott anzunehmen haben, so müßte nun erst die Ableitung aller Existenzen beginnen, an das Daß müsse sich alsdann das Was anschließen, das Denken Gottes reiche nicht aus, weil es nichts Praktisches in sich habe, es müsse der Wille hinzutreten und Gott als Herr anerkannt werden. Als solcher erweise er sich in der Geschichte und so schließe sich an die rationale die geschichtliche Philosophie an. Wenn wir diesem Gedanken folgen, so werden wir doch schwerlich zu dem Ergebnisse kommen, daß die erste Philosophie mit einem rein negativen Resultate schließe oder von allem positiven Inhalte leer sei; auf den Gedan-

ken Gottes hat sie uns geführt, an den Gedanken der Existenzen in der Welt hat sich derselbe angeschlossen; wenn sich auch ergeben haben sollte, wie Schelling den Bahnen des neuern Idealismus folgend anzunehmen geneigt ist, daß diese Welt nur in den Erscheinungen unseres Ich sich abspiegelt, daß auch dieses Ich wieder als Nicht-Princip sich anerkennen muß, sich Gott unterordnet und dieser als einziges Princip bestehen bleibt, dennoch aber nicht als actueller, sondern nur als ideeller Grund sich darstellt; so werden wir doch auch diese Idee Gottes nicht leer finden, sondern von dem Gedanken aller der Existenzen erfüllt, welche auf sie zurückgeführt worden sind. Es bleibt nach den Forderungen, welche Schelling an die Philosophie stellt, nur noch etwas Weiteres zu leisten übrig, nämlich zu zeigen, wie es in der Idee Gottes liegt, durch seinen Willen die wirkliche Welt zu setzen und sie durch alle ihre Schicksale hindurch zu ihrer geschichtlichen Vollendung zu führen, die Wahrheit der Dinge von Gott abzuleiten und so die Geschichte der Welt uns begreiflich zu machen. Schelling selbst deutet an vielen Stellen an und seiner Lehre liegt überall zu Grunde, daß ohne die rationale Philosophie die positive Philosophie nicht möglich wäre; die drei Potenzen, welche in dem Gedanken Gottes ihre Vereinigung finden sollen, in inductiver Methode durch die rationale Philosophie nachgewiesen, sollen wiederum in der positiven Philosophie auftreten um die Ableitung der Dinge aus Gott uns begreiflich zu machen (s. Vorl. 13; 14; 17). Alles dies setzt voraus, daß die rationale Philosophie nicht bei der Negation stehen geblieben ist. Daher können wir es auch nur als einen übertriebenen Ausdruck ansehn, wenn Schelling sagt,

daß die erste Philosophie negative Philosophie zu nennen sei, weil sie in Beziehung auf das allein Wissenswerthe und das aus ihm Abzuleitende nichts weiß (S. 562). Die Wahrheit ist nur, daß sie das erste Princip nur überhaupt als Princip, aber noch nicht im Besondern erkannt hat, wie es als Princip wirksam sein könne und in wirklicher Wirksamkeit sich erweise. In dem Ausdruck, mit welchem Schelling die erste Philosophie mit Vorliebe als negative Philosophie bezeichnet, können wir daher nur die Neigung erblicken, den neuen Fortschritt in der Entwicklung seiner Lehre gegen die frühere Fassung derselben recht stark abzusetzen. In dieser Neigung läßt er sich sogar für seine frühere Identitätsphilosophie den Vorwurf des Pantheismus gefallen und behauptet nur, daß sie nicht allein, wie Spinoza, das Pan gesetzt habe, sondern auch den Theismus, und das Princip einer Philosophie abgebe, welche auf den von allem Andern abgesonderten Gott führe (S. 372). Nach einer Angabe, welche wir Beckers verdanken (Münchner gel. Anz. 1855. Nr. 11), hat Schelling zuerst in seinen Vorlesungen von 1827—28 oder nur um Weniges früher den Gegensatz zwischen negativer und positiver Philosophie gebraucht; die Zeit, wo er die Aufgabe der positiven Philosophie gefaßt und sie deutlich von der Aufgabe der rationalen Philosophie unterschieden hatte, liegt wenigstens um 13 Jahre weiter zurück; man darf daher wohl annehmen, daß er mit fortschreitendem Alter nur immer mehr sich davon überzeugte, daß er seine Philosophie in einem starken Gegensatz gegen die herrschende rationale Philosophie auszubilden und darzustellen habe. Man sieht, daß seine Polemik sich eher gesteigert, als gemildert hat, daß er für nö-

thig hielt, den verkehrten Richtungen seiner Zeit mit aller Kraft sich entgegenzusetzen, und wird hieraus manche harte Aeußerungen in seinem Nachlasse sich erklären können. Wer möchte es verkennen, daß Grund genug zu einem scharfen Widerspruch gegen Verkehrtheiten unserer Zeit vorhanden ist; man darf auch über die lange Improductivität in der Philosophie klagen; aber die Wege der Wissenschaft sind dabei doch immer fortgegangen, wenn sie auch nicht unsere Wege waren; sie sind auch nicht ganz unfruchtbar für die Philosophie geblieben, wenn man sie nur zu benutzen weiß; einen größern und mehr in das Einzelne eindringenden Ueberblick über die Mittel der Wissenschaft dürfen wir glauben gewonnen zu haben; Schelling selbst hat diese Mittel zu seinen Zwecken zu gebrauchen nicht verschmäht; aber man muß besorgen, daß er durch den scharfen Gegensatz, in welchen er sich gegen die Richtung seiner Zeit setzte, abgehalten worden ist, sie in dem ganzen Umfange zu benutzen, in welchem sie mit seinen eigenen Bestrebungen vereinbar gewesen wären. Was er rationale Philosophie nennt, ist ohne Zweifel noch einer weiter und weiter gehenden Ausbildung fähig. Wenn man aber Schelling's Aeußerungen über die Aristotelische Logik und Metaphysik hört — man vergleiche nur, was er S. 310 über die erstere sagt — so könnte man glauben, er hegte die Meinung, daß die neuere Philosophie nur in wenigen Punkten über die ältere hinausgekommen wäre. Wir halten dies nicht für einen nur einigermaßen genauen Ausdruck seiner Ansicht; aber seine unverholene Abneigung auf die genaueren Forschungen der neuern Zeit über die Gründe unseres Erkennens einzugehn, die nur sehr flüchtigen Aeußerungen, mit welchen

er sie bedenkt, könnten zu einem solchen Glauben verführen. Wir können die Meinung nicht unterdrücken, daß die unvollendete Gestalt, in welcher jetzt die rationale Philosophie vor uns liegt, zum großen Theil in der Abneigung Schelling's in die Einzelheiten der neuern Philosophie einzugehn ihren Grund hat.

Die Forschungen Schelling's haben sich nun vorherrschend der positiven, d. h. der progressiven, der geschichtlichen Philosophie zugewandt. Von ihr liegen uns gleichsam nur Vorspiele vor und dennoch können wir uns nicht enthalten einen neugierigen Blick in sie zu werfen. Wenn Schelling sie die geschichtliche Philosophie nennt, so soll dies die Geschichte der Natur nicht ausschließen. Sie wird den Gedanken auszuführen haben, auf welchen Schelling oft zurückgekommen ist, daß die Philosophie uns nicht allein zu Gott emporführen, sondern auch zeigen solle, wie wir von Gott zum Endlichen, zu den Dingen und dem Werden der Welt gelangen. Dies ist der große Gedanke, schon oft von den Philosophen umhergewälzt, welcher ihm seine schwere Arbeit auflegte. Man kann sich nicht darüber wundern, daß sein Vorhaben, ihn würdig auszuführen, ihn lange bedenklich machte, seinem Werke einen Abschluß zu geben. Er sah ein, daß hierzu eine Durchdringung der Erfahrung nicht weniger als der allgemeinen Grundsätze der Wissenschaft nöthig sei. Ein großes Material war hierzu herbeizuschaffen, ein noch größeres, als bereits die Naturphilosophie in Anspruch genommen hatte. Schon in seinen frühesten Arbeiten hatte Schelling diese Aufgabe sich gesteckt; in der Vorrede zur ersten Auflage seiner Ideen zu einer Philosophie der Natur (1797) hatte er neben der Naturphilosophie die Philosophie des Menschen

oder der Geschichte als einen zweiten Theil der angewandten Philosophie bezeichnet; er scheint diesen Namen jetzt zu tadeln (S. 229); die angewandte Philosophie ist ihm jetzt zum zweiten Theile der Philosophie geworden. Man wird daran zweifeln können, ob diese Umwandlung des Namens eine glückliche sei, ein Zweifel, der für die Methode nicht unerheblich ist, denn es muß wohl einleuchten, daß Anwendungen der Philosophie in einer andern Methode betrieben werden müssen, als reine Philosophie. Aber wir wollen uns daran nicht stoßen, daß Untersuchungen nicht immer mit einem vollen Bewußtsein ihrer Methode getrieben werden, wenn sie nur sonst brauchbare Ergebnisse bringen. Gehen wir nun weiter den Entwicklungen nach, welche die positive Philosophie in Schelling's Leben, soweit wir es übersehen, gewonnen hat, so finden wir, daß er seinen Ansichten über die Philosophie der Geschichte zuerst einen Ausdruck gegeben hat in seiner kleinen Schrift Philosophie und Religion (1804); andere Schriften, welche dasselbe Thema berührten, sind ihm gefolgt, aber keine hatte dasselbe so in seinem ganzen Umfange sich vorgesetzt, wie diese. Ja es schien, als hätte Schelling aufgegeben, es weiter durchzuführen. Er erklärte: „das Sein der Dinge in Gott ist — — ihr Nichtsein in Relation auf einander; so wie denn im Gegentheil ihr Sein in Relation auf einander nothwendig ihr Nicht-in-Gott-Sein oder ihr Nichtsein in Ansehung Gottes involvirt. Die weitere Ausführung und die sinnbildliche Darstellung dieser Ansicht gehört der Religionslehre an; sie dem Theile des Zeitalters weiter zu deuten, der sie bei ihrer ersten Darstellung (in der Schrift: Philosophie und Religion. Tübing. 1804) nicht begriffen hat, fühle ich keinen Beruf. Ihr

Sinn mag ruhen, bis er von selbst sich aufthut. (Jahrb. der Medicin von Marcus und Schelling S. 86). Er hat doch später seinen Beruf darin gefunden, seine erste Darstellung weiter zu deuten; ihr Sinn hat ihn nicht ruhen lassen; da er von selbst sich nicht aufthat, hat er ihn aufthun müssen; das ist die Aufgabe seiner zweiten Philosophie. Auch im vorliegenden Bande (S. 465) kommt er auf seine Schrift Philosophie und Religion zurück, nur beiläufig freilich, aber doch um zu zeigen, daß sie der Fichtischen Philosophie zu nothwendigen Erweiterungen den Weg gezeigt habe, er erwähnt ihre populäre Haltung; in dieser konnte sie nun wohl zu Mißverständnissen Veranlassung geben und Schelling in seiner zweiten Philosophie wird sicherlich darauf ausgehn, solche Mißverständnisse abzuschneiden. Wir wollen unser Urtheil nicht abschließen, aber vorläufig bleibt uns nichts Anderes übrig, als aus jener populären Schrift und andern hinzugekommenen Andeutungen unsere Meinung uns zu bilden.

Das Thema, werden wir wohl sagen müssen, ist nicht allein das umfassendste, welches es geben kann, sondern es bietet auch die schlüpfrigsten Aufgaben dar. Was seinen Umfang betrifft, so besorgen wir, daß er in der Ausführung Schelling's nicht vollständig zur Anschauung kommen werde. Denn er müßte Gott als Herrn der Welt darstellen nicht allein in der Geschichte, sondern auch in der Natur, wie er die Natur schafft, erhält und regiert, und in ihr sich offenbart, wenn er seiner Aufgabe vollständig genügen wollte; das ganze Thema der Naturphilosophie würde in der positiven Philosophie nicht weniger auseinandergesetzt werden müssen, als wie Gott in der Geschichte der Menschen sich offenbart; es scheint

aber doch, als wenn Schelling auf seine naturphilosophischen Studien, welche doch nur im Werden und in der Gährung begriffen waren und wohl einer Ueberarbeitung bedurft hätten, nicht wieder zurückgekommen wäre. Wenn wir den Angaben über die Theile seiner geschichtlichen Philosophie folgen, so werden wir geneigt anzunehmen, daß sein Bestreben auf die Ausführung des Gedankens sich concentrirte, wie in der Geschichte des Menschen Gott sich offenbarte; die Entwicklung dessen, was er philosophische Religion nennt, betrachtet er allem Anschein nach als den Kern alles weltlichen Werdens. Wie wenig wir nun auch ableugnen wollen, daß die Bewegungen des religiösen Geistes, wie sie zum Verständniß sich emporzuarbeiten streben, als der wahre Gehalt der Culturgeschichte sich fassen lassen und daß Alles, was sonst in den Bereich unseres vernünftigen Lebens fällt, an die Betrachtung dieser Bewegungen sich anschließen läßt, so scheint es uns doch bedenklich, ob es einem Menschen unserer Zeit gelingen könnte, unter diesen einen Gesichtspunkt die ganze Mannichfaltigkeit aller unserer Bildungselemente zusammenzufassen, und daß Schelling durch solche Bedenken sich nicht abhalten läßt, seinen Plan, dessen Großartigkeit wir gern anerkennen, rücksichtslos durchzuführen, bringt ihn in Gefahr, Seiten unseres Lebens gering zu achten, welche ihm nur in einer entferntern Beziehung zur religiösen Entwicklung stehen. Man möge hierüber nur die Apostrophe an die deutsche Nation S. 549 vergleichen, in welcher er uns darüber zu trösten sucht, daß wir ein unpolitisches Volk gescholten werden. Mit einem Worte, es ist die Gefahr der Construction der Geschichte, welche wir für diese geschichtliche Philosophie

Schelling's besorgen. Indem sie die Bedeutung alles Werdens in einen Mittelpunkt zusammenzuziehen sucht, verkürzt sie den Blick, aber auch den Inhalt der Erfahrung. Nicht geringere Bedenken machen die schlüpfrigen Punkte der Untersuchung. Gehen wir auf die populäre Darstellung in Philosophie und Religion zurück, so wie sie durch manche spätere Aeußerungen erzeugt worden ist, so finden wir in ihr die wichtigsten Probleme zwar anerkannt, aber auch ungelöst. Es wird darauf gedrungen, daß die endlichen Dinge zu ihrem Recht, zu ihrer Selbständigkeit kommen, daß sie im Unendlichen sich selbst begreifen; es wird nicht weniger darauf gedrungen, daß sie ihre Wahrheit nur im Unendlichen haben und daß die Wahrheit des Unendlichen in ihnen sich selbst bewähre und offenbare. Daß aber diese doppelte Wahrheit zusammenbestehe, bleibt in der That eine Forderung; wie sie sich behaupten lasse, wird zu keiner klaren Erkenntniß gebracht. Daher haben Manche gemeint, der Sinn Schelling's gehe doch nur dahin, daß Gott ein sich evolvirendes Wesen sei, welches sich selbst offenbare in den Ideen, den Seelen, eine Welt der Gedanken aus sich und in sich gestaltend, ein ewiger Proceß der Selbstoffenbarung, und seine philosophische Religion wollte nichts Anderes bedeuten, als daß Gott in seinen eigenen Ideen seiner selbst bewußt werde. Andere dagegen sind der Meinung gewesen, das Unendliche, welches er Gott nenne, sei doch nur der Gedankenproceß der Geister, welche in ihrem Durchgeborenwerden und Durchgehen durch die Welt den Inhalt der Geschichte bildeten. Für beide Auslegungen konnten einzelne Aeußerungen angeführt werden. Auch in dem vorliegenden Bande wird man nach beiden Seiten zu den Blick Schelling's

gerichtet finden, und nur ausführlicher bespricht er beide Aufgaben und dringt auf die gleichmäßige Anerkennung beider. Es fehlt dabei allerdings auch nicht an Aeußerungen, welche für sich genommen und ohne Erwägung der entgegenstehenden Aussagen zu einer oder der andern Mißdeutung führen könnten. Wie stark klingt es z. B., wenn 567 gesagt wird: „Ich verlange eine Seligkeit, worin ich aller Eigenheit, also auch der Sittlichkeit als eigener enthoben werde", und wenn daran die Forderung einer Erlösung nur durch Gott sich anschließt. Aber den tiefen Ernst, mit welchem Schelling auf das Auseinanderhalten Gottes und der Welt dringt, werden doch selbst Mißgünstige nicht ableugnen können. Es wird daher nur darauf ankommen, inwieweit seine Theorie im Stande sein wird, den angedeuteten Problemen zu genügen. Hierüber werden erst die zu erwartenden Bände seines Nachlasses sichere Auskunft geben. Doch wollen wir nicht verhehlen, daß es uns scheint, als hätte die rationale Philosophie in der unvollendeten Gestalt, in welcher sie uns vorliegt, nicht genug der Behauptung selbständiger Wesen in der Welt in die Hände gearbeitet. Das instinctartige Leben der Individuen wird in ihr stärker betont als ihr freier Wille, oder wenn auch dieser anerkannt wird, so werden seine Thaten doch nicht genau genug vom sinnlichen Begehren des Naturtriebes abgesetzt. So scheint es uns wenigstens.

Unsere Bedenken haben wir freimüthig bekannt einer Persönlichkeit gegenüber, die von uns jetzt abgeschieden, doch in ihren Nachwirkungen noch als ein verehrungswerther Schatten uns erscheint. Wir werden diese Bedenken auch im Folgenden nicht ganz unterdrücken können, obwohl es weni-

ger das, was wir hier noch vermissen, als was hier gefunden werden kann, hervorheben soll. Die Einleitung in die Philosophie der Mythologie konnte nicht vermeiden, auf die Bedeutung der Mythologie einzugehn; sie mußte auch berühren, was sie für die Offenbarung, zu ihrer Vorbereitung geleistet hat; sie mußte dabei auch das Wesen der Offenbarung in das Auge fassen. Wie wichtig diese Untersuchungen für die Religionsphilosophie sind, hat Schelling selbst erörtert. Man sollte meinen, sie wären dazu geeignet, die seltsamen Vorstellungsweisen auf immer zu beseitigen, welche man von den Religionen des Alterthums sich gebildet hat, als hätten sie eben nur in den Meinungen der Menschen wie Fabeln ihr Dasein gehabt, ohne Glauben oder nur in einem leeren Aberglauben gehegt. Man sollte das meinen, wenn man nicht die Oberflächlichkeit viel verbreiteter Ansichten kennte. Schelling lehrt uns diese Religionen als Culturstufen betrachten; wir wollen nicht untersuchen, wie weit seine Ansicht richtig ist, daß zuerst bei den Griechen die Verehrung des Uranos, dann des Kronos, zuletzt des Zeus geherrscht habe, so viel wird davon wohl stehen bleiben, daß die alten Religionen durch verschiedene Schichten der Verehrungen hindurchgegangen sind; sie alle stellen sich ihm nun in leibhafter Wirklichkeit ihrer Herrschaft über die Menschen dar. In echt idealistischer Weise drückt er diese Ueberzeugung aus, wenn er lehrt: es haben diese Götter wirklich geherrscht; von ihren Nachfolgern sind sie abgesetzt worden. Man wird auch hierin einige Uebertreibung seines polemischen Ausdrucks sehen können.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 16. Juni 1856.

Stuttgart und Augsburg

Schluß der Anzeige: „Fr. W. J. v. Schellings sämmtl. Werke. Zweite Abth. Erster Bd.“

Vorsichtiger wäre es gewesen zu sagen: in dem Glauben der Menschen auf einer bestimmten Culturstufe haben sie geherrscht und sind nachher aus ihm verdrängt worden, oder Gott hat in ihrer Gestalt den Glauben der Menschen beherrscht in einer gewissen Culturstufe, welche später überwunden wurde. Wir werden aber nicht anders als sagen können, daß seine Ausdrucksweise einen Punkt sehr energisch hervorhebt, welcher nicht selten in ähnlichen Erklärungsweisen des Mythos oder der religiösen Auffassungsweise zu sehr in den Schatten gestellt worden ist. In Vergleich und Gegensatz mit Schleiermacher's Weise das christliche Bewußtsein zum Träger der dogmatischen Lehrweisen zu machen, erklärt er sich über diese seine Weise die Mythologie zu erklären und an die Stelle von Erfindern, Dichtern oder überhaupt Individuen das menschliche Bewußtsein selbst als

den Sitz, das subjectum agens der Mythologie zu setzen (S. 202); dort meint er, vielleicht nicht ganz richtig, scheine dies Mittel mehr dazu gebraucht worden zu sein, sich aller objectiven Fragen zu entledigen, während es ihm vielmehr darauf ankomme, den mythologischen Vorstellungen Objectivität zu erringen. Dies ist nun eben der Ausdruck seines Idealismus, daß er das menschliche Bewußtsein selbst als das wahrhaft Objective geltend macht. Die Meinungen, die Ansichten der Menschen in ihrer religiösen Tiefe sind der innerste und wesentliche Gehalt der Geschichte in ihrer objectiven Bedeutung; sie sind, wie Schelling an einer andern Stelle sich ausdrückt, non sine numine, in einem theogonischen Proceß erzeugen sie sich, die Götter werden wirklich erlebt, die theogonischen Potenzen, welche im menschlichen Bewußtsein den Glauben an die göttlichen Mächte gründen, lassen sie erleben, und in fortschreitender Weise offenbart sich in ihnen Gott. Man wird wohl die Wahrheit in diesen Sätzen verstehen können und begreifen, wie sie ein tieferes Verständniß der alten Religionen zu eröffnen geeignet sind, und dabei doch der Meinung sein können, daß sie nur die eine Seite der Wahrheit aufschließen, denn diese hinfälligen Offenbarungen des Göttlichen, vorübergehende Stufen, wie sie sind, haben wir auch nur als Erscheinungen der göttlichen Wahrheit anzusehn und in der Erscheinung mischt sich das Wahre mit dem Schein, das Objective mit dem Subjectiven. Schelling vindicirt sich die Priorität der Erfindung für diese Auffassungsweise, welche sich jetzt schon allmälig Bahn gebrochen hat, nachdem man den persönlichen Gott, den Gott in der Geschichte wieder geltend zu machen gewußt hat; er wird aber damit nicht sagen wollen, daß

der zu Grunde liegende Gedanke eine ganz neue Erfindung sei; er bedurfte nur einer kräftigen Vertretung und einer Erweiterung über die Schranken, welche man ihm in einer zu einseitigen Bekämpfung des heidnischen Aberglaubens gegeben hatte. Daß ein göttlicher Geist durch die Geschichte gehe, hat man schon lange erkannt; man hat aber auch immer die Nothwendigkeit eingesehn, die Geister zu prüfen.

Dies ist ja überhaupt der Gang unserer neuesten Philosophie gewesen, daß man der todten Substanz ein productives Leben abgewinnen, daß man dann auch in letzter Entscheidung einen lebendigen Gott allem Werden der Welt zu Grunde legen wollte. Uebergriffe in dieser Richtung sind nicht ausgeblieben und daran haben sich denn auch widerstrebende Meinungen angeschlossen; sie werden aber den Fortgang nur mäßigen können. Für ihn kämpft Schelling; den Gott in der Geschichte will er uns auslegen, und so hat er auch einen Abschnitt seiner Vorlesungen der Auseinandersetzung gewidmet, welche Vortheile die Philosophie der Geschichte aus seiner Philosophie der Mythologie zu ziehen habe. Er hebt dabei hervor, daß sie den dunkeln Anfang der Geschichte erhelle. Der lebendige Gott mußte auch auf einen Anfang des Lebens führen. Die Geschichte der Philosophie mußte so lange fehlen, als ein Anfang der Geschichte fehlte (S. 232). Der Geschichte der Philosophie fehlte aber auch bisher ihr Ende und ein Fortgehn ohne Ende ist ein sinnloses Fortgehn (S. 230). So streitet Schelling gegen das Maßlose, gegen das Unendliche, welches nichts weiter als das Unbestimmte ist. Das Ganze der Zeit, das Ganze des Lebens, seinen Anfang und seinen Zweck will er in der Philosophie der

Geschichte umspannen. Wir dürfen wohl sagen, daß hierin der Sinn seiner Lehre aufgedeckt ist. Wer möchte bestreiten, daß sie das Problem der Wissenschaft im Auge hat. Wer aber könnte sich auch verhehlen, daß darin eine unendliche Aufgabe uns vorliegt.

Von den aufstrebenden Zeiten unserer Litteratur, an welche uns die Werke Schelling's erinnern, können wir den großen Ueberblick über die Aufgaben des menschlichen Geistes lernen, die Hoffnung und den Muth an sie in ihrer ganzen Größe sich zu wagen. Wenn wir diese Güter mit dem Kleinmuth unserer Zeit vergleichen, so werden wir nicht sehr der Kenntniß der Einzelheiten uns rühmen dürfen, in welcher wir — es ist wahr — nicht unbedeutende Fortschritte gemacht haben. Wir sind kritischer geworden; aber auch zaghafter.

H. Ritter.

Halle

Druck und Verlag von H. W. Schmidt 1856. Die Principien der höhern Analysis in ihrer Entwickelung von Leibniz bis auf Lagrange, als ein historisch-kritischer Beitrag zur Geschichte der Mathematik," von Dr. Hermann Weissenborn. Mit 3 Figurentafeln. VII und 166 Seiten in groß Octav.

In der Vorrede spricht sich der Verf. über Zweck und Art der Bearbeitung seines Werkes aus — und ist mit Gerhardt (Geschichte der höhern Analysis, Halle 1855) zunächst der Ansicht: daß die Kenntniß der Entwickelungsgeschichte einer Wissenschaft überhaupt — und der höhern Analysis insbesondere — für die Aufstellung einer naturgemäßen Methode von Wichtigkeit sei —

und fügt selbst noch hinzu: daß diese Kenntniß auch noch den doppelten Vortheil gewähre: 1. daß durch sie ein richtiges Urtheil über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft ermöglicht, und besonders 2. daß dadurch der Gesichtskreis erweitert und so die allgemeine Bildung gefördert werde — und sogar einen praktischen Nutzen habe das Studium der Geschichte der Mathematik, indem sie verschiedene Wege zur Auflösung eines Problemes kennen lehre! — Der Verf. will jedoch in seinem Buche diese verschiedenen Methoden nicht alle ausführlich erörtern, sondern Andern nur das Selbststudium derselben erleichtern und dazu anregen. Zu dem Zwecke hat der Vf., wie er sagt, die einzelnen besprochenen Methoden und Sätze zuerst in der ursprünglichen Darstellung durch ihre Erfinder wiedergegeben, sie dann aber auch in der jetzigen Sprache der Wissenschaft ausgedrückt — und zuletzt ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit geprüft — und glaubt deshalb seine Arbeit als eine historisch-kritische bezeichnen zu dürfen! — Wie weit sich die Kritik des Verfs erstreckt, und inwiefern sie eine begründete ist — wird sich im Verlaufe unserer Kritik zeigen.

Es war ferner die Absicht des Verf., nur die Principien der höhern Analysis zu berücksichtigen — weil die Aufstellung derselben der bei weitem schwierigste und wichtigste Schritt in der Geschichte der Mathematik sei, und weil sie sowohl für den Mathematiker, wie für den Philosophen ein so manchfaches Interesse haben. Zu diesen Principien rechnet der Verf.: 1. die rein analytischen Fundamentalsätze der Differentialrechnung, 2. die Methoden zur Lösung der einfachsten geometrischen Probleme (?) — und 3. die Theorie der unendlichen Reihen.

Seinen Stoff hat der Verf. mit Recht nicht nach der chronologischen Reihenfolge, sondern nach der Gleichartigkeit der Methoden behandelt, so daß jede Methode gleich durch alle Stadien ihrer Entwickelung durch verschiedene Bearbeiter verfolgt wird. Demgemäß handelt der Verf. successive: 1. von der Fluxionsmethode im weitern Sinne (Roberval, Barrow, Newton und Maclaurin) — 2. von der Differentialmethode (Leibniz ꝛc.) — und 3. von Lagrange's Derivations- oder Functionen-Rechnung. — Schließlich bemerkt der Verf. noch: daß sein Werkchen auch als Ergänzung zu Gerhardt's Geschichte der höhern Analysis zu betrachten sei.

Kap. 1 handelt von der Fluxionsrechnung überhaupt — allein wir wollen der Kürze halber hier nur das Wichtigste derselben — nämlich die Newton'sche Darstellung — betrachten. Als erste Probe führt der Verf. die Lösung der Aufgabe an: aus dem Ausdrucke:

$$z = \frac{n}{m+n} x^{\frac{m+n}{n}} \qquad (1)$$

der Fläche einer Curve die Gleichung $y = x^{\frac{m}{n}}$ derselben zu finden — zu welchem Zwecke Newton $x + 0$ für x setzt, dann $(x + 0)^{\frac{m+n}{n}}$ nach dem binomischen Satze entwickelt, die ursprüngliche Gleichung (1) von dem Resultate abzieht, — und unser Verf. fügt hinzu: „Wir sehen hier das Princip der Infinitesimalrechnung: eine Größe wachsen zu lassen und dann die Zunahme wieder zu annulliren, bereits in Wirkung."

Der Verf. sagt nun: daß Newton die Zeit und den Raum resp. durch die Abscisse x und die Or-

dinate y einer Curve dargestellt und x, y Fluenten genannt habe — während er die Geschwindigkeiten, womit sich x, y ändern, Fluxionen nenne, und mit x, y bezeichne — wobei es sich von selbst verstehe: daß x constant sei — und zugleich als Maß von y, folglich als Einheit angenommen werden könne! — Weiter heißt es: „Da also diese Fluxionen die Geschwindigkeiten sind, mit denen Raum und Zeit, und also auch ihre Repräsentanten y und x zu- oder abnehmen, so erhellet einmal: daß sie etwas von x, y Verschiedenes sind (versteht sich von selbst!), sodann, daß die Geschwindigkeit der Ordinate y, und wenn man will, auch die der Abscisse x, nur für einen Augenblick dieselbe bleiben wird (Letzteres widerspricht dem früher Gesagten). Da also die Zeit ihrer Dauer „unendlich klein" ist, so bezeichnet Newton diese Zeitdauer geradezu mit 0, die Zu- oder Abnahme von x und y mit $\dot{x}0$ und $\dot{y}0$, welche als „unendlich klein" gedacht werden müssen — und Momente genannt werden. Sind also nach einer gewissen Zeit die Variabeln von der Größe x und y, so müssen sie im nächsten Zeitmomente die Größe $x + \dot{x}0$ und $y + \dot{y}0$ erlangt haben ...." Es wird dann die Gleichung: $x^3 + 3x^2 y + xy^2 + y^3 = 0$ in der That dadurch differenzirt, daß für x und y resp. $x + \dot{x}0$ und $y + \dot{y}0$ gesetzt, entwickelt, das Resultat nach Potenzen von 0 geordnet, die ursprüngliche Gleichung abgezogen und, nachdem durch 0 dividirt ist, jedes der Glieder hinweggelassen wird, welches den Factor 0 noch hat.

Gegen dieses ganze sinnlose Verfahren hat unser Verf. nichts zu bemerken, als daß man nicht durch Null dividiren dürfe — und bemerkt nur noch, wie sich Newton in Beziehung auf das Ver-

hältniß seiner Momente $\left(\frac{0}{0}\right)$ mittelst der „Grenze
rechtfertigt! —

Hierauf zeigt der Verf.: daß die Newton'sch
Regel für die Differentiation einer Gleichung mi
die obige mit der gewöhnlichen:

$$\frac{dy}{dx} = - \frac{df(x, y)}{dx} : \frac{df(x, y)}{dy}$$

übereinstimmt — daß die phoronomische Auffa
sung Newtons bei mehr als zwei Veränderlich
nicht mehr zulässig ist — daß die umgekehr
Methode (Integration) ebenfalls mangelhaft ist —
daß er zuweilen die Fluxionen mit den Momen
ten confundirt — mit sich selbst in Widerspruch
geräth und unverständlich ist — und daß über
haupt Newtons Methode, wo sie den Boden de
reinen Bewegungslehre verläßt und den der re
nen Analysis betritt, unklar und ungenügend
ist, wie der Verf. namentlich an der grundlose
Herleitung von $d.uv = udx + vdu$ und den un
richtigen Werthen von $d^2x^n, d^3x^n, \ldots$ oder viel
mehr von $\frac{d^2x^n}{dx^2}, \frac{d^3x^n}{dx^3}, \ldots$ zeigt — rc. rc.

Sonderbarer Weise sucht der Verf. hinterher
Newton doch wieder zu entschuldigen — und ta
delt Montucla, daß er behauptet: Newton habe
unter Fluxion bald Geschwindigkeit und bald Zu
wachs (Increment) verstanden. Das seien nur
Versehen, wie sie einem Jeden begegnen! —

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. 98. Stück.

Den 19. Juni 1856.

Halle

Fortsetzung der Anzeige: „Die Principien der höhern Analysis in ihrer Entwickelung von Leibniz bis auf Lagrange, als ein historisch-kritischer Beitrag zur Geschichte der Mathematik von Dr. Hermann Weissenborn."

Ebenso ausführlich erörtert der Verf. nun die geometrischen Anwendungen, welche Newton von seiner Fluxionsrechnung macht — und schließt diesen Paragraphen mit folgenden Bemerkungen: „Man hat öfter die Fluxionsmethode der jetzt vielfach gebräuchlichen Grenzmethode nahe gestellt, und dies großentheils mit gutem Rechte, indem Newton stets auf das **Verhältniß** der Fluxionen $\dot{y}$ und $\dot{x}$ kommt. Auf diese Weise umgeht er die Schwierigkeit (?) . . . nämlich das Rechnen mit unendlich kleinen Größen oder Null (?). Denn so lange die Incremente endlich sind und eine angebbare Größe haben, hat ihre Anwendung im Calcul kein Bedenken; Newton läßt sie auch bis zu Null abnehmen, und nennt sie dann Momente

oder auch **incrementa momentanea** oder **momenta nascentia sive evanescentia**; er hütet sich aber wohl, mit diesen zu rechnen (? — s. oben!), sondern läßt im Zustande des Verschwindens die Fluxionen, endliche und bestimmte Größen, gewissermaßen als Reserve an die Stelle der zum weitern Dienste untauglich gewordenen Momente einrücken, auf diese Weise das Rechnen mit unendlich kleinen Größen, welche Null sein (?) und doch auch einen von Null verschiedenen Werth haben sollen, auf das Glücklichste vermeidend (? — s. oben!) . . . . Unstreitig würde der große Vortheil (? — s. oben die eigene Kritik des Verfs), den seine Methode durch die Vermeidung des zu Widersprüchen (?) führenden Begriffs des „Unendlichkleinen“, wodurch zugleich der unnatürlichen (?) Auffassung der Curven als Polygone vorgebeugt wurde, wodurch die Beschreibung einer s. g. stetig gekrümmten Linie allein gedacht — nicht bloß angeschaut werden kann! —), über die Differentialmethode, wie sie lange Zeit hindurch dargestellt wurde, gewonnen hatte, schon frühe den Vorrang vor der Leibnizschen Theorie verschafft haben, wenn ihn nicht Newton dadurch erkauft hätte, daß er die Rechnung aus dem Gebiete der Geometrie in das der Phoronomie hinüberspielte. Dazu kam aber noch als zweites sehr wichtiges Moment, daß die Fluxionsrechnung Newton's eines hinlänglich passenden und ausgebildeten Algarithmus entbehrte, was sich besonders beim Uebergehen von den Fluxionen zu den Fluenten als ein Nachtheil sehr bemerklich macht (der Grund hiervon liegt vielmehr darin, daß in der Integralrechnung nicht die Fluxionen = Differentialquotienten, sondern nur die Momente — Incremente oder Differentiale gebraucht werden können). Denn es

war ja hauptsächlich die Auffindung eines solchen Algarithmus, um die sich damals Alles drehete (um die begriffliche Begründung der höhern Analysis, welche nach der eigenen Aussage des Verfs der wichtigste und schwierigste Schritt ist, handelte es sich vielmehr zunächst — denn ein Algarithmus für eine unbegründete Theorie hat keinen Zweck! —). So kann es denn nicht befremden, daß die Leibniz'sche Differentialrechnung der Fluxionsrechnung trotz ihrer (der letztern) sicherern (?) Begründung sehr bald den Rang ablief. —"

Hiernach sollte man wirklich den gleich anfangs so sehr hervorgehobenen Nutzen und Vortheil der Geschichte der höhern Analysis: „ein richtiges Urtheil über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft zu ermöglichen —" sehr bezweifeln — denn wir müssen schon hier bemerken: daß der Verf. trotz aller geschichtlichen Forschung — oder vielmehr ob derselben sich zu keinem selbständigen, begründeten Urtheile über Wesen und Tendenz der höhern Analysis hat emporschwingen können — und eben deshalb seine Urtheile gewöhnlich nur historische — traditionelle sind — wie sich später noch näher zeigen wird, wenn von dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft die Rede sein wird.

In dem nun folgenden § 4 dieses Kapitels wird Maclaurin's Darstellung der Fluxionsrechnung in dessen Treatise of Fluxions besprochen. Der Verf. sagt: „Fassen wir noch einmal kurz zusammen, was über das Verhältniß der Maclaurin'schen Darstellung der Fluxionsrechnung zu der von Newton gesagt worden ist; so war dies hauptsächlich zweierlei: einmal die Vermengung des Begriffes von „Fluxion" mit dem von „Moment" (das hat ja der Verf. aber auch bei Newton nachgewiesen! — und wie schon bemerkt,

ist der Begriff der Fluxion oder des Differentialquotienten in allen den Fällen unbrauchbar, und muß durch den des Momentes oder Differentiales ersetzt werden, wo Integration oder Rückschluß von der Fluxion auf die Fluente erforderlich ist — wobei man sich aber wohl hüten muß: die Momente oder Differentiale als absolute Nullen anzusehen, wie Newton es thut — weil sonst jedes bestimmte Integral = 0 ist! —), womit ein Verlassen der phoronomischen Principien verbunden ist, die Newton so geschickt zur Umgehung des Unendlichkleinen angewandt hatte (nach dem früher Gesagten spricht ja Newton selbst von unendlich kleinen Größen!) und zweitens die Aenderung der Definition der Fluxion (Fluxion ist das Verhältniß der gleichzeitigen (unendlich kleinen) Incremente zweier auf irgend eine Weise von einander abhängiger Veränderlichen —), wodurch Maclaurin der Fluxionsrechnung den Todesstoß versetzte, indem er sich durch seine zweite (eben angeführte) Definition der Differentialmethode in die Arme wirft (und das mit Recht — denn auf keine andere Weise kann die einseitige, particuläre Newton'sche Begründung der höhern Analysis, wodurch ganz fremdartige, beschränkende Begriffe in die allgemeine analytische Wissenschaft eingeführt werden — ergänzt und berichtigt werden! —). Nehmen wir noch hinzu die meist indirecten, nach der Methode der Alten geführten langwierigen, und doch häufig ungenügenden Beweise; so wird die Behauptung, daß durch Maclaurin ein Fortschritt in der Fluxionsrechnung nicht gemacht sei, nicht unbegründet erscheinen" (die nach der Methode der Alten von Maclaurin geführten indirecten Beweise sind im Vergleich zu der Leibniz'schen directen, richtig verstandenen In-

finitesimalmethode allerdings ein Schritt rückwärts; allein die Einwürfe, welche der Verf. gegen diese Beweise erhebt, sind völlig unbegründet! Denn Maclaurin beweist z. B. streng: daß für $y = x^n$, $\frac{dy}{dx}$ nicht größer und nicht kleiner als nx^{n-1} ist — und mithin ist $\frac{dy}{dx} = nx^{n-1}$. Im Vergleich gegen die Newtonsche Darstellung ist die Maclaurin'sche allerdings ein wesentlicher Fortschritt — eben weil sie sich der Leibniz'schen Methode nähert — wobei übrigens von einem Verschwinden der Incremente keine Rede sein kann! —).

In Kap. 2 ist von der Differentialrechnung im eigentlichen Sinne die Rede — und wir wollen der Kürze wegen nur das beleuchten, was der Verf. über Leibnizens Leistungen sagt. Zunächst wird die Leibniz'sche Lehre, wie sie sich in den erst neuerdings herausgegebenen Manuscripten befindet, betrachtet, und namentlich werden die Mängel derselben hervorgehoben, welche hier nicht näher erörtert zu werden brauchen, weil sie jetzt kein Interesse mehr darbieten — und der Verf. bespricht darauf die von Leibniz selbst veröffentlichten Abhandlungen. In Beziehung auf diese hebt der Verf. besonders hervor: daß Leibniz die Differentiale bald als Nullen, bald als unendlich klein, und bald als endliche Größen betrachte — was allerdings der Fall ist, wie Ref. bereits in diesen Blättern (Jahrg. 1854. Stück 122. 123) durch Leibnizens eigene Worte gezeigt hat. Die Frage, weshalb die Leibniz'sche Theorie des Unendlichkleinen, wodurch nach der Meinung unseres Vfs einer Reihe von Widersprüchen Thor und Thür geöffnet wurden, von den Mathemati-

kern der damaligen Zeit so ohne Weiteres und so begierig aufgenommen wurde — beantwortet unser Verf. damit: 1. weil es mehr im Geiste der damaligen Zeit gelegen habe, die Wissenschaft zu erweitern, als sicher zu begründen (zeigen denn die Leibniz'schen Schriften nicht augenfällig, wie sehr und vielfach sich Leibniz bemüht hat, seine Lehre zu begründen? — Allerdings sind manche Aussprüche von Leibniz in Bezug auf das Unendlichkleine und Unendlichgroße nicht treffend — aber im Allgemeinen sind sie es: Nempe revera infinite parvum longissime abest a nullo — dubito an revera detur quantitas infinite parva, aut infinite magna utrinque terminata — worauf Joh. Bernoulli antwortet: Tandem licet talis particula infinite parva non existeret separatim, coexistit tamen cum toto — und in Bezug auf die unendliche Reihe $\frac{1}{2}, \frac{1}{4}, \frac{1}{8}, \ldots$ in inf., woran Joh. Bernoulli die wirkliche Existenz des Unendlichgroßen und des Unendlichkleinen beweisen wollte, sagt Leibniz: sed ego nihil aliud hinc puto sequi, quam actu dari quamvis fractionem finitam assignabilem cujusque parvitatis — von einer absolut größten, oder kleinsten Größe sagt er: esse aliquid absurdum, worauf ihm Joh. Bernoulli antwortet: Id saltem dico me etiam credere maximam et minimam quantitatem non dari; infinite et infinite parva non posse demonstrari existere, sed etiam non posse demonstrari non existere; probabile tamen esse existere . . . .

Namentlich die schon früher in d. Bl. angeführte apagogische Rechtfertigung der Infinitesimalmethode Leibnizens (Jahrg. 1854, S. 1212) kann nicht treffender gegeben werden — und Ref. kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken: daß Gauß

im Wesentlichen ganz dasselbe Raisonnement entwickelte, als er vor etwa 20 Jahren von Refer. um sein Urtheil in dieser Beziehung ersucht wurde). — 2. Weil die Vorstellung des Unendlichkleinen damals ziemlich geläufig gewesen, und weil man dasselbe mittelst des von Leibniz gefundenen Algarithmus habe fixiren (?) und in Rechnung bringen können, habe man sich in Rücksicht auf die erzielten glänzenden Resultate über die mit der Idee des Unendlichkleinen verbundenen Inconvenienzen (?!) hinweggesetzt. (Im Gegentheil, die damaligen Mathematiker, Leibniz, Newton, die Bernoullis ꝛc., haben viel ernstlicher und gründlicher über die Begründung der höhern Analysis nachgedacht, als unsere heutigen „Grenzmethodisten", deren ganze Metaphysik der höhern Analysis darin besteht: daß sie die Worte: „Grenze" oder „Grenzübergang" aussprechen — und höchstens noch hinzufügen: daß die Gleichung:

$$\frac{f(x+\Delta x)-f(\alpha)}{\Delta x}=f'(x)$$

um so genauer Statt finde, je kleiner Δx gedacht werde — wenn sie nicht geradezu $\Delta x=0$ setzen, wie unser Verf. auch nicht abgeneigt zu sein scheint! Was das für „Inconvenienzen" sind, hat der Vf. nicht näher angegeben — von einem „Fixiren" des Unendlichkleinen kann keine Rede sein — denn wenn Leibniz das unendlich kleine Increment der Independenten x constant nennt — so will er damit nur sagen: daß es für alle Werthe von x dasselbe, und nicht wie dy von diesen Werthen abhängig ist, weil Leibnizens klare Aussprüche (s. oben) zeigen: daß er weit davon entfernt ist: das Unendlichkleine oder Unendlichgroße als etwas „Fixes", Abgeschlossenes, Vollendetes zu betrachten!)

Wenn der Verf. aber aus den Worten Leibnizens: »Et quae tali quantitate (inf. parv.) non differunt, aequalia esse statuo, quod etiam Archimedes sumsit aliique post ipsum omnes. Et hoc ipsum est, quod dicitur differentiam esse quavis data minorem. Et Archimedes quidem processu res semper deductione ad absurdum confirmari potest. Quoniam tamen methodus directa brevior est ad intelligendum, et utilior ad inveniendum, sufficit cognita semel reducendi via postea methodum adhiberi, in qua incomparabiliter minora negliguntur, quae sane et ipsa secum fert demonstrationem lemma a me Febr. 1689 communicatum. Et si quis talem aequabilitatis definitionem rejicit de nomine disputat. Sufficit enim intelligibilem esse et ad inveniendum utilem; cum ea quae alia magis (in speciem) rigorosa methodo inveniri possunt, hac methodo semper non minus accurate prodire sit necesse . . . .«

»Ex his (nämlich, was Leibniz in Bezug auf die höhern Differentiale gesagt hat — und hier nicht wiederholt werden kann —) jam intelligitur calculum differentialem posse concipi, tamquam si fieret, non nisi in quantitatibus ordinariis; tametsi origo ex inassignabilibus petenda sit, ut abjectionum seu destructionum ratio reddatur . . . .«

»Mihi aliquoties propositum fuit, demonstrationibus firmare calculi nostri fundamenta, et subinde jam tum indicavi fontes eo consilio, ut cui otium sit, occupare hanc operam possit. Nondum tamen vidi, qui fecerit . . . . .« schließt: „daß sich Leibniz außer Stand gefühlt habe, die ihm (von Nieuwentiit) gemachten Vorwürfe gründlich zu widerlegen — daß er sich auf

die Autorität des Archimedes berufe — daß er mehr als zur Hälfte selbst zugestehe: daß die deductio ad absurdum die eigentlich wahre und sichere Methode sei — 2c. 2c.; so sieht man deutlich: daß der Verf. den Sinn der Leibniz'schen Aussprüche nicht richtig aufgefaßt hat — oder nicht unbefangen in seiner historischen Kritik zu Werke gegangen ist. Letzteres zeigt das nun Folgende noch klarer; denn wenn der Verf. auch Leibniz nicht geradezu eines Plagiats beschuldigt, so bemüht er sich doch zu zeigen: daß sowohl die Möglichkeit, als auch ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit vorhanden sei: Leibniz sei bei der Ausbildung seiner Methode durch die Kenntniß von Newtons Fluxionsrechnung unterstützt (gefördert) worden. Der Gegenstand ist zu wichtig, als daß wir ganz mit Stillschweigen darüber hinweggehen könnten. Zunächst werden die Worte Leibnizens angeführt: »x esse progressionis arithmeticae significat motum (inter describendum) in axe AB esse uniformem. Descriptiones autem, quae supponunt motum aliquem esse uniformem, non sunt prorsus in nostra potestate. Neque enim possumus producere motum uniformem, nisi continue interruptum« und der Verf. meint: „Jeder, der diese Stelle unbefangen lies't, wird durch dieselbe ganz unwillkürlich an Newton's oder Barrow's Fluxionsmethode erinnert." Weil ferner Leibniz in seiner methodus tangentium inversa (1676) von einem catalogus omnium curvarum quadrabilium etc. spricht, so werde man sich hier nach der Meinung des Vfs kaum des Gedankens erwehren können: Leibniz habe auf Newton's catalogus curvarum ad conicas sectiones relatarum hingedeutet (?). Auch der Satz: »Si jam ponuntur ipsae istae dx et

dy infinite parvae, seu quando puncta curvae distantiam habere intelliguntur quavis data minorem, id est si istae . . . considerentur ut incrementa momentanea lineae BC inter descendendum per AB continue crescentis, . . . ist dem Verf. sehr verdächtig, weil das »continue crescere« das Newtonsche »fluere« sei und die »incrementa momentanea« dasselbe bedeuten, wie das Newtonsche »momentum« — und Newton sogar in dem Tract. de quadr. curv. Prop. I Probl. I die »momenta« durch »incrementa momentanea synchrona« bezeichne. (Ist das eine unbefangne historische Kritik? —).

Aber ganz besonderes Gewicht legt der Verf. zur Unterstützung seiner Meinung: daß Leibniz durch Newton gefördert sei, darauf: daß Leibniz in der ersten Abhandlung von 1684, worin er seine Entdeckung zum ersten Male veröffentlicht, sagt: »ipsas dx, dy, dv, du, dz ut ipsarum x, y, v, w, z (cujusque in sua serie), differentiis seu incrementis momentaneis proportionales haberi posse« und der Verf. fügt hinzu: man begegene auch hier wieder einem Ausdrucke Newtons — wozu noch komme: daß Leibniz in der ganzen langen Abhandlung sich nicht, wie sonst, des Unendlichkleinen bediene — es vielmehr sorgfältig vermeide; denn in der ganzen Abhandlung finde es sich nur an einer einzigen „minder wichtigen Stelle" (?), nämlich, wo es heißt: »curvae puncta distantiam infinite parvam habentia seu latus polygoni infinitanguli, quod nobis curvae aequivalet.«

Ref. hat schon früher in d. Bl. bemerkt (Jahrg. 1854, S. 1213), daß sich Leibniz wegen der „Construction" der Tangente hat verleiten lassen: die Differentiale dx, dy als beliebige endliche Grö-

ßen zu betrachten, welche er zur Unterscheidung mit (d)x, (d)y bezeichnet, und so gedacht werden: daß (d)y:(d)x = dy:dx ist. Hierin erblickt unser historisch-kritische Verf. ein ganz besonderes Argument für seine Ansicht: daß Leibniz durch Newton'sche Lehren „gefördert" sei, und sagt wörtlich: „Betrachten wir nun dieses Princip (die Substitution von (d)y:(d)x für dy:dx), welches so plötzlich und unerwartet in Leibnizens erster Veröffentlichung seiner Entdeckung als Nerv des Beweises auftritt; so kann es uns nicht entgehen, daß es ganz dasselbe ist, welches Newton seiner Fluxionsrechnung zu Grunde gelegt hatte. Der einzige Unterschied, der aber hier kaum in Betracht kommen kann, ist der, daß Newton den substituirten Größen eine phoronomische Bedeutung, die der Geschwindigkeit, beilegte (das ist ja aber gerade das *Charakteristische* der Newton'schen Auffassung! —), während Leibniz dies nicht thut; daß Newton die incrementa momentanea von den Fluxionen durch die Schreibweise unterschied, indem er die einen durch $\dot{x}0, \dot{y}0$, die andern durch $\dot{x}$, $\dot{y}$ bezeichnete, während Leibniz dx, dy für Beides brauchte, und erst in seiner letzten, nach 1700 verfaßten Abhandlung (Historia et Origo Calculi Differentialis) die substituirten Größen durch (d)x, (d)y bezeichnete. Nehmen wir noch hinzu Leibnizens offenbares Schwanken (das beweist gerade, wie sehr er sich bemüht hat, der Sache auf den Grund zu kommen) in seiner Ansicht, wie er sich zuerst, in den Manuscripten, zur Theorie des Unendlichkleinen hinneigt, wie er aus geheimnißvollen Gründen (?) ganz unerwartet im Jahre 1684 eine andere (?) Methode zu Grunde legt, um sie ebenso schnell, und aus ebenso geheimen (?) Ursachen, wie er sie aufgestellt, zu verlassen

und die frühere Theorie des Unendlichkleinen auf den höchsten Grad der Ausbildung zu bringen, wie er diese im Jahre 1695 wieder verwirft, und zu der im Jahre 1684 veröffentlichten Ansicht zurückkehrt; berücksichtigen wir alles dieses, so werden wir bei einer unbefangenen Beurtheilung wohl dahin entscheiden dürfen: daß sowohl die Möglichkeit, als auch ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, Leibniz sei bei der Ausbildung seiner Methode durch die Kenntniß von Newton's Fluxionsrechnung, mochte er sie durch Tschirnhaus, aus Newton's Briefen, oder sonst woher kennen gelernt haben, unterstützt worden!"

In dieser Weise argumentirt der Verf. weiter fort und fragt: „Kann es da Wunder nehmen, wenn sie (die Kenner oder Anhänger der Fluxionsmethode) hier die Fluxionsrechnung nur mit veränderter Bezeichnung erblickten? Hätten sie vollends die letzte Abhandlung (Hist. et Orig.), in der (d)x, (d)y gebraucht werden, kennen gelernt; so würden sie in ihrer Ansicht nur noch bestätigt worden sein. Man kann es daher der Londoner Societät nicht verargen, wenn sie bei der Herausgabe des commercium epistolicum von der Meinung ausging: „Fluxions- und Differentialrechnung sei identisch." Es wird nicht nöthig sein, die offenbare Parteilichkeit und Grundlosigkeit der Urtheile des Vfs in Bezug auf Leibniz noch näher nachzuweisen, da solche nach dem Mitgetheilten auf den ersten Blick in die Augen fällt. — Aber das Merkwürdigste des ganzen historischen Manoeuvres des Verfs in Bezug auf Leibniz ist dies: daß, wenn Leibniz wirklich den Gedanken der Substitution der (d)x, (d)y für dx, dy von Newton entlehnt hätte — hierin kein Fortschritt,

sondern ein Rückschritt läge! — Denn die stetigen Größen, mit deren allgemeinen Aenderungsgesetzen sich die höhere Analysis beschäftigt, ändern sich nach Incrementen, die weder absolute Nullen, noch endliche Größen sind, sondern unter allen Umständen als unbestimmt oder unbeschränkt (unendlich) klein gedacht werden müssen — wie bereits oft genug in d. Bl. gezeigt ist.

Der Verf. geht in seiner unbesonnenen historischen Kritik sogar so weit, daß er sagt: „Jedenfalls aber beging Leibniz einen „nicht zu entschuldigenden Fehler", daß er seine Methode, deren Principien bereits vorhanden waren (?) und der nur die Form fehlte (?), um das, was Jedermann ahnte und fühlte, zur Klarheit zu bringen, so lange geheim hielt!" — Es wäre zu wünschen, daß diesen „unverzeihlichen Fehler" Leibnizens: nämlich eine Theorie oder Lehre nicht eher zu veröffentlichen, bis sie wenigstens einigermaßen ausgebildet ist und ihrem Urheber genügt — auch viele jetzige mathematische Autoren hätten! — Ganz zuletzt sucht der Verf. Leibnizen noch mehr zu verdächtigen, weil er sich nicht auf das Zeugniß seiner Freunde berufen habe — und er habe durch sein Verhalten der Nachwelt, die nur nach Thatsachen urtheilen könne und dürfe, die Möglichkeit benommen, sich Gewißheit zu verschaffen! —

Die Gegenwart und Zukunft interessirt nur die Frage: Welches ist die objectiv wahre Theorie oder Begründung der höhern Analysis — und wem verdankt man sie? — Wer aber auch nur die wenigen Aussprüche Leibnizens gehörig zu würdigen weiß, welche in d. Bl. an verschiedenen Stellen angeführt sind — und die auf der Hand liegende

unleugbare Wahrheit fest hält: daß die Differentiale dx, dy, wenn ihr Verhältniß $\frac{dy}{dx} = f'(x)$ oder $dy = f'(x)dx$ das Gesetz der stetigen Aenderung der stetigen Function $y = f(x)$ ausdrücken soll, weder absolute Nullen, noch endliche bestimmte Größen sein können — sondern als unangebbar, unbeschränkt oder unendlich klein gedacht werden müssen — der muß, wenn er überhaupt zu einem unbefangenen Urtheile befähigt ist, einsehen: daß es Leibniz war, der nicht bloß dem wahren Algarithmus der höhern Analysis, sondern auch ihre allein objectiv richtigen und allgemeinen Principien gefunden hat. Die Newton'sche Auffassung dagegen ist viel zu einseitig und beschränkt — abgesehn davon: daß Nullincremente widersinnig, die Begriffe von Zeit und Geschwindigkeit der allgemeinen reinen Analysis fremd sind — und daß der Begriff des Unendlichkleinen doch nicht umgangen werden kann — weil sich nicht einmal die gleichförmige Bewegung oder Geschwindigkeit ohne diesen Begriff streng definiren läßt; denn eine Bewegung ist nur dann wirklich gleichförmig, wenn in gleichen unendlich kleinen Zeiten gleiche unendlich kleine Wege beschrieben werden! —

Leibniz hat die wahren philosophischen Grundlagen der höhern Analysis viel tiefer durchdrungen und naturgemäßer aufgefaßt, als Newton und alle seine Nachfolger, Euler, Lagrange rc. Daß er zuweilen von der allein objectiv wahren Theorie des Unendlichkleinen etwas abzuweichen scheint und schwankt, kann ihm kaum zum Vorwurf gemacht werden — denn noch jetzt, nachdem fast 2 Jahrhunderte verflossen sind — zeigt sich bei den

)esten Autoren dasselbe Schwanken, dieselbe Un=
:ntschiedenheit, wie der Leser schon aus den in d.
Bl. von Ref. besprochenen neusten Schriften über
Differential= und Integralrechnung ersehen kann.
Selbst bei Cauchy, der in dieser letzten Zeit so
)ft als Muster analytischer Strenge und Eleganz
ıngeführt wird — zeigt sich dieses Schwanken
ınd Wechseln — worin jeder Vernünftige nichts
veiter als ein löbliches Streben nach Evidenz
ınd Strenge erblicken kann. Nach seiner neu=
!en Ansicht will Cauchy der höhern Analysis da=
)urch eine strengere und evidentere Begründung
)eben: daß er mit seiner bekannten Definition
)er Differentiale (als Größen, deren Verhältnisse
)en letzten Verhältnissen der unendlich kleinen In=
rremente gleich sind) die Betrachtung einer Va=
iabeln verbindet, deren Differential = 1 gesetzt
virD! Von der Leibniz'schen Ansicht sagt Cauchy:
ie habe le grand avantage d'être très-générale
:t de s'étendre à tous les cas possibles —
ügt aber auch irrthümlich hinzu, daß nach dieser
Theorie les équations différentielles ne deviennent
xactes que dans le cas où les différentielles
vanuoissent (?) c'est-à-dire dans le cas où ces
quations mêmes disparaissent (?). Nachdem
ıauchy von der Eulerschen und Lagrange'schen
Insicht gesprochen, sagt er: »On évitera ces in-
onvéniences si l'on considère les différentiel-
es de deux ou plusieurs variables liées entre
lles par une ou plusieurs équations comme
es quantités finies (?) dont les rapports sont
igoureusement égaux aux limites des rapports
ntre les accroissements infiniment petits et
multanés de ces variables. — Le différentiel
'une variable quelconque est la limite du

rapport entre les accroissements infiniment petits que peuvent acquerir simultanément la variable dont il s'agit et la variable dont la différentiel est prise pour unité. — Auf diese Weise soll nach Cauchy's Meinung mit der Leichtigkeit und Allgemeinheit der Leibniz'schen Theorie die nöthige Strenge vereinigt werden. Die Differentiale der verschiedenen Veränderlichen würden durch diese neue Definition zwar nicht völlig bestimmt, sondern nur ihre Verhältnisse zu dem als Einheit genommenen Differentiale der Independenten, was jedoch mehr ein Vortheil, als ein Nachtheil sei — weil man immer wenigstens ein Differential willkürlich annehmen könne — die verschiedenen Werthssysteme, welche die Differentiale mehrerer Variabeln annehmen können, bleiben offenbar dieselben, welche der Variabeln man als independent ansehen möge, und die Differentialgleichungen, d. h. die linearen Gleichungen, welchen diese verschiedenen Werthssysteme genügen, sollen nach Cauchy's Ansicht, nicht mehr, wie in der Leibniz'schen Theorie, bloß genäherte (?), sondern völlig genaue sein (erhält man denn etwa nach Cauchy's Ansicht andere Differentialgleichungen, als nach der Leibniz'schen Theorie? —). Um die Idee: daß die Formeln der Differentialrechnung nicht völlig strenge, sondern bloß genäherte seien, ganz zu beseitigen, müsse man die Differentiale nothwendig als endliche Größen betrachten (?) und sie sorgfältig von den unendlich kleinen Incrementen der Veränderlichen unterscheiden.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.
Den 21. Juni 1856.

Halle

Schluß der Anzeige: „Die Principien der höhern Analysis rc. von Dr. Herm. Weissenborn.“

Die Betrachtung dieser unendlich kleinen Incremente sei zur Erlangung der Formeln (Gleichungen) und Theoreme zwar nothwendig (und zwar unumgänglich); aber sie seien bloß Hülfsgrößen, um zu den zwischen den endlichen Größen Statt findenden Relationen zu gelangen (allerdings, aber wenn die Verhältnisse derselben — oder wenn man lieber will — die Grenzen dieser Verhältnisse, gefunden sind — so ist der Zweck erreicht — und es ist ganz unnütz: hinterher sich noch endliche Größen zu denken oder anzunehmen, welche in denselben Verhältnissen zu einander stehen, wofern es nicht darauf ankommt: diese Verhältnisse geometrisch zu construiren — wie bei dem Tangentenprobleme. —) et jamais, à mon avis, des quantités infiniment petites ne doivent être admises dans les équations finales où leur présence deviendrait sans objet et sans utilité

(ebendeswegen werden in der Leibniz'schen Theorie unendlich kleine Größen gegen endliche hinweggelassen! —). Ferner bemerkt Cauchy: Um sich von irgend einer Größe einen genauen Begriff zu bilden, müsse man sie auf eine Einheit ihrer Art beziehen — und es sei deshalb auch von Wichtigkeit: unter den Differentialen eins zur Einheit zu nehmen (ist denn in der Leibniz'schen Theorie dx nicht gleichsam die Einheit, mit welcher dy gemessen wird, wenn man $\frac{dy}{dx} = f'(x)$ oder $dy = f'(x)dx$ bestimmt? Freilich keine endliche bestimmte, sondern nur eine unbestimmt oder unendlich kleine — aber auch nur von einer solchen kann bei einer stetigen Aenderung die Rede sein! Leibniz hat sogar anfangs einigemale $dx = 1$ gesetzt und deshalb $\int x = \frac{x^2}{2}$, $\int x^2 = \frac{x^3}{3}$, sowie $d(x^2) = 2x$ und $d(x^3) = 3x^2$ geschrieben — aber später dx als Factor gesetzt, mit der ausdrücklichen Bemerkung: »intelligitur autem esse unitatem«) — und eine schickliche Wahl dieser Einheit soll hinreichend sein, um die Differentiale in abgeleitete Functionen zu verwandeln (?). Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden: daß diese neuste Ansicht Cauchy's im Wesentlichen ganz mit der letzten Auffassung Leibnizens übereinstimmt — so daß es nicht nöthig ist, hier weiter darüber zu reden. —

Wie sehr Leibniz sich die begriffliche Begründung und allseitige Verallgemeinerung seiner Erfindung angelegen sein ließ, erhellet namentlich auch daraus: daß zwischen ihm und Joh. Bernoulli schon über Differentiale mit gebrochenen Indices, so wie über den erst in der neusten Zeit

wieder aufgenommenen sogen. „Operationscalcul“ verhandelt wird (Non sine admiratione vidi, quam facile, et quam alte penetraveris in ea quae proposueram de singulari calculi genere quo rectangulorum differentiales cum polynomorum potentiis conferuntur .... Et pulchre notasti, hoc modo ipsas *d* tractari quasi litteras (quantitat. algebr.), non considerando ipsas *x*, vel *y*, nisi tamquam afficientes litteram *d*, versa rerum vice, cum illas *d* sit tantum nota quaedam syncategorematica, *x* autem et *y* sint quantitates .... sagt Leibniz unter andern).

Wie unparteiisch Leibniz selbst die Leistungen Newtons beurtheilt, erhellet unter andern aus einem Briefe an Huygens, wo er sagt: »Il me semble que Mr. Wallis parle assez froidement de Mr. Newton et comme s'il estoit aisé de tirer ces methodes des leçons de Mr. Barrow. Quand les choses sont faites, il est aisé de dire: et nos hoc poteramus.« — Unser Verf. hätte also auch in dieser Beziehung von Leibniz lernen können! —

In § 9 dieses Kap. spricht der Verf. von den Bernoullis, oder eigentlich nur von Joh. Bernoulli, welcher aber sehr kurz abgefertigt wird — wogegen in § 10 die Theorie Nieuwentiits sehr ausführlich analysirt wird — wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er ein Gegner Leibnizens war. — Jedoch müssen wir ausdrücklich bemerken: daß er den Versuch Nieuwentiits, eine Rechnung aufzustellen, die dasselbe leiste, wie die Leibnizische Theorie des Unendlichkleinen, und doch von den Mängeln frei sei, an denen dieselbe litt (der Vf. hat aber gar keine aufgezeigt! —), im Ganzen einen mißlungenen nennt. Von dieser Nieuwentiitschen Theorie hat schon Joh. Bernoulli so

treffend gesagt: »Quae mihi narras de B. Nieuwentiit omnino lepida sunt: Ecquis a risu abstinere posset, cum ille, ... de nostro Calculo, velut caecus de coloribus, ratiocinatur? Nec felicius ipsi cedet quam Catelano, aliisque, qui deprimere voluerunt Calculum differentialem, eam ob causam tantum quia illum assequi non poterant: Ars enim non habet osorem, nisi sui ignorantem . . .« Dasselbe läßt sich füglich noch von den heutigen Gegnern der Leibniz'schen Infinitesimalrechnung sagen.

In § 11 gibt der Verf. einen ziemlich ausführlichen Auszug aus Taylor's Methodus incrementorum directa et inversa — und am Schlusse desselben auch ein ganz richtiges Urtheil über Taylor's Leistung.

In § 12 ist von Euler's Begründung der Differentialrechnung die Rede — und es wird zuletzt ganz richtig bemerkt: daß Euler, wie vor ihm Taylor, rein arithmetische Principien (endliche Differenzen) zu Grunde lege — die Differentiale an sich $= 0$ setze, wobei ihr Verhältniß $\frac{0}{0}$ doch einen endlichen und bestimmten Werth habe (allerdings — aus dem einfachen Grunde, weil sich eine unendlich kleine Größe gegen eine endliche Größe hinsichtlich einer angebbaren Vergrößerung oder Verkleinerung wie eine absolute Null verhält — aber damit ist die Annahme: daß stetige Größen sich nach Nullincrementen ändern, nicht gerechtfertigt! —). Indem sich Euler so einerseits an Newton und andererseits an Leibniz anschließe, gehe er nicht wie jene auf die Untersuchung ein: mit welchem Rechte denn mit den einzelnen Differentialen gerechnet werden dürfe. Newton habe

diese Frage dadurch gelöst: daß er an die Stelle der Momente (Nullincremente) die Fluxionen, Leibniz dadurch, daß er an die Stelle der quantitates inassignabiles (dx, dy), quantitates assignabiles: (d)x, (d)y setze (was aber, wie schon bemerkt, aus rein analytischem Gesichtspunkte betrachtet, ganz unnütz — und nur bei der geometrischen Construction von $\frac{dy}{dx}$ nothwendig ist! —). Euler spreche sich hierüber nicht aus (in der Vorrede zu den Instit. Calc. Different allerdings; denn er spricht daselbst auch von der „Grenze" —) und rechne mit den einzelnen Differentialen (Nullen) ohne Weiteres wie mit endlichen Größen.

In § 13 ist von der Fehlercompensationstheorie (wohin auch Carnot gehört) die Rede — und unser Verf. meint: daß durch eine weitere Ausbildung derselben die Leibniz'sche Infinitesimalmethode auf eine sichere und wissenschaftliche Basis zurückgeführt werden könne. Hieraus sieht man: wie wenig unser Verf. den wahren Sinn der Leibniz'schen Infinitesimaltheorie und das allgemeine Problem der höhern Analysis überhaupt, begriffen hat! Wenn man in jedem einzelnen Falle — bei jeder analytischen, geometrischen, mechanischen, physikalischen, 2c. Anwendung erst nachweisen müßte: daß sich die begangenen Fehler compensiren; so wäre die höhere Analysis die elendeste aller Wissenschaften! —

Im 3. Kapitel endlich ist von der Lagrange'schen Derivationsrechnung die Rede — jedoch ohne alle Kritik — indem bloß die Entwickelung von $f(x + h)$ nach Lagrange gegeben wird, und in einem „Schluß" bemerkt der Verf., weshalb er seine Geschichte nur bis hieher fortgeführt hat. Hier sagt der Verf. auch noch: daß der

Fundamentalgedanke von Cauchy's gegenwärtig gebräuchlicher Theorie der Grenzen (aber auch des Unendlichkleinen — s. oben) bereits von Newton ausgesprochen sei (aber mit der falschen Vorstellung verschwindender Incremente), durch dessen weitere Verfolgung und klarere Darstellung die von den meisten jetzigen Mathematikern mit Recht befolgte „Grenzmethode“ entstand. Ref. hat bereits wiederholt in d. Bl. bemerkt, wie schwankend und unentschieden die Grenzmethode auch in den neusten und besten Schriften über höhere Analysis dargestellt wird, indem man die Incremente bald bis zu Null abnehmen läßt — und bald nicht. Soll die Grenzmethode nicht zur begrifflosen Erschleichung werden, so dürfen die simultanen Incremente Δx und Δy nicht bis zu Null abnehmen oder verschwinden, sondern nur unbestimmt, unbeschränkt oder unendlich klein werden — eben weil stetige Größen nicht nach Nullincrementen zu- oder abnehmen — sondern nach Incrementen, die kleiner gedacht werden müssen, als jede endliche, bestimmte oder angebbare, noch so kleine Größe. Aber alsdann ist der Uebergang von $\frac{\Delta y}{\Delta x}$ zu $\frac{dy}{dx} = f'(x)$, wie man sich auch anstellen, welche Scheingerüste man auch aufbauen, welche Form der Darstellung (Gleichheiten, oder Ungleichheiten, Verhältnisse, Proportionen &c.) man auch anwenden möge — wofern man nicht unmittelbar jede ungleichförmige stetige Aenderung als eine unendliche Folge unendlich kleiner gleichförmiger Aenderungen auffaßt — nicht anders möglich, als daß man eine unendlich kleine Größe gegen die endliche Größe $f'(x)$ unbeachtet läßt — wodurch jedoch kein angebbarer, bestimm-

ter, noch kleiner, also überhaupt kein Fehler in dem Werthe von $\frac{dy}{dx} = f'(x)$ entstehen kann — eben weil das Δx oder dx in unbeschränkter, unendlicher Abnahme gedacht werden muß, um den stetigen Verlauf von $y = f(x)$ zu erfassen. Leibniz hat die Zulässigkeit dieser Schlußweise klarer erkannt, als irgend ein Anderer, denn er beweis't sie nicht bloß apagogisch, sondern er bemerkt auch ausdrücklich: daß sie selbst von Archimedes bei der Exhaustionsmethode angewandt werde (s. oben), was in der That der Fall ist. Von den spätern Philosophen hat Fries (Math. Naturphilos.) die Leibniz'sche Infinitesimaltheorie am richtigsten aufgefaßt (s. Jahrg. 1855. S. 1217 fgg.).

Nach dem Vorhergehenden wird es dem Leser nicht schwer werden, sich selbst ein Urtheil über den Werth des in Rede stehenden Werkes, als historisch-kritischer Beitrag zur Geschichte der Mathematik, zu bilden — und Ref. will bloß noch bemerken: daß die äußere Ausstattung des Buches dem Verleger, der sich für mathematische Schriften besonders zu interessiren scheint, alle Ehre macht. Dr. Schnuse.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel 1855. Die deutsche Glasmalerei. Geschichtlicher Entwurf mit Belegen von Wilhelm Wackernagel. 180 S. in Octav.

Unter diesem Titel sind zwei Vorträge zusammengefaßt, zu welchen die Restauration des Baseler Münsters Veranlassung gegeben hat. Sie halten sich zunächst an Gessert's Geschichte der Glasmalerei, und ihr Zweck ist eine populäre

Vorführung eines Gegenstandes, der in so hohem Grade das Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet und dennoch so häufig unbeachtet geblieben ist. Indessen ist das Büchlein nichts weniger als ein trockner Auszug. Es gewinnt die Gunst des Lesers nicht bloß durch die bekannte ansprechende Darstellungsweise des Verfs, sondern auch durch gar manche eigenthümliche Auffassung und interessante Bemerkung, die demselben aus dem Gebiete seiner Studien zugeflossen sind. Namentlich ist hervorzuheben, was über Zunftwesen und über den Zusammenhang der Bildwerke mit der dramatischen Kunst des Mittelalters mitgetheilt wird. Wenn sich auf solche Weise manche neue Gesichtspunkte darbieten, so wird man dieselben um so dankbarer aufnehmen, als eine Erschöpfung des Gegenstandes oder ein bedeutender Gewinn für die Kunstgeschichte von diesem „geschichtlichen Entwurfe" nicht erwartet werden kann. Uebrigens ist demselben durch die reichhaltigen Quellennachweise in den angehängten Anmerkungen ein eigenthümlicher wissenschaftlicher Werth gesichert.

Man muß aber bedauern, daß die ausländische, insbesondre die französische Litteratur der Geschichte der Glasmalerei dem Verf. unbekannt geblieben ist. Namentlich gewährt das Prachtwerk von Lasteyrie eine Uebersicht über eine große Zahl chronologisch geordneter Glasgemälde, wodurch es möglich wird, eine weit genauere Sonderung und Charakterisirung der verschiedenen Styl-Epochen zu gewinnen, als sie bisher irgendwo gegeben ist. Vielleicht würde der Verf. dann auch darauf geführt sein, weiter auf die Geschichte des Emails und der Thonglasur einzugehn, die mit der Geschichte der Glasmalerei in vielfacher Wechselbeziehung stehen. Namentlich liegt in diesen beiden

Betriebszweigen das vermittelnde Band, welches die mittelalterliche kirchliche Kunst der Glasmalerei an die Ueberlieferungen des Alterthums knüpft. Denn die erstere war allerdings in ihrer ganzen Erscheinung etwas Neues, aber in ihr hatten doch nur verschiedene technische Proceduren, die dem Alterthume vollständig bekannt waren, eine neue Anwendung erhalten. Das Einschmelzen von Farben auf Glas wandten die Alten nicht allein an Gefäßen, sondern auch zu kleinen Bildern an, die medaillonartig in Metall gefaßt und an der Wand befestigt wurden. Jene Gefäße, von denen eine nicht geringe Anzahl in den Katakomben und sonst in altchristlichen Grabstätten gefunden ist, beschreibt Buonarotti mit großer Genauigkeit, und es sind das wahrscheinlich dieselben Gefäße, von denen Hieronymus im Commentar zu Jonas c. 4 sagt, daß sie Saucomarien genannt wurden. Auf jene Medaillons hat Raoul Rochette besonders aufmerksam gemacht, und er weist nach, daß sie hin und wieder unter der Benennung Specula zu suchen sind. Das Verfahren bei dieser Art der Glasmalerei war ganz dem ähnlich, dessen man sich bei der Emailfabrication bediente. Man schmolz gestoßenes farbiges Glas, das man innerhalb der vorgezeichneten Umrisse anhäufte, und incrustirte auf diese Weise eine Unterlage, ohne daß man verstanden hätte, eine feinere Vertheilung und Mischung der Farben vorzunehmen. Auf dieselbe Weise malte man die Vasen, und es ist daher erklärlich, daß diese nur colorirte Umrißzeichnungen enthalten. Während nun aber die Incrustation auf Glas und Thon mit der Unterlage zusammenschmolz, so geschah dies nicht beim Email. Hier mußten die Umrisse durch Metallränder gebildet werden, welche die farbigen Glas=

krusten festhielten. Dies waren die Proceduren, welche das Alterthum kannte, und so erhielten sie sich im byzantinischen Reiche. Die Bemalung gläserner Gefäße wird noch von Theophilus in der diversarum artium schedula 2, 13. 14 als griechische Kunst beschrieben, und ähnliche Anweisungen über Glasbemalung und Thonglasur gibt Eraclius in dem von Raspe herausgegebenen Gedichte de artibus Romanorum. Die Emailfabrication scheint ebenfalls von Byzanz aus erst wieder im 11. Jahrhundert nach Deutschland und Frankreich gekommen zu sein. Ihr berühmtester Sitz war damals Limoges. Dort befand sich eine Colonie venetianischer Kaufleute. Auch byzantinische Münzen hat man dort gefunden und wenigstens in der Nähe, im Perigord, tritt jener merkwürdige Baustyl auf, den Verneuilh neuerlich beschrieben hat, und der auf einen entschiedenen Zusammenhang mit der byzantinischen Marcuskirche in Venedig hinweist, ja zu der Vermuthung drängt, daß in jener Gegend vielleicht einer der constantinopolitanischen Baumeister des Domes von S. Marco thätig wurde, der mit dem Dogen Orseolo entflohen sein mag, als dieser sich in das Pyrenäenkloster Cuzan zurückzog. Die Arbeit von Limoges war unverändert die alte, wie sie z. B. von Gage in der Archaeologia Vol. 26 abgebildet ist, eine Incrustation durch farbige Glasmassen, die von Metallrändern eingefaßt und gehalten werden.

So ist die Technik der ältern, gemalten Glasfenster theils in der alten Glasbemalung und Glasur, theils in dem Email gegeben, denn sie bestand lediglich im Zusammensetzen farbiger Glasstücke vermittelst einer Metallfassung und in einer äußerst rohen Bemalung, die sich auf schwarze

Umrisse und Schraffirungen beschränkte. Neu war aber die Anwendung dieser Technik in einer Form, durch welche man eine malerische Wirkung des durchscheinenden Lichtes erzielte.

Der Ursprung dieser Art der Glasmalerei ist leider zum Gegenstande eines Prioritätsstreites zwischen Deutschland und Frankreich gemacht worden, dessen keines dieser beiden Länder zu seinem Ruhme bedarf und über den die wahre Geschichtsforschung erhaben sein sollte. Vor dem Jahre 1100 sind Nachrichten von gemalten Fenstern äußerst selten. Wann und wo man sie aber zuerst zu finden glaubt, das hängt theils von dem ab, was man unter Glasmalerei versteht, theils von der Deutung, die man den vorhandenen Nachrichten gibt. Man hat selbst darüber gestritten, ob die Alten den Gebrauch des Glases zu Fensterscheiben gekannt haben. Auch Wackernagel äußert sich darüber zum mindesten zweifelhaft. Indessen erinnert sich Ref. selbst, in Pompeji Glasfenster gesehen zu haben. Erwähnt werden sie zuerst bei Philo, dann wieder bei Chrysostomus. Erst im 6ten Jahrhundert kommen sie mehrfach in Kirchen vor, und man kann aus mehreren Umständen schließen, daß man sich bei der Seltenheit des weißen oder vielmehr wasserhellen Glases vorzugsweise gelber Scheiben bedient habe. Erst im 9ten Jahrhundert wird in römischen Kirchen eine Ausschmückung der Fenster mit musivisch zusammengesetzten farbigen Scheiben erwähnt. Hier hätten wir also die erste Spur, welche sich auf Glasmalerei deuten läßt. Indessen kann dies noch eine Zusammensetzung von farbigen Glasstücken nach so einfachen Mustern gewesen sein, daß sie den Namen einer Malerei nicht verdiente. In der That setzt man den Anfang der eigentlichen

Glasmalerei gewöhnlich weit später, und obgleich der Anstoß zur Ausbildung einer wirklichen Figurenzeichnung vermittelst des Glases gegeben war, so scheint sich dieselbe doch nicht an jene römischen Vorgänge anzuknüpfen, da man in Italien bis zum Anfange des 14ten Jahrhunderts nichts weiter von Glasmalerei erfährt. Denn die Angabe bei Lasteyrie, daß der Kapitelsaal in Monte Cassino im J. 1058 durch den Abt Desiderius gemalte Fenster erhalten habe, beruht auf Mißverständniß einer Stelle des Leo von Ostia.

Wenn man nun hiervon absieht, so trifft man zunächst auf eine Stelle des Chronisten von Dijon, die bereits von Emeric-David (disc. hist. 151) hervorgehoben wurde. Gressert übersah dieselbe, obgleich Lenoir, den er sonst benutzt hatte, darauf hinweist. Diesen Fehler wiederholte Wackernagel, und der neueste Herausgeber von Kuglers Geschichte der Malerei meinte sogar ohne allen Grund, die Chronik werde interpolirt sein. Diese glaubten nämlich, die älteste Spur der Glasmalerei in dem von Fiorillo zuerst benutzten Briefe des Abtes Gozbert von Tegernsee (vom J. 999 oder 1000) zu finden. So nahm denn der Abbé Guerber in seinem essai sur les vitraux de la cathédrale de Strasbourg Anlaß, gegen die Priorität der Deutschen zu protestiren, und man muß zugestehn, daß diese Priorität mit der Chronik von Dijon nicht bestehen kann. Die Kirche S. Benigni wurde nämlich im J. 1002 neu aufgebaut, und bei dieser Gelegenheit wurde eine vitrea antiquitus facta, welche das Leben der heil. Paschasia darstellte, in den Neubau aufgenommen (d'Achery spicileg. 2, 383). Dieses Glasgemälde ist also jedenfalls älter, als die Fenster, welche Gozbert von dem Grafen Arnold zum Geschenk

erhielt, wenn man auch nicht gerade anzunehmen braucht, daß es noch aus der Zeit der ersten Restauration der Kirche unter Karl dem Kahlen herrühre. Außerdem erfahren wir von dem Fenster zu Dijon ausdrücklich, daß eine Legende auf demselben dargestellt war, während der Brief des Gozbert uns über die Beschaffenheit der Malerei ebenso sehr in Zweifel läßt, als die älteren Nachrichten über jene musivisch zusammengesetzten Fenster zu Rom.

Ebenso unhaltbar, wie die Priorität der Deutschen in der Herstellung gemalter Fenster, ist die Meinung des Vfs, nach welcher der Germane die Glasbereitung „wohl durch andre und ältre Mittheilung als erst von den Römern her" verstanden habe. Was er dafür anführt, ist nichts weniger als beweisend. Jene Perlen von Glasmosaik, die man in Heidengräbern des nördlichen Deutschlands findet, sprechen gleich den ähnlichen Funden an der Küste von Guinea nur für die Ausdehnung der Handelsverbindungen der alten Welt, und wenn darauf Gewicht gelegt wird, daß „der Name, den die Deutsche Sprache dem Glase von je gegeben hat, kein entlehnter, sondern aus ihr selbst erwachsen" sei (S. 10), so möchte dagegen bei der Aehnlichkeit mit glesum, dem germanischen Namen des Bernsteins, und glastum, das ebenso wie vitrum die blaue Färberpflanze Waid bedeutet, Manches zu erinnern sein. Doch liegt eine Beurtheilung des Sprachlichen dem Gebiete des Ref. fern.

Wo aber auch die ersten Spuren der Glasmalerei vorkommen mögen, bis zum 12ten Jahrhundert sind sie nur äußerst selten, und es ist Zufall, ob eine vereinzelte Nachricht uns hier oder dort begegnet. Erst um das J. 1200 mehren sich die

Nachrichten und es war der gothische Baustyl, durch welchen diese Kunst vorzugsweise entwickelt und mit dem sie von einem Lande zum andern getragen wurde. Gleich diesem sagt sie sich in der Behandlung sofort von der Befolgung byzantinischer Muster, von der einzelne wenige Beispiele vorkommen, los, während das Email weit länger den byzantinischen Styl beibehält. Gleich dem gothischen Baustyl hat sie anfangs ihren Hauptsitz im nördlichen Frankreich, und verbreitet sich von da zunächst nach England und Deutschland, später erst nach Italien und Spanien, und fortwährend zeigt die Geschichte der Glasmalerei den engsten Zusammenhang mit den Schicksalen der gothischen Baukunst, für welche die gemalten Fenster offenbar vorzüglich geeignet, ja fast ein Bedürfniß waren.

Der Verf. unterscheidet mit Gessert zwei Perioden der ältern Glasmalerei. Die erste zeigt in den Kirchen romanischen Styls Teppichmuster mit arabeskenartigen Kanten eingefaßt, welche Medaillons mit figürlichen Darstellungen tragen. Die Bilder sind durch farbiges Glas zusammengesetzt und die eigentliche Malerei mit dem Pinsel beschränkt sich auf Umrisse und Schattirungen mit einer schwarzen Schmelzfarbe. Mit der Veränderung des Baustyls geht auch eine Umgestaltung des Inhalts der Glasfenster vor sich. Diese läßt sich noch schärfer charakterisiren, als vom Vf. geschehen ist. In der Zeit des romanischen Styls sehen wir die Gründe jener Teppichmuster vorherrschend blau und dunkel, dem Charakter jener ältern Bauten entsprechend. Die Beispiele dazu finden wir jedoch fast nur in Frankreich. Im 13ten Jahrhundert sehen wir den allmäligen Uebergang zum Gothischen, zuerst nur in vorherr-

schend rothen Gründen der Teppichmuster (S. Kunibert in Köln), dann im Auftreten einzelner Figuren anstatt der Medaillons unter dachartigen Baldachinen, die gewöhnlich mit drei Thürmen gekrönt sind (Straßburger Münster), und allmälig die Form der gothischen Tabernakel annehmen. Doch bleibt immer noch die Arabesken-Kante als Einfassung des Fensters stehn (Kappel). Daneben tritt die Grisaille, grauweiße Malerei, auf, die wahrscheinlich durch die Strenge der Cisterzienser, denen jede Malerei untersagt war, ihre Ausbildung, wenn nicht ihre Entstehung erhielt (Loccum, Altenberg bei Köln). Erst mit der Ausbildung des gothischen Styls im 14. Jahrhundert fällt die Teppichborde ebenfalls weg, dagegen werden die tabernakelartigen Baldachine jetzt mit dem Maßwerk der Fenster und mit dem gesammten gothischen Decorationssysteme in organische Verbindung gebracht. In den großen statuarischen Figuren herrscht nun die Verbindung von rothem Uebersangglas und Grisaille in großen Flächen vor.

Den Anfang der zweiten Periode setzt der Vf. schon in die Mitte des 14. Jahrh. Sie wird durch die Einführung der Schmelzfarben charakterisirt, durch deren überhandnehmenden Gebrauch die Richtung auf malerische Vollendung in die Glasmalerei eindringt, so daß diese ihren monumentalen Charakter verliert und endlich so gut wie verloren geht. Bei der Darstellung dieser Periode wäre ein etwas sorgfältigeres Auseinanderhalten der Zeiten zu wünschen gewesen, und eine Berücksichtigung der Geschichte des Email und der Glasur würde dafür gute Anhaltspunkte geboten haben. Denn die Auffindung der nothwendigen Schmelzfarben geht nur sehr langsam von Statten, sie gelingt nur durch die Verbindung der Glasmaler mit den Emailleuren, und die Kunst der della Robbia, der Majolicamaler, des Palissy waren darauf sicher nicht ohne Einfluß. Was von Schmelzfarben im 14ten und 15ten Jahrhundert vorkommen mag, ist sicher noch sehr dürftig. Die ersten Versuche, die Schmelzfarbe mit dem Pinsel auf-

zutragen, führen zu dem transparenten Email und nur langsam kommt man dahin, den weißen Roccaillegrund anzuwenden, um auf diesem, wie auf der Majolica-Glasur zu malen. Dann fehlt es aber an Farben, und man begnügt sich mit einfarbiger Behandlung in grau, mit schwacher Fleischfärbung, und aufgesetzten Goldlichtern. Nachdem die Glasmaler das Kunstgelb besaßen, das übrigens in Limoges schon lange vor dem Bologneser Mönch Jacob von Ulm bekannt war, kamen sie durch dasselbe Streben nach malerischer Behandlung zur Ausführung der größten Figuren und Gruppen in Cirage, d. h. in Grisaille, belebt durch das Kunstgelb, welches man besonders im Goldschmuck, in blonden Haaren und in der Architektur anbrachte. Diese Behandlung zieht sich bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts hinein, denn da erst besaß man eine hinreichende Auswahl von Schmelzfarben, um auch in farbiger Ausführung auf malerische Wirkung ausgehn zu können.

Wie diese Richtung die Glasmalerei um ihre eigenthümliche Bedeutung brachte, wie diese Kunst dann dem Privatluxus diente, wie sie dann endlich nach dem dreißigjährigen Kriege fast verloren ging, das Alles hat der Verf. gut geschildert. Nur „in England, sagt er (S. 99), ist die Ausübung der Glasmalerei, wenn auch um manche Stufe gegen früherhin gesunken, doch niemals abgebrochen worden.“ Indessen müssen die Unternehmungen, welche unter Reynolds und West gemacht wurden, genau genommen als Versuche betrachtet werden, die auch dort vergessene Kunst wieder zu erneuern. Sie waren angeregt durch die wiedererwachte Liebhaberei der Alterthumsfreunde, nachdem der Kunsthändler Asciotti glückliche Speculationen mit aufgekauften niederländischen Glasmalereien gemacht hatte. Damals ist auch ein Fenster des Münsters zu Basel nach England gekommen.

Schließlich widmet der Verf. der Wiederaufnahme der Glasmalerei in diesem Jahrhundert einen verhältnißmäßig zu bescheidenen Raum. Schon ein etwas vollständigerer Auszug aus Gessert wäre willkommen gewesen. Den Beschluß machen einige Bemerkungen über die zweckmäßige Behandlung der beabsichtigten Restauration, welche diese Vorträge veranlaßt hat. Sie haben wohl nur mehr locales Interesse, da sie auf die besondre Beschaffenheit des Münsters und seiner Fenster berechnet sind.

Fr. W. Unger.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 23. Juni 1856.

Paris

Librairie de Victor Masson 1856. Études sur les Bases de la Science médicale et exposition sommaire de la Doctrine traditionelle par J. C. Faget (de la Nouvelle-Orléans). VIII u. 444 S. in Octav.

Die Veranlassung dieser Schrift gab die Preisfrage der medicinischen Gesellschaft zu Caen im Jahre 1851: ob man bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft Grundlagen für die Lehre oder ein allgemeines System der Pathologie bilden könne? Der Verf., seit einer Reihe von Jahren praktischer Arzt am Sitze des gelben Fiebers und viel dadurch in Anspruch genommen, gewann den Preis, widmete dem Gegenstande noch weiteres Studium und legt nun sein gekröntes Werk der öffentlichen Prüfung vor. Diese wird keine leichte, denn der Leser hat sich durch gar mannichfache unnöthige Explicationen, weitläufige Excerpte, ermüdende Wiederholungen, seltsame subjective Ansichten und Redensarten durchzuarbeiten.

Obgleich der Verf. als ein strenger Anhänger der von der katholischen Kirche sanctionirten Lehren bei jeder Gelegenheit sich kund gibt, so ist er doch geneigt eine Mittelsubstanz, medium plasticum, zwischen der Materie und dem Geiste anzunehmen, substance active, et par conséquent immatérielle, substance inintelligente, irrationelle, et par conséquent distincte de l'esprit.

Aus Besorgniß, daß der Religion, die ihm weit höher steht als Wissenschaft und Kunst, durch diese irgendwie ein Eingriff geschehen könne, tadelt er die in unsern Tagen so weit getriebene sinnliche Beobachtung und erklärt sich für Theorie und Speculation, weil diese doch eine Grenze anerkennen müßten und so zur Unterordnung unter unbegreifliche Gesetze sowie zum Glauben zurückführten. Er vertheidigt, wie es scheint, nach innerster Ueberzeugung die Tradition; allein zuweilen will es bedünken als thue er es, nicht weil er in der Neuerung keinen Keim der Verbesserung erblickt, aber einen Mangel der Pietät gegen das Alte, einen Abfall von dem ursprünglichen Bekenntniß, persönlichen Uebermuth und frivole Zerstörungssucht. So oft übrigens der Name Hippokrates oder der eines andern alten Arztes genannt wird, so ist von einem tieferen Eingehen in die Geschichte der Medicin und einer Benutzung der Quellen selbst keine Rede. Seine Citate sind ungenau und lassen zweifeln, ob sie an Ort und Stelle nachgelesen wurden. Der bekannte Aphorismus z. B. des Hippokrates: Quae ducere oportet, quo maxime vergant, eo ducenda, per loca convenientia wird von ihm angegeben 22. C. I. statt Sect. I. 21.

Unter den neueren Aerzten schließt er sich am meisten an Cayol an, was ihn auch bewog, ihm,

den er seinen Lehrer nennt, ohne ihm persönlich bekannt zu sein, diese seine Schrift zu widmen.

Wie es sich mit der Medicin verhalte, das zeige die einfache Thatsache, daß unsere Epoche zum goldenen Zeitalter für den Charlatanismus, für Homöopathen, Wasserheilkünstler, Verkäufer von Geheimmitteln geworden sei. Das Publicum schenke den unbedeutendsten Menschen sein Vertrauen; die wahre Kunst sei in Verfall gerathen. Die Schuld liege insofern an den Aerzten, als sie das Wesentliche, die einfache Hippokratische Therapie aus den Augen verloren hätten und im Wahne, Alles erklären, Alles haarscharf beweisen und bei der Schätzung des Menschen, dieser incommensurablen Größe, eine exacte Methode anwenden zu wollen, zum zernichtenden Gefühl ihrer Ohnmacht gelangt seien. Indem sie sich nur an das sinnlich Erkennbare hielten und das Geistige vernachlässigten, entweiche ihrem Unternehmen der Reiz und Hauch des Lebens. La médecine étant déclarée science purement physique, on a cru que les recherches matérielles lui suffisaient, et que la haute culture de l'intelligence n'était plus nécessaire au médecin; de là les dédains du corps médical pour la philosophie; de là sa décadence qui ne peut plus être un mystère pour personne. . . Si la philosophie, si les hypothèses, si les théories reviennent en honneur parmi les médecins, tout n'est pas perdu.

Das leitende Princip der Medicin, ihr Grundaxiom sei die Heilkraft der Natur, dieses dem Leben eingeborne Streben, gegen alle Ursachen der Störung und der frühzeitigen Zernichtung anzukämpfen und das in Unordnung gebrachte Gleichgewicht wieder herzustellen. Die Pathologie sei

nichts weiter, als die Wissenschaft, welche alle Phasen dieses Strebens in seinem innersten Zusammenhange zu erforschen sich bemüht, und die Aufgabe der Heilkunst keine andere, als die, erfahrungsmäßige Regeln festzusetzen, wie man die Gesundheit zu erhalten und die unterbrochene wieder auszugleichen vermöge. Fieber, dieses große Hülfsmittel, charakterisire sich durch Effervescenz des Blutes, Freiwerden von Wärme und durch den Trieb, eine Reinigung des Blutes zu bewerkstelligen. Die Lehre von den Krisen und den kritischen Tagen fände sich durch die genauesten Beobachtungen aller Zeiten bestätigt. Opposer l'observation moderne à l'observation traditionelle, sur la question des crises, c'est par conséquent, opposer l'expérience de 25 années, à celle de 25 siècles. Von deutschen Aerzten, welche die Hippokratischen Lehren befolgten und lehrten, nennt der Verf. nur van Swieten, de Haen, Stoll, Stoerck, Collin und Selle. Marx.

München

1853. Auf Kosten der Akademie. Afrika vor den Entdeckungen der Portugiesen. Festrede auszugsweise gelesen in der Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu München zur Nachfeier ihres vier- und neunzigsten Stiftungstages am 29sten März 1853 von Dr. Friedrich Kunstmann, ordentlichem Mitgliede der historischen Classe. 60 S. in Quart.

Vom zehnten Jahrhundert an findet man Niederlassungen christlicher Kaufleute an den afrikanischen Küsten. Die Mohammedaner begünstigten diese christlichen Handelsplätze an der Nord- und Westküste. Alexandria, Kahira oder Cairo, damals

oft Babylon genannt, und Damiette waren im 14ten Jahrhundert die vorzüglichsten Handelsplätze in Aegypten für die Völker des christlichen Abendlandes, welche auch in den kleineren Staaten der Nordküste die Häfen von Tunis, Bona, Bugia, Algier und Oran besuchten. In den Staaten Fez und Marocco hatte sich der Handel nach den Häfen Ceuta, Arzilla, Sale, Rabat, Anafe, Azamor, Sassi und im Innern nach den Städten Fez, Maxuenaz und Marocco gewendet. Die Kaufleute zu Brügge in Flandern bezogen schon seit dem 13ten Jahrhundert aus jenen Gegenden Wachs, Leder, Pelzwaaren, Gummi, Datteln, weißen Alaun, Federalaun, Wolle, Färbeholz, Pfeffer und andere Gewürze. Die indischen Waaren kamen damals meistens über Aegypten. Durch die genannten Küstenstädte gelangte man damals auch in die große Wüste, welche Nigritien vom nördlichen Afrika trennt. Die islamitischen Reiche im Innern Afrika's, mit welchen das Abendland verkehrte, waren Takrur, Gana, Melli, Takedda, Bornu und Kanem. Die Grenzen von Melli, des bedeutendsten dieser Negerstaaten begannen im Westen mit der Oase Walet, begriffen die Städte Kabra, Zagha, Timbuktu und Kuku am Flusse Joliba und schlossen im Osten mit der Stadt Muli im Lande Lemlem. Aus dem Norden Afrikas konnte man damals, wie heute, nur auf Handelswegen vordringen. Nur durch Anschluß an Karawanen konnte der Reisende sein Ziel, wenn auch nicht ganz sicher, doch sicherer als jetzt erreichen. Aber nachdem man das große Felsengerüste und das Sandmeer durchzogen hatte und in den Staaten der Neger angekommen war, konnte man auch ohne Karawanen reisen, so wie auch jetzt noch die Gegenden zwischen Gnâl und

Air oder Aheer unsicherer sind als Kuka und a
dere Negerstaaten. Die Grenzen der Handelsve
bindungen sind in der Regel auch die Grenzlin
geographischer Kenntnisse.

Timbuktu erscheint im Mittelalter als Hande
platz noch nicht so bedeutend als später, aber a
der sogenannten katalanischen Karte von 13
beim Werke von Baldelli Boni: Il milione d
Marco Polo, Firenze 1827, erkennt man sch
die Handelsstraße von Darha nach Timbukt
welche Caillié beschrieben hat. Tenbuch (Ti
buktu) wird schon damals, wie auch später,
eine Stadt ohne Mauern und Thürme dargest
während in Guinea die Städte Tagaza, Gui
und Melli mit Mauern und Thürmen befestigt e
scheinen. Leo Africanus sagt über Timbuktu: c
jus domus omnes in tuguriola cretacea str
mineis tectis sunt mutatae ed. Antverp. fol. 25
Dagegen sagt Joāō Rodriguez fol. 41: Esta c
tade (Tambuctu) he cercada de taypa por le
mor dos negros beçudos que as vezes lh
facem guerra. Der Florentiner Benedetto D
sagt in seiner handschriftlichen Chronik fol. 11
Sono stato a Tambetta, luogho sottoposto a
Reame de Barberia, e favisi assai e vende
panni grossi e rami e ghurnelli con quell
costola, che si fanno in Lombardia. — Di
Gomez erzählt: mare arenosum Carthaginiense
qui nunc vocantur Tunisi, cum carabanis e
camelis aliquando 700 pertransierunt usque a
locum qui dicitur Tambucatu et aliam te
ram Cantor, de quibus hominibus et anima
libus multociens vix decima pars reversa es
Quod audiens Infans Dominus Henricus mo
eum inquirere terras illas per aquam maris et

Es fanden wahrscheinlich Verbindungen Sta

zwischen Timbuktu und dem maurischen Reiche in Granada. Leo Africanus schreibt die Erbauung der steinernen Moschee und des königlichen Palastes, als der merkwürdigsten Gebäude der Stadt einem Baumeister aus Granada zu, und Ibn-Batuta zählt zu den dortigen Merkwürdigkeiten das Grabmal eines Dichters aus Granada, genannt Abu-Ishac-es-Sahili mit dem Beinamen el-Toweidjin, welcher im Jahre 1346 in Timbuktu starb.

Eine Karte im Museum des Cardinals Borgia, vom Anfange des 15ten Jahrhunderts, bezeichnet drei Stationen der Carawanenstraße zum Innern Afrika, nämlich Tergent Andagost und Tagaza, auch nennt diese Karte die Negerstaaten Gana, Tekrur und Melli. Eine Karte von 1408, in dem Cistercienserstifte zu Alcobaza und eine zweite Karte, welche der Infant Pedro 1438 nebst den Reisen des Marco Polo aus Venedig nach Lissabon brachte, sollen den größten Theil Afrika's dargestellt haben. Als entferntester bekannter Punkt im Westen nennt Ibn Said die Stadt Ulil, belegen auf einer Insel vor der Mündung des Nils von Gana unter dem 14ten Breitengrade. Jeder größere Fluß in Afrika wird von den mittelalterlichen Arabern Nil genannt. Ulil lag auf der Südspitze der Salzinsel und einen halben Grad davon entfernt lag die Bernsteininsel, wo es auch viele Schildkröten gab, deren Fleisch die Eingebornen in benachbarten Ländern verhandelten. Diese Inseln waren wohl Bissoa und Bolama an der Mündung des Gambia.

Die Karte des Marino Sanuto vom Jahre 1320 stellt Afrika schon als Dreieck dar, und auf der italiänischen Karte von 1351 ist die Westküste schon bis zum südlichen Wendekreise richtig gezeichnet.

Die geographische Kunde der Araber reichte im

Süden weit über den Aequator hinaus, denn wir lesen in Reinaud's Uebersetzung der Geographie Abulfeda's S. 208: La ville de Daghouta est la dernière du pays de Sofala et la plus avancée de la partie habitée du continent (du côté du midi), sa longitude est de cent neuf degrés, et sa latitude de douze degrès (au midi du l'équateur).

Die Pisaner begaben sich schon im 12ten Jahrhundert mit Karawanen an das rothe Meer und schifften nach Indien. Erst später wurde dieser Verkehr unterbrochen, wie in Marini Sanuti secreta fidelium crucis Lib. I angedeutet wird: Soldanus vero per terras quas tenet, non permittit aliquem christianum transire, qui in Indiam cupiat transfretare. In anderen Richtungen durchzogen die Karawanen italiänischer Kaufleute auch später das Gebiet afrikanischer Fürsten. Les Venitiens et les Pisans avaient obtenu la faculté de faire des caravanes en Afrique, et il était passé d'abord dans les usages du pays, et ensuite dans les traités, qu'en toutes les stations de leur route ils auraient le droit de faire paitre, au moins pendant trois jours, les animaux qu'ils conduisaient. Les traités, datés du mois de sefer 717, ou du 12 mai 1317 de J. C., 22 décembre 1320, 17 des calendes de Juin (16 mai) 1364, et 28 rabie 759 ou 7 avril 1358 conclus par les republiques de Venise et de Pise avec les differents princes de Maghreb du milieu, assurèrent ces privileges aux commerçants de leurs états et à leurs protégés en renouvelant les dispositions des anciens pactes, sous le droit ordinaire de 10 pour 100. — Apperçu des relations commerciales par Mas-Latrie Paris 1845 p. 23.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. 102. Stück.
Den 26. Juni 1856.

München

Schluß der Anzeige: „Afrika vor den Entdeckungen der Portugiesen. Festrede auszugsweise gelesen ꝛc. von Dr. Fr. Kunstmann.“

Wahrscheinlich war Ulil die äußerste Grenze des europäischen Landhandels, welchem man die Kenntnisse über das innere Afrika verdankte. Die Genueser waren schon im zwölften Jahrhundert dreizehn Tagereisen weit über Sedgelmessa vorgedrungen und hatten auch von Ceuta aus Missionen in das Innere unternommen.

Die Grenzen des arabischen Landhandels erstreckten sich weiter als die ihres Seehandels, welcher am Ende des 14ten Jahrhunderts das Cap Nun noch nicht überschritt. Nur zufällig wurde ein arabisches Schiff bis zum weißen Vorgebirge verschlagen. Die arabischen Geographen kannten die kanarischen Inseln nur aus griechischen und römischen Nachrichten.

Die Europäer aber kannten diese Inseln besser als die Araber. Schon Petrarcha de vita so-

litaria lib. II, cap. 3 schrieb: Praetereo fortunatas insulas . . . . . Eo patrum memoria Januensium armata classis penetravit, et nuper Clemens VI. illi patriae principem dedit, quem vidimus Hispanorum et Gallorum regum mixto sanguine generosum quendam virum etc. Im Jahre 1341 sandte der König Alphons von Portugal eine bewaffnete Expedition, an welcher Genueser, Florentiner und Castilianer Theil nahmen, zur Erforschung der kanarischen Inseln aus, welche schon nach 4 Monaten heimkehrte und Ziegenfelle, Fischthran, Talg, Pelze der Seekälber und Farbhölzer, nebst vier der Eingeborenen mitbrachte. Aber es hatte eine noch frühere Expedition der Portugiesen schon Statt gefunden, auf welche Alphons IV. das Recht der Entdeckung gründete, als im Jahre 1344 Ludewig de la Cerda vom Papst Clemens VI. mit diesen Inseln belehnt wurde. — Johann von Bathencourt fand nach der Eroberung der Insel Lancerote im Jahre 1402 schon ein altes Schloß, welches Lancelot Malocsel, aus der genuesischen Familie Malocello, dort hatte erbauen lassen. Die italiänische Karte vom Jahre 1351 hat bei Lanzerote das Wappen Genuas als Zeichen der Colonisation und die Karte der Gebrüder Pizigani v. J. 1367 hat bei Lancerote oder Laurenza ein Kreuz als Zeichen der Bekehrung. Eine gleichzeitige päpstliche Bulle zeigt, daß der Handel mit Canaria im Jahre 1369 in den Händen von Barcelona war.

Nach diesen Mittheilungen aus dem Inhalte der vorliegenden Festrede, wollen wir uns bestreben diejenigen der sich daraus ergebenden Belehrungen, welche vielen unsrer Leser neu sein werden, unter einige allgemeine Gesichtspunkte zu bringen.

1. So wie die Normänner Amerika Jahrhunderte vor Columbus kannten, so kannten auch die Genueser und andere Kaufleute die Inseln und Küsten des westlichen Afrika's vor den durch Prinz Heinrich angeregten Entdeckungsreisen der Portugiesen. Aber in beiden Fällen gingen die gemachten Entdeckungen fast ganz wieder verloren, weil man sie nicht dem Gesammtbewußtsein europäischer Wissenschaft anreihete und einverleibte, sondern sie als Handelsgeheimnisse bewahrte. Dieses möge uns aussöhnen mit den oft verkehrt geleiteten Entdeckungsexpeditionen, die häufig hinter dem Ziele zurückbleiben, welches auch in unsern Tagen von bloßen Handelsagenten schon überschritten wurde, und dann durch unkluges Wegschenken die Habgier aufstachelnd und die Begriffe von Mein und Dein der Schwarzen verwirrend die Keime eines dauernden Verkehrs zerstören. Wir wollen uns aussöhnen mit diesen Expeditionen, indem wir bedenken, daß sie oft endlich die schon vom Handel ausgewitterten Thatsachen zuerst der wissenschaftlichen Erdkunde dauernd einverleiben. Eine solche Vermittelung ist das eigentliche Verdienst des Prinzen Heinrich und derjenigen, die seinem Beispiele und seinen Wünschen als Entdecker und Schriftsteller folgen. Aber abwenden wollen wir uns von den haltlosen Versicherungen einiger Zeitschriften, welche uns etwa einen jüdischen Missionar, oder eine deutsche Frau, oder einen französischen Obristen als die größten Reisenden nennen und zum Beweise die entlegensten Länder, wo die Leute gewesen sein sollen und die 100000 Meilen, welche sie dabei zurückgelegt haben, anführen, ohne daß man doch irgend ein Atom der Erd- und Völkerkunde angeben könnte, welches durch solche Locomotion der Wissenschaft angereihet wäre.

2. Wollen wir uns lebhaft vergegenwärtigen, wie so viele der scheinbaren Errungenschaften der Neuzeit schon zum Besitzthume des Mittelalters gehörten. Während die Araber die westlichen Küsten und Inseln Afrikas nicht so gut kannten als christliche Seefahrer, kannten sie das Innere Afrikas besser als wir; und sie reiheten es der wissenschaftlichen Geographie an, gestatteten christlichen Kaufleuten es zu bereisen und auszubeuten, indem sie ihnen besseren Schutz gewährten als jetzt reisenden Kaufleuten in Afrika durch Consulate zu Theile wird. Afrikanische Fürsten warben christliche Soldaten aus Europa an. Durch den Almohaden Jacob Almançor kamen die sogenannten christianes Farfades Godos, auch Farfus genannt aus Spanien und wurden von ihm als Leibwache gebraucht. Einen Theil derselben ließ er in Tunis, wo sie, wie die übrigen Christen, den Namen rabatins führten. Päbste standen mit den mohammedanischen Fürsten Afrika's im freundlichen Briefwechsel. Honorius III. machte im Jahre 1219 den Almohaden Abu-Jacub darauf aufmerksam, daß man den Mohammedanern in den Ländern der Christen freie Religionsübung gestatte, weshalb auch der Papst erwarte, daß das Christenthum im Reiche der Almohaden gleiche Duldung erhalte. Cum nos exercere inter Christianos patiamur innumeram legis tuae hominum multitudinem ritus suos, ut in hoc nostrae ac tuae gentis non sit dispar conditio, sed aequum hinc inde humanitatis solatium non te decet difficilem sed facilem inveniri. . . . Cum humilitate, qua nil splendidius fulget in cervice pontificis .... magnitudinem tuam attentius obsecramus, quatenus existentes in terra tua homines gentis nostrae uti lege sua libere patiaris

Dagegen hält man es jetzt für eine unerhörte Neuerung, daß die im ottomanischen Reiche geborenen Christen im Heere des Sultans dienen sollen, und es würden sich laute Stimmen dagegen erheben, wenn man in manchen christlichen Staaten die Ausübung mohammedanischer Gebräuche so dulden wollte, wie Pabst Honorius III. Die Duldung führte im Mittelalter beinahe zur Bekehrung. Der König von Tunis schrieb i. J. 1245 an Gregorius in Beziehung auf Annahme des Christenthums. Der Pabst antwortete am 25. Oct. 1246 freundlich und sandte zwei Minoriten ab, um die Sache mündlich zu besprechen. In einem ähnlichen Sinne schrieb er am 31sten Oct. desselben Jahres an den Miramolin von Marocco. F. Biallobloṫzky.

Nordhausen

bei Ferd. Förstemann 1855. **Nordhusana.** Kleine Schriften zur Geschichte der Stadt Nordhausen von Ernst Günther Förstemann. Mit einer Steindrucktafel. 180 S. in Octav.

Durch Ereignisse und Gegenstände von allgemeinerem Interesse, auf welche ich bei den Vorarbeiten zu einer vollständigern Geschichte der alten Reichsstadt Nordhausen stieß, fand ich mich bewogen, dieselben in Excursen zu bearbeiten, und eine Anzahl solcher Aufsätze in der vorliegenden Sammlung durch den Druck bekannt zu machen, wobei auch drei der ältern Gelegenheitsschriften, nochmals durchgesehn und namentlich in den Anmerkungen erweitert, den neuen Aufsätzen vorangeschickt wurden. Ob mehr dergleichen **Nordhusana** erscheinen, das wird zunächst von der Aufnahme und dem Absatz dieser ersten Lieferung

abhangen: an Stoff dazu fehlt es nicht, wie ich in der Vorrede gezeigt habe.

Der gegenwärtigen Sammlung Inhalt ist: I. Denkschrift zur Feier des 2. August 1852 in Nordhausen (ein Ueberblick des nordhäusischen Geschichtfeldes von dem für den Tag geeigneten Standpunkte, aus der Vogelperspective). — II. Vortrag im Gymnasium zu Nordhausen am 18. Februar 1846, mit Anmerkungen (Nachweisung der bedeutenden Theilnahme vieler Nordhäuser an dem Werke der Reformation Luthers). — III. Die Bildung der Familiennamen zu Nordhausen im 13., 14. u. 15. Jahrhundert; Ortsnamen der Gegend (nach Urkunden). — IV. Nordhausen im Bauernkriege 1525 (nach Originalpapieren). — V. Zwei Hexenprozesse zu Nordhausen im Jahre 1573 (nach Originalacten); Mordbrenner 1540 und 1546. — VI. Die alte Schützenbrüderschaft zu Nordhausen und deren Theilnahme an Schießfesten. — VII. Benachbarter Grafen und Fürsten freundlicher Verkehr mit dem Rathe der Reichsstadt Nordhausen im 15. u. 16. auch 17. Jahrhundert (namentlich durch erbetenes Darleihen von Pferden zu Turnieren und Reisen, durch Wildpret- und Biergeschenke). — VIII. Genealogisches: 1. Die ersten Welfen in Sachsen (besonders ihre Verbindung mit Thüringen). 2. Die ersten Landgrafen von Thüringen nebst den Grafen von Hanstein (diese vollständig bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts, mit Nachweisungen über die Abstammung der Grafen von Stolberg). 3. Die älteren Herren von Salza (mit Berichtigung bedeutender Irrthümer). — IX. Alte Denkmale und Inschriften zu Nordhausen (42, dazu die Steindrucktafel). — X. Die Brüderschaft der Wagner und Böttcher zu Nordhausen im 15. Jahrhundert.

— XI. Verzeichniß königlicher und kaiserlicher Urkunden im nordhäusischen Stadtarchiv (70, vom 12. bis zum 18. Jahrhundert). — XII. Urkundenstrauß (10 Urkunden von bedeutenderem Inhalt aus dem 13. und 14. Jahrhundert, nach den Originalen).

Der fast zu enge und sparsame Druck hat es möglich gemacht, auf wenigen Bogen viel zu geben. Leider sind außer den angezeigten 21 Druckfehlern deren eine ziemliche Anzahl stehn geblieben, von welchen ich die bedeutendern noch bezeichne. S. 19, Z. 13 statt 1770 l. 1720. Z. 14 ist nach „ohne Zweifel" ausgefallen: im Kloster zu Wittenberg. Z. 19 v. u. st. Schwester l. Tochter. S. 26, Z. 25 st. Januar? l. Jun. S. 65, Z. 15 st. neuen l. neun. S. 77, Z. 27 st. 1542 l. 1842. S. 111, Z. 12 v. u. st. 19 l. 90. S. 126, Z. 1 v. u. st. 1215 l. 1214. S. 138, Z. 5 v. u. st. 1305 l. 1315. S. 146, Z. 3 nach „Verderben" ist ausgefallen: Nordhäusisch ist es und heißt S. Martini. Z. 12 st. 1489 l. 1389. S. 148, Z. 22 steht ein Daleth st. eines Chet. S. 152, Z. 28 fehlen vor „zwei obersten" die Worte: untersten, von der andern die. S. 153, Z. 22 vor „Schellen" ist einzuschalten (silbernen). S. 158, Z. 6. 7 st. einen schräge liegenden Ast l. ein schräge liegendes Messer. S. 163, Z. 5 sollte nach „erwerben" noch stehn: Würzburg 1237. 21. Jun. Z. 23 st. 1. Mai l. 2. Mai. Leichtere Druckfehler (z. B. S. 65 Bürgerrinnen) übergehe ich; dagegen trage ich noch Einiges nach. S. 10 f. Anmerk. 5: Giesebrecht (Gesch. der deutschen Kaiserzeit I, 744) setzt die Abfassung der ersten Vita Math. zu Nordhausen in das Jahr 974, also 6 Jahr nach dem Tode der frommen Königin. — S. 19, Anmerk. 2 führte ich die Worte

Thom. Münzers in dessen Schrift, die mir nicht zur Hand war, nach Lesser an; aber dieselben lauten nach Unschuld. Nachr. 1720, S. 568: „Du wirst auch mit deinem ungebratenen Lohrenzen von Nordhausen etwas den Müssetätern schon zu Lohn geben, mich zu tödten.“ — S. 27, Anmerk. 11: Nach dem Titel seiner Streitschrift gegen Osiander 1552 war Ant. Otto aus Herzberg gebürtig. Prediger zu Hainchen war er wohl erst 1542 (nicht 1538), da er 1541 noch Student zu Wittenberg war. — S. 40, Anmerk. 15: Leuckfeld hat auch ausgelassen Cyr. Spangenbergs Schrift: Gegenbericht und Warnung wider die unchristliche Ermahnung Julii Pflugs an die Naumburger Stiftsunterthanen. Eisl. 1562. — S. 50: Die vierte Ausgabe von Neanders Bedenken u. erschien zu Eisleben 1583. — S. 52: Wahrscheinlich ein Enkel Mich. Neanders und Sohn von Mich. N. d. J. wie der Rathsherr und Kirchenvorsteher Mich. Neander, welcher mit seiner Gattin 1658 die Empore der Kirche St. Petri zu Nordhausen auf eigne Kosten erbauen ließ. Er war der Gilde der Wollweber angehörig, 1659 Quatuorvir, und starb am 6. Mai 1663. — S. 63: Der Name Suphahn ist entstanden aus dem slavischen Supan, Zupan. — S. 67: Ob die Ortsnamen auf ingen nicht wenigstens zum Theil von dem friesischen eng, inge (Wiesenacker) herkommen, bleibe dahin gestellt. — S. 68 ff.: Als Wüstungen werden u. a. nachzutragen sein ein zweites Bardorf oder Barchdorf bei Mackenrode, Gerbuchsrode (wohl das Girbuchi 1247), Regersdorf (bei Werningerode?), Slipperode (bei Mauderode?). Zu Walkenried konnte gesetzt werden Walkenreit 1085. München-Lohra ist schwerlich Lohra der Mönche, denn es war daselbst ein Nonnenkloster,

— es müßte denn ein getheiltes Kloster für Mönche und Nonnen gewesen sein, wie es deren in älterer Zeit gab. Der Name kann herkommen von dem Personennamen **Monike** (Mohnike), worauf das **Monkelar** 1290 deutet, und dahin gehört auch wohl **Monikhusen**, Münchhausen. — **Mons Bistop** 1243 (S. 75) ist wohl nur ein Schreib- oder Lesefehler statt **mons Biscop**, Bischofsberg.

In dem Aufsatze IV hätte des Aufenthalts von Thomas Münzer in Nordhausen 1522 besonders gedacht werden sollen, und Seite 102 bei den Elben (Elfen) des bösen Geistes Eblis im Orient, der krank macht, wen er mit unreinem Finger berührt. — Zu VII ist zu bemerken, daß das freundlichere Benehmen der benachbarten Grafen gegen Nordhausen erst 1466 mehr gesichert, aber noch einmal 1479—90 durch ernsten Streit unterbrochen wurde, auch daß nicht bloß die Schwarzburger und Stolberger, sondern auch die Grafen von Reinstein den Rath von Nordhausen mit Wildpretgeschenken erfreuten; denn der Graf Bothe, Herr zu Reinstein und Blankenburg, schreibt am 19. Sept. 1569, da es bisher alter Gebrauch gewesen, daß die Grafen dem Rathe jährlich einen Hirsch aus der Herrschaft Reinstein verehrt, und dagegen dieser jenen 1 Fuder Bier, so habe er sich mit seinen Brüdern Ernst, Kaspar und Ulrich dahin geeinigt, den Hirsch hinfort aus dem Amte Stiege zu reichen, und daselbst auch das Bier zu empfangen. — S. 127: Die alte Sage von der Abstammung der Grafen von Stolberg (**Stalberg**) wie der Zollern (des preußischen Königshauses) von dem römischen Hause Colonna ist interessant genug, um hier noch aufmerksam zu machen auf das griechische στήλη (**columna**, **colonna**). Ein ursprünglich griechischer Name

könnte nicht auffallen in Deutschland Sec. 10—13. In den Gest. Trevir. (Mon. Germ. hist. X, 171) kommt vor im Jahre 1008 Udalbertus de Stale (Stalle). Ein Graf von Stalberg soll 1212 im Lager der Anhänger des Kaisers Otto IV. vor Weißensee von dem Landgrafen Hermann von Thüringen überfallen und gefangen sein. Seit 1214 finden wir die Grafen von Stolberg (Stalberg) im Gefolge der thüringischen Landgrafen.— S. 130: Mechtild, Tochter des Grafen Heinrich II. von Hanstein, 1264 Nonne in Nordhausen, war Aebtissin des Klosters Neuwerk daselbst 12(94?). 96. 98. — Graf Dietrich II. ist gestorben 1309 zwischen dem 28. Mai und 26. Dec., Heinrich III. c. 1306 (vor 12. Nov. 1307), Heinrich (V., der Sohn von Heinrich III.) vor 28. Mai 1309. — S. 131, Nr. 2: Ein andres Lindenbach scheint an oder auf dem Harze gelegen zu haben; Widego de Linderbeke erscheint 1233 (Walk. Urk. 186). — S. 144: Daß Nordhausen von Kaiser Theodosius erbaut sei, sollte auch durch eine Goldmünze des nordhäusischen Münzmeisters Hans Gruber vom Jahre 1619 ausgedrückt werden: Av. ein bärtiger Kaiser auf dem Throne und in Unzialbuchstaben: Theodosius d. g. Ro. Imp. sem. A. 1619. — Rev. das Stadtwappen mit dem Adler und Mon. aur. civit. imperi. North. (Eine größere nordhäusische Goldmünze von demselben Jahre hat Av. den Reichsadler und Math. d. g. Ro. imp. semp. Av. — Rev. das Stadtwappen und Mon. nova. imp. civit. Northav.) — S. 153: Den silbernen Schellen- und Glöckleinschmuck der Herren und Frauen betreffend führe ich aus Havemanns Gesch. d. Lande Braunschw. I, 436 an: Et fuerunt hic (am Hofe Otto des Quaden zu Göttingen) mulieres valde, valde, valde pul-

chrae purpureis indutae vestibus et cingulis praecinctae sonantibus: schur, schur, schur, kling, kling, kling! Auch das Sprichwort: Wo die Herren sind, da klingen die Schellen! kommt daher. Vgl. Fausts Limburg. Chron. 2c.

E. G. Förstemann.

Darmstadt

Druck und Verlag von C. W. Leske 1855. Dr Martin Luther's Leben. Zum Gedächtniß des Jubelfestes des Augsburger Religionsfriedens. Nebst einem Anhange, die Augsburgische Confession, die Schmalkaldischen Artikel und den Augsburgischen Religionsfrieden enthaltend. Herausgegeben von Carl Zimmermann, Dr. der Theologie, Prälat des Großherzogthums Hessen, Oberconsistorialrath, Superintendent der Provinz Starkenburg, Oberpfarrer der Stadt Darmstadt u. s. w. Zweite Auflage. 346 S. in Octav.

Dieser biographische Versuch bildete eigentlich den Schluß der vom Verf. zum Gedächtnisse des Todestages von Luther veranstalteten Ausgabe seiner reformatorischen Schriften, und erscheint, an vielen Stellen verbessert, zum Gedächtnisse des Augsburger Religionsfriedens in einer zweiten Auflage. Die Schrift ist mit lebendigem Interesse an der Sache, mit klarer Darstellung und sorgfältiger Benutzung der Quellen und Hülfsmittel abgefaßt, und verdiente deshalb diese selbständige Veröffentlichung sehr wohl. Dieselbe ist Sr Königl. Hoheit Ludwig III., Großherzoge von Hessen und bei Rhein, gewidmet, und Verf. bemerkt dabei gelegentlich, daß Luther, so viel Treffliches auch über ihn gesagt worden sei, noch seinen rechten Biographen finden müsse. Das ist auch unsere Mei=

nung. Es ist den Gegnern des Protestantismus bei dem letzten Aufstande gelungen, Luthern, dessen Austritt lediglich einen revolutionären Charakter habe, als die letzte Quelle desselben darzustellen, und darauf die Behauptung zu gründen, daß niemals in Deutschland ein fester Zustand begründet werden könne, bevor nicht der zerstörende Geist des Protestantismus bewältigt sei. Damit geschieht aber dem deutschen Reformator das größte Unrecht, indem Luther eine durch und durch positive Natur war; aber den rechten Biographen, der ihn von dieser Seite in das rechte Licht gestellt hätte, hat Luther bis jetzt noch nicht gefunden. Verf. macht Luthern den Vorwurf, er habe die Kirchengeschichte versäumt, was auf seine nachherigen Streitigkeiten manchen nicht wegzuleugnenden nachtheiligen Einfluß ausgeübt habe; damit räumt er aber den Standpunkt der Gegner ein, welche eben darauf hinaus wollen, daß Luther, vom geschichtlichen Sinne verlassen, seiner persönlichen Leidenschaft gefolgt sei, und deshalb zwar eine Partei habe stiften, aber nimmermehr einen Reformator habe darstellen können. Wenn schon Luther kein Kirchenhistoriker war, so muß doch sein tiefer geschichtlicher Sinn anerkannt und ins Licht gesetzt werden. Die Gegner sagen, Luther habe eine persönliche Abneigung gegen den Papst und das Papstthum gehabt, und nichts nach dem großen Vortheile gefragt, welchen das allgemeine Band, wodurch das Papstthum die europäischen Völker vereinigt habe, zur Folge hatte, sondern dieses Band zerrissen, und dadurch nicht nur die europäischen Völker den Angriffen der Türken bloßgestellt, sondern auch dieselben zu unablässigen Kriegen gegen einander veranlaßt. Das sei die Frucht eines leidenschaftlichen Hitzko-

pfes gewesen, der eine dem Papstthume grade ungünstige Zeitstimmung benutzt habe, um eine Rolle in der Welt zu spielen. Eine Reformation der Kirche sei freilich ein Bedürfniß gewesen, aber eine solche auszuführen, habe Luther weder Beruf, noch Befähigung gehabt, im Gegentheile habe er in den geschichtlichen Entwickelungsgang gewaltsam eingegriffen, denselben gestört und irre geleitet. Er habe seinen Kampf wider das Papstthum mit der Leipziger Disputation begonnen und mit seiner Schrift „Wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestiftet“, beendigt, einer Schrift, die kein Unparteiischer für das Product eines Vernünftigen, sondern eher eines Rasenden ansehen werde. Ueber die Leipziger Disputation sagt Verf. nur, man habe über die Würde und Macht des Papstes gestritten, für die Eck göttliches Recht in Anspruch genommen, indeß Luther nur das menschliche zugestanden habe; über die genannte Streitschrift aber urtheilt er, nachdem Luther mit der Lebensfülle seiner Jugend das Papstthum bekämpft habe, habe er demselben mit der Neige seiner Kräfte noch eine Wunde beibringen wollen. Das ist in jeder Hinsicht ungenügend. Wenn Luther bei der Leipziger Disputation den göttlichen Ursprung des Papstthums verwarf und dagegen den menschlichen Ursprung desselben anerkannte, so that er damit keinesweges den ersten Schritt zu einer negativen geschichtlichen Kritik, sondern die Art, wie er dabei verfuhr, zeigte von einem durchaus positiven geschichtlichen Sinne. Bei der Leipziger Disputation gab Luther die Erklärung, daß es gar nicht seine Absicht sei, zu leugnen, daß der römische Bischof der Erste sei, gewesen sei und sein werde, sondern daß er bloß die Gründe einer Kritik unterwerfen wolle, wodurch Schmeichler des römi-

schen Stuhles aus dem Papste einen Tyrannen hätten machen wollen. Was ihn bewege, den römischen Bischof unter allen Bischöfen für den höchsten zu halten, sei der Wille Gottes, welchen wir in der Thatsache selbst erblickten; denn ohne Gottes Willen würde der römische Bischof niemals zu dieser Monarchie gelangt sein. Der Wille Gottes aber, wie sich derselbe auch an den Tag geben möge, müsse mit Ehrfurcht beachtet werden. Deshalb dürfe man sich auch dem römischen Bischofe in seinem Primate nicht ohne Ursache widersetzen. Dieser Grund sei so wichtig, daß, wenn auch keine Schrift und überhaupt kein anderer Grund da wäre, doch er allein hinreichen würde, um die Tollheit dem Empörer zu dämpfen. Daher sehe man nicht, wie diejenigen von der Schuld eines Schisma loskommen wollten, welche, diesem Willen Gottes entgegen, der Autorität eines römischen Bischofs sich entzögen. Das sei der unüberwindliche Grund, der ihn dem römischen Bischofe unterwerfe, und ihn zwinge, seinen Primat anzuerkennen. Diese Ordnung Gottes solle und dürfe man nicht anfechten, sondern man müsse einem Papste, wenn er auch ungerecht sei, mit Demuth gehorchen, und das Gericht über ihn Gott überlassen. Würden die römischen Bischöfe auch ihrerseits den Willen Gottes in der Uebereinstimmung der Gläubigen beachten und fürchten, so würde die Macht des römischen Stuhls weit mehr befestigt werden, als wenn die römischen Bischöfe, auf göttliches Recht sich stützend, den Gehorsam mit Gewalt und Schrecken erzwingen wollten, dadurch aber bei den Untergebenen sich verhaßt machten, sich selbst aber sorglos in der Tyrannei immer mehr befestigten. Luther verlangte vom Papste, er sollte in die geschichtlichen

Bedürfnisse der Kirche eingehen, und darnach seine Stellung zur Kirche umgestalten, und es ist sehr die Frage, wer von beiden dem römischen Stuhle am wohlsten wollte, Eck oder Luther. Bei dem Urtheile über Luthers im Jahre 1545 veröffentlichte Schrift „Wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestiftet" bezieht sich Rec. auf das, was er darüber in seiner Geschichte des Protestantismus gesagt hat. Nachdem der Papst Luthers Person schon längst mit dem Bannfluche belegt hatte, wollte er nunmehr mittelst des Tridentiner Concils seine Sache als des Teufels Sache hinstellen, worauf Luther, von der Ueberzeugung erfüllt, daß für die Kirche ein neues Stadium ihrer geschichtlichen Entwickelung, welcher der Papst hemmend entgegentrete, nothwendig sei, das Blatt umdrehte, und den Papst als des Teufels Diener hinstellte.

Luther bekannte vor dem Reichstage zu Worms, er glaube weder dem Papste, noch den Concilien allein, weil es am Tage und offenbar sei, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen hätten, und daneben führt Verf. die Antwort des Trierschen Officials darauf an, daß Luther wieder erwecke und errege, was das ganze allgemeine Concil zu Costnitz, so aus der ganzen deutschen Nation allda versammelt war, verdammt habe, und wolle mit der h. Schrift überwunden werden, worin er ganz und gar irre. Denn wozu diene es, eine neue Disputation vorzunehmen von den Dingen, die vor so viel hundert Jahren von den Kirchen und Concilien verdammt seien. Man sollte dann vielleicht einem Jeglichen von einem jeden Stücke und Artikel Ursache anzeigen und geben. Denn da es Einer, so den Concilien und der Kirchen Meinung widerspreche, einmal dahin brächte, daß man

ihn mit Schriften überwinden müßte, so würden wir in der Christenheit nichts Gewisses oder Beschließliches haben. Mit dem Verf. zu sagen, Luther habe sich auf die h. Schrift gestützt, genügt gegenwärtig nicht, wo die Auslegung der h. Schrift unter den verschiedenen Parteien streitig ist. Soll Luther ein Recht gehabt haben, die kirchliche Autorität zu verwerfen, so mußte er an die Stelle derselben eine andere, höhere kirchliche Autorität setzen, wenn er nicht den Vorwurf erleiden soll, daß er ein bloß negativer Geist gewesen sei. Eine solche kirchliche Autorität hat sich in der evangelischen Kirche bis jetzt nicht gebildet, und daher sind Viele der Meinung, es werde in ihr auch niemals zur Bildung einer solchen kommen, was mit andern Worten ebenso viel heißt als, die evangelische Kirche gehe früher oder später ihrer Auflösung entgegen. Je weiter diese Ansicht verbreitet ist und absichtlich verbreitet wird, desto mehr ist es Pflicht, die wahre Ansicht Luthers von der Kirche darzulegen. In der wichtigen Schrift Wider die himmlischen Propheten vom Jahre 1525, in welcher Luther der fanatisch-revolutionären Reformationstendenz Karlstadt's und der Wiedertäufer entgegentrat, sagt er: „So Gott sein heiliges Evangelium hat lassen ausgehen, handelt er mit uns auf zweierlei Weise, einmal äußerlich, das anderemal innerlich. Aeußerlich handelt er mit uns durch mündliche Worte des Evangeliums, und durch die leiblichen Zeichen, als da sind Taufe und Sacrament. Innerlich handelt er mit uns durch den h. Geist und durch den Glauben sammt andern Gaben.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 28. Juni 1856.

Darmstadt

Schluß der Anzeige: „Dr Martin Luther's Leben. Herausgegeben von Carl Zimmermann.“

„Aber das Alles der Ordnung, daß die äußerlichen Stücke sollen und müssen vorgehen, und die innerlichen hernach und durch die äußerlichen müssen kommen, also daß er's beschlossen hat, keinem Menschen die innerlichen Stücke zu geben, ohne durch die äußerlichen Stücke; denn er will Niemand den Geist noch Glauben geben, ohne das äußerliche Wort und Zeichen, so er dazu eingesetzt hat. Auf diese Ordnung soll man sorgfältig achten; da wird's ganz und gar an liegen. Denn wiewohl sich der Rottengeist stellt, als hielte er groß von Gottes Wort und Geist, so ist doch das seine Meinung, daß er diese Ordnung umkehre, und eine widersinnige aufrichte aus eigenem Frevel. Indem er mit den Worten: Geist, Geist, Geist! — das Maul aufsperrt, und doch Beides, Brücke, Steg und Weg, Leiter und Alles umreißt, wodurch der Geist zu uns kommen soll,

nämlich die äußerlichen Ordnungen Gottes in der leiblichen Taufe, Zeichen und mündlichem Worte Gottes, will er uns lehren, nicht wie der Geist zu uns, sondern wie wir zum Geiste kommen sollen, daß wir sollen lernen auf den Wolken fahren und auf dem Winde reiten. Der Papst hat auch so gelogen, aber sein Geist hat mehr gehandelt, daß er das Geistliche leiblich machte, wie er die geistliche Christenheit eine leibliche, äußerliche Gemeine macht; dieser Rottengeist wiederum damit am meisten umgeht, daß er geistlich mache, was Gott leiblich und äußerlich macht. Darum gehen wir zwischen Beiden hin, und machen nichts weder geistlich noch leiblich, sondern halten geistlich, was Gott geistlich, und leiblich, was er leiblich macht.“ Das sind gewichtige Worte, welche beweisen, daß Luther keinesweges einen verneinenden, sondern vielmehr einen organisch bildenden Geist hatte. In diesem Sinne spricht sich Luther im Besondern über die Kirche aus. „Darum um wahren Verstandes und der Kürze willen wollen wir die zwei Kirchen nennen mit unterschiedlichen Namen, die erste, die natürlich, gründlich, wesentlich und wahrhaftig ist, wollen wir heißen eine geistliche, innerliche Christenheit; die andere, die gemacht und äußerlich ist, wollen wir heißen eine leibliche und äußerliche Christenheit, nicht daß wir sie von einander scheiden wollen, sondern als wenn ich von einem Menschen rede, und ihn nach der Seele einen geistlichen, nach dem Leibe einen leiblichen Menschen nenne, oder wie der Apostel pflegt innerlichen und äußerlichen Menschen zu nennen.“ Aus dieser Anschauung ist die Lutherische Erklärung von der Kirche im siebenten Artikel der Augsb. Confession geflossen: „Die heilige christliche Kirche

ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sacramente laut des Evangeliums gereicht werden.“ Während die Wiedertäufer einseitig Wort und innere Kirche, die Römischkatholischen einseitig Sacrament und äußere Kirche setzen, setzt die evangelisch-lutherische Kirche Wort und Sacrament, innere und äußere Kirche zugleich, Subject und Object in organischer Durchdringung, und während die einseitige innere Kirche dem Parteigeiste anheimfällt, die einseitige äußere Kirche zur starren, todten Autorität wird, will sich die Lutherische Kirche zur Idee, zum lebensvollen Organismus erheben, und eine positive kirchliche Autorität herstellen, welche der Natur des menschlichen Geistes im eigentlichen Sinne angemessen ist. Sobald die Idee des evangelisch-lutherischen Kirchenthums in das deutsche Leben übergeht, ist die Gestaltung einer deutschen Nationalkirche davon die unausbleibliche Folge, und wir wollen dann sehen, was der Vorwurf der Römischkatholischen zu bedeuten hat, daß Luther der Zerstörer der deutschen Einheit sei, da sein Bestreben auf eine Verklärung des deutschen Genius im Heiligen gerichtet ist, wogegen eine Einheit Deutschland's mittelst einer Wiederherstellung des römisch-katholischen Kirchenthums erst nach einer förmlichen Erdrosselung des deutschen Nationalgeistes möglich sein würde.

In diesem Lichte erscheint Luther als der deutsche Reformator, der deutsche Volksmann, und in demselben muß ihn sein rechter Biograph, den er noch sucht, unserem Erachten nach darstellen. Bei der Kirchenverfassung ging Luther nicht von dem geistlichen Stande, sondern von dem Kirchenamte aus, und erkannte ebensowohl die christliche

Gemeine an, als er eine selbständige Kirchenverfassung, einen evangelischen Episkopat für nothwendig ansah, wie er bei der Naumburg-Zeitzer Bischofswahl zu erkennen gab. Die Consistorialverfassung ging aus Luthers Anschauung vom Staate als einem Institute göttlichen Rechts hervor, wogegen die römischkatholische Kirche denselben der Sünde wegen da sein läßt, ihm also eben so wenig eine wesentliche Existenz in der menschlichen Gesellschaft zuschreibt, als auf der entgegengesetzten Seite die Wiedertäufer, nach deren Lehre die Auserwählten keines Staates bedürfen. Was Verf. über die deutsche Bibelübersetzung Luthers sagt, ist trefflich. Unter Anderem führt er aus dessen Schreiben vom Dolmetschen an, daß man nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen müsse, wie man solle deutsch reden, sondern man müsse die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte darnach fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden und darnach dolmetschen, so verständen sie es denn und merkten, daß man deutsch mit ihnen rede. Die Lutherische Bibelübersetzung wurde das vornehmste deutsche Volksbuch. Bei dem kleinen Katechismus Luther's bemerkt Verf., derselbe werde jetzt wieder fast allgemein als Lehrbuch gebraucht, und der Werth desselben könne durch nichts treffender bezeichnet werden, als wenn man sage, man könne diesen Katechismus beten. Dabei dürfte aber die Frage gewiß nicht überflüssig sein, woher es gekommen sei, daß dieser vorzügliche Volkskatechismus so lange aus dem Volksunterrichte entfernt worden sei; wovon nach unserer Ansicht die Ursache in der einseitigen Stellung des ethischen Elements in diesem Katechismus liegt, da in dem-

selben die zehn Gebote aufgeführt werden, um den Menschen an seine Sündhaftigkeit zu mahnen, ihm nicht sowohl zu sagen, was er thun soll, als vielmehr, was er nicht thun kann. Diese Stellung des Sittengesetzes ist nach dem neuen Testamente nicht die rechte. Ueber das Verhältniß zwischen Luther und Melanchthon spricht sich Verf. dahin aus, daß Melanchthon Luther's Heftigkeit milderte, nachzugeben wußte, wo Luther zu starr war, von Bedachtsamkeit sich leiten ließ, wenn Luther mit stürmischem Eifer vorwärts drang, wobei grade die Hauptsache unbeachtet geblieben ist, nämlich daß Melanchthon der Lehre Luthers die ethische und praktische Fassung verlieh, was gegenwärtig sehr zu beherzigen ist, daß man bei der erwachten Begeisterung für Luther Melanchthon nicht vergesse. Endlich muß auch die Anschauung Luther's von dem kirchlichen Cultus in ihrer ursprünglichen Gestalt hervorgehoben werden, daß nämlich Luther der Predigt des Wortes zwar eine wichtige Stelle eingeräumt, aber daneben gleichwohl das Sacrament als den Mittelpunkt des Cultus angesehen habe, und daß es erst in Folge einer einseitigen Entwickelung geschehen sei, daß in der evangelisch-lutherischen Kirche die Predigt das Uebergewicht bekommen hat und dadurch die Schultheologie zur Herrschaft gelangt ist. Holzhausen.

L e i p z i g

Gustav Mayer 1856. Kurzgefaßte Grammatik der Englischen Sprache von Dr. Emil Kade, Prof. Für höhere Lehranstalten, zunächst für die K. Kriegsschule bestimmt, und durch zahlreiche Beispiele aus guten Schriftstellern erläutert. XIV u. 257 S. in Octav.

Wenn wir auch das Bedürfniß neben Wagner's Sprachlehre noch eine andere, oder gar so viele andere, wie es der Fall ist, zu besitzen, durchaus nicht begreifen und erkennen, denn wir werden nie aufhören, dieses Werk als den reichen Urquell aller seit 1819 erschienenen englischen Sprachlehren zu betrachten; wenn wir schon 1840 in unsrer von Wagner als erste Studien vor dem Gebrauche seiner Grammatiken classificirten (vergl. dessen Schulgrammatik 1843) „vereinfachten Sprachlehre" sagten: „Welcher Verlust daher, wenn ein so herrliches Werk nicht allgemein wird, wenn es so viele seiner ganz unwerthe Nebenbuhler sieht, die durch dasselbe erst zu Corpulenz und Geist gekommen, ohne einmal die wohlthätige Quelle zu nennen, die sie genährt!", und nach dem Verlaufe von 16 Jahren auch nicht ein Wort hierin zu ändern Veranlassung finden; wenn wir in der Erscheinung vieler derartigen Bücher nur zu oft den unwiderstehlichen Reiz erkennen, seinen Namen gedruckt zu sehen, und wie es Byron in seiner eigenthümlichen einfach kräftigen Sprache bezeichnet:

'Tis pleasant, sure, to see one's name in print;
(Engl. Bards).

so begrüßen wir doch vorstehende Sprachlehre als eine sehr nützliche, mit heiterm Fleiße bearbeitete, daher empfehlenswerthe, und mißgönnen es ihr nicht, wenn sie neben Wagner, besonders in manchen Schulen, dem Studium der englischen Sprache sich recht wirksam und ersprießlich erweise.

Bei dieser Gelegenheit dürfen wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß manche Verfasser englischer oder französischer Sprachlehren endlich aufhören mögen zu glauben, daß sie Alles gethan haben, wenn sie, ohne ersichtlichen Vortheil, eine als

zweckentsprechend angenommene Lehrart, durch eine einseitige umzustürzen versuchen, weil sie originell zu erscheinen wähnen. Wir haben nicht nöthig hinzuzufügen, daß wir auf das zu beschauende Buch nicht anspielen, da es sich nur auf eine wissenschaftliche Darstellung beschränkt, und sehr umsichtig, Lehrern freien Spielraum gestattet, ihrer Lehrart getreu zu bleiben.

Wir nehmen keinen Anstand zu behaupten, daß eine Methode nicht ausreicht; sie muß vielmehr, je nachdem der Lernende begabt ist, stets wechseln, aber die Hauptsache wird immer lesen und sprechen sein, stufenweises Hinblicken auf die Sprachlehre, und nicht die vollständige Kenntniß der Regeln einer Sprache, bevor man mit dieser vertraut geworden ist. So sagt schon Locke, in seinen Gedanken über Erziehung: I would fain have any one name to me that tongue, that any one can learn, or speak as he should do, by the rules of grammar. (Lond. ed. 11th, 1745. p. 250). Und Chesterfield frägt seinen Sohn: what German book do you read, to make yourself master of that language?

Wir glauben also der Meinung sein zu dürfen, daß es, streng genommen, nicht das Geschäft der Grammatik ist, nach einer besondern Methode zu lehren, sondern einen vollständigen Codex der Sprache, mit leuchtenden Belegen aus den bewährtesten Schriftstellern zu geben, wie es Wagner gethan, und sogar Stellen aus Musterwerken anzuführen, in welchen den Regeln zuwider verfahren wird: Souvent les règles grammaticales sont obligées de céder aux règles ou aux inspirations du goût, et de grandes beautés brillent quelquefois dans des expressions et des tours où ces règles sont, sinon évidemment

violées, du moins élégamment éludées. (Laveaux, Dict. rais. des diffic. gramm. et littér. Paris 1818). Wenn bei dem Lernenden fleißiges Lesen und Sprechen vorangegangen, dann, und nur erst dann, wird eine solche Grammatik eine treffliche Richtschnur, nach welcher man Vergleiche anstellen und sich veredeln kann. So legt Diderot in den Mund Göthe's: „man muß tief in eine Kunst oder eine Wissenschaft gedrungen sein, um die Anfangsgründe wohl zu besitzen."

Wir kehren nun zu unserm Vorhaben zurück, nachdem wir diese vielleicht nicht ganz verwerfliche Ansicht vorangeschickt.

Die Kadesche Grammatik entwickelt die Regeln auf die kürzeste, lobenswertheste und klarste Weise, die vielen erläuternden Beispiele aus Musterwerken älterer, neuerer und neuester Zeit sind sehr gut gewählt, kürzer, ja oft treffender als in Wagner; aber wir hätten die Anzahl derselben dennoch gern vermindert und dagegen deutsche Uebersetzung gesehen (ein ähnlicher Mißgriff veranlaßte, mit Wagner's Genehmigung, eine Uebersetzung seiner Beweisstellen von andrer Hand—) um dem Lehrer viele Mühe oder dem Lernenden die Last des Nachschlagens gleich im Anfange zu ersparen; ebenso wäre eine Betonung der Beispiele sehr zweckdienend gewesen, nicht minder eine umrißliche Darstellung der Verskunst, etwa wie in unsrer Grammatik. Wir besorgen, daß ein Lehrer nach diesem Handbuche ein schweres Geschäft haben wird, um so mehr als die Regeln der Aussprache allerdings mangelhaft sind, weil sie sich nur über 10 Seiten ausbreiten (in Wagner 40 Seiten von weit größerm Umfange) und daher die hervorstechendsten Linien fehlen, aber wir glauben, daß es zum Gebrauche der Lehrer aus-

schließlich, sehr vielen willkommen sein muß, und der gewandte Lehrer hat dadurch Gelegenheit die nöthigen Ergänzungen anzubringen. Doch das ist kaum die Absicht des Verfassers.

Wir sehen die vielen Stellen aus der heiligen Schrift sehr gern: es liegt ein so überschwänglicher Reiz, eine so wohlthuende Kindlichkeit in diesem Buche aller Bücher, und dann ist ja auch die englische Uebersetzung in sprachlicher Hinsicht als Vorbild angenommen. Johnson und Webster haben ihre Wörterbücher durch solche Stellen bereichert.

Zu S. 6. 7. 8 bemerken wir, daß oi, oy, wie eu ausgesprochen, nicht richtig ist, es muß natürlich $\overset{32}{oi}$, $\overset{31}{oe}$ sein. In der Liste der unregelmäßigen Zeitwörter (S. 253—57) vermissen wir to burn, und to writhe, welches erstere jetzt häufig unregelmäßig vorkommt: (Surely, the Romans did well when they burnt the dead. Byron's Letters). (The fire of his (Napoleon's) genius burnt, if possible, brighter than ever. Brougham's hist. Sk. 1839). Zu der Bemerkung S. 22 auch wegen to dress folgende Stellen: Im 2. B. Moses (Edinb. 1833) findet sich burnt, burned: The bush burned with fire; why the bush is not burnt. In Bulwer's England findet sich: when he is dressed, there is an end of him. In Lingard's Hist. of Engl.: a long train of young ladies dressed in white und oft wiederholt. In W. Irving's Bracebr. Hall: with his hair dressed out and powdered. Sogar Dryden hat dress'd. Auch konnte die abweichende Aussprache bei manchem Imperfect und Partic. bezeichnet werden. Die Ausstattung des Buches ist schön. Mlfrd.

London

Ward and Co. 1855. Gems from the Coral Islands. Western Polynesia. Comprising the New Hebrides group, the Loyalty group, the New Caledonia group. By Rev. William Gill (Rarotonga). IV und 240 S. in Octav.

Die ungewöhnlich günstigen Erfolge, welche die Bemühungen zur Evangelisirung der Bevölkerung der Inseln in der Südsee gehabt haben, sind bekannt. Das vorliegende Werk ist als die Frucht dieser Bemühungen anzusehen, insofern ein Missionar auf Rarotonga der Verfasser desselben ist und es eine Darstellung der Geschichte der evangelischen Mission auf den Neu-Hebriden, den Loyalty-Inseln und auf Neu-Caledonien enthält. Es wird uns hier die Missionsgeschichte der Inseln Maré (S. 7—47), Faté (S. 55—95), Eromanga (S. 101—137), Fotuna (S. 139—144) und Aneiteum (S. 149—183), welche zur Gruppe der Neu-Hebriden, der Inseln Lifu (S 186—199), Toka (S. 200—202) und Uea (S. 203—206), welche der Loyalty-Gruppe angehören; endlich der Inseln Neu Caledonien (S. 209—217), der Fichten-Insel (S. 218—224) und Tana (S. 225—240), diese von der Neu-Caledonia-Gruppe, geschildert. Für den Missionar ist die Kenntniß der Sprache der Eingebornen das erste Erforderniß. Der Verf. gibt uns von seiner Sprachenkunde ein interessantes Zeugniß, indem er uns einen Bibelvers und die erste Zahlen-Decade in 4 Sprachen vergleichungsweise vorführt. Marc. 10 Bs 14 heißt im Tahitanischen: A tuu mai i te tamarii ia haere noa mai ia' u nei e eiaha e tapea hia' tu; im Dialekt von Rarotonga: Ka

tuku mai ana i te tamariki meangiti kia aere mai ana kiaku, auraka e tapuia atu, wobei die Verwandtschaft beider ersichtlich ist. Ganz verschieden von den beiden vorstehenden lautet dagegen derselbe Bibelvers nach der auf der Insel Maré und nach der auf Neu-Caledonien üblichen Sprache. Die Eingebornen von Maré übersetzen: Uajiru maichaman uaam, jo hue tu me ake jori maru nui puiji ekerese o no re me ne nge roi o makeze; und auf Neu-Caledonisch heißen dieselben Worte: Vano me vanikore tonie mo ve pete me iera, nowi tene ve avetete mo toko o Jehova. Wir dürfen darnach die Sprache auf Tahiti (Gesellschafts-Inseln) und die Sprache auf Rarotonga (Cooks-Inseln) als zwei Mundarten desselben Sprachstammes ansehen und daraus auf gemeinsame Abkunft der Bewohner der Gesellschafts- und der Cooks-Inseln schließen. Die Uebereinstimmung zwischen der neu-caledonischen und der Maré-Sprache ist eine weit geringere; (wahrscheinlich herrscht auch unter den Eingebornen beider Inseln keine Stammesverwandtschaft). Es tritt dies Letztere noch deutlicher durch die Vergleichung der Bezeichnung der ersten Decade in beiden Sprachen hervor. Auf Maré, wie überhaupt auf den Inseln der Loyalty-Gruppe, zählt man von 1 bis 10 wie folgt: chas, luetse, konite, eketse, tipi, chagemen, luegemen, konitemen, ekegemen, luepi; dagegen auf Neu-Caledonien: ta, bo, beti, beū, tahue, no-ta, no-o, no-beti, no-beū, de-kan. Aehnlich ist hier nur die Bildung des Zahlworts, von 6 bis 10 im Neu-Caledonischen und von 6 bis 9 in der Maré-Sprache, durch ein zusammengesetztes Wort, wozu man sich auf Neu-Caledonien für die Zahlen 6 bis 9 der Zahlwörter von 1 bis 5 bedient,

auf den Loyalty-Inseln aber die Zahlen 6 bis 9 mit derselben Endsilbe bildet. Die Rarotonganer zählen: tai, rua, toru, arima, ono, itu, varu, iva, nqueru; die Bewohner von Tana, einer der Neu-Hebriden: liti, karu, kabar, kefa, chirum (die übrigen Zahlwörter sind nicht angegeben). Man möchte wünschen, der Verf. hätte sich über diesen Gegenstand noch umständlicher ausgelassen. — Charakteristisch ist die physische Verschiedenheit der zu einer und derselben Gruppe gehörenden Inseln, zumal die Gruppirung doch durch das Verhältniß der Lage der Inseln zu einander gerechtfertigt, also nicht willkürlich zu sein scheint. Der Verf. hebt dies in einzelnen markirten Zügen hervor. Eromanga, welches eine dreieckige Gestalt und nicht viel weniger als 100 engl. Meilen im Umfange hat, ist an der Küste meistens rauh und unfruchtbar, die Berge sind von mäßiger Höhe (S. 105). Ganz anders Faté: »Everything on shore, as viewed from on board ship, looked lovely and fertile in the extreme, as compared with the barren beach of Eromanga. A belt of luxuriant vegetation extended, some half a mile or more inland towards the first range of hills, which were covered with rich pasture aud were more or less under cultivation« (p. 57). Die Insel hat einen trefflichen Hafen »Heavanah harbour«, eine Bai, welche neun Meilen tief und drei Meilen breit ist, »unequalled, wie der Verf. schreibt, in either Eastern or Western Polynesia.« Fotuna bildet, als die östlichste der Neu-Hebriden, durch ihre Lage das Verbindungsglied zwischen Ost- und West-Polynesien; sie liegt 20° 4′ südl. Br. und 170° 21′ östl. Länge und hat nur ca. 1200 Einwohner. Imposant ist der Anblick des

ca. 40 Meilen im Umfang großen Aneiteum, der südlichsten von den Neu-Hebriden. »Its mountains rise not less than two thousand feet above the level of the sea. Its large tracts of high and low land; its level coast in some parts and its bold shore in others; its valleys of greater or less extent and its deep ravines, running a long distance inland — present a pleasing or rather imposing variety to the eye of a stranger, as he sails along the shore.« Die Berge sind zum Theil kahl, zum Theil bewaldet oder angebaut, der beste Hafen ist Aniliquahat an der Südwestseite; von den schönen Flüssen der Insel ist einer, der in den genannten Hafen mündet, auf 5 Meilen landeinwärts für Boote schiffbar (S. 150 u. 151). Tana endlich ist die größte unter den südl. Neu-Hebriden, »and we doubt not, schreibt Rev. Gill, that when its natural and physical ressources are developed, it will hold an important civil and commercial position amidst the groups of Western Polynesia« (p. 225). Die Insel, 80 bis 100 Meilen im Umfang groß, hat zahlreiche hohe Berge im Innern, einen sehr fruchtbaren Boden und überall, auch bis zu den höchsten Berggipfeln eine üppige Vegetation. Zuckerrohr, süße Kartoffeln, Feigen und Yams sind vortrefflich. Der interessanteste Naturgegenstand ist ein von den heidnischen Eingebornen hochverehrter thätiger Vulkan, welcher 3 bis 4 Meilen landeinwärts von Port Resolution liegt. Am Fuße desselben befinden sich mehrere heiße Quellen, deren Wasser, einen Wärmegrad von 190 bis 200° Fahrenheit hat. — Unter den Inseln der Loyalty-Gruppe ist Toka bisher am wenigsten bekannt gewesen. Sie liegt zwischen Lifu und Maré, ein

Corallenfelsen und zwar eine jener einzigen, niedrigen, isolirten menschlichen Wohnungen, welche in so großer Anzahl den Stillen Ocean erfüllen und ihre freien, immer grünen Gipfel weit über die darunter liegende Corallenbank emporstrecken (S. 200). Bei Uea ist eine Landung schwierig, eine von Felsen eingefaßte Lagune, die mehr als sechszehn Meilen Durchmesser hat, hindert die Annäherung. — Die Fichten-Insel, bei den Eingebornen Korie genannt, war noch vor kurzem die Hauptniederlage für Sandelholz; der Verf. sagt: »it may be called the seat of political power for the south end of New Caledonia«. — Unter der Litteratur über diese in vieler Beziehung merkwürdigen Eilande, deren Bedeutung für den Weltverkehr in stetem Zunehmen ist, wird diese Schrift immer ihren Platz behaupten. Man wird die zerstreuten Notizen, von denen die vorstehend angeführten eine Probe bilden, und die meistens auf eigner Anschauung beruhen, zu sammeln — freilich auch zu ergänzen — haben, um ein Gesammtbild zu gewinnen. Außerdem ist das Buch für die Missionsgeschichte als Quelle zu betrachten; das reiche Material ist übersichtlich zusammengestellt, die Thatsachen sind lebhaft geschildert. Eine deutsche Uebersetzung würde gewiß ihren Leserkreis finden. Zwei kleine Karten, im Format des Buches und Holzschnitt, die eine von den Neu-Hebriden (S. 146), die andere von der Loyalty-Gruppe, nebst Neu-Caledonien (S. 184), außer einigen andern Abbildungen von Eingebornen, ihren Waffen ꝛc. sind dem Buche beigegeben.

Dr. Biernatzki.

Paris

Librairie de Victor Masson, 1855. Traité

pratique de l'accouchement prématuré artificiel comprenant son histoire, ses indications, l'époque à laquelle on doit le pratiquer et le meilleur moyen de le déterminer par le Docteur P. Silbert (d'Aix). 130 S. in Octav.

Es ist bekannt, daß die künstliche Frühgeburt n Frankreich am spätesten Eingang gefunden hat: noch im Jahre 1829 sprach Velpeau in der ersten Ausgabe seines Lehrbuchs sein Bedenken gegen die Operation aus, bis Stoltz in Straßburg seine Landsleute mit den deutschen Erfahrungen näher bekannt machte, die Operation selbst 1831) an einer Person mit engem Becken verübte, ein lebendes Kind gewann und auch die Mutter erhielt. Bald folgte P. Dubois nach, vertheidigte die Operation mit dem ihm eigenen Scharfsinne (1834) in einer besonderen Abhandlung, verrichtete (1846) die k. Fr. mit dem besten Erfolge an einer kleinen Person, wodurch das Geschick der Operation in Frankreich entschieden ward. Die so bitter getadelte, mit allen möglichen Waffen verfolgte Operation sieht sich jetzt überall in Frankreich anerkannt, was unsere überrheinischen Nachbarn versäumt hatten, das holen sie jetzt rasch nach, und so zeugt auch vorstehende Schrift von dem regen Streben der Franzosen, hinter den andern Nationen in der Vervollkommnung des Fachs nicht zurückzubleiben. Die Abhandlung zerfällt in drei Theile, von welchen der erste die Geschichte der Operation enthält: im zweiten beschäftigt sich der Verf. mit den Indicationen und Contraindicationen der künstl. Frühgeburt und der dritte Theil bringt die Darstellung der verschiedenen Methoden. Unter diesen gibt der Verf. der Uterin-Douche von Kiwisch vor allen andern Arten, die künstl. Frühgeburt zu bewirken, den Vor=

zug, lobt indessen auch die Methoden von Cohen und Zuidbock, welcher letztere mittelst eines Wachs-Bougies die Eihäute aus ihrer Verbindung mit der Gebärmutter lostrennt. Kommt es freilich auf Eile an, wie z. B. bei Blutflüssen, so würde nach des Verfs Meinung der Eihautstich allen andern Methoden vorzuziehen sein. Uebrigens erkennt es der Verf. sehr wohl an, daß keine Methode infallibel ist, der Geburtshelfer muß sich gefaßt machen, wenn ihn eine im Stiche läßt, zur andern überzugehen: in dieser Beziehung sieht der Verf. das Verfahren von Kluge mit dem Preßschwamme als das letzte Mittel an, welchem er sonst das Wort nicht reden kann, da es zu gewaltsam wirkt und nicht vollkommen dem Begriffe der künstl. Frühgeburt entspricht. — Die ganze Abhandlung ist gut und verständig geschrieben, sie ist nicht zu weit ausgesponnen, so daß der Kern des Buches leicht herausgefunden werden kann, und was dem Verf. noch sehr zum Lobe gereicht, ist die genaue Litteraturkenntniß, mit welcher er sein Buch geschmückt hat. Die k. Societät der Medicin zu Marseille hat daher auch keinen Anstand genommen, das Werk mit dem ersten Preise zu krönen.

v. S.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 30. Juni 1856.

Kiel

Verlag der Schwersschen Buchhandlung 1853. Die letzten Zeiten Hansischer Uebermacht im Skandinavischen Norden. Von Heinrich Handelmann. XI u. 284 S. in Octav.

Hamburg

Perthes-Besser und Mauke 1853. Graf Christoff von Oldenburg und die Grafenfehde (1534—1536). Ein Beitrag zur Geschichte des Dänischen Interregnums von F. v. Alten. IX, 292 u. LII S. in Octav.

Kopenhagen

C. A. Reitzel 1853. 1854. Grevens Feide skildret efter trykte og utrykte Kilder af Dr. C. Paludan-Müller. 1. Deel. IX u. 450 S. 2. Deel. V u. 475 S. in Octav.

Berlin

Weidmannsche Buchhandlung 1855. 1856. Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die Eu-

ropäische Politik von Georg Waitz. 1. Band XXVI u. 424, 2. Band X u. 432, 3. Band XII u. 586 S. in Octav.

Es ist keine ungewöhnliche Erscheinung, daß gleichzeitig von verschiedenen Seiten her derselben wissenschaftlichen Aufgabe die Aufmerksamkeit zugewandt wird, daß, sei es unabhängig von einander, sei es einer angeregt durch den andern, mehrere gleichsam wetteifern einen Gegenstand vollständig und nach allen Beziehungen, die er darbietet, aufzuklären und zur Darstellung zu bringen. Gewiß spricht sich darin wenigstens eine verbreitete Ueberzeugung von dem Interesse der Sache wie von der Nothwendigkeit einer näheren Erforschung derselben aus. Bei geschichtlichen Fragen kommt wohl hinzu, daß manchmal neue Quellen eröffnet werden, mit deren Hülfe es gelingt, eine bis dahin nur unvollständig oder ungenau bekannte Periode oder einzelne Begebenheit besser zu erfassen. Eine ganze Reihe wichtiger Publicationen ist sich in unsern Tagen gefolgt, welche sich mit den letzten Lebensjahren Karl V, seinem Aufenthalt im Kloster S. Yuste und den Beziehungen, welche er von hier aus mit der Außenwelt unterhielt, beschäftigen: was Stirling anfing, Mignet fortsetzte, hat zuletzt durch Gachard einen gewissen Abschluß erhalten. Es verhält sich ähnlich mit den Büchern, welche oben zusammengestellt sind, nur daß sie noch viel weniger als die eben genannten Arbeiten eines englischen, französischen und belgischen Gelehrten eins durch das andere veranlaßt, vielmehr unabhängig von einander, auch bei ziemlich verschiedenen Anlässen und von verschiedenen Standpunkten aus, unternommen sind; nur die zuerst und zuletzt genannten Werke, die sich im gewissen Sinne ergänzen, ha-

ben auch bei ihrem Entstehen schon einen gewissen Bezug zu einander gehabt; außerdem ist es den Verfassern des dritten und vierten möglich gewesen, wenigstens im Verlauf ihrer Arbeiten sich gegenseitig durch Mittheilungen mancherlei Art zu fördern. Herrn Handelmanns Buch ist während seines Aufenthalts auf der hiesigen Universität entstanden; mit Hrn Paludan-Müller bin ich bald nach dem Beginn meines Werkes in Verkehr gekommen, und wie ich ihm Einiges für seine Zwecke habe mittheilen können, so bin ich ihm für mannichfache Unterstützung aus seinen reichen Sammlungen zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Das Buch Handelmanns hat sich eine umfassendere Aufgabe gestellt, die Darlegung aller der Umstände und Ereignisse, welche der Macht der Hansestädte in den skandinavischen Reichen ein Ende machten. Es hat, wie ich glaube, den Vf. auf eine vortheilhafte Weise in die gelehrte Welt eingeführt: sorgfältige und gewissenhafte Sammlung des Materials, zweckmäßige Vertheilung desselben, dazu eine schmucklose, aber klare und nicht unbelebte Darstellung sind Vorzüge, die sich bald herausgestellt und verbunden mit dem Interesse des Gegenstandes der Arbeit eine günstige Aufnahme verschafft haben. Mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt sind die schwedischen Verhältnisse behandelt; es war dem Verf. möglich, das hierfür noch nicht benutzte Lübecker Archiv auszubeuten, und dies hat ihn in den Stand gesetzt, an vielen Stellen die bisher meist auf schwedischen Quellen beruhende Darstellung der hier einschlagenden Ereignisse zu berichtigen. Ausgeschlossen von seiner Arbeit hat derselbe eine nähere Behandlung alles dessen was mit den Plänen und Unternehmungen des Lübecker Bürgermeisters Wullenwever in Ver-

bindung steht. Aber wohl mit Unrecht hat ihm das von einer Seite zum Vorwurf gemacht werden sollen. Die Vergleichung der andern oben genannten gleichzeitig erschienenen Werke zeigt am besten, wie es dem Verf. nicht möglich gewesen wäre, in den engeren Rahmen seiner Arbeit alles das einzufügen, was hier aus den schon länger vorliegenden oder eben zugänglich werdenden Quellen über die allerdings auch für den Untergang der hansischen Macht im Norden besonders wichtige Bewegung und Katastrophe in Lübeck und Dänemark, die sich an den Namen jenes Mannes anknüpft, geschöpft werden konnte. Nun erscheint das Buch als eine allgemeine Schilderung des Hintergrundes und der weiteren Umgebung, von der sich das Bild der Wirksamkeit Wullenwevers als ein mehr individuelles und im Detail auszuführendes abhebt. Näher auf Einzelnes der Darstellung einzugehen, wird mir kaum gebühren; eine wie die andere abweichende Ansicht hat mein später erschienenes Buch hervorgehoben; die Berichtigung einer anfangs mit Herrn Handelmann angenommenen Thatsache nach späteren Mittheilungen Paludan-Müllers bringt der dritte Band in den Nachträgen; dagegen enthält der zweite Band auch eine Zusammenstellung von Nachrichten über einen in die Bewegungen der Zeit und namentlich die schwedischen Angelegenheiten vielfach verflochtenen Mann, den Bernhard von Melen, und seine Verwandte, welche in dem eigenen Werke des Verfs keinen passenden Platz finden konnte.

Viel weniger weiß ich an dem zweiten der oben genannten Bücher, dem des Herrn von Alten in Oldenburg über die Theilnahme des Grafen Christoph von Oldenburg an den nordischen Angelegenheiten und insbesondere an der nach ihm so

genannten Grafenfehde, zu rühmen. Es würde unbillig sein, das Buch von dem Standpunkt aus zu beurtheilen, der durch die reichen urkundlichen Aufschlüsse der beiden später erschienenen Werke gewonnen worden ist. Aber man muß sagen, daß weder das vorher vorhandene Material hier vollständig benutzt, noch das Benutzte gut verwerthet worden ist. Was man etwa von dem Buch erwarten möchte, eine übersichtliche und gut geschriebene Darstellung dessen was sich auf das kühne und ziemlich romantische Auftreten des Grafen Christoph im Norden bezieht, findet sich hier in keiner Weise. Es ist nicht viel mehr als eine plan- und geschmacklose Zusammenstellung von allerlei Nachrichten, ohne rechte Verarbeitung, ja ohne alle Sorge für die Form oder nur die Lesbarkeit, was hier dargeboten wird. Die Quellen sind oft ganz roh wiedergegeben in einer Weise, die selbst ein Verständniß schwierig macht; wenn es z. B. S. 35 heißt: „Am 4. März endlich ging die vereinigte Flotte unter Segel, und gelangte den Abend noch nach Helsingöhr, darnach gen Koll gelaufen, allda sie Windes (so!) halber setzen müssen". Ohne allen Grund werden einzelne Stellen der plattdeutschen Texte in die Erzählung aufgenommen, z. B. S. 142: „letzteren Ort zu besetzen, sobald die Knechte tor zewarth afgelopen wären, was die Lübecker indessen, mit gotlicher hulpe, zu verhindern hofften". Eine dänische Urkunde wird ohne Weiteres aus Hvitfeld in den Text aufgenommen S. 21—29, noch dazu eine solche, die mit Graf Christoph gar nichts zu thun hat; der Verf. sagt, er theile sie mit, „da wir der Meinung sind, daß dieselbe noch nicht genügend ausgebeutet ist". Aber es sieht gar sehr so aus, als wenn er nur sein Buch

habe möglichst in die Länge ziehen wollen. So ist Luthers Brief an Friedrich I. über die Gefangenschaft K. Christian II. S. 43—47, die Schrift des Lübecker Superintendenten Bonnus gegen den Lübecker Rath S. 82—88 und Anderes in extenso mitgetheilt. Eher kann man es sich gefallen lassen, wenn der erste Vertrag Lübecks mit Graf Christoph aufgenommen wird, S. 121—123; allein es geschieht dann nach einem älteren schlechteren Abdruck, während der bessere Text in den von Paludan-Müller besorgten Aktstykker til Grevefeidens Historie dem Verf. doch schon bekannt sein mußte, da er dies Buch an anderer Stelle, wenn auch in sehr ungenügender Weise, benutzt. Auch die Erzählung ist voller Ungenauigkeiten und Mißverständnisse, bei denen ich mich hier nicht aufhalten will. Was dem Buch allein einen gewissen Werth verleiht, sind die im Anhang aus dem Oldenburger Archiv abgedruckten Urkunden und Briefe. Bei mehreren kann es freilich sehr zweifelhaft sein, ob sie eine vollständige Bekanntmachung verdienten. Wenn man wenigstens nach diesem Maßstabe die Actenstücke anderer Archive veröffentlichen wollte, würde man ganze Reihen von Bänden damit anfüllen können. Ganz ungehörig aber muß man hier wieder die Aufnahme der Union Schleswig-Holsteins und Dänemarks vom J. 1533 oder den Abdruck der Anträge Hamburgs und Lübecks an König Heinrich VIII. von England aus der Zeitschrift für Hamburgische Geschichte finden. Neu ist der auch von mir II, S. 251 aufgenommene Brief eines englischen Gesandten aus Hamburg, dessen Mittheilung hier ich einen Augenblick übersehen habe; meine von Hrn Dr Pauli besorgte Abschrift aus der Cottonschen Handschrift in London scheint mir

aber correcter zu sein, als die von Hrn von Alten benutzte. Von dem sehr merkwürdigen Inhalt hat dieser im Text keinen Gebrauch gemacht.

So mangelhaft und unbefriedigend diese Darstellung der Grafenfehde ausgefallen ist, so verdienstvoll und in fast jeder Beziehung des vollsten Lobes werth erscheint das Buch des dänischen Gelehrten, welches sich die Aufgabe gestellt hat, eine ausführliche, nach allen Seiten hin erschöpfende Geschichte derselben zu geben. Der Verf. hat sich hierzu vorbereitet durch die Herausgabe der schon oben angeführten Akstykker til Grevefeidens Historie, 2 Quartbände, die eine Fülle der interessantesten Urkunden und Briefe über die Geschichte dieser Jahre zuerst zugänglich gemacht haben. Sie sind meist dem Kopenhagener, Stockholmer und Schweriner Archiv entnommen. Wenn die beiden ersten schon, verbunden mit einigen andern Sammlungen in Kopenhagen, ein bedeutendes Material zur Geschichte dieser Zeit darboten, welches die älteren Historiker Hvitfeld, Krag, Tegel u. A. keineswegs vollständig ausgebeutet haben, so lieferte namentlich das Schweriner Archiv einen fast unerschöpflichen Reichthum der wichtigsten Correspondenzen und anderer Actenstücke. Bei weitem nicht alle haben in jene Sammlung aufgenommen werden können; auf viele und wichtige wird erst in der hier besprochenen Arbeit Bezug genommen; einzelne die dem doch zunächst vom Standpunkt der dänischen Geschichte aus entworfenen Plane des Verfs ferner lagen, sind später meinem Buche zu Gute gekommen. Herr Paludan-Müller hat außerdem mit großem Fleiße Alles benutzt was besonders die neuere deutsche und belgische Litteratur zur Aufklärung dieser Periode geliefert hat. Er läßt es an sorgfältiger

und kritischer Durcharbeitung des Stoffs nicht fehlen, und erzählt auf der Grundlage derselben in behaglicher Ausführlichkeit die Ereignisse, um welche es sich handelt. Den ersten Platz nehmen die dänischen und norwegischen Angelegenheiten ein; aber auch die Lübecker Verhältnisse erfahren eine sehr eingehende Behandlung, und ebenso die Beziehungen, in welche die Niederlande und der Kaiser auf der einen Seite, König Heinrich VIII. von England auf der andern Seite zu den deutsch-dänischen Angelegenheiten dieser Jahre traten. Während ich an vielen Stellen reiche Belehrung aus dem Buche geschöpft habe, kann ich an anderen allerdings nicht ganz mit der Auffassung und Darstellung einverstanden sein; aber immer muß ich der treuen und sorgfältigen Forschung die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Am wenigsten befriedigt mich die Anordnung und Vertheilung des Stoffs im Großen und Ganzen; die Eintheilung in 4 Bücher ist etwas äußerlich und zufällig gehalten; auch die einzelnen Abschnitte, in welche wieder jedes Buch zerfällt, erscheinen meist nicht als recht abgerundete, abgeschlossene Ganze. Es scheint mir auch auf dem Standpunkt des Werks kaum gerechtfertigt, daß er in dem ersten Buch, bezeichnet als Vorgeschichte der Grafenfehde, von den Lübecker Verhältnissen ausgeht, dann eine Uebersicht über die aller der anderen Lande und Fürsten gibt, welche damals einen gewissen Einfluß auf die Angelegenheiten des Nordens übten, und zuletzt erst zu diesen selber kommt.

(Schluß folgt).

Digitized by Google